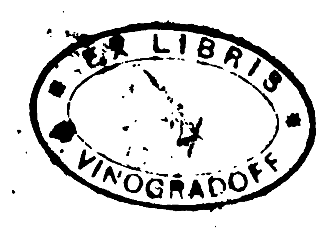
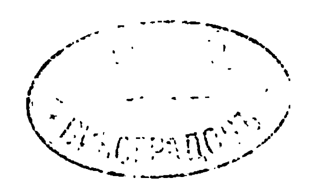

EX LIBRIS
VINOGRADOFF

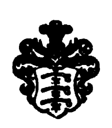


Die

Entstehung der Civilisation

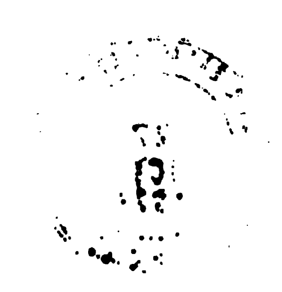
und der

Urzustand des Menschengeschlechtes.











Titelblatt.

Ansicht von Stonehenge.

Die

Entstehung der Civilisation

und der

Urzustand des Menschengeschlechtes,

erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden

von

Sir John Lubbock,

Verfasser der „Vorgeschichtlichen Zeit" u. s. w., Vicepräsident der „Ethnological Society", Mitglied der „Linnean, Geological, Entomological Societies" und mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Autorisirte Ausgabe für Deutschland.

Nach der dritten vermehrten Auflage aus dem Englischen

von

A. Passow.

Nebst einleitendem Vorwort

von

Rudolf Virchow.

Mit 20 Illustrationen in Holzschnitt und 6 lithographischen Tafeln.

Jena,

Hermann Costenoble.

1875.

Einleitendes Vorwort.

Sir John Lubbock hat seinem weitverbreiteten Werk über die vorgeschichtlichen Zeiten die hier in einer deutschen Uebersetzung dargebotenen Abhandlungen über die Entstehung der Civilisation folgen lassen. Sie enthalten gewissermaßen die praktische Anwendung der dort gesammelten Thatsachen auf die Beurtheilung der Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens der Menschheit. Indem sie zu dem Schluß gelangen, daß der Mensch sich ursprünglich in einem Zustande der äußersten Barbarei befunden hat, aus welcher sich mehrere Rassen vermöge eigner Kraft zu höherer Bildung aufgeschwungen haben, so tritt er in offenen Gegensatz zu den Vertheidigern der uralten Lehre von einer ursprünglichen Vollkommenheit und einer späteren Degeneration des Menschen. Seine Darstellung berührt daher eine der Hauptfragen, welche sich der Erwägung eines jeden Einzelnen darbietet, die Frage nach der irdischen „Bestimmung", nach dem wirklichen Fortschritt der Menschheit.

Die hier angewandte Methode ist an sich nicht neu, aber in ihrer jetzigen Vollkommenheit ist sie erst im Laufe der letzten Jahrzehnte ausgebildet worden. Sie stützt sich wesentlich auf die vergleichende Ethnologie. Das vorliegende Werk enthält aus den überreichen und noch so wenig erschöpften Quellen dieser Wissenschaft ein ungeheures Material, denn der Verfasser gehört sicherlich zu den besten Kennern derselben. Erst nach und nach hat die Forschung so breite Unterlagen in Anspruch genommen. Nachdem viele Jahrhunderte hindurch fast nur die classische Philologie die Grundlagen des Urtheils über die geistige Geschichte des Menschen geliefert hatte, ist eigentlich erst in unserm Jahrhundert die vaterländische Forschung hinzugetreten, indem sie die Sagen der Heimath, die Gebräuche und Ueberlieferungen des täglichen Lebens, die „Ueber=

lebsel" der Vorzeit in der Gegenwart aufsuchte und so den Faden zum Verständniß der uraltesten Zustände der eigenen Nation in die Hand bekam. Erst die Ethnologie jedoch hat allen diesen Bestrebungen einen sichern Halt gegeben, indem sie die niederen Stämme der Gegenwart in die Betrachtung zog und so die ganze Fülle, gleichsam die Gesammtheit der Erscheinungen des wirklichen Volkslebens in ihrem Zusammenhange für die Aufklärung bestimmter Culturverhältnisse zusammenfaßte. So ist zuerst die Sprache, dann die Religion, dann das Recht, zuletzt die Familie in den Kreis der ethnologischen Forschung gezogen, und der Leser wird mit Erstaunen aus dem vorliegenden Werke sehen, wie planmäßig und wie sehr in das Einzelne gehend die Untersuchung schon jetzt durchgeführt worden ist.

Es läßt sich nicht verkennen, daß auch hier die Sichtung des Stoffes noch mit großer Vorsicht und Mühe vorgenommen werden muß. Die Berichte der verschiedenen Beobachter und Reisenden widersprechen einander nicht selten auf das äußerste, ohne daß man sagen könnte, der eine habe Recht und der andere Unrecht. Im Gegentheil, jeder hat gewöhnlich bis zu einem gewissen Maße Recht, und sein Unrecht beginnt erst da, wo er den Werth der eigenen Beobachtungen über Gebühr verallgemeinert. Aber es ist recht schwer, diese Grenzen nachher zu finden und die Berechtigung der wirklichen Beobachtung gegenüber der theoretisirenden Verallgemeinerung festzustellen. Auch will ich nicht behaupten, daß der Herr Verfasser ausnahmslos das Richtige getroffen hat. So scheint mir namentlich sein Capitel über die Sittlichkeit, so bedeutend es ist, in einigen Punkten angreifbar. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß kein Leser das Buch ohne nachhaltige Befriedigung und ohne dauernden Nutzen aus der Hand legen wird.

Die Uebersetzung ist von derselben kundigen Hand niedergeschrieben, wie die früher von mir befürwortete über die vorgeschichtliche Zeit. Sicherlich wird sie sich der gleichen Anerkennung erfreuen.

Berlin, 26. April 1875.

Rud. Virchow.

Vorrede des Verfassers.

In meiner vorgeschichtlichen Zeit widmete ich mehrere Capitel der Schilderung der jetzigen Wilden, weil die gegenwärtig von den niederen Rassen benutzten Waffen und Werkzeuge uns manchen Aufschluß über die ehemalige Bedeütung und den Gebrauch der in den uralten Grabhügeln und Flußschwemmablagerungen gefundenen Gegenstände geben; und weil eine Kenntniß der jetzigen Wilden und ihrer Lebensweise uns befähigt, uns ein genaueres Bild und eine lebensvollere Vorstellung von den Sitten und Gebräuchen unsrer Ur-urahnen zu machen.

In dem vorliegenden Werke, welches aus einer Reihe von Vorlesungen entstanden ist, die ich im Frühjahr 1868 in der Royal Institution gehalten habe, beabsichtige ich, den gesellschaftlichen und geistigen Zustand der Wilden, ihre Kunstfertigkeit, ihre Verwandtschafts- und Ehebegriffe, ihre Religion, ihre Sprache, ihr Sittlichkeitsgefühl und ihre Rechtszustände noch eingehender zu erörtern. In späterer Zeit gedenke ich noch die Abschnitte meiner Vorlesungen zu veröffentlichen, welche ihre Wohnungen, Bekleidungsarten, Boote, Waffen, Werkzeuge u. s. w. betreffen. In Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit des in dem vorliegenden Werke besprochenen Gegenstandes sah ich mich gezwungen, gar manche Sitten und Anschauungen zu erörtern, die unserem Gefühle in hohem Grade widerstreben. Die Zahl derselben ist in der That sehr groß, und wenn ich es unterließ, ihnen jedesmal

eine erklärende oder tadelnde Bemerkung beizufügen, so geschah das nur, weil ich fürchtete, den Leser durch eine stete Wiederholung meines mißbilligenden Urtheils zu ermüden. Dies gilt vor allen Dingen von den Capiteln über die Ehe und die Religion; obgleich ich mich eifrig bestrebte, jedes Anstößige, so weit es anging, zu vermeiden, so war es mir doch nicht möglich, einige Thatsachen unerörtert zu lassen, welche unser Gefühl auf's Empfindlichste verletzen. Hätte ich jedoch mein Urtheil in einigen Fällen geäußert, so würde mein Stillschweigen an anderen Stellen vielleicht für ein Zeichen der Gleichgültigkeit oder sogar der Zustimmung gehalten worden sein.

Montesquieu [1]) beginnt den Abschnitt seines großen Werkes, welchen er der Religion gewidmet hat, mit einer Apologie: „Wie man," sagt er „peut juger parmis les ténèbres celles qui sont les moins épaisses, et parmi les abîmes ceux qui sont les moins profonds, ainsi l'ont peut chercher entre les religions fausses celles qui sont les plus conformes au bien de la société; celles qui, quoiquelles n'aient pas l'effet de mener les hommes aux félicités de l'autre vie, peuvent le plus contribuer à leur bonheur dans celle-ci. Je n'examinerai donc les diverses religions du monde que par rapport au bien que l'on en tire dans l'état civil, soit que je parle de celle qui a sa racine dans le ciel, ou bien de celles qui ont la leur sur la terre." Die Schwierigkeit, welche ich empfand, äußerte sich in ganz anderer Weise; doch hielt ich es für nothwendig, diese kurze Erklärung zu geben, damit Niemand denke, daß ich alles das gutheiße, was ich nicht ausdrücklich tadele.

Klemm hat in seiner allgemeinen Culturgeschichte der Menschheit die verschiedenen Rassen der Reihe nach beschrieben; das nämliche Princip befolgte neuerdings Wood in seinem mehr populär gehaltenen Werke „Natural History of Man". Es ist dies

---

[1]) „Esprit des Lois", liv. XXIV, ch. I.

ein System, welches trotz der großen Vortheile, die es hat, doch nicht geeignet ist, die großen Entwicklungsstufen der Civilisation klar zur Anschauung zu bringen.

Mehrere andere Werke, unter denen ich vor allen Dingen Müller's Geschichte der amerikanischen Urreligionen, M'Lennan's Primitive Marriage und Bachofen's Mutterrecht hervorhebe, beschränken sich auf einzelne Theile des Gegenstandes. Maine's interessantes Werk über „Ancient Law“ zeigt uns das Menschengeschlecht auf einer höheren Stufe, als die ist, welcher ich meine Aufmerksamkeit widmete.

Der von Tylor in seinem werthvollen Werke „Early History of Mankind“ verfolgte Plan hat eine große Aehnlichkeit mit dem meinigen. Allein der Gegenstand ist derartig, daß er wohl schwerlich von zwei Menschen in ganz gleicher Weise erforscht werden kann; auch gewährt seine Unerschöpflichkeit mir die feste Ueberzeugung, daß mein Freund mich nicht als einen Eindringling in ein Gebiet betrachten wird, welches er durch anhaltenden Fleiß zu seinem Eigenthum machte.

Lord Kames' History of Man und Montesquieu's Esprit des Lois kann ich ebenfalls nicht unerwähnt lassen. Beide Werke sind von großem Werthe, obgleich sie zu einer Zeit geschrieben wurden, wo unsre Kenntniß der wilden Rassen allerdings noch lückenhafter war, als jetzt.

Doch der Stoff für ein Werk, wie das vorliegende, ist unbegrenzt und mehrt sich täglich. Die Zahl derer, welche diesem Gegenstande eine lebhafte Theilnahme zuwenden, wächst von Jahr zu Jahr; und während keiner meiner Leser von meiner Unzulänglichkeit lebhafter überzeugt sein kann, als ich, so beeile ich mich doch, nach zehnjährigem Studium diesen Theil meiner Arbeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, in der Hoffnung, daß derselbe einen kleinen Beitrag zur Förderung einer Wissenschaft liefern möge, die

schon an und für sich von höchstem Interesse ist, jedoch einen besonderen Werth besitzt für ein Reich, wie das englische, dessen einzelne Völker sämmtliche von dem Menschengeschlechte erreichte Culturstufen veranschaulichen.

High Elms, Down, Kent,
Februar 1870.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Zweites Capitel.

Abbildungen und Verzierungen.

Drittes Capitel.

Ehe und Verwandtschaft.

Viertes Capitel.

Ueber die Entwicklung der Verwandtschaftsgrade.

Fünftes Capitel.

Religion.

Sechstes Capitel.

Religion.
(Fortsetzung.)

Siebentes Capitel.

Religion.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Der Charakter und die Sittlichkeit.

Neuntes Capitel.

Die Sprache.

Zehntes Capitel.

Rechtszustände.

Anhang.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Illustrationen.

Verzeichniß und Beschreibung der Tafeln.

Verzeichniß und Beschreibung der Holzschnitte.

Verzeichniß der hauptsächlichsten in diesem Buche citirten Werke.

Adelung, Mithridates.
Arago, Narrative of a Voyage round the World.
Arbousset and Daumas, Tour at the Cape of Good Hope.
Asiatic Researches.
Astley, Collection of Voyages.
Atkinson, Oriental and Western Siberia.
— Upper and Lower Amoor.
Azara, Voyages dans l'Amérique Meridionale.

Bachofen, das Mutterrecht.
Baikie, Exploring Voyage up the rivers Kwora and Binue.
Bain, Mental and Moral Science.
Baker, Albert Nyanza.
— Nile Tributaries of Abyssinia.
Barth, Reisen in Afrika.
Battel, The strange Adventures of (Pinkerton's Voyages and Travels).
Beechey, Narrative of a Voyage to the Pacific.
Bosman, Description of Guinea (Pinkerton's Voyages and Travels).
Brett, Indian Tribes of Guiana.
Brooke, Lapland.
Bruce, Travels in Abyssinia.
Burchell, Travels in Southern Africa.
Burton, Lake Regions of Africa.
— First Footsteps in Africa.
— Abbeokuta and the Cameron Mountains.
— City of the Saints.
— Mission to the King of Dahome.

Caillié, Travels to Timbuctu.
Callaway, Religions System of the Amazulu.
Campbell, Tales of the West Highlands.
— Wild Tribes of Khoudistan.
Carver, Travels in North America.
Casalis, The Busatos.
Catlin, North American Indians.
Chapman, Travels in S. America.
Charlevoix, History of Paraguay.
Clarke, Travels.
Collins, English Colony in New South Wales.
Cook, Voyage round the World. (In Hawkesworth's Voyages.)
— Second Voyage towards the South Pole.
— Third Voyage to the Pacific Ocean.
Cox, Manual of Mythology.
Crantz, History of Greenland.

Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal.
Darwin, Animals and Plants under Domestication.
— Origin of Species.
— Researches in Geology and Natural History.
Davis, Dr. J. B., Thesaurus Craniorum.
— the Chinese.
Davy, Account of Ceylon.
Deane, Worship of the Serpent traced troughout the World.
De Brosses, Du Culte des Dieux fétiches.
De Hell, Steppes of the Caspian Sea.
Denham, Travels in Africa.
Depons, Travels in South America.
Dias, Diccionario da Lingua Tupy.
Dieffenbach, New Zealand.
Dobritzhoffer, History of the Abipones.
Drury, Adventures in Madagascar.
Dubois, Description of de People of India.
Dunn, The Oregon Territory.
Dulaure, Histoire abrégée des différents Cultes.
D'Urville, Voyage au Pôle sud.

Earle, Residence in New Zealand.
Egede, Greenland.
Ellis, Three Visites to Madagascar.
— Polynesian Researches.
Erman, Travels in Siberia.
Erskine, Western Pacific.
Eyre, Discoveries in CentralAustralia.

Farrar, Origin of Language.
Fergusson, Tree and Serpent Worship.
Fitzroy, Voyage of the Adventure and Beagle.
Forbes Leslie, Early Races of Scotland.
Forster, Observations made during a Voyage round the World.
Forsyth, Highlands of Central India.
Franklin, Journey to the Shores of the Polar Sea.
Fraser, Travels in Koordistan and Mesopotamia.
— Tour to the Himalaya Moutains.
Freycinet, Voyage autour du Monde.

Gaius, Commentaries on Roman Law.
Gama, Descripcion histórica y cronológica de las Pedras de Mexico.
Garcilasso de la Vega, Commentaries of the Yncas.
Gardner, Faiths of the World.
Galton, Tropical South Africa.
Gibbs, Romance of the Chevelere Assigne.
Girard-Teulon, La Mère chez certains Peuples de l'Antiquité.
Gladstone, Juventus Mundi.
Goguet, De l'Origine des Lois, des Arts et des Sciences.
Graah, Voyage to Greenland.
Gray, Travels in Western Africa.
Grey, Polynesian Mythology.
— Journal of two Expeditions of Discovery in North-West and Western Australia.

Hale, Ethnologie of the United States Exploring Expedition.
— Ethnology and Philology.
Hallam, History of England.
Hamilton, Account of the Kingdom of Nepaul.
Hanway, Travels in Persia.
Hayes, Open Polar Sea.
Hawkesworth, Voyage of Discovery in the Southern Hemisphere.
Hearne, Voyage to the Northern Ocean.
Herodot.
Hooper, Tents of the Tushi.
Humboldt, Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geo-

graphischen Kenntnisse von der neuen Welt.
Hunter, Comparative Dictionary of the Non-Aryan Languages of India and High Asia.
— The Annals of Rural Bengal.
Hume, Essays.
— History of England.

Inman, Ancient Faiths in Ancient Names.

James, Expedition to the Rocky Mountains.
Jones, Antiquities of the Southern Indians.
Journal of the Royal Institution.
Jukes, Voyage of the Fly.

Kames, History of Man.
Kenrick, Phoenicia.
Keppel, Visit to the Indian Archipelago.
— Expedition to Borneo.
Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.
— Werkzeuge und Waffen.
Koelle, Polyglotta Africana.
Kolben, History of the Cape of Good Hope.
Kolff, Voyage of the Dourga.
Kotzebue, Reise um die Welt.

Labat, Voyage aux Iles de l'Amérique.
Labillardière, Voyage in search of La Perouse.
Lafitau, Mœurs des Sauvages américains.
Laird, Expedition into the Interior of Africa.
Lander, Niger Expedition.
Lang, Aborigines of Australia.
Latham, Descriptive Ethnology.
Lecky, History of Rationalism.
Lewin, Hill Tracts of Chittagong.
Lichtenstein, Travels in South Africa.
Livingstone, Missionary Travels and Researches in South Africa.
— Expedition to the Zambesi.
Locke, On the Human Understanding.
Lubbock, Prehistoric Times.
Lyon, Journal during the Voyage of Captain Parry.

McGillivray, Voyage of the Rattlesnake.
MacLean, Compendium of Kaffir Laws and Customs.
M'Lennan, Primitive Marriage.
Maine, Ancient Law.
Marco Polo, Travels of.
Marsden, History of Sumatra.
Mariner, Tonga Islands.
Martius, von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens.
Merolla, Voyage to Congo (Pinkerton's Voyages and Travels).
Metz, Tribes of the Neilgherries.
Metlahkatlah, veröffentlicht durch the Church Missionary Society.
Middendorf, Sibirische Reise.
Möllhausen, Reise zum Stillen Ocean.
Monboddo, Origin and Progress of Language.
Montesquieu, Esprit des Lois.
Moor, Notices of the Indian Archipelago.
Morgan, Proc. Acad. Nat. Sci. Philadelphia.
— System of Consanguinity and Affinity of the Human Family.
Moser, The Caucasus and its People.
Mouhot, Travels in the Central Parts of Indo-China.
Müller (Max), Essays. (Chips of a German Workshop.
— Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache.

Müller (F. G.), Geschichte der amerikanischen Urreligionen.
— (C. D.), Mythologie.
— (C. S.) Description de toutes les Nations de l'Empire de Russe.

Nilsson, Ueber das Steinalter.

Olaus Magnus.
Ortolan, Justinian.

Pallas, Vòyages en différentes Provinces de l'Empire de Russie.
— Voyages entrepris dans les Gouvernements méridionaux de l'Empire de Russie.
Park, Travels.
Parkyns, Leben in Abyssinien.
Perouse, La, Voyage autour du Monde.
Plinius, Historia naturalis.
Prescott, Geschichte von Peru.
— Geschichte von Mexiko.
Prichard, Natural History of Man.
Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences.
— of the Boston Society of Natural History.
Proyart, History of Loango (Pinkerton's Voyages and Travels).

Raffles, History of Java.
Report of Commitee of Legislative Council of Victoria on the Aborigines.
Reade, Savage Africa.
Renan, Origine du Langage.
Richardson, Journal of a Boat Journey.
Robertson, History of America.
Ross, Voyage to Baffin's Bay.
Rütimeyer, Beiträge zur Kenntniß der fossilen Pferde.

Scherzer, Reise der Novarra.
Schoolcraft, Indian Tribes.
Seeman, A Mission to Viti.
Shortland, Traditions and Superstitions of the New Zealanders.
Smith, A., Theory of Moral Sentiments, and Dissertation on the Origin of Languages.
— G., Bischof von Viktoria, Ten Weeks in Japan.
— L, History of Virginia.
— W., Voyage to Guinea.
Smithsonian Reports.
Snowden and Prall, Grammar of the Mpongwe Language. New York.
Speke, Discoveries of the Source of the Nile.
Spencer, Principles of Biology.
Spiers, Life in Ancient India.
Spix and Martius, Travels in Brazil.
Sproat, Scenes and Studies of Savage Life.
Squiers, Serpent Symbol in America.
Stephens, South Australia.
Stephenson, Travels in South America.
Strahlenberg, Description of Russia, Siberia and Great Tartary.
Systems of Land Tenure. Veröffentlicht vom Cobden Club.

Tacitus.
Tanner, Narrative of a Captivity among the Nord American Indians.
Taylor, New Zealand and its Inhabitants.
Tertre, History of the Caribby Islands.
Tindall, Grammar and Dictionary of the Namaqua (Hottentotten) Language.
Transactions of de Americain Antiq. Soc.
Transactions of the Ethnological Society.
Transactions of the R. S. of Victoria.
Tuckey, Expedition to Explore River Zaire.

Turner, Nineteen Years in Polynesia.

Tylor, Anahuac.

— Early History of Man.

Upham, History and Doctrine of Buddhism in Ceylon.

Vancouver, Voyage of Discovery.

Vogt, Vorlesungen über den Menschen.

Waitz, Anthropologie der Naturvölker.

Wake, Chapters on Man.

Wallace, Travels in the Amazons and Rio Negro.

— Malay Archipelago.

Watson and Kaye, The People of India.

Wedgewood, Introduction to the Dictionary of the English Language.

— Origin of Language.

Whately (Erzbischof von Dublin), Political Economy.

Whipple, Report on the Indian Tribes.

Wilkes, United States Exploring Expedition.

Williams, Fiji and the Fijians.

Wood, Natural History of Man.

Wrangel, Siberia and the Polar Sea.

Wright, Suberstitions of England.

Wuttke, Die ersten Stufen der Geschichte der Menschheit.

Yate, New Zealand.

Die Entstehung der Civilisation.

Erstes Capitel.

Einleitung.

Das Studium der niederen Menschenrassen gewährt, abgesehen von der unmittelbaren Wichtigkeit, welches es für ein Reich wie das englische besitzt, von drei Gesichtspunkten aus betrachtet einen großen Nutzen. Erstens haben die Lebensweise und Gebräuche der jetzigen Wilden in vieler, wenn auch nicht in jeder Hinsicht eine Aehnlichkeit mit denen, die unsern Vorfahren in einer lang entschwundenen Zeit eigen waren [1]; zweitens erläutern sie viel von dem, was unter uns vorgeht, manche Sitten, die offenbar in keinem Zusammenhange mit jetzigen Zuständen stehen, ja sogar einige Anschauungen, die gleich erdumhüllten Versteinerungen in der Tiefe unserer Seele ruhen, und drittens vermögen wir mit ihrer Hülfe sogar einen kleinen Theil des Nebels zu durchblicken, welcher die Gegenwart von der Zukunft trennt.

Die niederen Rassen der verschiedenen Welttheile vergönnen uns allerdings einen Einblick in einen socialen Zustand, der roher und veralteter ist, als irgend einer, in dem sich jemals nach geschichtlichen Berichten ein civilisirteres Volk befand. Und selbst bei gebildeten Nationen bemerken wir noch Spuren von ehemaligem Barbarismus. Es ist nicht nur die Sprache, welche uns in dieser Hinsicht mannigfachen Aufschluß gewährt, sondern auch die Gesetze und die Gebräuche, die gar oftmals sehr alten Ursprungs sind und symbolische Hand-

[1] Zu meiner Freude sehe ich, daß ein so fähiger vorsichtiger Kritiker wie Herr Bagehot sich mit den hier angeführten Argumenten und den daraus gezogenen Schlußfolgerungen einverstanden erklärt. Siehe seine „Physics and Politics, 1872", besonders das ausgezeichnete Capitel über „Nation-making".

lungen enthalten, welche als die Ueberreste von einst in Wirklichkeit stattgefundenen angesehen werden müssen. So deutet z. B. die bei einigen ägyptischen Festen übliche Anwendung von Steinmessern auf eine Zeit, wo dieses Volk für gewöhnlich Steinwerkzeuge handhabte. Ebenso erinnert die bei den Römern gebräuchliche Formel, die Ehe durch Kauf zu schließen, an eine Epoche in ihrer Geschichte, wo sie sich ihre Weiber nach der Art vieler jetzigen wilden Völker zu kaufen pflegten. Auch der Scheinraub bei Hochzeitsfeierlichkeiten kann nur durch die Hypothese erklärt werden, daß der Weiberraub einst eine bittere Wahrheit gewesen ist. In derartigen Fällen ist das Entstehen des Einen aus dem Andern einleuchtend. Die Sitte, Steinmesser bei bestimmten heiligen Handlungen anzuwenden, beruht offenbar auf einem überlieferten Herkommen und nicht auf einer Erfindung, und in derselben naturgemäßen Weise überlebte der bei Hochzeiten übliche scheinbare Frauenraub den wirklichen, wogegen wir nicht annehmen können, daß sich der letztere aus dem ersteren entwickelte.

Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß das Leben des Urmenschen durch jetzige Wilde, und seien es auch die am tiefsten stehenden, genau veranschaulicht wird. Gerade der Umstand, daß die letzteren stationär blieben, daß ihr Thun und Treiben, ihre Gewohnheiten und ihre Lebensweise sich Generationen hindurch fast unverändert erhielten, hat eine strenge, manchmal überaus complicirte Sittenordnung hervorgebracht, von der die ersteren vollständig frei waren, und die doch in einigen Fällen nach und nach eine über Gesetzeskraft hinausgehende Macht erlangte. Wollen wir uns daher eine Vorstellung von dem Urzustande des Menschengeschlechtes verschaffen, so müssen wir uns alle diese Gebräuche aus dem uns vorschwebenden Bilde fortdenken, und das vermögen wir am besten durch eine Vergleichung der zu den verschiedenen Familien des Menschengeschlechtes gehörenden wilden Stämme.

Obgleich die Rassenunterschiede in Folge der geographischen Lage und der ganzen Umgebung natürlicher Weise eine beträchtliche Abweichung in dem socialen und geistigen Entwickelungsgange der verschiedenen Stämme herbeiführten, so habe ich mich doch zu zeigen bemüht, daß die Entfaltung der höheren und edleren, die Ehe, die Verwandtschaft, das Recht und die Religion betreffenden Begriffe in ihren Anfangsstadien selbst bei den entlegensten Völkern einen sehr gleichartigen Verlauf genommen hat, und finden wir bei

fern von einander wohnenden, auf der nämlichen Stufe stehenden Familien scheinbar absurde, widersinnige Sitten, so dürfen wir daraus mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß dieselben trotz ihrer Ungereimtheit keine sinnlosen, unbedeutenden Zufälligkeiten sind, sondern in Charaktereigenthümlichkeiten wurzeln, die dem Menschengeschlechte angeboren wurden. Einige Gelehrte haben behauptet, daß die Wilden lediglich die verkommenen Nachkommen civilisirter Vorfahren seien, und mir liegt es fern, zu bestreiten, daß in einzelnen Fällen ein solcher Rückschritt stattgefunden haben mag. Aber erstens würde ein Stamm, welcher von der Civilisation zum Barbarismus hinabsank, natürlich ein anderes Gepräge zeigen, als einer, der sich aus der Wildheit oder der gänzlichen Sittenlosigkeit zum Barbarismus oder dem Zustande roher Sittlichkeit emporgeschwungen hat. Außerdem — und dieser Grund ist besonders hervorzuheben — vermindert sich ein herabgesunkenes Volk an Kopfzahl. Die Weltgeschichte zeigt, daß ein stärkeres, fortschreitendes sich vermehrt und die schwächeren, tieferstehenden verdrängt. Ich habe unter Anderm darzuthun gesucht, daß die unter den weniger ausgebildeten Rassen herrschenden Verwandtschaftsbegriffe naturgemäß bei fortschreitender Entwicklung entstehen mußten, jedoch unvereinbar mit der Theorie der Degradation sind. Auch wird ein Volk, welches sein Geschick dem Zufall anheimstellt, im Kampf um's Dasein einem an Gerechtigkeit glaubenden nicht gewachsen sein: finden wir sogar bei den Religionen der civilisirtesten Völker Spuren eines Fetischglaubens, so kommt das daher, weil dieselben vor ihrem Uebertritte zum Buddhismus, Mohamedanismus und Christenthum Fetischanbeter waren. Ein Stamm mit schwachen und mangelhaft entwickelten Verwandtschaftsgefühlen wird ceteris paribus im Daseinskampfe einem Nachbar mit starken und gut ausgebildeten Familienbegriffen weichen müssen. Daher glaube ich, daß wir uns — obgleich wir augenblicklich diesem Ziele noch sehr fern stehen — doch eine Vorstellung von dem Zustande verschaffen können, in welchem sich unsere Vorfahren in vorgeschichtlicher Zeit befanden, und der weit primitiver war, als alle, die sich gegenwärtig unsrer Beobachtung darbieten.

Jedenfalls kann darüber kein Zweifel obwalten, daß das sorgsame Studium der Sitten und Gebräuche, der Traditionen und des Aberglaubens uns schließlich manche schwierige ethnologische Frage lösen wird. Diese Art der Forschung muß jedoch mit un-

gemeiner Vorsicht angewandt werden und hat bereits zu vielen irrthümlichen Schlußfolgerungen geführt. So hat man z. B. mehr als einmal wilde Völker für Nachkommen der „Zehn Stämme" gehalten, weil manche ihrer Sitten eine überraschende Aehnlichkeit mit den in den Büchern Mose geschilderten besaßen. In solchen Fällen würde eine gründlichere Kenntniß der den Wilden eigenen Gewohnheiten und Gebräuche uns gezeigt haben, daß diese sich durchaus nicht auf diese bestimmten Stämme beschränkende Gleichartigkeit in Wahrheit das Gemeingut vieler, wenn nicht aller Hauptrassen des Menschengeschlechtes ist. Es bedarf daher einer eingehenden Arbeit, ehe diese Art von Beweisführung mit Sicherheit angewandt werden kann, obgleich ich nicht bezweifle, daß sie uns von unberechenbarem Nutzen sein wird.

Es ist überdies für uns Engländer von besonderer Wichtigkeit, das Leben und Treiben der Wilden genau zu erforschen. Bilden wir doch einen Theil jenes großen Reiches, das in jedem Welttheile Colonien und auf jeder Culturstufe Mitbürger aufzuweisen hat! Unsere indischen Besitzungen liefern davon ein schlagendes Beispiel. „Noch nie," sagt Herr Hunter [1]), „hat ein Volk ein „unterworfenes so erforscht und verstanden, wie wir die Bevölkerung „des flachen Landes. Ihre Geschichte, ihre Lebensweise und ihre Be„dürfnisse, ja sogar ihre Schwächen und Vorurtheile sind uns bekannt „und bilden eine Grundlage für jene staatlichen Einrichtungen, welche „unter dem Namen administrativer Fürsorge und zeitgemäßer Re„formen den Volksbewegungen auf halbem Wege entgegenkommen. „Die Ostindische Compagnie zollte bereitwillig jedem verdienst„lichen Bestreben, welches zur näheren Kenntniß der von ihr regierten „Völker beitrug, Ehrenbezeugungen und namhafte Belohnungen ...

„Die praktischen Erfolge zeigen sich jetzt. Die englischen Re„gierungsbeamten haben ein Verständniß für die arische Bevölkerung „Indiens, die nicht-arische ist ihnen dagegen vollständig fremd. „Mit staunenswerther Genauigkeit wissen sie anzugeben, welche „Aufnahme eine Maßregel bei den höheren oder rein-arischen „Ständen des Reiches finden wird; sie können mit weniger Ge„wißheit ihre Wirkung auf die tieferen oder halb-arischen Rassen „voraussehen, doch vermögen sie weder noch wagen sie den Einfluß „vorherzubestimmen, den irgend ein beliebiges Unternehmen auf

[1]) Hunter's Non-Aryan Languages of India, p. 2.

„die nicht-arischen Stämme ausüben wird. Politische Berechnungen „lassen sich unmöglich ohne eine Kenntniß des Volkes anstellen. „Allein damit ist das Uebel noch nicht erschöpft. In der durch „diese Unkenntniß entstandenen Lücke hat das Vorurtheil seinen „Sitz aufgeschlagen, und das Unglück der nicht-arischen Stämme „besteht nicht nur darin, daß man sie nicht versteht, sondern auch, „daß man sich ein falsches Bild von ihnen macht."

Maine hat daher sehr richtig in seinem ausgezeichneten Werke „on ancient law" bemerkt: „Keine Bemühung ist unnütz, und „sei sie auch noch ungleich beschwerlicher, als die bisher aufge-„wandte, welche uns die Keime sichert, aus denen sich unzweifel-„haft jede Form des Sittengesetzes entwickelt hat, welches in dem „gegenwärtigen Augenblicke unsere Handlungen bedingt und unser „Benehmen regelt. Die Anfangsstufen des staatlichen Lebens werden „uns," fügt er hinzu „so weit wir sie überhaupt kennen, durch drei „Arten von Zeugnissen dargethan, nämlich durch die Berichte gleich-„zeitiger Beobachter von minder vorgeschrittenen Culturzuständen „als die ihnen eigenen, ferner die Aufzeichnungen, welche einzelne „Völker von ihrer ältesten Geschichte bewahrt haben, und das alte „Recht. Die erste Art von Zeugniß ist offenbar die beste. Da „die menschlichen Genossenschaften nicht gleichmäßig mit einander „fortschreiten, sondern einen verschiedenen Entwickelungsgang „nehmen, so hat es Zeiten gegeben, in denen Männer, welche an „eine planmäßige Beobachtung gewöhnt waren, sich wirklich in der „Lage befanden, die Kindheit des Menschengeschlechtes zu belauschen „und zu schildern." [1]) Maine beruft sich hauptsächlich auf Tacitus, den er lobt, „weil er eine so günstige Gelegenheit auf's beste aus-„gebeutet habe," fügt aber hinzu: „Doch hat die Germania im Ge-„gensatz zu den meisten berühmten classischen Werken keine anderen „Schriftsteller veranlaßt, dem ausgezeichneten Beispiele ihres Ver-„fassers zu folgen, und daher ist diese Art von Zeugnissen nur in „einem außerordentlich geringen Grade vertreten."

Dies ist übrigens durchaus nicht der Fall. „Es hat zu allen „Zeiten Männer gegeben, die an eine planmäßige Beobachtung ge-„wöhnt waren und sich wirklich in der Lage befanden, die Kindheit „des Menschengeschlechtes zu belauschen und zu schildern", und die Berichte unserer jetzigen Reisenden haben denselben Werth, wie die,

---

[1]) Maine's Ancient Law, p. 120.

welche wir Tacitus verdanken. Doch müssen wir zugeben, daß unsere Kenntniß von dem socialen und geistigen Zustande der niederen Menschenrassen jedenfalls weder durch ihren Umfang noch durch ihre Genauigkeit genügt. Es ist für einen Reisenden natürlich ungleich leichter, die Wohnungen, Boote, Nahrungsmittel, Anzüge, Waffen und Werkzeuge der Wilden zu beschreiben, als ihre Gedanken und Empfindungen zu verstehen. Der ganze Geisteszustand eines Wilden unterscheidet sich so sehr von dem unsrigen, daß es oft ungemein schwer hält, das in seiner Seele Vorgehende zu verfolgen und die ihn beeinflussenden Beweggründe zu erkennen. Manches, was ihm natürlich und fast selbstverständlich erscheint, macht auf uns einen ganz andern Eindruck. „Was?" sagte ein Neger zu Burton, „soll ich Hungers sterben, während meine Schwester Kinder hat, die sie verkaufen kann?"

Obgleich nun die Wilden für ihr Thun und Glauben allemal Gründe anführen, so sind diese doch oft sehr absurd. Ueberdies vergrößert sich die Schwierigkeit, die Vorgänge ihres Geistes zu durchschauen, ungemein durch die Schwierigkeit der gegenseitigen Mittheilung. Dies hat manche lächerliche Irrthümer bewirkt. Als sich z. B. Labillardière bei den Freundschaftsinsulanern nach einem Worte für 1,000,000 erkundigte, scheinen die Eingeborenen diese Frage für thöricht gehalten zu haben, denn sie nannten ihm eins, das offenbar gar keine Bedeutung hat. Als er nach 10,000,000 fragte, erhielt er zur Antwort „laoalai", was ich unerklärt lassen will; für 100,000,000 sagten sie „laounoua", was so viel wie „Unsinn" heißt, während sie ihm für die höheren Zahlen gewisse unfeine Ausdrücke angaben, die er allen Ernstes in seinem Numeralienverzeichnisse veröffentlicht hat.

Eine Verwechslung, die Dampier machte, hatte ernsthaftere Folgen. Er war nämlich auf einige Australier gestoßen und erzählt: „Da ich einen Angriff befürchtete, feuerte ich mein Gewehr „ab, um sie zu erschrecken, vermied jedoch einen der Eingeborenen „zu treffen. Als ich aber bemerkte, daß sie meinen Diener in große „Gefahr gebracht hatten und mich selbst bedrohten und auch das „Gewehr, das ihnen anfangs etwas Furcht einjagte, bereits zu „verhöhnen gelernt hatten, denn sie erhoben plötzlich ihre „Hände, schrien „Pooh, Pooh, Pooh" und kamen mit großem „Tumult heran, da hielt ich es für hohe Zeit, abermals zu laden „und mir Einen auf's Korn zu nehmen. Als die Uebrigen ihren

„Genossen fallen sahen, machten sie Halt, und mein Diener benutzte „diese Gelegenheit, sich von ihnen zu befreien und zu mir herüber „zu laufen. Mein zweiter Begleiter befand sich ebenfalls in meiner „Nähe; er hatte jedoch nichts gethan, da er unbewaffnet heraus„gekommen war, und weil ich die Eingeborenen nicht weiter anzu„greifen beabsichtigte, kehrte ich mit meinen Leuten wieder zurück „und war sehr traurig über das bereits Geschehene." [1]) Pooh, Pooh oder Puff, Puff ist indessen der Ausdruck, mit dem Wilde wie Kinder naturgemäß ein Gewehr zu bezeichnen pflegen.

Häufig können sich die Wilden nicht entschließen, ein an sie gerichtetes Wort zu verneinen, und daraus entspringt dann eine andere Quelle des Irrthums. Livingstone [2]) behauptet, daß dies eine den Afrikanern besonders eigene Charaktereigenthümlichkeit sei. Ferner sagt z. B. Herr Oldfield [3]) in seiner Schilderung der Australier: „Bei meinen Erkundigungen bereiteten sie mir da„durch, daß sie nie das Gegentheil zu behaupten pflegten, gar oft„mals große Schwierigkeiten. Meine geringe Kunde ihrer Sprache „befähigte mich nämlich nur, mir durch das Aufwerfen von solchen „Fragen, die eine Vermuthung ausdrückten, über einige Punkte „Belehrung zu verschaffen. Da sie nun meiner Ansicht immer sofort „beipflichteten, so mußte ich mir oft den Kopf zerbrechen, um hinter „die Wahrheit zu kommen. Einst brachte mir ein Eingeborener „mehrere Exemplare einer Species der Eucalyptus, und da mir „viel daran lag, eine Auskunft über die Beschaffenheit der Pflanze „zu erhalten, so fragte ich ihn: „Ein großer Baum?" worauf er „eine schnelle bejahende Antwort gab. Da ich mich indessen noch „nicht genügend überzeugt fühlte, forschte ich weiter: „ein niedriger „Busch?" und abermals lautete seine Erwiederung „Ja".

Zudem ermüdet der Geist eines Wilden eben so leicht wie der eines Kindes, und er pflegt dann in den Tag hinein zu antworten, um sich die Mühe des Denkens zu ersparen. Herr Sproat [4]) sagt in seiner Schilderung der Ahts (N.-W.-Amerika): „Einem „gebildeten Manne scheint der Geist des Eingeborenen beständig zu „schlafen, und richtest Du plötzlich eine außergewöhnliche Frage an „ihn, so hast Du dieselbe so lange zu wiederholen, bis der Geist

[1]) Pinkerton's Voyages, vol. XI, p. 473.
[2]) Expedition to the Zambesi, p. 309.
[3]) Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. III, p. 255.
[4]) Scenes and Studies of Savage Life, p. 120.

„des Wilden erwacht ist, und recht deutlich zu sprechen, bis er Deine „Meinung begriffen hat. Dies mag vielleicht zum Theil seinen „Grund in der mangelhaften Sprachkenntniß des Fragers haben, „jedoch meiner Meinung nach nicht allein, denn man kann be„merken, wie der aus eigenem Antrieb nach Belehrung suchende „Wilde zur Vergeßlichkeit neigt. Ist seine Aufmerksamkeit voll„ständig bei der Sache, dann zeigt er oft große Schnelligkeit im „Antworten und ungemeinen Scharfsinn bei Schlußfolgerungen. „Allein eine kurze Unterhaltung ermüdet ihn, besonders wenn man „Fragen an ihn stellt, die seinerseits eine Gedanken- oder Gedächt„nißanspannung erfordern. Der Geist des Wilden scheint dann aus „bloßer Erschlaffung hin und her zu taumeln, und er bringt Lügen „und Unsinn vor".

„Manchmal fragte ich die Neger," sagt Park, „was während „der Nacht aus der Sonne werde und ob wir des Morgens dieselbe „Sonne wiedersähen oder eine andere? Allein ich merkte, daß sie „meine Fragen für sehr kindisch hielten. Das Thema schien ihnen „außer dem Bereich menschlicher Forschung zu liegen; sie hatten „bis jetzt weder eine Vermuthung darüber angestellt, noch sich die „Sache in irgend einer Weise zu erklären gesucht." [1])

Solche Gedanken befinden sich allerdings vollständig über dem geistigen Horizonte der tieferstehenden Wilden, von deren außerordentlich niederem geistigen Zustande wir uns kaum einen Begriff zu bilden vermögen.

Herr Dalton [2]) schildert die wilden Menschen im Innern von Borneo folgendermaßen: „Sie leben in einem vollständigen Natur„zustande, bebauen nicht den Boden und wohnen nicht in Hütten. Sie „essen weder Reis noch Salz und verkehren nicht mit einander, sondern „streifen wie wilde Thiere in den Waldungen umher. Entweder treffen „sich die Geschlechter im Dschungel, oder der Mann raubt sich eine „Frau aus einem Campong. Sind die Kinder groß genug, um „für sich selbst sorgen zu können, so gehen sie gewöhnlich ihre „eigenen Wege, und dann gedenkt Keiner mehr des Andern. Nachts „schlafen sie unter irgend einem großen Baume, dessen Zweige tief „herabhängen. An diese befestigen sie eine Art Schaukel, in der

---

[1]) Park's Travels, vol. I, p. 265.

[2]) Moor's Notices of the Indian Archipelago, p. 49. Siehe außerdem Keppel's Expedition to Borneo, vol. II, p. 10.

„die Kinder liegen, und machen rings um den Baum ein Feuer „an, um wilde Thiere und Schlangen abzuhalten. Sie bedecken „sich mit einem Stück Rinde, in das sie auch ihre Kleinen hüllen; „es ist weich und warm, schützt aber nicht gegen den Regen. Die „anderen Dyaks betrachten und behandeln diese armen Geschöpfe „als wilde Thiere."

Lichtenstein [1]) schildert einen Buschmann und behauptet, derselbe habe die vollständige Physiognomie des kleinen blauen Affen vom Kafferniande besessen. „Dieser Vergleich wurde noch treffender „durch die Lebhaftigkeit seiner Augen und die Beweglichkeit seiner „Augenbrauen. Auch seine Nasenflügel und Mundwinkel, ja sogar „seine Ohren bewegten sich unwillkürlich... Dagegen besaß „sein Gesicht keinen einzigen Zug, der ein Bewußtsein geistiger „Kräfte verrieth."

Unter diesen Umständen kann es uns durchaus nicht wundern, daß wir die allerwidersprechendsten Berichte von dem Charakter und dem Geistesvermögen der Wilden besitzen. Nichtsdestoweniger können wir, indem wir die Berichte vieler Reisenden mit einander vergleichen, bis zu einem bedeutenden Grade die Ursache solcher Irrthümer vermeiden, und die merkwürdige, zwischen verschiedenen Völkerschaften herrschende Gleichartigkeit kommt uns dabei sehr zu Statten. Dieselbe ist in der That so auffallend, daß einander fremde, auf der nämlichen Entwickelungsstufe stehende Völkerschaften oftmals mehr gemeinsame Züge zur Schau tragen, als ein und dasselbe Volk in seinen verschiedenen geschichtlichen Phasen aufzuweisen hat.

Und zwar haben einige Anschauungen, die uns ganz unerklärlich und phantastisch erscheinen, eine überaus weite Verbreitung. So darf z. B. bei vielen Völkern eine Frau unter keiner Bedingung mit dem Manne ihrer Tochter sprechen. Franklin [2]) erzählt uns: „Die Indianer im hohen Norden halten es für außer„ordentlich unpassend, wenn eine Schwiegermutter mit ihrem Eidam „spricht, ja ihn auch nur ansieht. Hat sie ihm eine Mittheilung „zu machen, so muß sie ihm der Sitte gemäß den Rücken zuwenden „und darf ihn nur durch die Vermittlung einer dritten Person „anreden."

---

[1]) Lichtenstein, vol. II, p 224.

[2]) Journey to the Shores of the Polar Sea, vol. I, p. 137.

Weiter im Süden bei den Omahaws[1]) „pflegt weder der „Schwiegervater noch die Schwiegermutter in directer Verbindung „mit dem Schwiegersohne zu stehen. Auch er wird unter keiner Be„dingung und bei keiner Gelegenheit unmittelbar mit den Eltern „seiner Frau verkehren, obgleich nicht die geringste Mißhelligkeit „zwischen ihnen besteht. Keinenfalls aber erwähnen sie Einer des „Andern Namen in Beisein von Fremden oder blicken sich gegen„seitig in's Gesicht, und jede Unterhaltung, die zwischen ihnen statt„findet, wird mit Hülfe einer andern Mittelsperson geführt".

Nach Harmon herrscht unter den östlich vom Felsengebirge wohnenden Indianern dasselbe Verbot.

Baegert[2]) berichtet, bei den Indianern in Californien „habe „der Schwiegersohn für eine bestimmte Zeit seine Schwiegermutter „sowie die nächsten weiblichen Verwandten seiner Frau nicht an„sehen dürfen, sondern habe, sobald eine dieser Frauen anwesend „gewesen sei, bei Seite treten oder sich verbergen müssen".

Eine ähnliche Aussage giebt Lafitau[3]) von den nordamerikanischen Indianern im Allgemeinen. Ferner finden wir diese Sitte bei den Krähenindianern, den Dacotahs und auch in Florida. Rochefort bemerkte sie bei den Karaiben, und in Südamerika kommt sie bei den Arawaken vor.

Bei den Mongolen und Kalmücken in Asien darf eine Frau weder mit ihrem Schwiegervater sprechen, noch sich in seiner Gegenwart setzen. Von den Ostiaken[4]) in Sibirien heißt es: „Une fille mariée évite autant qu'il lui est possible la présence „du père de son mari, tant qu'elle n'a pas d'enfant; et le mari „pendant ce temps n'ose pas paraître devant la mère de sa „femme. S'ils se rencontrent par hasard, le mari lui tourne le „dos, et la femme se couvre le visage. On ne donne point de „nom aux filles ostiakes; lorsqu'elles sont mariées, les hommes „les nomment „Imi", femmes. Les femmes par respect pour leurs

---

[1]) James' Expedition to the Rocky Mountains, vol. I, p. 232.

[2]) Account of California, 1773. Uebersetzt von C. Rau, im Smithsonian Rep. for 1863—4, p. 368.

[3]) Mœurs des Sauvages Américains, vol. I, p. 576.

[4]) Pallas, vol. IV, pp. 71, 577. Er sagt dasselbe von den Samojeden *loc. cit.* p. 99. Siehe ferner Müller's „Description de toutes les Nations de l'Empire de Russie, pt. I, pp. 191—203; pt. II, p. 104."

„maris ne les appellent pas par leur nom, elles se servent du „mot de „Tabé", hommes."

Nach Dubois ist es in einigen hindostanischen Bezirken der Frau „nicht gestattet, mit ihrer Schwiegermutter zu sprechen. „Wird ihr eine Arbeit anbefohlen, so deutet sie ihre Bereitwillig„keit nur durch Zeichen an". „Es ist dies eine Einrichtung," fügt er sarkastisch hinzu, „die wohl geeignet ist, den häuslichen Frieden „zu sichern."[1])

„In China," sagt Duhalde, „sieht der Schwiegervater nach „dem Hochzeitstage niemals das Antlitz seiner Schwiegertochter „wieder; er besucht sie nie, und treffen sie sich zufälliger Weise, so „versteckt er sich."[2]) Eine ähnliche Sitte herrscht auf Borneo und den Fidschi-Inseln. In Australien darf nach Eyre's Aussage Keiner den Namen seiner Schwiegereltern oder seines Eidams aussprechen.

„In Central-Afrika läßt sich der Freier," so lautet Caillié's[3]) Bericht, „von diesem Augenblicke an nicht wieder vor dem Vater „oder der Mutter seiner zukünftigen Frau sehen. Er vermeidet es „auf alle Weise, ihnen in den Weg zu kommen, und bemerken sie „ihn durch Zufall doch, so bedecken sie ihr Gesicht, als seien alle „Bande der Freundschaft gelöst. Ich bemühte mich vergebens, den „Ursprung dieser wunderlichen Sitte zu entdecken, doch war die „einzige Antwort, die ich erhielt: „Das ist so unsere Weise". Sie „erstreckt sich übrigens nicht nur auf Verwandte. Gehört der Bräu„tigam einem andern Lager an, so hat er alle Eingeborenen, die „zur Horde des Mädchens gehören, zu vermeiden, und darf nur „ein paar genaue Freunde besuchen. Gewöhnlich wird ihm ein „kleines Zelt errichtet, in dem er sich den ganzen Tag aufhält, und „sieht er sich veranlaßt, herauszukommen oder durch das Lager zu „gehen, so bedeckt er sein Gesicht. Am Tage darf er seine Braut „nicht sehen, sondern kriecht, wenn alle Uebrigen schlafen, in ihr „Zelt und verweilt daselbst bis Tagesanbruch." Die Kaffern[4]) halten es für nothwendig, „daß eine verheirathete Frau jeglichen „Verkehr mit ihren Schwiegereltern und allen männlichen Ver-

---

[1]) On the People of India, p. 235.
[2]) Astley's Collection of Voyages, vol. IV, p. 91.
[3]) Caillié's Travels to Timbuctoo, vol. I, p. 94.
[4]) Kaffir Laws and Customs, pp. 95, 96.

„wandten ihres Gatten in aufsteigender Linie abbricht, was sie
„„blonipa“ nennen. Sie muß bestrebt sein, die Namen derselben
„weder auszusprechen noch zu denken, und kommt die Namensilbe
„eines dieser Namen in einem andern Worte vor, so darf sie dasselbe
„nicht anwenden, sondern muß es durch ein ganz neues Wort oder
„doch wenigstens durch eine neue Silbe ersetzen. Auch der Mann
„muß sich seiner Schwiegermutter gegenüber gewisse Beschränkungen
„auferlegen. Er darf weder in ihrer Gegenwart oder unter dem=
„selben Dache bleiben, noch ihren Namen aussprechen". Schließlich
berichtet noch Chapman von den Buschmännern im fernen Süden
genau dasselbe, und doch hatte keiner dieser Reisenden eine Ahnung
von dem häufigen Vorkommen dieser Sitte.

In Australien bei den Ureinwohnern von Victoria muß jede
„Schwiegermutter den Anblick ihres Eidams vermeiden; sie macht,
„um nicht von ihm gesehen zu werden, jedesmal einen weiten
„Umweg, und verbirgt Gesicht und Gestalt mit dem groben Lappen,
„welchen die Frauenzimmer zu tragen pflegen".[1]) Diese Verordnung
wird so streng eingehalten, daß ein verheiratheter Mann, der
Grund zur Eifersucht zu haben glaubt, dem betreffenden Rivalen
gar manchmal seine Tochter zur Ehe anbietet. Dadurch, daß er
seine Frau zur Schwiegermutter macht, hemmt er den ferneren
Verkehr zwischen Beiden — denn ein solcher würde von nun an
ein Capitalverbrechen sein.[2])

Tylor, der in seiner „Urgeschichte des Menschen" verschiedene
sehr interessante Bemerkungen über derartige Sitten gemacht hat,
ist der Meinung, daß es ungemein schwer halte, auch nur ver=
muthungsweise solche Ursachen anzuführen, die sie in's Leben ge=
rufen haben könnten, und so viel ich weiß, hat sonst Niemand
den Versuch gemacht, sie zu erklären. In dem Capitel über die
Ehe werde ich jedoch die Weise darthun, in der sie nach meinem
Dafürhalten entstanden sind.

Eine zweite seltsame Sitte herrscht in Béarn unter dem
Namen „la couvade“. Wahrscheinlich nimmt es Jeder, der keine
ethnographischen Studien gemacht hat, als etwas Selbstverständ=
liches hin, daß sich die Mutter überall nach der Geburt eines

---

[1]) **Report of Select Committee on Aborigines, Victoria, 1859, p. 73.**
[2]) ***Loc. cit.* p. 78.**

Kindes in's Bett legt und sich pflegen läßt. Dies ist aber nicht der Fall. Bei manchen Völkern kommt nach dem Eintreten eines solchen Ereignisses der Vater und nicht die Mutter in ärztliche Pflege.

Dieser Gebrauch, so lächerlich er uns scheint, hat eine weite Verbreitung. Fangen wir mit Südamerika an, so sagt uns Dobritzhofer: „Kaum hörst Du, daß ein Kind geboren ist, so siehst Du „auch den Ehemann ganz in Decken und Felle gehüllt, und vor „jedem rauhen Luftzuge geschützt, im Bette liegen. Er fastet, wird „abgeschlossen gehalten und versagt sich für eine Reihe von Tagen „gewissenhaft bestimmte Fleischspeisen, so daß Du schwören möchtest, „er sei es gewesen, der entbunden ward... Ich hatte dies in „Büchern gelesen und darüber gelacht; ich konnte mir nicht denken, „daß ich jemals eine solche Verrücktheit für möglich halten könne, „und war der Meinung, daß man diese fremdartige Sitte mehr im „Scherz als im Ernst berichtet habe — doch sah ich sie schließlich „mit meinen eigenen Augen von den Abiponen ausüben".

„Bei den Coroados in Brasilien," sagt Martius, „zieht sich „der Mann zurück, sobald seine Frau hochschwanger oder nieder„gekommen ist. Vor der Geburt wird eine strenge Diät eingehalten. „Mann und Frau versagen sich für eine Zeit lang den Genuß ge„wisser Fleischspeisen und leben hauptsächlich von Fischen und „Früchten." [1])

Weiter nördlich in Guiana hat Herr Brett bemerkt [2]), „daß „ein Theil der zu den Acawoio- und Karaibenvölkern gehörenden „Eingeborenen sich bei einer zu hoffenden Vermehrung ihrer „Familie für verpflichtet hält, sich bestimmte Fleischspeisen zu „versagen, damit das erwartete Kind nicht in Folge eines solchen „Genusses auf irgend eine geheimnißvolle Weise zu Schaden komme. „So ist z. B. der Acouri (oder Agouti) für Tabu erklärt, aus „Furcht, das Kind möge so mager werden, wie dies Thier. Auch „der Haimara ist verboten, damit es nicht blind werde. Die äußere „Umkleidung am Auge dieses Fisches verräth nämlich eine Haut „oder grauen Staar. Durch den Genuß des Labba, wähnen sie, „würde der Mund des Kindes wie der des Labba hervorstehen, „oder seine Haut so fleckig werden, wie die dieses Thieres, und

---

[1]) **Spix's and Martius' Travels in Brasil, vol. II, p. 247.**
[2]) **Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 355.**

„diese Flecken würden dann schließlich zu Geschwüren werden. Der
„Marudi, dessen Geschrei für ein Vorzeichen des Todes gilt, ist
„ebenfalls untersagt, damit das kleine Wesen nicht sterbe, ehe es
„zur Welt komme". Ferner heißt es: „Nach der Geburt eines
„Kindes verlangt die alte Indianer-Sitte, daß der Vater sich in
„seine Hängematte lege. Er bleibt einige Tage in derselben, als sei
„er krank, und nimmt die Glückwünsche und Beileidsbezeugungen
„seiner Freunde entgegen. Ich selbst beobachtete diese Sitte einmal
„bei einer Gelegenheit, wo der Mann bei vollkommener Gesundheit
„und ausgezeichnetem Wohlsein in der spotterregendsten Weise in
„seiner Hängematte lag und auf's ehrerbietigste und sorgfältigste
„von den Frauen gepflegt ward, während die Mutter des Neu-
„geborenen sich mit Kochen beschäftigte — und sich anscheinend
„Niemand um sie kümmerte". [1])

Mehrere andere Reisende, z. B. de Tertre, Gilij, Biet und Fermin sagen dasselbe. Ja fast sämmtliche, die Eingeborenen von Südamerika betreffenden Schriften enthalten ähnliche Berichte.

In Nordamerika bei den Schoschonies muß, nach Rémy's Aussage, „der Mann während der Entbindung seiner Frau von „jeder Gesellschaft sich fern halten und darf Niemanden, selbst nicht „einmal seine Gattin, sehen". [2]) In Grönland darf der Mann nach der Niederkunft der Frau mehrere Wochen nicht arbeiten und in der Zeit auch keinen Handel treiben. [3]) In Kamtschatka muß er einige Zeit vor der Geburt des Kindes jede schwere Arbeit ruhen lassen. Tylor [4]) führt einen Bericht von Herrn F. W. Jennings an, demzufolge die den höheren Kasten angehörenden, in Madras, Seringapatam und an der Küste von Malabar wohnenden Indier bei dem von ihrer Hauptfrau geborenen ersten Kinde, sowie bei allen späteren Söhnen für einen Mondmonat das Bett hüten, hauptsächlich von Reisspeisen leben und sich aller schweren Nahrungsmittel und des Rauchens enthalten.

Aehnliche Verbote kommen bei den Chinesen von West-Yunnan, bei den Dyaks auf Borneo, in Nordspanien, auf Corsika und in Südfrankreich unter dem Namen „faire la couvade" vor. Mir scheint dieser seltsame Gebrauch von großer ethnologischer

[1]) Brett, *loc. cit.* p. 101.
[2]) Egede's Greenland, p. 196.
[3]) Journey to the Great Salt Lake City, p. 126.
[4]) Tylor's Urgeschichte des Menschen, II. Band, S. 301.

Wichtigkeit; doch hege ich nicht wie Tylor die Ansicht, daß alle die Völker, welche dieser Sitte huldigen, einer einzigen Gattung des Menschengeschlechtes angehören.[1]) Ich bin im Gegentheil der Meinung, daß diese Gewohnheit selbständig in mehreren, fern von einander liegenden Weltgegenden entsprungen ist.

Selbstverständlich muß ein so alter, weitverbreiteter Gebrauch in gewissen Anschauungen wurzeln, die dem Geiste des Wilden zusagen. Mehrere Vermuthungen sind darüber aufgeworfen Professor Max Müller[2]) sagt in seinen Beiträgen zur vergleichenden Religionswissenschaft: „Es ist klar, daß der arme Ehemann „anfänglich von seinen weiblichen Verwandten tyrannisirt und her„nach aus Furcht abergläubisch wurde. Er fing dann an, sich zum „Märtyrer zu machen, bis er endlich erkrankte oder sich, um sich zu „schützen, in's Bett legte. So seltsam und albern auch die Couvade „auf den ersten Anblick erscheinen mag, so enthält sie doch etwas, „mit dem die meisten Schwiegermütter, wie wir glauben, sympathi„siren können." Lafitau[3]) ist der Ansicht, daß sie aus einer dunkeln Erinnerung an die Erbsünde entstanden sei, und verwirft damit die mir richtig zu sein scheinende Erklärung der Karaiben und Abiponen. Dieselben glauben nämlich, daß wenn sich der Vater mit schwerer Arbeit beschäftigt oder in seiner Diät unmäßig ist „cela ferait mal à l'enfant, et que cet enfant participerait „à tous les défauts naturels des animaux dont le père „aurait mangé".

Und gerade dieser Aberglaube, daß die Eigenschaften eines Thieres auf den Menschen, der sein Fleisch genießt, übergehen, ist ungemein verbreitet. „In Indien," sagt Forsyth, „geben die „Mahuts ihren Elephanten oftmals ein Stück Tigerleber, um ihn „muthig zu machen, und die Augen der braunen Ohreule, damit er „Nachts schärfer sehen könne."[4]) Ferner zahlen die Malayen von Singapore einen hohen Preis für Tigerfleisch, nicht weil es ihnen schmeckt, sondern weil sie wähnen, daß der Mann, der von einem Tiger aß, nicht nur die Weisheit, sondern auch den Muth dieses

---

[1]) *Loc. cit* p 296.
[2]) Essays von Max Müller, II. Band, S. 281.
[3]) Mœurs des Sauvages Américains, vol. I, p. 259.
[4]) Forsyth's Highlands of Central India, p. 452.

Thieres in sich aufgenommen habe [1]), ein Glaube, der bei mehreren indischen Gebirgsvölkern vorkommt. [2])

Die Dyaks von Borneo haben ein Vorurtheil gegen Rehfleisch, welches die Männer nicht essen sollen, den Frauen und Kindern aber erlaubt wird. Der dafür angeführte Grund ist, daß ein Krieger durch den Genuß dieses Fleisches eben so feige werde wie dieses Thier. [3])

In alten Zeiten pflegten diejenigen, welche sich Kinder wünschten, Frösche zu verzehren, weil dieses Thier so viel Eier legt. [4])

Die Karaiben berühren weder Schweine- noch Schildkrötenfleisch, weil sonst ihre Augen „so klein werden könnten, wie die dieser Thiere". [5]) Die Dacotahs essen die Leber des Hundes, um seines Muthes und seiner Weisheit theilhaftig zu werden. [6]) Die Araber schreiben in gleicher Weise den leidenschaftlichen, rachsüchtigen Charakter ihrer Landsleute dem Genusse des Kameelfleisches zu. [7]) In Sibirien wird der Bär in dem Glauben verzehrt, daß sein Fleisch „Jagdlust erwecke und ein Schutzmittel gegen die Furcht sei". [8]) Ferner bereiten die Kaffern ein Pulver „aus dem „gedörrten Fleisch des Leoparden, Löwen, Elephanten, der Schlange „u. s. w. und meinen durch das Einnehmen dieser Mischung die „Eigenschaften dieser verschiedenen wilden Thiere auf sich zu über„tragen". [9])

Tylor erzählt [10]): „Zur Zeit des Teapinger Aufstandes sah ein „englischer Kaufmann in Schanghai seinen chinesischen Diener ein Herz „nach Hause tragen. Er fragte ihn, was er sich da geholt habe, und „erhielt zur Antwort, es sei das Herz eines Rebellen, das er jetzt „heimtrage und „essen wolle, um tapfer zu werden". Haben die „Neuseeländer ein Kind taufen lassen, so geben sie ihm Kiesel-

---

[1]) Keppel's Visit to the Indian Archipelago, p. 13.
[2]) Dalton's Des. Ethn. of Bengal, p. 33.
[3]) Keppel's Expedition to Borneo, vol. I, p. 231.
[4]) Inman's Ancient Faiths in Ancient Names, p. 383.
[5]) Müller's Geschichte der Amerikanischen Urreligionen, S. 221.
[6]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 80.
[7]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 143.
[8]) Atkinson's Upper and Lower Amoor, p. 462.
[9]) Callaway's Religious System of the Amazulu, pt. IV, p. 438.
[10]) Early History of Man, p. 131.

steine zu schlucken, damit es ein hartes, mitleidsloses Herz erhalte.[1])

Sogar der Kannibalismus ist oftmals eine Folge dieser Vorstellung, und die Neuseeländer verzehren ihre furchtbarsten Feinde zum Theil aus diesem Grunde. Durch dieselbe Ideenverbindung ward auch die Blume Augentrost, weil sie die Form eines Auges hat, für gut gegen Augenleiden gehalten.

Uns scheint diese Anschauung absurd, nicht so den Kindern. Ich selbst hörte einst ein kleines Mädchen zu ihrem Bruder sagen: „Wenn Du so viel von der Gans ißt, wirst Du ganz dumm werden," und vielleicht giebt es nur wenige Kinder, denen diese Schlußfolgerung nicht vollkommen logisch erscheinen würde.

Durch dieselbe Vorstellung bewogen, „nehmen die Eskimos, „um ihre Frauen fruchtbar oder schwanger zu machen, ein paar „Stücke von den Sohlen unserer Schuhe und behängen sich damit; „sie halten nämlich das englische Volk für fruchtbarer und körperlich „stärker als das ihrige, und bilden sich ein, vermittelst unserer „Kleidungsstücke die guten Eigenschaften unseres Körpers auf den „ihrigen übertragen zu können". [2])

In der That handeln Wilde eben so wenig ohne Gründe wie wir. Die ihrigen scheinen uns freilich manchmal unpassend und thöricht. So haben sie z. B. eine große Abneigung gegen das Portraitiren. Je größer die Aehnlichkeit eines Bildes, um so schlimmer ist es nach ihrer Meinung für den Abgezeichneten. Nur auf Kosten des Originals, meinen sie, könne eine Copie so lebensvoll sein. Als Kane einmal über die Gebühr von einigen Indianern gestört ward, entledigte er sich ihrer sofort durch die Drohung, daß er ein Bild von ihnen anfertigen werde, falls sie noch länger verweilten. In Bezug auf diesen Widerwillen berichtet Catlin eine interessante, wenn gleich traurige Begebenheit. Eines Tages entwarf er nämlich eine Profilzeichnung von einem Häuptlinge, Namens Mahtochenga. Als die Indianer dieselbe sahen, geriethen sie in große Aufregung. „Warum hast Du die Hälfte seines Gesichts weggelassen?" fragten sie, „Mahtochenga scheute sich nie „einem weißen Manne in's Antlitz zu sehen". Mahtochenga selbst schien die Sache nicht übel genommen zu haben, allein Schonka,

---

[1]) Yate's New Zealand, p. 82.
[2]) Egede's Greenland, p. 198.

„der" Hund, benutzte die günstige Gelegenheit, ihn zu verspotten. Er sprach: „Der Engländer weiß, daß Du ein halber Mann bist, „darum hat er die Hälfte Deines Gesichts gezeichnet, weil ihm be„kannt ist, daß die andere nichts taugt". Diese Auffassung führte zu einem Kampfe, in dem Mahtochenga erschossen ward, und ein böser Zufall fügte es so, daß die Kugel, welche ihn tödtete, gerade die Hälfte seines Gesichts fortriß, welche auf der Zeichnung fehlte.

Dies traf sich unglücklich für Catlin, der nur mit genauer Noth entkam und Monate lang in Lebensgefahr schwebte. Auch ruhte der Streit nicht eher, als bis Schonka und seine Brüder den Fall Mahtochenga's durch ihren Tod gesühnt hatten.

Auch Franklin erwähnt, daß die Indianer Nordamerikas einen sehr hohen „Preis für Portraits zahlen und dieselben, selbst „wenn sie schlecht gelungen sind, als ein wirksames Zaubermittel „schätzen". [1])

Die Eingeborenen von Bornu hatten einen ähnlichen Widerwillen vor dem „Geschriebenwerden". Sie sagten, daß sie es „nicht möchten, daß der Scheik es nicht möge, daß es eine Sünde „sei und daß -- dies war der Eindruck, den es auf mich machte „— es überhaupt besser gewesen wäre, wenn wir kein Buch ge„macht hätten". [2]) „Die Fetischanbeterinnen von Dahomey," sagt „Burton, „wurden mit Leichtigkeit durch das Aufnehmen ihrer Por„traits verscheucht." [3]) In seinen „Travels in Lapland" sagt Sir A. D. Brooke: „Ich konnte deutlich merken, daß manche der Ein„geborenen sich einbildeten, mein Handeln sei mit Zauberei ver„knüpft, und daher Zeichen der Unruhe äußerten, bis ihnen einige „von den Kaufleuten das Gegentheil versicherten. [4]) Ein derartiger „Fall ereignete sich eines Tages, als ein Lappländer an mein „Zimmer klopfte und nach der Gewohnheit seiner Landsleute ohne „weitere Förmlichkeit eintrat. Er war Geschäfte halber von Alten „nach Hammerfest gekommen, und die Neugierde trieb ihn nun, dem „Engländer vor seiner Heimkehr einen Besuch abzustatten. Nach„dem er einen kleinen Schnaps zu sich genommen hatte, schien er „sich ganz ungenirt zu fühlen, und ich fing an, als er so dastand,

---

[1]) **Voyage to the Polar Seas. vol. II, p. 6.**

[2]) **Denham's Travels in Africa, vol. I, p. 275.**

[3]) **Mission to the King of Dahomey, vol. I, p. 278.**

[4]) **Brooke's Lapland, p 354.**

„sein Portrait aufzunehmen. Alsbald veränderte sich sein Gesicht, „hastig nahm er seine Mütze auf und war im Begriff, sich schleu= „nigst aus dem Staube zu machen, ohne daß ich mir das Warum „zu erklären vermochte. Da er nur seine Muttersprache verstand, „so sah ich mich genöthigt, zu fremder Hülfe meine Zuflucht zu „nehmen, und erfuhr denn auch, daß ihm meine Beschäftigung diesen „Schrecken eingejagt habe. Er hatte dieselbe sofort begriffen und „stand nun in dem Wahne, daß ich durch den Besitz seines Bildes „eine Macht und einen Einfluß über ihn gewinnen würde, der „ihm Schaden bringen könne. Er wollte mir daher nicht gestatten, „ihn abzuzeichnen, und äußerte den Wunsch, ehe noch weitere Schritte „gethan seien, nach Alten zurückzukehren und die Erlaubniß seines „Herrn einzuholen." Herr Ellis erwähnt das Vorhandensein einer ähnlichen Abneigung auf Madagascar. [1])

Wir können uns kaum darüber wundern, daß dem Wilden das Schreiben noch zauberischer als das Zeichnen erscheint. So erlaubte z. B. Carver den nordamerikanischen Indianern ein Buch aufzuschlagen, wo und wann es ihnen beliebte, und er gab ihnen dann die Zahl der Blätter an. „Daß ich das vermochte," sagt er, „konnten sie sich nur durch die Annahme erklären, daß das „Buch ein Geist sei und mir auf jede meiner Fragen eine Antwort zuflüstere." [2])

Pater Baegert erzählt [3]), „daß ein Missionär einem seiner „Collegen durch einen Eingeborenen einige Brote gesandt und in „einem beifolgenden Briefe die Zahl derselben angegeben habe. Der „Bote verzehrte einen Theil derselben, und sein Diebstahl ward „natürlich entdeckt. Als er wieder einmal vier Brote abzuliefern „hatte, aß er zwei davon, versteckte aber, als er das that, das „Begleitschreiben unter einen Stein und meinte, diesmal würde „seine That nicht an den Tag kommen, da der Brief ja nicht ge= „sehen habe, wie er die Brote verspeiste".

Die weiter im Norden wohnenden Minatarris waren höch= lichst erstaunt, als sie Catlin in den „New York Commercial Advertiser" vertieft sahen, kamen zuletzt aber zu der Ueberzeugung, daß die Zeitung ein heilkräftiges Tuch für kranke Augen sei. Einer

---

[1]) Three Visits to Madagascar, p. 358.
[2]) Travels, p. 255.
[3]) Smithsonian Report, 1864, 379.

der Wilden kaufte sie denn auch wirklich für eine bedeutende Summe.[1])

In hohem Grade herrscht diese Sitte, Schriftzüge als Heilmittel anzuwenden, in Afrika, wo die Priester und Zauberer ein Gebet auf eine Tafel schreiben, das Geschriebene abwaschen und es dann den Kranken trinken lassen. Caillié[2]) lernte einen Mann kennen, welcher in dem Rufe großer Heiligkeit stand und sich seinen Lebensunterhalt dadurch erwarb, daß er Gebete auf eine Tafel schrieb, diese abwusch und das Wasser verkaufte, welches dann als angebliches Schutz- oder Erhaltungsmittel über verschiedene Gegenstände gespritzt ward.

Mungo Park machte sich einstmals diesen Aberglauben zu Nutze. „Kaum," sagt er, „hatte der Bambarraner gehört, daß „ich ein Christ sei, so faßte er auch sofort den Gedanken, sich einen „Saphie zu verschaffen. Er zog zu diesem Zwecke seine Walha „oder Schreibtafel hervor und versprach mir eine Abendmahlzeit „aus Reis anzurichten, wenn ich ihm einen Saphie schreiben wolle, „damit er sich gegen böse Menschen schützen könne. Der Vorschlag „war mir zu wichtig, um ihn abzulehnen. Ich beschrieb daher die „Tafel von oben bis unten auf beiden Seiten, und um nichts von „der vollen Kraft des Zaubermittels zu verlieren, wusch nun mein „Wirth die Schriftzüge mit etwas Wasser in eine Calabasse und „trank dann den kräftigen Trank, über dem er ein paar Gebete „gesprochen hatte, aus. Damit ihm aber ja kein einziges Wort „entgehe, beleckte er die Tafel, bis sie vollständig trocken war."[3])

In Afrika werden die als Heilmittel oder Amulette geschriebenen Gebete gewöhnlich aus dem Koran genommen. Sie sollen allerdings keinen Schutz gegen Feuerwaffen gewähren. Dieser Mangel aber schwächt den Glauben an sie nicht im mindesten ab, weil Mahomed, sintemal das Pulver zu seiner Zeit noch nicht erfunden war, doch auch natürlich noch kein Specificum gegen dasselbe anzugeben vermochte.[4])

„Bei den Kirgisen," sagt Atkinson, „verkaufen die Mullas „ähnliche Amulette, und erhalten für jedes Papierschnitzelchen ein

---

[1]) American Indians, vol II, p. 92

[2]) Travels, vol. I, p. 262.

[3]) Park's Travels, vol. I, p. 357. Siehe auch p. 56. Caillié's Travels to Timbuctoo, vol. I, p. 376.

[4]) Astley's Collection of Voyages, vol II, p. 75.

Schaf[1]); ähnliche Zaubermittel sind bei den Turkomanen[2]) und den Afghanen sehr gesucht." [3])

Wie die Astronomie und Religion, so trägt auch die Heilkunde der Wilden meistens das Gepräge der Zauberei.

Mit den zur Erhaltung des Lebens nothwendigen Bedingungen unbekannt, der Anatomie und Physiologie unkundig, durchschauen sie nicht die eigentliche Natur der Krankheit. So glauben z. B. die Neger durchgängig, daß alle Schmerzen durch böse Geister verursacht würden.[4]) „Die Kaffern führen alle Erkrankungen auf „drei Ursachen zurück. Sie glauben entweder durch einen Feind „bezaubert zu sein, oder den Zorn gewisser, in den Flüssen wohnender Wesen auf sich geladen zu haben, oder unter dem Einflusse „böser Geister zu stehen." [5]) In Guinea bemalen die eingeborenen Aerzte, um den die Krankheit hervorbringenden Geist zu ehren, ihre Patienten mit verschiedenen Farben.[6])

Aehnliche Anschauungen über den Ursprung und die Art einer Erkrankung kommen in vielen Theilen der Welt, z. B. in Sibirien, bei den Kalmücken, den Kirgisen, den Baschkiren[7]), manchen indischen Stämmen, wie den Abor, Katschari, Kolhs[8]) u. s. w., bei den Andamanen, den Samoanen und anderen Südsee-Insulanern[9]), auf Madagascar, bei den Karaiben[10]) u. s. w. vor. Die Folge davon ist, daß sie die bösen Geister durch Beschwörung oder andere Mittel aus dem Körper zu vertreiben suchen. Bei den Kalmücken fällt dies Amt den sogenannten „Priestern" zu; diese zwingen den bösen Geist, den Kranken frei zu geben und in irgend einen andern Gegenstand zu fahren.

---

[1]) Siberia, p. 310.

[2]) Vambery's Travels in Central Asia, p. 50.

[3]) Masson's Travels in Balochistan, Afghanistan, &c., vol. I. pp. 74, 90, 312; vol. II, pp. 127, 302.

[4]) Pritchard's Natural History of Man, vol. II, p. 704.

[5]) Lichtenstein, vol. I, p. 255. Maclean's Kaffir Laws and Customs, p. 88.

[6]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 439.

[7]) Müller's Des. de toutes les Nations de l'Empire de Russie, part I, pp. 123, 169

[8]) Dalton's Des. Ethnology of Bengal, pp. 25, 85.

[9]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 224. Gerland's Cont. of Waitz's Anthrop., vol. VI, p. 682.

[10]) Tylor's Primitive Culture, vol. II, p. 134.

Erkrankt ein Häuptling, so überträgt man den Namen desselben auf eine beliebige Person, und dann geht — so glauben sie — der böse Geist in deren Körper über.[1]) Rom besaß einen der Göttin des Fiebers geweihten Altar.[2]) Selbst bei den vorgeschrittensten Nationen des Morgenlandes werden gewisse Krankheitserscheinungen wie bereits seit langer Zeit so auch noch gegenwärtig dem Einfluß böser Geister zugeschrieben. „Die Assyrier „und Babylonier," sagt A. H. Sayce, „glaubten wie die Juden „des Talmud, die Welt sei von bösen Geistern erfüllt, welche die „mancherlei Krankheiten, denen der Mensch unterworfen ist, hervor„brächten."[3])

Viele wilde Völker glauben nicht an einen natürlichen Tod, und stirbt ein, wenn auch alter Mann, ohne verwundet zu sein, so folgern sie daraus, daß er der Zauberei zum Opfer fiel. Daher schreibt ein Wilder natürlich seine Leiden irgend einem in ihm wohnenden Feinde oder fremdartigen Gegenstande zu, und in Folge dessen wird eine eigenthümliche Behandlungsweise angewandt, welche sowohl wegen ihrer Einfachheit als auch wegen ihrer allgemeinen Verbreitung bemerkenswerth ist.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache," sagt Pater Dobritzhoffer[4]), „daß die abiponischen (Paraguay) Aerzte alle Krank„heitserscheinungen durch ein und dasselbe Mittel curiren. Laßt „uns diese Art des Heilens genau in's Auge fassen! Sie berühren „mit ihren Lippen die schmerzhafte Stelle, saugen an derselben und „spucken nach jedem Aufsaugen aus. Von Zeit zu Zeit holen sie „einen tiefen Athemzug aus dem Grunde ihrer Brust und blasen „auf die kranke Körperstelle. Das Blasen und Saugen wird „wechselweise wiederholt.... Diese Heilmethode ist bei allen mir „bekannten, in Paraguay und Brasilien wohnenden Wilden, und „nach Pater Jean Grillet auch bei den Galibi-Indianern in Ge„brauch.... Die noch unvernünftigeren Abiponen wähnen durch „solches Saugen und Blasen den Körper von Allem zu befreien, „was ihm Schmerz oder Unbehaglichkeit verursacht. Dieser Glaube

[1]) De Hell's Steppes of de the Caspian Sea, p. 256.

[2]) Epictetus, trs. by Mrs Carter, vol. I, pp. 91, 104.

[3]) Records of the Past, pub by the Society of Biblical Literature, vol. I, p. 131.

[4]) History of the Abipones, vol II, p. 249. Siehe ferner Azara, Voy. dans l'Amér. Mérid, vol II, pp 25, 117, 140, 142.

„wird von den Beschwörern beständig durch neue Gaukeleien ge-
„nährt. Denn ehe sie sich anschicken, den kranken Mann zu be-
„saugen, stecken sie sich heimlich Dornen, Käfer, Würmer u. s. w.
„in den Mund. Nachdem sie eine Zeit lang gesogen haben,
„spucken sie etwas davon aus, zeigen auf den Wurm oder Dorn
„und sagen: „Siehe, hier die Ursache Deines Mißbehagens!" Bei
„diesem Anblicke belebt sich der Muth des Kranken. Glaubt er
„doch, daß der Feind, welcher ihn peinigte, endlich aus seinem
„Körper entfernt ist."

Man möchte im ersten Augenblicke fast denken, daß sich irgend Einer auf Kosten des ehrwürdigen Paters lustig gemacht habe; doch finden wir dieselbe Heilmethode auch bei anderen Völkern. Martius sagt, daß die Curen der Guaycurus (Brasilien) „sehr „einfach seien und hauptsächlich im Veräuchern oder im Aussaugen „der schmerzhaften Stellen bestehen, worauf der Payé in eine Grube „spucke, als wolle er den ausgesogenen Krankheitsstoff der Erde „zurückgeben und vergraben". [1])

Brett sagt von Britisch-Guiana: „Hält der Zauberer den „Patienten für kräftig genug, um die Unannehmlichkeiten, die Auf-„regung, den Lärm und den dabei angewandten Tabaksqualm zu „ertragen, und bemerkt er noch außerdem ein Anzeichen der Ge-„nesung, so erklärt er, daß er die Ursache des Schmerzes durch „Saugen aus der betreffenden Stelle entfernen wolle. Nach vielen „vorangegangenen Ceremonien spuckt er dann irgend einen Gegen-„stand, z. B. einen Dorn, einen Kieselstein, eine Fischgräte, eine „Vogelkralle, einen Schlangenzahn oder ein Stück Draht aus und „giebt vor, derselbe sei durch irgend einen bösen Yauhahu in das „kranke Glied gebracht worden". [2])

Pater Baegert erwähnt ebenfalls, daß die californischen Zauberer die Kranken durch Blasen und Saugen zu heilen suchen und ihnen schließlich einige kleine Dinge vorlegen und behaupten, sie hätten ihnen diese Schmerz verursachenden Gegenstände aus-gesogen. Wilkes beschreibt uns eine derartige, zu Wallawalla am Columbiaflusse stattgefundene Scene folgendermaßen: „Die Aerztin, „es war nämlich eine Frau, beugte sich über den Körper des Pa-„tienten und fing an, seinen Hals und seine Brust an verschiedenen

---

[1]) Travels in Brazil, vol. II, p. 77.
[2]) Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 364.

„Stellen zu besaugen, um desto sicherer den bösen Geist herauszu-
„ziehen. Sie schien ab und zu etwas von dem Krankheitsstoff
„einzuschlucken und dann ohnmächtig zu werden. Am andern Morgen
„fand man sie noch immer damit beschäftigt, die Brust des Knaben
„zu besaugen.... Die Einwirkung, die sie auf das kranke Kind
„übte, war so bedeutend, daß es wirklich wohler zu sein schien....
„Als Herr Drayton die Aerztin kürzlich besuchte, sagte sie ihm,
„sie habe die Krankheit aus dem Körper des Kindes entfernt,
„und zeigte ihm als Beweis einen Stein von der Größe eines
„Gänseeies". [1])

Auch bei den Prairie-Indianern werden alle Erkrankungen in gleicher Weise behandelt. Schreiben sie dieselben doch alle derselben Ursache, nämlich der Anwesenheit eines bösen Geistes zu, der ausgetrieben werden muß. „Dies versucht der Medicinmann erstens
„durch gewisse Beschwörungsformeln und Ceremonien, die dazu
„bestimmt sind, sich der Hülfe des von ihm angebeteten Geistes
„oder Geister zu vergewissern, und zweitens dadurch, daß er aller-
„hand furchterregenden Lärm und Geberden macht und an den
„Stellen, wo der Schmerz sitzt, mit seinem Munde saugt." [2])
Hearne sagt in seiner Schilderung der Hudsonsbai-Indianer:
„Hier muß ich bemerken, daß sie weder für äußere noch für
„innere Leiden Medicin brauchen, sondern alle ihre Heilungen durch
„Zaubermittel bewerkstelligen. Bei gewöhnlichen Fällen saugen sie
„an den wehen Stellen und blasen und singen dabei". [3])

Auch im hohen Norden bei den Eskimos pflegen nach Crantz's Aussage „alte Weiber aus einem geschwollenen Beine einen Büschel
„Haare oder ein Lederstückchen zu ziehen; sie vollbringen das durch
„Saugen mit ihrem Munde, den sie vorher mit solchem Zeug an-
„gefüllt haben". [4]) Gehen wir nun zu den Lappländern über, so erfahren wir, daß, falls einer erkrankt, ihn ein Zauberer dadurch zu heilen glaubt, daß er ihm die Stirn besaugt und in's Gesicht bläst.

Von einer ähnlichen, in Südamerika herrschenden Sitte entwirft Chapmann folgende Schilderung: „Ein Mann war ver-

[1]) United States Exploring Expedition, vol. IV, p. 400. Siehe ferner Jones' Antiquities of the Southern Indians, pp. 29, 30.

[2]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. I, p. 250.

[3]) Voyage to the Northern Ocean, p. 189.

[4]) History of Greenland, vol. I, p. 214.

„wundet; unser Freund sog an der Wunde und zog dann aus „seinem Munde. . . . einen aus irgend einer Masse geformten „Klumpen, welchen man für den Mißbehagen verursachenden Gegen„stand hielt“.[1])

„Auf dem Australcontinente,“ sagt der Exgouverneur Eyre in seinem interessanten Werke, „haben die Zauberer, da alle „inneren Leiden der Hexerei zugeschrieben werden, die Macht, die„selben zu lindern oder zu heben. Zuweilen bringen sie den Mund „von außen an den Sitz des Schmerzes; das Blut wird aus„gesogen und ein Bündel grüner Blätter auf die Stelle gelegt. „Außer dem Blute, welches aus dem Zahnfleische des Zauberers „kommt, nehmen sie sich zuweilen einen Knochen aus dem Munde „und behaupten, denselben aus dem erkrankten Theile gezogen zu „haben. Bei anderen Fällen wird der Krankheitsstoff in einer un„sichtbaren Gestalt aus dem Körper entfernt und im Feuer ver„brannt oder in’s Wasser geworfen.“[2])

So finden wir denn dies primitive Heilmittel, das Uebel auszusaugen, über die ganze Erde verbreitet, ja, es hat sich vielleicht selbst noch unter uns bei Wärterinnen und Kindern in dem bekannten Kinderstubenmittel „Küss’ es, dann ist der Schmerz fort“ erhalten.

Diese falschen Auffassungen von dem eigentlichen Wesen der Krankheit haben noch manche andere merkwürdige Curmethoden hervorgerufen. So bekommt z. B. bei den Kukis nicht der Patient, sondern der Arzt die verordneten Mittel. In Folge dessen werden gewöhnlich Eßwaaren verschrieben; bei schweren Krankheitsfällen wird sogar ein Büffel geopfert, worauf der Doctor ein Festessen veranstaltet.[3])

Die Australier wenden ein anderes, ebenfalls sehr merkwürdiges Heilverfahren an: „Sie umwinden nämlich die Stirn oder „den Hals des Kranken mit einem Stricke, mit dessen anderem Ende „sich eine gute Freundin so lange die Lippen reibt, bis sie heftig „bluten. Sie wähnen, dies Blut komme aus dem Körper des „Kranken und sei an dem Stricke entlang geflossen“.[4])

---

[1]) Travels in Africa, vol. II, p. 45. Siehe ferner Livingstone’s Travels in South Africa, p. 130.

[2]) Discoveries in Central Australia, vol. II, p. 360. Siehe außerdem Oldfield’s Trans. Ethn. Soc., N S., vol. III. p. 243.

[3]) Dalton’s Des. Ethn. of Bengal, p. 46.

[4]) English Colony in New South Wales, pp. 363, 382.

Die Abneigung gegen Zwillinge ist weit verbreitet. „Auf der „Insel Bali [1]), unweit Java, haben die Eingeborenen den seltsamen „Aberglauben, daß die Niederkunft einer Frau mit Zwillingen eine „sehr böse Vorbedeutung sei, und die Frau muß, sobald diese Nachricht bekannt geworden ist, mit Mann und Kindern fortgehen und, „um sich zu reinigen, einen Monat lang an der Meeresküste oder zwischen den Gräbern wohnen. Darauf darf sie nach der Darbringung „eines passenden Opfers in's Dorf zurückkehren." Dieser Aberglaube ist indessen durchaus nicht allein dieser Insel eigenthümlich.

„Bei den Khasiaten von Hindostan [2]) pflegt man, falls Zwillinge geboren werden, meistens ein Kind zu tödten. Eine solche „Geburt gilt nämlich für ein Unglück und auch für entehrend, da „sie dem Menschen nach ihrer Ansicht eine Aehnlichkeit mit den Thieren verleiht."

Einige sibirische Stämme schreiben die Geburt von Zwillingen bösen Geistern zu. [3])

Die Ainos von Japan [4]) bringen immer nach der Geburt eines Zwillingspaares das eine Kind um. Bei einigen südafrikanischen Stämmen wird ebenfalls eins derselben getödtet. [5]) „Werden „zu Arebo in Guinea," so heißt es bei Smith und Bosman, „Zwillinge geboren, so pflegt man nicht nur die Kinder, sondern „auch die Mutter zu ermorden." [6]) „In Dahomey und in Nguru, „einer der Schwesterprovinzen von Unyanyembé, bringt man ebenfalls die Zwillinge um's Leben und wirft sie in's Wasser, damit „das Land nicht von einer Dürre, Hungersnoth oder Ueberschwemmung heimgesucht werde. Ein Versuch, ihre Geburt zu verheimlichen, würde den Tod der ganzen Familie nach sich ziehen." [7])

„In Peru war," wie Garcilasso de la Vega sagt, „die Fruchtbarkeit andeutende, gleichzeitige Geburt von zwei Kindern an einigen „Orten als ein gutes, an anderen als ein böses Zeichen angesehen." [8])

[1]) Moor's Notices of the Indian Archipelago, p. 96.

[2]) Steel, Trans. Ethn. Soc. N. S., vol. VII, p. 308.

[3]) Müller's Des. de toutes les Nations de l'Emp. de Russie, vol III, p. 138.

[4]) Bickmore, Proc. Bost. Soc. of Nat. His. 1867.

[5]) Livingstone's Travels in South Africa, p. 577.

[6]) Voyage to Guinea, p. 233. Pinkerton, vol. XV, p. 526. In anderen Theilen Guineas heißt man Zwillinge willkommen.

[7]) Speke's Discovery of the Source of the Nile, pp. 541, 542.

[8]) Royal Commentaries of the Incas. Hakluyt Society, vol. I. p. 116.

Die Australier [1]) und nordamerikanischen Indianer [2]) tödten nach der Geburt von Zwillingen eins der Kinder; vielleicht werden sie dabei lediglich von dem Gedanken beeinflußt, daß ein kräftiges Kind zwei schwachen vorzuziehen sei.

Aus diesem Grunde entspringt jedoch gewöhnlich nicht das Vorurtheil gegen Zwillinge. Ich bin vielmehr der Ansicht, daß es in der seltsamen Vorstellung beruht, daß Ein Mann auch nur Ein Kind bekommen kann, so daß Zwillinge auf eine unter erschwerenden Umständen begangene Untreue schließen lassen. So heißt es z. B. in der Einleitung zu dem merkwürdigen alten Chevalier Assigne oder Schwanenritter (der König und die Königin sitzen zusammen auf der Mauer):

Der König blickte hernieder und sah hinab
Und erschaute eine arme Frau, die saß am Thore
Mit zwei Kindern vor sich, die waren geboren in einer Geburt,
Und er wandte sich dorthin und Thränen ließ er fallen,
Dann seufz'e er hoch auf und sagte zu der Königin:
„Seht Ihr jenes arme Weib. Nun ist sie geplagt
Mit zwei Zwillingen, und für die wagte ich mein Haupt zu verwetten."
Die Königin schüttelte verneinend den Kopf und sagte: „Man sollte es nicht glauben:
Ein Mann für Ein Kind und zwei Frauen für zwei;
Alles Andere wäre ein unglaubliches Ding, wie mich bedünken möchte.
Muß doch jedes Kind einen Vater haben, so viel es ihrer auch giebt." [3])

Seit dem Lesen dieser Zeilen bemerkte ich, daß dieselbe Anschauung auch in Guinea vorkommt. [4])

---

[1]) Waitz, Anthropologie, vol. VI, p. 779.

[2]) Lafitau, vol. I, p. 592.

[3]) The Romance of the Chevalier Assigne, edited by H. H Gibbs, Esq. Trübners, 1868.

The kynge loked adowne, and byhelde under,
And seygh a pore womman, at the yate sytte,
Withe two chylderen her byfore, were borne at a byrthe;
And he turned him thenne, and teres lette he falle.
Sythen sykede he on hyghe, and to the qwene sayde,
Se ye the yonder poor womman. Now that she is pyned
With twynlenges two, and that dare I my hedde wedde.
The qwene nykked him with nay, and seyde it is not to leve;
Oon manne for oon chylde, and two wymmen for tweyne;
Or ellis hit were unsemelye thynge, as me wolde thenke,
But eche chylde hadde a fader, how manye so ther were

[4]) Astley's Collection of Voyages, vol. III, p. 83. In demselben Bande

Einige eigenthümliche unter den Wilden herrschende Ideen sind eine Folge der Thatsache, daß sie sogar unbelebten Gegenständen Leben zuschreiben, weil dasselbe zu ihren eigenen Bewegungen nothwendig ist. Selbst Plato nimmt an, daß jedes sich bewegende Ding eine Seele haben müsse, und so auch die Erde. Hearne sagt, daß die nordamerikanischen Indianer lieber einen Angelhaken nehmen, der einen großen Fisch gefangen hat, als eine Handvoll bisher unbenutzter, und daß sie niemals zwei Netze nebeneinander einsenken, aus Furcht, dieselben könnten eifersüchtig werden.[1])

Die Eskimos meinten, Capitain Lyon's Spieluhr sei die Tochter seiner kleinen Drehorgel.[2])

Die Buschmänner hielten Chapman's großen Wagen für die Mutter seines kleinen. „Sie verachten einen Pfeil, der einmal „sein Ziel verfehlte, und schätzen einen, der es traf, um so höher. „Sie verfertigen lieber neue, so mühevoll und umständlich es auch „sein mag, als daß sie die fehlgeschossenen aufsammeln und wieder benutzen.“ [3])

Die Eingeborenen auf Tahiti pflanzten die ihnen vom Capitain Cook geschenkten eisernen Nägel in der Hoffnung ein, dadurch junge zu erhalten. Auch glauben sie, „daß nicht nur alle Thiere, „sondern auch die Bäume, Früchte und selbst die Steine eine Seele „besitzen, welche bei dem Sterben, Verzehrtwerden oder Zerbrechen „zur Gottheit aufsteigt, sich zuerst mit ihr vermischt und dann später „in ihre eigens für sie bestimmte Wohnstätte eingeht“.

Die Freundschaftsinsulaner hegten die Ansicht [4]), „daß die „Seele eines Thieres nach dem Tode sofort nach Bolotoo komme. „Zerbricht ein Stein oder irgend eine andere Masse, so erhalte „dieselbe gleichfalls den Lohn der Unsterblichkeit; ja sogar Kunst„producte gehen zu dem nämlichen Glücke wie Menschen, Schweine „und Yamsfrüchte ein. Zerbrechen oder verderben Beil oder Meißel, „so enteilt ihre Seele zum Dienste der Götter. Ist ein Haus nieder„gerissen oder ein Weg zerstört, so findet ihr unsterbliches Theil „eine Stätte auf den Ebenen von Bolotoo“. Daher stammt wahr-

---

finden wir auf Seite 358 eine bei den Hottentotten vorkommende, seltsame Variation dieser Vorstellung. Siehe ebenfalls Burton's Dahomey, vol. II, p. 145.

[1]) *Loc. cit.*, p. 330.

[2]) Lyon's Journal, p. 140.

[3]) Lichtenstein's Travels in South Africa, vol. II, p. 271.

[4]) Mariner's Tonga Islands, vol. II, p. 137.

scheinlich die Sitte, die mit den Todten begrabenen Werkzeuge u. s. w. zu zerbrechen. Dies geschah nicht, um sie nutzlos zu machen, denn einem Wilden würde es nicht im Traume einfallen, ein Grab zu entweihen und den Zorn seines Insassen auf sich zu laden; man that es vielmehr, weil die Werkzeuge „getödtet" werden mußten, damit ihre Seelen wie die der Weiber und Sclaven ihrem Herrn in das Schattenreich zu folgen vermochten.

Lichtenstein erzählt, daß der König der Coussa-Kaffern, welcher ein Stück von dem Anker eines gestrandeten Schiffes abgebrochen habe, bald darauf gestorben sei; worauf es sich alle seine Unterthanen zur Pflicht machten, bei jedem Vorübergehen den Anker, den sie für ein rachsüchtiges Wesen hielten, sehr ehrfurchtsvoll zu grüßen.

Durch ein ähnlich zufälliges Ereigniß entstand unter den Mohawks wahrscheinlich die Ansicht, daß irgend ein großes Unglück eintreffen werde, sobald Einer am Saratoga-See spreche. Eine unerschrockene Engländerin, die bei der Ueberfahrt beständig geredet hatte, verhöhnte, nachdem sie glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatte, ihren Fährmann wegen seines Aberglaubens; meiner Meinung nach wußte er sich aber vorzüglich aus der Affaire zu ziehen, indem er sofort erwiederte: „Der große Geist ist gnädig „und weiß, daß eine weiße Frau ihren Mund nicht halten kann".[1])

Die Begrüßungsweise der Wilden ist oft sehr seltsam und ihre Gefühlsäußerungen sind den unsrigen unähnlich. Das Küssen scheint uns die natürliche Sprache der Liebe. „Es ist gewiß," sagt Steele, „daß die Natur es erfand, und daß es mit der ersten Bewerbung seinen Anfang nahm." Das scheint jedoch völlig falsch; war es doch den Australnegern, den Neuseeländern, den Papuas und den Eskimos unbekannt. Den westafrikanischen Negern soll es sogar unangenehm sein, sonst möchte ich meinen, daß sich diese Sitte, sobald sie einmal ersonnen war, über den Erdboden hätte verbreiten müssen.

Die Neuseeländer verstanden nach Shortland nicht zu pfeifen.[2]) Die Westafrikaner schüttelten sich einander nicht die Hand.[3]) Die Batonga, ein an der Zambesiküste lebender Stamm, begrüßen ihre Freunde, indem sie sich rücklings auf die Erde werfen, von einer

---

[1]) Burton's Abbeokuta, vol. I, p. 198.

[2]) Traditions of the New Zealanders, p. 131.

[3]) Burton's Mission to Dahomey, vol. I, p. 36.

Seite zur andern trudeln und auf ihre Hüften schlagen.[1]) Die den nämlichen Erdtheil bewohnenden Bakaa haben ein Vorurtheil gegen Kinder, welche die oberen Zähne eher als die unteren bekommen; und der Ausspruch: „Du hast Deine oberen Zähne zuerst erhalten,“ gilt bei ihnen für die größte Beleidigung.[2])

Die Polynesier und Malayen setzen sich jedesmal nieder, wenn sie mit einem Vorgesetzten reden; ein Chinese bedeckt sich mit seinem Hute, anstatt ihn abzunehmen. Cook behauptet, daß das Volk von Mallicollo seine Bewunderung durch Zischen zu verstehen gäbe, und dasselbe ist nach Casalis bei den Kaffern der Fall.[3]) Auf einigen Inseln des Stillen Oceans, in Gegenden von Hindustan[4]) und in einigen Theilen Afrikas hält man es für ein Zeichen der Hochachtung, dem Vorgesetzten den Rücken zuzuwenden. Die Todas der Neilgherry-Hügel sollen ihre Ehrerbietung dadurch an den Tag legen, „daß sie die offene rechte Hand an die Stirn erheben „und dabei den Daumen auf der Nase ruhen lassen“; am oberen Nil beweisen nach Schweinfurth's[5]) Aussage die Eingeborenen ihre Verehrung durch einen weitgeöffneten, mit der flachen Hand bedeckten Mund. Ja, man versichert sogar, es sei bei einem Eskimostamme Sitte, die betreffende Person zum Zeichen der Höflichkeit an der Nase zu ziehen; doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß Rae dies für einen Irrthum erklärt, wogegen Blackmore erwähnt, daß die Arapahoes, welche ihren Namen der bei ihnen üblichen Begrüßungsweise verdanken, „Einem mit dem Daumen „und Zeigefinger nach der Nase fassen“.[6])

Die Chinesen, sagt man, betrachten einen Sarg als ein sehr passendes Geschenk für einen alternden, kränkelnden Verwandten.

---

[1]) Livingstone's Travels in South Africa, p. 551.
[2]) Livingstone, *loc. cit.*, p. 577.
[3]) The Basutos, by the Rev. E. Casalis, p. 234.
[4]) Dubois, *loc. cit.*, p. 210.
[5]) Herz von Afrika, II. Band, p. 77.
[6]) Trans. Ethn. Soc. 1869, p. 310.

Zweites Capitel.

Abbildungen und Verzierungen.

Die bis jetzt entdeckten ältesten Spuren bildender Kunst gehören dem Steinalter und somit jener fernen Zeit an, in der das Renthier noch in großen Schaaren Südfrankreich bewohnte und sogar der Mammuth wahrscheinlich — obgleich sich das nicht mit Sicherheit feststellen läßt — noch nicht vollständig ausgestorben war. Diese uralten Bildwerke bestehen theils — wenn man diesen Ausdruck anwenden darf — aus Sculpturen und theils aus Zeichnungen oder Radirungen, welche vermittelst einer Feuersteinspitze auf Knochen oder Horn ausgeführt sind.

Sie erwecken ein hohes Interesse. Sind sie doch nicht nur die ältesten uns bekannten Kunstproducte, die sogar einer noch früheren Zeit angehören als alle ägyptischen Statuen und assyrischen Monumente, sondern sie zeugen auch, trotz ihres beträchtlichen Alters von einer wirklich bedeutenden Begabung. So prägt sich z. B. in beifolgender Renthiergruppe (Fig. 1), welche nach einem Exemplar aus der Sammlung des Marquis Vibraye angefertigt ist, ein entschiedener Muth aus. Der auf der andern Seite dargestellte Mammuth ist, obgleich weniger künstlerisch, doch womöglich noch interessanter. Beide Radirungen befinden sich auf einem Stück Mammuthhauer und sind zu Dordogne in der Höhle de la Madelaine gefunden worden.

Es ist einigermaßen auffallend, daß das Steinalter überaus schöne Thierabbildungen aufzuweisen hat, während dieselben am Ende dieser Periode sowie im ganzen Broncealter fast vollständig fehlen, wo sich die sämmtlichen Verzierungen auf mannigfaltige

Verbindungen von geraden oder gebogenen Linien und geometrischen Mustern beschränken. Ich glaube aus dieser Thatsache die





Renthiergruppe.

Schlußfolgerung ziehen zu dürfen, daß Westeuropa in diesen aufeinander folgenden Zeitaltern von verschiedenen Rassen bevölkert ward. So sind die Eskimos — um ein Beispiel aus der Gegenwart anzuführen — sehr gute Zeichner (siehe Fig. 2—4), während die sie in vieler Hinsicht überragenden Polynesier, welche namentlich eine große Kunstfertigkeit in der Ausschmückung ihres Körpers und ihrer Waffen besitzen, sich kaum einen Begriff von der Darstellung eines Thieres oder einer Pflanze zu bilden vermögen. Z. B. tragen ihre Tätowirungen sowie die Muster auf ihren Waffen gleich denen aus dem Broncealter fast ausnahmslos einen geometrischen Charakter. Freilich fehlen ihnen Thier- und Pflanzen-Abbildungen nicht ganz, jedoch ist jeder derartige, entweder als Zeichnung oder als Sculptur ausgeführte Versuch roh und widernatürlich. Bei den Eskimos ist das gerade Gegentheil der Fall; bei diesen finden wir nicht jene graziösen Spiralen und geometrischen Muster, die ein so charakteristisches Merkmal polynesischer Kunst sind, aber statt dessen bedecken sie ihre Waffen gar oftmals mit Jagd- und



Ein Stück Elfenbein mit der Zeichnung eines Mammuths.

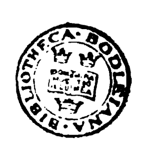
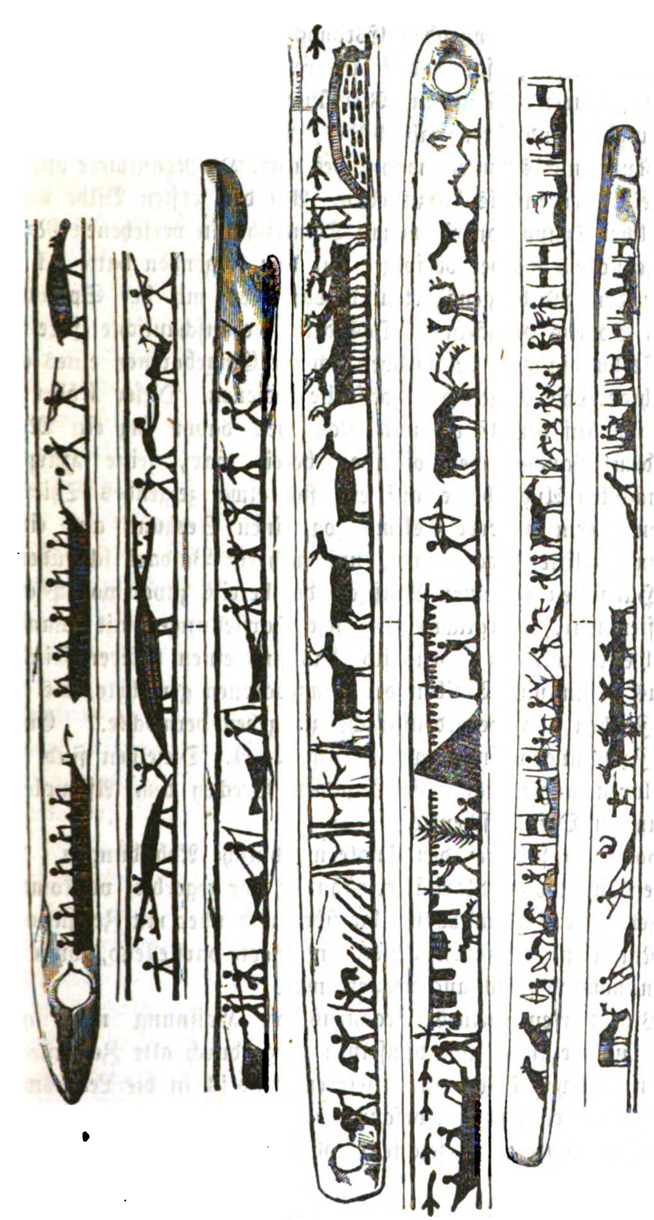


Fig. 2—4.



Radirungen auf Eskimo-Werkzeugen.

Thierscenen. So beschreibt z. B. Beechey [1]) die Waffen der an der Hothamsbucht wohnenden Eskimos folgendermaßen:

„Auf diesen, sowie auf anderen Werkzeugen waren eine „Menge Figuren: Menschen, Vierfüßler, Vögel u. s. w. mit einer „Genauigkeit und Treue abgebildet, welche bewiesen, daß ihnen „diese Kunst nichts Außergewöhnliches war. Die Rennthiere pflegten „sie meist heerdenweis darzustellen. Auf dem ersten Bilde wurde „ein solcher Trupp von einem mit Schneeschuhen versehenen Manne „mit gebücktem Körper verfolgt; auf dem folgenden hatte sich der „Jäger dem Wilde genähert und war eben mit der Spannung „seines Bogens beschäftigt. Das dritte veranschaulichte jene Art „des Seehundsfanges, bei welcher sich die Eingeborenen eines auf- „geblähten Thierbalges als Lockspeise bedienen. Dieser Köder be- „fand sich auf dem Eise, und nicht weit davon lag ein Mann „auf dem Bauche, der offenbar bereit war, seine Harpune „im nächsten Augenblicke auf ein sich etwa zeigendes Thier zu „werfen. Ein anderer Eskimo zog einen Seehund auf einem „kleinen Schlitten nach Hause, und mehrere Baidars schleuderten „ihre Harpunen auf einen Walfisch, der bereits zuvor von Pfeilen „getroffen war. Vergleichen wir diese Darstellungen mit einander, „so erhielten wir ein Lebensbild, das uns einen tieferen Einblick „in das Thun und Treiben der Eingeborenen gewährte, als uns „ihre Zeichen und Geberdensprache zu geben vermochte." Einige dieser Zeichnungen finden wir in Fig. 2—4. Dieselben sind nach Exemplaren angefertigt, die Capitain Beechey dem Ashmolean-Museum zu Oxford schenkte.

Hooper [2]) sah bei den Tuskern ähnliche Abbildungen. Als besonders werthvolle Rarität erwähnt er eine gegerbte, vollkommen weiß gebleichte Seehundshaut, die über und über mit Zeichnungen und Malereien, Menschen, Thiere und Boote darstellend, sowie mit Skizzen vom Walfischfang verziert war.

Wir dürfen meines Erachtens die Hoffnung nicht auf- geben, noch einmal auf demselben Wege durch alte Zeichnungen aus den Knochenhöhlen einen tieferen Einblick in die Lebensweise unserer westeuropäischen Vorfahren zu thun und uns zum Beispiel darüber Auskunft zu verschaffen, ob ihre Renthiere wild oder ge-

---

[1]) Narrative of a Voyage to the Pacific, vol. I, p. 251.

[2]) Tents of the Tuski. p. 65.

zähmt waren. Bis jetzt hat man freilich nur einfache Thierabbildungen aufgefunden, die uns durchaus nicht berechtigen, die aus den Werkzeugen u. s. w. gezogenen Schlußfolgerungen zu ergänzen.

Doch obgleich wir so die bildende Kunst — in allerdings einfacher, aber durchaus nicht zu verachtender Gestalt — in uralter Zeit und bei sehr uncivilisirten Stämmen antreffen, so giebt es wieder andere Rassen, die in dieser Hinsicht ungemein unentwickelt sind. Nach Oldfield [1]) vermögen einige Australier allerdings rohe Zeichnungen von Thieren u. s. w. anzufertigen, „viele „dagegen sind nicht einmal im Stande, ein wirklich anschauliches „Bild zu erkennen. So zeigte ich, sagt er, z. B. mehreren Ein„geborenen einen in Buntdruck dargestellten Neuholländer. Der „eine erklärte das Gemälde für ein Schiff, der zweite für ein „Känguruh u. s. w. Keinem der zwölf Leute kam es in den Sinn, „das Portrait mit sich selbst in Zusammenhang zu bringen. Eine „rohe Zeichnung, bei der alle geringfügigeren Theile stark ver„größert sind, erkennen sie leichter. Will man ihnen einen Men„schen veranschaulichen, so muß man den Kopf unverhältnißmäßig „groß zeichnen".

Collingwood [2]) erzählt in seiner Schilderung der Kibalaner von Formosa, daß er den Eingeborenen ein Exemplar der „**Illustrated London News**" gezeigt habe. Es sei jedoch nicht einmal möglich gewesen, ihr Interesse durch die am meisten in die Augen fallenden Abbildungen zu fesseln, da sie dieselben nicht zu erkennen schienen.

In Denham's [3]) „**Travels in Central Africa**" heißt es, daß Bookhaloom, ein sonst besonders befähigter Eingeborener, allerdings sofort Thiere und Menschen, aber keine Landschaft zu erkennen vermochte. „Ich konnte ihm trotz Capitain Lyons' wirklich „meisterhafter Darstellung nicht begreiflich machen, daß der Stich „eine Nachahmung des Sandwindes in der Wüste sei. Er be„trachtete das Bild meist verkehrt herum, und als ich es ihm zwei„mal richtig hinlegte, rief er: „Warum? Warum? Es bleibt „sich ja Alles gleich!" Ein Kameel oder eine menschliche Figur

---

[1]) Trans. Ethn. Soc. N. S., vol. III, p. 227.
[2]) *Ibid.*, vol. VI, p. 139.
[3]) Denham's Travels in Africa, vol. I, p. 167.

„war das Einzige, was ich ihm deutlich machen konnte, und über „diese äußerte er sich dann voll Lebhaftigkeit und Freude, indem „er rief: „Gieb, gieb! Wundervoll, wundervoll!“ Die Augen er„regten zuerst seine Aufmerksamkeit, dann die anderen Gesichts„züge. Bei dem Anblick des Schwertes entfuhren ihm die Worte: „Allah, Allah!“ und als er die Gewehre entdeckte, fragte er „sofort: „Wo ist das Pulver?““

Auch einem Kaffern verursacht das Erkennen einer Zeichnung große Schwierigkeiten, und die Perspective geht natürlich vollends über seinen Horizont. Mittel- und Südafrika scheinen in der That auf künstlerischem Gebiete noch sehr zurück zu sein. Uebrigens ermangeln die Neger nicht jedes derartigen Begriffes. Ihre Götzenbilder sind freilich keine eigentlichen Kunstwerke zu nennen; allein sie repräsentiren oftmals nicht nur Menschen, sondern geben auch manche Eigenthümlichkeiten des afrikanischen Typus mit abschreckender Treue wieder.

Die Kaffern verstehen ebenfalls Thiere und Pflanzen richtig auszuschnitzen und haben eine Liebhaberei dafür. Die Griffe ihrer Löffel sind häufig zu unverkennbaren Thiergestalten umgeformt, als da sind Giraffen, Strauße u. s. w.

Die Berichte über die Buschmänner lauten verschieden. Manche Reisende behaupten, dieselben hätten weder eine Ahnung von der Perspective, noch vermöchten sie zu begreifen, wie man eine gewölbte Erhöhung auf einem flachen Stück Papier darstellen könne. Andere dagegen versichern, daß sie auf den ersten Blick Zeichnungen von Thieren und Blumen zu erkennen pflegen. Bekanntlich haben die Chinesen, so vorgeschritten sie in vieler Hinsicht sind, doch eine überaus unvollkommene Vorstellung von der Perspective.

Wahrscheinlich ist es keinem Steinaltervolke gelungen, sich zu der Kunst emporzuschwingen, Ereignisse mit Hülfe von Buchstaben oder auch nur vermittelst der weit unvollkommeneren Methode der Bilderschrift festzuhalten, und so pflegt ein jetziger Wilder ebenfalls durch die Entdeckung, daß zwei Europäer mit Hülfe eines kleinen, mit schwarzen Strichen bekritzelten Papiers sich mit einander unterhalten können, in ein ganz außerordentliches Erstaunen versetzt zu werden.

Selbst die Peruaner besaßen nicht einmal ein geeigneteres Mittel, geschehene Dinge festzuhalten, als den Quippu oder Quipu. Derselbe bestand aus einer zwei Fuß langen Schnur, an der eine

Anzahl verschiedenfarbiger, franzenartig angebrachter Fäden, welche zu Knoten geschürzt waren, hingen, daher der Name Quippu oder Knoten. Diese letzteren vertraten die Stelle der Buchstaben; die bunten Fäden hatten ebenfalls eine feststehende, je durch die verschiedenen Farben bestimmte Bedeutung. Diese seltsame, offenbar sehr mühevolle Weise, das Gedächtniß zu unterstützen, kommt außerdem noch in China und in Afrika vor. „Was „den Ursprung der chinesischen Schriftzüge anbelangt [1]), so be„standen dieselben vor dem Anfange der Monarchie aus kleinen „Schnüren mit verschiebbaren Knoten, von denen jeder seine „Bedeutung hatte, und die zur Erleichterung des geschäftlichen „Verkehrs dienten. Diese sind in chinesischer Sprache durch zwei „Tabellen, die den Namen Ho=tû und Lo=shu tragen, erläutert. „Die einzigen literarischen Erzeugnisse, welche die ersten Colonien, „die Se=chwen bewohnten, aufzuweisen hatten, waren einige arith„metische Geldbriefe, die aus kleinen geknoteten Korden bestanden „und eine Nachahmung der aus runden Perlen bestehenden Schnur „waren, mit der sie zu zählen und ihre geschäftlichen Abrechnungen „zu Stande zu bringen pflegten.“ Auch in Westafrika soll das Volk von Ardrah [2]) „weder lesen noch schreiben können. Es benutzt „statt dessen kleine geschürzte Schnüre, deren Knoten eine Bedeu„tung haben. Dieselben sind außerdem bei mehreren wilden „amerikanischen Völkern im Gebrauch“. Es ist nicht unmöglich, daß die Sitte, sich einen Knoten in's Taschentuch zu machen, in directer Linie von diesem uralten, weitverbreiteten Gebrauche, das Gedächtniß zu unterstützen, abstammt.

Die sogenannte Bilderschrift steht natürlich auf einer höheren Stufe. Doch bedarf es von den Jagdscenen im Allgemeinen, wie sie die Eskimos (siehe Fig. 2—4) anfertigen, bis zum bildlichen Bericht einer bestimmten einzelnen Jagd nur noch eines Schrittes. Ferner versieht der Eskimo seine Pfeile fast regelmäßig mit einem Abzeichen, was, so viel ich weiß, nie einem Polynesier in den Sinn kommt. So finden wir bei den Ersteren sozusagen einen zwiefachen Anfangsversuch, die Gedanken mit Hülfe von Strichen zu veranschaulichen.

Bei den Rothhäuten war diese Kunst noch vorgeschrittener.

---

[1]) **Astley's Collection of Voyages, vol. IV, p. 194.**
[2]) *Ibid.*, vol. III, p. 71.

So erzählt z. B. Carver, sein Führer, ein Chipéway-Indianer, habe aus Furcht, der feindliche Stamm der Nadowessier möge sie überfallen und angreifen „die Rinde eines an der Mündung „eines Flusses stehenden Baumes abgeschält, und auf demselben „mit einer in Bärenfett getauchten Holzkohle, ein indianisches Surrogat für Dinte, in unförmlicher, aber ausdrucksvoller Weise die „Stadt der Ottagaumies gezeichnet. An der linken Seite machte er „darauf einen mit Fellen bekleideten Mann, der einen Nadowessier vorstellen sollte. Vom Munde desselben bis zu der „Schnauze eines Hirsches, dem Symbol der Chipéways, führte „ein langer Strich. Noch mehr links sah man ein den Fluß hinauf „gleitendes Canoe. In dasselbe zeichnete er einen Mann mit „einem Hut auf dem Kopfe. Diese Figur repräsentirte einen „Engländer, also mich. Mein Franzose, der das Boot ruderte, „war an einem um den Kopf geschlungenen Tuche kenntlich. „Ferner brachte er noch auf dem Vordertheil des Canoes mehrere „bedeutungsvolle Embleme, darunter die Friedenspfeife, an. Der „Sinn dieser für die Nadowessier bestimmten und ihnen, wie ich „nicht bezweifele, vollständig einleuchtenden Mittheilung war folgendermaßen: Ein Chipéway-Häuptling hat bei der Stadt der Ottagaumies eine Unterredung mit einigen Nadowessier-Häuptlingen „gehabt. Diese haben ihn gebeten, den Engländer, welcher sich „letzthin bei ihnen aufgehalten hat, den Fluß hinauf zu geleiten. „Sie wünschen daher, daß der Chipéway, obgleich sonst ihr erklärter Feind, von keinem Ihresgleichen auf seiner Reise belästigt werde, weil er einen Mann beschirme, den sie gleich einem „Landsmanne schätzten und werth hielten".[1])

Einen ausgezeichneten Bericht über die Bilderschaft der Rothhäute liefert Schoolcraft in seiner „History of Indian Tribes".

Fig. 5 zeigt die Personenliste einer am Millesee im Minnesotagebiete wohnenden Indianertruppe, welche im Jahre 1849 dem Agenten der Vereinigten Staaten behufs der jährlichen Steuern von Nago-nabe, einem Chipéway-Indianer, übersandt ward. Die Indianer unterschreiben sich gewöhnlich durch ihr „Totem" oder Familienzeichen. Da sie aber in diesem Falle sämmtlich das nämliche besaßen, so war jede Familie durch eine Figur bezeichnet, welche den Hauptnamen ihres Oberhauptes

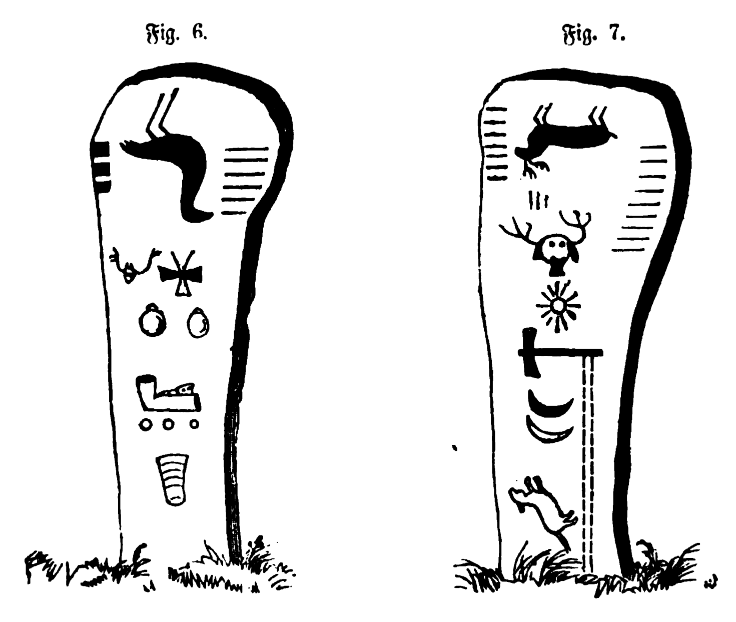
[1]) Carver's Travels, p. 418.

Fig. 5.

Indianische Personenliste.

wiedergab. So stellt z. B. Nr. 5 einen Haifisch vor, und die sechs Striche darunter zeigen an, daß die Familie des Haifisches aus sechs Personen besteht. Nr. 8 ist ein Biberfell, 9 eine Sonne, 13 ein Adler, 14 eine Schlange, 22 ein Büffel, 34 eine Axt, 35 ein Medicinmann u. s. w.

Fig. 6 ist ein Shin-ga-ba-was-sin oder Bilderstein. Auf demselben sehen wir die Lebensgeschichte eines berühmten Häuptlings der St. Mary-Truppe, welcher im Jahre 1828 am Oberen



Indianische Grabsteine. (Schoolcraft, vol. I, pl. 50.)

See starb. Er gehörte, wie die Abbildung lehrt, dem Totem der Kraniche an. Die sechs Striche zur Rechten und die drei zur Linken sind Ehrenzeichen. Die letzteren deuten auf die drei wichtigen Friedensabschlüsse, an denen er zu verschiedenen Zeiten Theil nahm [1]; unter den ersteren ist auch die Schlacht von Moraviantown angedeutet, die er unter der Anführung Tecumseh's mitmachte und woselbst er einen Bruder verlor.

[1]) Schoolcraft, Indian Tribes, vol. I, p. 357.

Fig. 7 ist der Adjedatig oder die Grabtafel von Wabojeeg, einem berühmten Kriegshäuptlinge, der am Oberen See um das Jahr 1793 starb. Er gehörte der Familie oder dem Geschlechte der Renthiere an. Diese Thatsache wird durch die Figur des Thieres veranschaulicht. Die umgekehrte Stellung desselben deutet auf seinen Tod. Sein persönlicher Name — er hieß der weiße Fischer — ist nicht berücksichtigt. Die sieben Striche links zeigen die sieben von ihm geführten Kriegszüge an. Die drei unter dem Totem befindlichen senkrechten Linien bezeichnen seine drei im Kampfe erhaltenen Wunden. Der Kopf des Musethieres bezieht sich auf einen lebensgefährlichen Kampf mit einem wüthenden Thiere dieser Gattung.

Fig. 8 ist die Copie eines Rindenbriefes, der im Jahre 1820 oberhalb der St. Anthony-Fälle gefunden ist. „Das Original „besteht aus weißer Birkenrinde und die Figuren sind sorgfältig „gezeichnet. Nr. 1 bedeutet die Flagge der Union, Nr. 2 ist das „damals vor Kurzem zu Cold Spring an der Westseite der Klippen „oberhalb der Mündung des St. Peter eingerichtete Truppen„lager, Nr. 4 veranschaulicht den kommandirenden Officier, Oberst „H. Leavenworth, unter dessen Oberbefehl eine Gesandtschaft zur „Friedensunterhandlung in das Chippewa-Gebiet gesandt war. „Nr. 11 ist das Bild des obersten Siouxhäuptlings, Chakope „oder der Sechs, unter dessen Anführung die Truppe stand, „Nr. 8 der zweite Häuptling, Namens Wabedatunka oder schwarzer „Hund. Das Symbol seines Namens zeigt Nr. 10, er besitzt „vierzehn Hütten, Nr. 7 ist ein dem Chakope untergeordneter „Häuptling, mit dreizehn Hütten und einem Waarenballen, „(Nr. 9), welchen die Regierung des Friedensabschlusses willen „zugestanden hatte. Der Name dieses Indianers, dessen Wigwam „wir Nr. 5 sehen und der über dreizehn Wohnungen zu gebieten „hatte, ist nicht angegeben.“ [1])

Der Sinn dieses Briefes war, daß eine von Chakope angeführte und von Oberst Leavenworth begleitete oder doch wenigstens unter seinem Schutz stehende Siouxtruppe in der Hoffnung zu diesem Platze gekommen sei, daselbst die Chippewa-Jäger zu treffen und Frieden mit ihnen zu schließen. Der Chippewa-Häuptling

---

[1]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. I, pp. 352, 353.

Babesacundabi, der diesen Brief fand, entzifferte dieses Schreiben mit Leichtigkeit und ohne Schwanken.

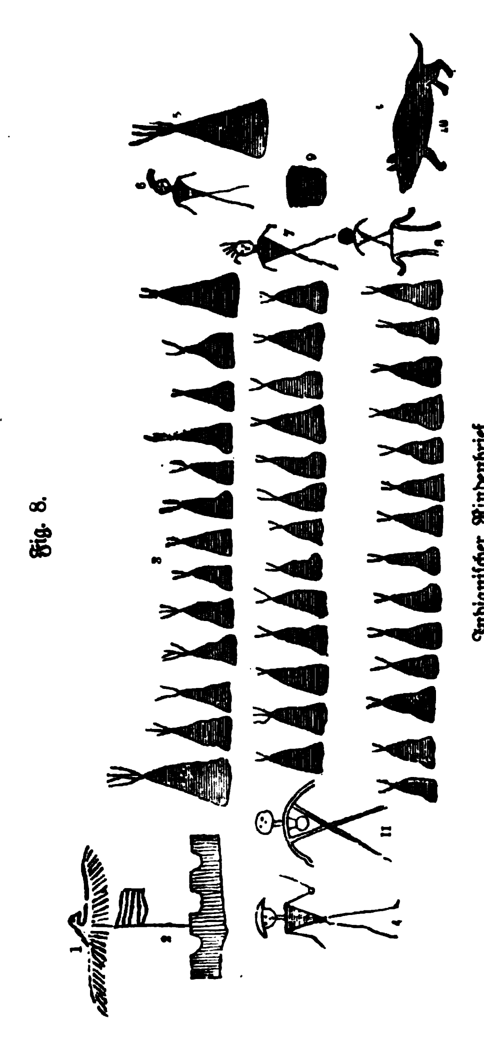
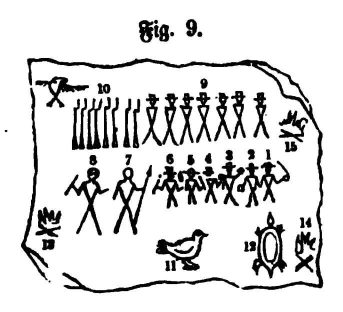


Fig. 8. Indianischer Rindenbrief.

Die Mitglieder einer von zwei Indianerführern geleiteten Entdeckungsexpedition bemerkten eines Morgens, als sie sich gerade zum Aufbruche rüsteten, daß in der Richtung des von ihnen beabsichtigten Weges ein Pfahl eingerammt sei, an dessen Spitze sich ein mit Zeichnungen bedecktes Stück Rinde befand, welches für jeden später zufällig des Pfades daher kommenden Indianer als Information dienen sollte. Dasselbe ist durch Fig. 9 abgebildet. Nr. 1 repräsentirt den zum Schutze der Expedition mitreisenden Subalternoffizier. Das gezogene Schwert zeigt seinen Stand an. Nr. 2 stellt den Secretär dar. Er ist mit einem Buche in der Hand abgebildet, da ihn die Indianer für einen Advocaten hielten. Nr. 3 ist der höchst zweckmäßig durch einen Hammer bezeichnete Geologe. Nr. 4 und 5 sind die zwei Attachés, Nr. 6 ist der Dolmetscher, und Nr. 9 sehen wir sieben Infanteriesoldaten, von denen jeder, wie Nr. 10 zeigt, mit einem Gewehr bewaffnet war. Nr. 13 und 15 beweisen, daß sie sich ein gesondertes Feuer anzündeten

und sich eine Mahlzeit bereiteten. Nr. 7 und 8 sind die beiden Chippewaführer. Sie sind die beiden einzigen Personen, welche

Fig. 9.



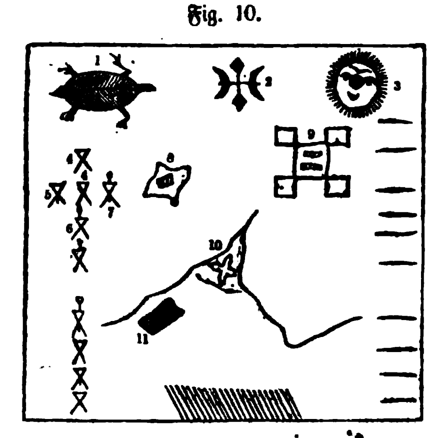
Indianischer Rindenbrief.

keinen Hut tragen; ein solcher gilt nämlich den Indianern für ein besonders charakteristisches und von ihnen stets angewandtes Unterscheidungszeichen der weißen und rothen Rasse. Nr. 11 und 12 stellen eine Prairiehenne und eine junge Schildkröte vor. Es war dies der Ertrag der am vorhergehenden Tage angestellten Jagd, und beide erbeuteten Thiere waren im Lager verzehrt. Die schräge Stellung des Stockes sollte den einzuschlagenden Weg anzeigen; die drei sich auf dem Pfahle unmittelbar unter dem Rindenbriefe befindenden Einschnitte waren dazu bestimmt, die muthmaßliche, von einem Gewässer zum andern berechnete Dauer dieses Theils der Reise anzugeben.

Das folgende Bild, Fig. 10, enthält die Lebensgeschichte eines berühmten Häuptlings der Delawaren, Namens Wingemund. Nr. 1 zeigt, daß derselbe dem ältesten Zweige des Stammes, welcher die Schildkröte als Symbol besaß, zugehörte. Nr. 2 ist das Totem oder Familienabzeichen des Mannes selbst. Nr. 3 ist die Sonne, und die zehn Striche sind die zehn Kriegsfahrten, die er mitmachte. Die Figuren linkerhand stellen die Gefangenen dar, die er auf den einzelnen Streifzügen erbeutete. Die Männer unterscheiden sich von den Frauen, und die Feinde, welche lebend in seine Hand fielen, sind mit einem Kopfe abgebildet, wogegen ein kopfloser Mann natürlich einen Todten darstellt. Die drei mittleren Zeichnungen bedeuten drei von ihm gestürmte Festungen. Die durch Nr. 8 dargestellte liegt am Erisee,

Nr. 9 in Detroit und Nr. 10 ist das am Zusammenfluß des Alleghany und Monongahela gelegene Fort Pitt. Die schrägen Striche bestimmen die Zahl seiner Untergebenen.[1]) Fig. 11 ver-

Fig. 10.



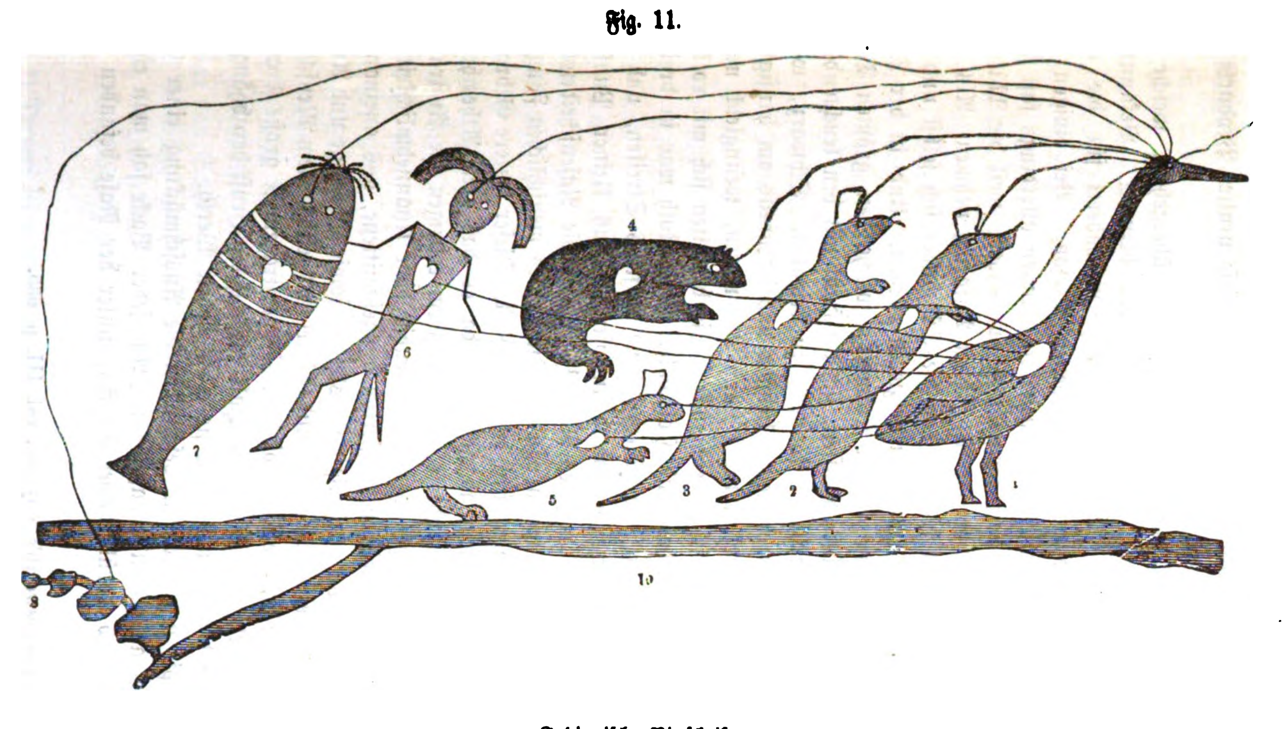
Indianischer Rindenbrief.

anschaulicht eine dem Präsidenten der Vereinigten Staaten eingereichte Bittschrift, deren Zweck die Darlegung vermeintlicher rechtsgültiger Ansprüche auf bestimmte, in der Nähe des Oberen Sees (Nr. 10) liegender Seen (Nr. 8) war. Nr. 1 stellt Oshcabawis vor, den Anführer der Bittsteller, der, wie ersichtlich, dem Geschlecht der Kraniche angehört. Die Augen und Herzen der ihm nachfolgenden Gefährten sind sämmtlich mit den seinigen verbunden, wodurch die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und gleichartige Gesinnung ihrer Gefühle bekundet wird. Nr. 2 Wai-mit-tig-oazh, Nr. 3 Ogemageezhig und Nr. 4 Muk-o-mis-ud-ains, die kleine Schildkröte, gehören sämmtlich zum Totem der Marder. Nr. 5 O-mush-kose, das kleine Elenthier, stammt dagegen von der Familie der Bären. Nr. 6 zählte sich zum Manfisch und Nr. 7 zum Haifisch-Totem. Vom Auge des Anführers geht eine Linie vorwärts zum Präsidenten, eine zweite zieht sich rückwärts zu den durch Nr. 8 dargestellten Seen.

In Westeuropa sind in einigen Gegenden Felssculpturen entdeckt, deren Bedeutung bis jetzt noch nicht entziffert ist. Doch

[1]) Schoolcraft, vol. I, pp. 352, 353.

Fig. 11.



Indianische Bittschrift.

dürfen wir hoffen, daß eine umfassendere Erforschung der Bilderschrift jetziger wilder Stämme auch auf diese uralten Producte ein erhellendes Licht werfen wird.

Wir wollen nunmehr zu der Kunst übergehen, welche die Ausschmückung des menschlichen Körpers bezweckt. Bekanntlich hegen die Wilden eine leidenschaftliche Liebhaberei für die vermeintliche Verschönerung der eigenen Person. Bei einigen der allerniedrigsten Rassen ermangeln die Frauen allerdings fast jeglichen Schmuckes; doch kommt dies nur daher, weil die Männer das sämmtliche Geschmeide für sich in Anspruch nehmen. Als allgemeine Regel gilt hierbei, daß die Südländer sich selbst und die Nordländer ihren Anzug zu verzieren pflegen. Und in der That lieben es alle jene wilden Stämme, welche den größten Theil ihres Körpers unbedeckt lassen, sich die Haut mit den leuchtendsten Farben, die sie erhalten können, zu bemalen. Schwarz, weiß, roth und gelb wenden sie am liebsten und jedenfalls am häufigsten an. Die Australier an der Botany Bay waren, wenngleich nackt, doch durchaus nicht ungeschmückt. Sie bemalten sich mit rothem Ocker, weißem Thon und Holzkohle. Das Roth war in breiten Carreaux aufgelegt, das Weiß bildete meistens Streifen, und die Malerei im Gesicht bestand dann oftmals aus kleinen Punkten mit einem Kreise um jedes Auge.[1]) Durch die Nasenscheidewand trugen sie einen Knochen von der Dicke eines menschlichen Fingers und einer Länge von fünf bis sechs Zoll. Dieser letztere Gebrauch war in der That sehr abgeschmackt, da er das freie Athemholen durch die Nase verhinderte, und trotzdem ertrugen die Australier des Aussehens wegen gern und freudig diese Unannehmlichkeit.

Außerdem besitzen sie zierlich ausgeschnittene, aus aneinander gereihten Muscheln gefertigte Halsketten, sowie Ohrringe und Armbänder aus kleinen Schnüren und Gürtel aus geflochtenem Menschenhaar, die sie um die Taille binden. Ferner tragen sie große Kragen aus Muscheln, die ihnen vom Hals bis auf die Brust herabhängen. Auf alle diese Dinge legen sie einen hohen Werth.

Spix und Martius beschreiben die Ausschmückung einer Coroado-Frau folgendermaßen[2]): „Auf jeder Backe sah man einen „Kreis und darüber zwei Striche; unter der Nase befanden sich

[1]) Hawkesworth's Voyages, vol. III, p. 635.

[2]) Travels in Brazil, vol. II, p. 224.

„mehrere Zeichen, welche die Form eines M bildeten; von den „Mundwinkeln bis zu der Mitte der Backen führten zwei Parallel-„linien, und unter diesen waren auf beiden Seiten eine Menge „senkrechter Striche angebracht; unter und zwischen den Brüsten „waren einige mit einander verbundene Kreiseinschnitte, und an „den Armen herunter erblickte man die Malerei einer Schlange. „Außer einer Halskette von Affenzähnen trug diese Schönheit keine „weiteren Schmucksachen".

In Tanna „hat sich einer der Eingeborenen die eine Gesichts-„hälfte mit rothem Thon beschmiert, während die andere die nackte, „dunkle, kupferfarbige Haut zeigt; ein zweiter trägt Stirn und „Wangen roth bestrichen; ein dritter die erstere roth und die „letzteren schwarz; ein vierter hat ein gänzlich rothes Gesicht und „einen runden, schwarzen, glänzenden Punkt über der Nase, und „ein fünfter geht mit einem über und über schwarzen Antlitz „umher. Diese vollständig schwarze Färbung ist, nebenbei gesagt, „ein Zeichen von Trauer".[1])

Ein Wilder besitzt in der That nicht nur Halsbänder und Ringe, Handgelenke und Knöchelspangen, sondern auch Arm-, Bein- und — wenn der Ausdruck gestattet ist — Leibringe. Die Taille sowie den Hals, die Arme und Beine, Finger, und selbst Fußzehen behängt er mit Schmucksachen aller Art. Diese vielen und häufig sehr schweren Gegenstände müssen bisweilen ungemein lästig zu tragen sein. Lichtenstein bemerkte an der Frau eines Beetuan-Häuptlings nicht weniger als zweiundsiebzig Messingringe.

Auf die Güte des Materials kommt es ihnen nicht an; Kupfer, Messing, Eisen, Leder, Elfenbein, Stein, Muscheln, Glas, Holz-stückchen, Kerne oder Zähne, — mit allem nehmen sie fürlieb. Auf der Südost-Insel im Louisiada-Archipelagus sah M'Gillivray sogar mehrere Armbänder, die aus einem menschlichen Unterkiefer gefertigt und mit querliegendem Schlüsselbein versehen waren; und andere Reisende haben messingene Gardinenringe und Be-schläge von Schlüssellöchern, Deckel von Sardinenbüchsen und an-dere derartige höchst unpassende Dinge mit großer Würde und Stolz tragen sehen.

Livingstone[2]) besuchte eine südafrikanische Häuptlingsfrau, die

---

[1]) Turners Nineteen Years in Polynesia, p. 5.
[2]) Exp. to the Zambesi, p. 284.

„achtzehn massive fingerdicke Messingringe um jedes Bein und drei „kupferne unmittelbar unter jedem Knie trug, neunzehn Messing-„ringe schmückten ihren linken und acht von Messing und Kupfer „ihren rechten Arm; außerdem besaß sie noch einen großen Elfen-„beinring über beiden Ellbogen. Um den Hals hing eine hübsche „Perlenkette und um ihre Taille schlang sich ein Perlengürtel".

Die Toilette der Felatah-Damen in Mittelafrika nimmt täglich mehrere Stunden in Anspruch. Ja, sie fangen bereits über Nacht an, ihre Finger und Fußzehen sorgfältig mit Hennablättern zu umwinkeln, so daß dieselben am folgenden Morgen eine köstliche Purpurfarbe besitzen. Die Zähne werden abwechselnd blau, gelb und roth angestrichen, hier und da behält einer, des Contrastes wegen, seine natürliche Farbe. Den Augenlidern widmen sie eine besondere Sorgfalt; sie bemalen dieselben nämlich mit Schwefelantimon. Das Haar wird künstlich mit Indigo gefärbt. Dazu tragen sie Knöpfe und andere Schmucksachen in verschwenderischer Fülle.[1]) Doch begnügen sie sich nicht damit, sich Hals, Arme, Knöchel und alle Theile, wo es sich nur irgend thun läßt, zu behängen, sondern schneiden zu diesem Zwecke noch Löcher in's Fleisch.

Die westlich vom Mackenzie-Flusse wohnenden Eskimos machen sich in ihre Backen zwei Oeffnungen, an jede Seite eine. Diese werden allmählig vergrößert und eine steinerne Schmucksache in Form eines Manschettenknopfes darin getragen, weshalb man diesen Zierrath auch füglich „Backenknöpfe" nennen kann. Brenchley sah die Eingeborenen der Salomons-Inseln mit durch den Nasenknorpel gesteckten Krebsscheeren geschmückt.[2])

In einem großen Theile Westamerikas und auch in Afrika herrscht ferner die Sitte, ein Stück Holz durch die Mitte der Unterlippe zu schieben. Zu diesem Zwecke wird in der Kindheit ein kleines Loch in die Lippe gemacht. Nach und nach wird es erweitert und erhält schließlich einen Umfang von etwa einem Zoll Länge.

Einige Völker verlängern das Ohrläppchen, bis es auf die Schulter herabhängt; andere feilen sich die Zähne auf mancherlei Weise.

So haben z. B. bei den Rejangs auf Sumatra „beide Ge-

---

[1]) Laird's Expedition into the Interior of Africa, vol. II, p. 94.

[2]) Cruise of the 'Curacoa', p. 250.

„schlechter die merkwürdige Gewohnheit, sich ihre Zähne, welche in „Folge ihrer einfachen Nahrung von Natur ungemein weiß und schön „sind, abzuschleifen und zu verunstalten. Zum Feilen benutzen sie kleine „Schleifsteine von verschiedener Güte, und der Eingeborene liegt „während der Procedur auf dem Rücken. Viele, hauptsächlich die „Frauen des Lampong-Landes, lassen sich ihre Zähne bis auf's „Zahnfleisch fortreiben, Andere tragen sie zugespitzt und Manche „feilen nur den Schmelz und das äußerste Ende ab, da„mit sie um so besser die kohlschwarze Farbe, mit welcher sie ihr „Gebiß fast durchgängig zu verschönern pflegen, annehmen und behalten“.[1])

J. B. Davis besitzt den Schädel eines Dyaks, dessen sechs Vorderzähne jeder mit einem kleinen, sorgfältig gebohrten Loche versehen ist, in die sämmtlich eine mit einem kreisförmigen Messingknopf geschmückte Nadel getrieben ist. Bei jeder Erhebung der Oberlippe mußten natürlich zu Lebzeiten des Mannes die glänzenden Knöpfe auf den Zähnen sichtbar werden.[2]). Auch einige afrikanische Stämme schnitzen sich ihre Zähne in verschiedener Weise ab und jede Gemeinschaft oder Horde hat darin ihre besondere Mode.

Verzierungen auf der Haut anzubringen, ist eine fast bei sämmtlichen tiefer stehenden Rassen übliche Sitte. In manchen Fällen folgt jedes Individuum seiner eigenen Phantasie; in anderen dagegen besitzt jeder Stamm ein ihm besonders zukommendes Muster. So sagt z. B. Capitain Burton[3]) in seiner Schilderung der Abeokutas: „Die Verschiedenheit der Tätowirungen „und Verzierungen bereitete dem Fremden durch ihre unübersehbare Mannigfaltigkeit bedeutende Schwierigkeiten. Die Muster „auf der Haut variirten in jeder Richtung von den verschwindend „kleinen Punkten an bis zu den großen Narben und breiten „Flächen, die das Ansehen von gekochtem Fleisch hatten. Da sah „man alle nur denkbaren Figuren, z. B. Schildkröten, Alligatoren, die beliebte Eidechse, Sterne, concentrische Kreise, rautenförmige Striche, gerade Linien, Umrandungen, geronnene Blutstropfen, marmorirte oder knopfartige Fleischknubben und hoch-

[1]) Marsden's History of Sumatra, p. 52.
[2]) Thesaurus Craniorum, p. 289.
[3]) Abeokuta, vol. I, p. 104.

„stehende Narben, die das Ansehen von Brandwunden hatten „und stets offen gehalten wurden, damit man Fetisch-Heil„mittel zur Vertreibung der bösen Einflüsse hineinzuthun vermöge. „Hier zu Lande besitzt jeder Stamm, jede Sippe, ja sogar jede „Familie ihre besonderen Abzeichen, die in Folge ihrer zahllosen „Abweichungen sehr wohl mit den Linien und Figuren der euro„päischen Heraldik verglichen werden können". [1])

Die Nyambanas in Südafrika erkennt man an einer Reihe von Bläschen oder Warzen, welche ungefähr die Größe einer Erbse haben und sich bis auf die Nasenspitze herabziehen. Bei den Bachapin-Kaffern erhalten die Eingebornen, die sich im Kampfe auszeichneten, die Erlaubniß, ihren Schenkel mit einem langen Einschnitt zu schmücken. Da sie in die offenen Wundstreifen Asche reiben, so erhält derselbe eine bläuliche Färbung und vernarbt nie.

Die Stammesabzeichen der Bunns [2]) (Afrika) bestehen aus drei Schmarren, die sich über das Gesicht vom Wirbel bis zum Munde herabziehen und dick aufliegende, reliefartige Fleischwulste bilden. Diese schmerzhafte Verzierung wird durch Einschnitte in die Haut und Herausnahme eines Fleischstreifens ausgeführt. Palmöl und Holzasche werden dann in die Wunde gerieben und verursachen die starke Erhöhung.

Die Bornuesen in Centralafrika tragen zwanzig Schnitte oder Linien an jeder Seite des Gesichts; dieselben gehen von den Mundwinkeln bis zum Anfang des Unterkiefers oder Backenknochens. In der Mitte der Stirn haben sie ebenfalls einen Schnitt, ferner sechs auf jedem Arm, sechs auf jedem Bein, vier auf beiden Seiten der Brust und gerade über den Hüften je neun. Dies macht im Ganzen 91 große Einschnitte; und diese Anhäufung von Wunden soll namentlich in der Hitze und in Folge der Fliegen äußerst schmerzlich sein. [3])

Die Insulaner an der Torresstraße verschönern sich durch eine große ovale, etwas erhöhte, sorgfältig ausgeführte Schramme. Dieselbe befindet sich meistens auf der rechten Schulter; einige

---

[1]) Siehe ferner Baikie's Exploring Voyage, pp. 77, 294, 336, und vor allen Dingen 450.

[2]) Trans. Ethn. Soc., vol. V. p. 86.

[3]) Denham, vol. III. p. 175.

tragen aber auch eine zweite auf der linken. Am Cap York hatten ebenfalls viele der Eingeborenen quer über der Brust zwei oder drei Einschnitte. Auch besaßen manche ein zweihörniges Zeichen vorn auf jeder Seite; doch schienen diese Abweichungen dem Geschmacke jedes Einzelnen überlassen zu sein.

Die Sitte des Tätowirens verbreitet sich fast über die ganze Erde, ist aber, wie sich denken läßt, in heißen Ländern besonders entwickelt. In Sibirien tätowiren sich die Ostiakenfrauen die Oberfläche der Hand, den Unterarm und die vordere Seite des Beines. Die Männer schneiden sich nur auf das Handgelenk das Merk- oder Abzeichen, welches als ihre Signatur gilt.[1])

Bei den Tuski[2]) wird das Kinn der „Frauen mit auseinander gehenden Linien tätowirt; die Männer beschränken sich auf „ein unvergängliches Zeichen im Gesicht, welches gleichsam als „Siegestrophäe von der Erlegung eines Bären, dem Fang eines „Walfisches u. s. w., oder wohl auch in Kriegszeiten von der „Tödtung eines Feindes Zeugniß giebt".

Bei den Arabern[3]) „punktiren die Frauen von Aenezi ihre „Lippen und färben sie blau; die von Serhhan versehen ihre „Wangen, Brust und Arme, und die von Ammour ihre Knöchel „mit Punkten".

Die Bewohner der aleutischen Inseln decoriren Hände und Gesicht mit vierfüßigen Thieren, Vögeln, Blumen u. s. w. Bei den Tungusen werden die Verzierungen gewöhnlich aus geraden und gebogenen Linien gebildet.[4])

Die Madegassen tätowiren sich nicht durchgängig, doch haben die Frauen des Bétsiléo-Stammes, nach Herrn Campbell's Angabe, „über und über tätowirte Arme; einige von ihnen tragen „außerdem einen Kragen um den Hals, dessen Tätowirung einer „durchbrochenen Arbeit gleicht. Die Brust der Männer ist in „ähnlicher Weise geschmückt".[5])

Viele der indischen Gebirgsvölker tätowiren sich.[6]) Bei den Abhors haben z. B. die Männer ein Kreuz auf der Stirn; wo-

---

[1]) Pallas, vol. IV, p. 56.
[2]) Hooper. The Tents of the Tuski, p. 37.
[3]) Burkhardt. Notes on the Bedouins and Wahabys, vol. I, p. 51.
[4]) Muller Des de toutes les Nat. de l'Emp. de Russe, Pt. III, p. 58, 112.
[5]) Sibree. Madagascar and its People, p. 221.
[6]) Dalton. Des. Ethn. of Bengal, p. 27, 114, 251.

gegen die Frauen dasselbe Zeichen, doch in kleinerem Format, gerade unter der Nase auf der Oberlippe und außerdem sieben Streifen unter dem Munde tragen. Die Khyengs besitzen eine ungleich stärkere, Thiere u. s. w. darstellende Tätowirung; sie halten dieselbe übrigens nicht für eine Verzierung, sondern behaupten, daß die natürliche Schönheit ihrer Frauen, welche beständig die Reizlust der umwohnenden Stämme erregte, sie zu diesem Verfahren gezwungen habe. Die Oraon-Frauen machen sich drei Striche auf die Stirn und zwei an die Schläfen, während die Männer ihren Unterarm mit Brandmalen versehen.

Die Tätowirung der Frauen auf der Brumer-Insel an der Südküste von Neu-Guinea bestand im Gesicht, auf den Armen und dem Vordertheile des Körpers aus verticalen, etwa zollbreit auseinander stehenden, mit Zickzacklinien verbundenen Streifen. Der Rücken blieb in der Regel frei. Ihrem Antlitze wandten sie eine besondere Aufmerksamkeit zu, und die Verzierungen am Handgelenk und auf dem Unterarm waren häufig so sorgfältig ausgearbeitet, daß sie den Eindruck einer Spitzenarbeit hervorriefen.[1]) Die Männer waren seltener tätowirt, und war es doch der Fall, so trugen sie nur einige wenige Striche oder Sterne auf der rechten Seite der Brust. Zuweilen bestanden diese Ausschmückungen jedoch aus einer doppelten Reihe großer Sterne und Punkte, die sich von der Schulter bis zur Herzgrube erstreckten.

Den Eingeborenen von Tanna genügte die vorhin erwähnte Malerei nicht, sie schmückten vielmehr Arm und Brust durch hochliegende Narben, welche Thiere, Pflanzen, Blumen, Sterne und eine Menge anderer Dinge darstellten. „Die Eingeborenen von Tazovan oder Formosa drücken vermittelst eines äußerst schmerzhaften Verfahrens verschiedene Figuren, wie Bäume, Blumen und Thiere, auf ihren nackten Körper. In Guinea gleicht die Haut der Vornehmen geblümtem Damast, und in Dekan tragen die Frauen ebenfalls Blumen, die ihnen auf Stirn, Arme und Brust in's Fleisch geschnitten werden. Die dadurch entstehenden hochliegenden Narben sind bunt bemalt und haben das Ansehen von geblümtem Damast.“[2])

---

[1]) McGillivray's Voyage of the 'Rattlesnake', vol. I, p. 262.

[2]) Forster's Observations made during a Voyage Round the World, p. 588.

Auf den Tonga-Inseln reicht „die Hautverzierung der „Männer von der Mitte des Schenkels bis über die Hüfte; die „der Frauen ist unbedeutend und beschränkt sich auf Arme und Finger".[1]) Auf den Fidschi-Inseln ist dagegen das schwache Geschlecht mehr tätowirt als das starke. Nach dem Urtheil mancher Reisenden ist eine geschmackvoll ausgeführte Tätowirung ein entschiedener Schmuck. So versichert uns z. B. Laird, daß die in Westafrika üblichen Muster gar häufig „der Haut in Ermangelung der Kleider eine gewisse Vollendung verleihen".[2])

„Auf den Gambier-Inseln," sagt Beechey[3]), „ist diese Sitte „so allgemein, daß man selten einem untätowirten Menschen begegnet, und dieses Verschönerungsmittel wird zudem in solchem „Umfange angewandt, daß oft der ganze Körper vom Hals bis „zu den Fußknöcheln mit kleinen buntfarbigen Strichen bedeckt „ist; die Brust wird meistens freigelassen oder nur mit einem „einzigen Symbole geschmückt. Zuweilen ist, gewöhnlich bei „älteren Männern, das Gesicht unterhalb der Augen tätowirt, „doch stehen in diesem Falle — vermuthlich weil die Operation zu „schmerzlich wäre — die Striche oder das Netzwerk nicht so dicht „wie auf dem übrigen Körper; auch erstrecken sie sich nur bis „zur oberen Hälfte des Gesichts und enden mit einer wagerechten „Linie, die von einem Ohr bis zum andern läuft. Mit Ausnahme dieses und einiger anderer Muster, worunter sich auch „ein aus blauen Linien gebildetes befindet, das wie ein Strumpfgewebe aussieht und sich von der Mitte des Schenkels bis zu „den Fußknöcheln erstreckt, ist die Wirkung dieses Verfahrens „eine kleidsame und verdrängt in hohem Grade den Eindruck der „Nacktheit. Die Muster, welche den Wuchs auf das vortheilhafteste hervorheben, und die ich vor allen Dingen zu dieser „Gruppe rechnen möchte, sind die, welche sich von den Achselhöhlen „bis zu den Hüften erstrecken und eine gebogene Linie nach vorn „bilden, wodurch die Taille sich zu verengen scheint und der Gestalt aus einer kleinen Entfernung eine Eleganz und ein Umriß „verliehen wird, die an die Figuren in den ägyptischen Grabmälern „erinnern."

---

[1]) Cook's Voyage towards the South Pole, vol. I, p. 218.

[2]) Narrative of an Expedition into the Interior of Africa, vol. I. p. 291.

[3]) Beechey, vol. I, p. 138.

Fig. 12 stellt einen Karolinen-Insulaner nach Freycinet dar. Das Bild liefert uns einen Begriff vom Tätowiren, jedoch zeigt das Gesicht und die Gestalt des Mannes keineswegs den diesen Insulanern eigenthümlichen Typus.

Fig. 12.



Karolinen-Insulaner.

Die auf den Sandwich-Inseln übliche Tätowirung ist weniger kleidsam, da ihre symbolischen Verzierungen nach Arago's Versicherung „sinnlos, wunderlich, geschmacklos und in der Regel schlecht ausgeführt sind“.[1]) Die Neuseeländer, die auf diesem

[1]) Arago's Letters, Pt II, p. 147.

Gebiete der Kunst wohl das Vollkommenste geliefert haben, (s. Fig. 13 u. 14), wenden meistens gebogene und spirale Linien an. Das Verfahren ist äußerst schmerzhaft, namentlich gilt das von den Lippen. Allein vor der Operation zurückzubeben oder auch nur während derselben ein Zeichen des Leidens zu äußern, würde ein Beweis von Unmännlichkeit sein.

Fig. 13.



Der Kopf eines Neuseeländers.

Fig. 14.



Der Kopf eines Neuseeländers.

Die Eingeborenen benutzen das „Moko" oder Muster ihrer Tätowirung als eine Art Signatur. Die Frauen lassen sich auf ihre Lippen horizontale Striche schneiden. Rothe Lippen zu haben, gilt für eine Schande. [1])

Wir könnten noch manchen ähnlichen Fall anführen, daß sich die Wilden wegen einer vermeintlichen Verschönerung einem höchst empfindlichen Verfahren unterwerfen. Die in dieser Hinsicht seltsamste Sitte ist vielleicht die, welche eine Umformung einzelner Körpertheile vermittelst fester Bandagen bezweckt, und die auf mehreren Theilen der Erde üblich ist. Die kleinen Füße der

[1]) Die Details einer polynesischen Tätowirung sind in Hale's United States Exploring Expedition: Ethnography, p. 40 angegeben.

chinesischen Damen sind weltbekannt; doch hat diese Mode sicherlich weniger Schaden gestiftet, als die ehemals in Europa übliche Einpressung der Taille. Die Samoa-Insulaner [1]) und mehrere andere amerikanische Stämme pflegen sogar die Form des Kopfes zu verändern. Man sollte meinen, daß ein solcher Druck einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Denkvermögen der betreffenden Person ausüben müsse; nach den bis jetzt vorliegenden Berichten scheint das jedoch nicht der Fall zu sein.

Die Behandlung des Haares und die daraus entstehenden Moden weichen bei den verschiedenen Rassen ungemein von einander ab. Einige pflegen es gänzlich abzuscheeren; andere lassen dem Scheitel entlang einen Streifen stehen; die Kaffern tragen einen runden Ring von ihren Haaren, und die nordamerikanischen Indianer halten es für eine Pflicht- und Ehrensache, einen kleinen Haarbüschel zu behalten, um nicht in den Verdacht zu kommen, als wollten sie im traurigen Fall einer Niederlage ihren Gegner um das anerkannte Emblem des Sieges, den Scalp, betrügen.

Die Insulaner der Torresstraße drehen ihr Haar zu langen pfeifenförmigen Locken und tragen außerdem eine Art von Perrücke, die sie in gleicher Weise zu ordnen pflegen. Zuweilen scheeren sie den Kopf kahl und lassen nur einen querlaufenden Büschel stehen. Am Cap York wird das Haar meist kurz getragen. [2]) Die Frauen von Tanna thun das Nämliche und arrangiren es dann zu einem Wald von kleinen aufrecht stehenden, anderthalb Zoll langen Löckchen. Die Männer lassen es bis zu einer Länge von 6 bis 18 Zoll wachsen und theilen es in sechs- oder siebenhundert dünne Strähne. Dieselben werden sämmtlich von den Wurzeln an dergestalt um die dünne Rinde einer Schlingpflanze gewunden, daß sie das Ansehen von gedrehten Schnüren erhalten. Die Enden bleiben bis zu einer Länge von etwa zwei Zoll frei und werden geölt und gekräuselt. [3])

Die Fidschi-Insulaner [4]) widmen, wie Tafel II zeigt, ihrem Kopfschmuck einen großen Theil ihrer Zeit und Aufmerksamkeit.

---

[1]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 175.
[2]) McGillivray's Voyage of the Rattlesnake, pp. 11, 13.
[3]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 77.
[4]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 158.



Tafel II.

Haartrachten der Fidschi-Insulaner.



Die meisten Häuptlinge halten einen eigenen Friseur, der sie oft Stunden lang in Anspruch nimmt. Ihr Haupthaar besitzt manchmal einen Umfang von mehr als drei Fuß, ja, Herr Williams maß einen, der einen Umkreis von fünf hatte. Dies zwingt sie auf schmalen Holzkissen oder Halsstützen zu schlafen, was sehr unbequem sein muß. Auch färben sie das Haar. Schwarz ist ihre natürliche und zugleich beliebteste Farbe; manche Eingeborenen ziehen jedoch weiß, flachsfarbig und ein leuchtendes Roth vor.

„Auf einem solchen Kopfe,“ sagt Williams, „erhebt sich z. B. das „sämmtliche Haar in gleichmäßiger Höhe; vorn ist ein Drittel asch- „oder sandfarbig gefärbt, das übrige dagegen ist schwarz gelassen. „Beide Farben werden durch eine scharf begrenzte Linie von ein- „ander getrennt. Nicht wenige dieser Haartrachten sind so wun- „derlich erdacht, daß es fast scheint, als solle durch ihren Anblick „die Erregung der Lachlust bezweckt werden. Ein Eingeborener „trägt einen dicken Knoten kühn emporstrebender Haare auf „seinem Scheitelpunkte, während der ganze übrige Kopf kahl ist. „Ein zweiter hat sich den größten Theil seines Haares fortschnei- „den lassen und nur drei bis vier Reihen kleiner Büschel be- „halten. Sein Haupt erhält dadurch das Ansehen, als sei es mit „kurzen Malerpinseln bepflanzt. Der Schädel eines Dritten ist „gleichfalls fast haarlos, nur zu beiden Seiten der Schläfen ragt ein „kräftiger Büschel in die Luft hinaus. Manchmal hängen ein, „zwei oder gar drei, 12 bis 18 Zoll lange, gedrehte Haarschnüre „von der rechten Schläfe herab. Bei einigen Insulanern bilden „eine Anzahl solcher Flechten gleichsam eine Gardine, die am Hinter- „kopfe von einem Ohr zum andern reicht. Auch ist es Mode — „doch erfordert diese Frisur eine ungemeine Kunstfertigkeit — das „Haar in vielen strahlenförmig vom Kopf abstehenden Locken zu „arrangiren. Jede einzelne derselben bildet einen regelrechten, „etwa sieben Zoll langen Kegel, dessen Basis sich nach außen „richtet, so daß die Oberfläche der Frisur durch eine „Menge kleiner Kreise bezeichnet wird, deren Haarenden sich „wiederum rückwärts dem Mittelpunkt des Kegels zuwin- „den.“ [1]) Auf einigen Pacific-Inseln tragen die Einge-

---

[1]) In Darwin's Descent of Man, p. 338 *et seq.* finden sich noch mehrere Angaben.

borenen Perrücken, oder außer ihrem eigenen noch falsche Haarflechten. [1])

So scheint denn in der That die Liebhaberei für persönlichen Schmuck bei den wilden Völkerschaften in gleichem Maße, ja vielleicht in noch höherem Grade als bei civilisirten Nationen vorhanden zu sein.

[1]) **Hale's United States Expl. Exp.: Ethnography, p. 12.**

Drittes Capitel.

Ehe und Verwandtschaft.

Wohl nichts gewährt uns einen so belehrenden Einblick in den eigentlichen Zustand der Wilden, als ihre Begriffe über Verwandtschaft und Ehe; auch können wir die bedeutenden Vortheile der Civilisation nicht schlagender beweisen, als durch die Veredlung, welche sie bereits auf das gegenseitige Verhältniß der beiden Geschlechter ausgeübt hat.

Die Ehe und die verwandtschaftliche Stellung eines Kindes zu seinem Vater und seiner Mutter scheint uns so natürlich und selbstverständlich, daß wir leicht geneigt sind, diese Einrichtungen für ein ursprüngliches Gemeingut des Menschengeschlechtes zu halten. Das ist indessen durchaus nicht der Fall. Die tiefstehendsten Rassen kennen keine eheliche Verbindung, wahre Liebe kommt bei ihnen fast nie vor, und die Ehe in ihren niedrigsten Phasen ist keineswegs eine Sache der Neigung oder Kameradschaft.

„Die Hottentotten," sagt Kolben [1]), „behandeln einander so „kalt und gleichgültig, daß man glauben sollte, es bestehe zwischen „ihnen kein derartiges Gefühl wie die Liebe." Die Ehe der Koussa-Kaffern entbehrt, wie Lichtenstein versichert, „ebenfalls jeder liebevollen Empfindung". [2]) Die Tinneh-Indianer in Nordamerika besaßen keinen Ausdruck für „Liebe" oder „geliebt", und die Algonkinsprache ermangelte eines Verbums, welches die Bedeutung „lieben" in sich faßt, so daß die Missionäre, welche die

---

[1]) Kolben's Hist. of the Cape of Good Hope, vol. I, p. 162.

[2]) Travels in South Africa, vol. I, p. 261.

Bibel übersetzen wollten, sich zu der Erfindung eines neuen, diesem Zweck entsprechenden Wortes gezwungen sahen.

„Ein Indianer im Naturzustande," sagt Morgan [1]), „erhebt „sich nicht bis zur Leidenschaft der Liebe. Sie ist diesen Menschen, „mit Ausnahme eines beschränkten Theiles der Dorfbewohner, „etwas vollständig Unbekanntes." An einer andern Stelle erwähnt derselbe Reisende eine Abahuelin-Frau, Namens Ethabe, welche drei Jahre lang mit einem Schwarzfuß-Indianer vermählt war, ohne sich mit ihm unterhalten zu können. Da Keins von Beiden sich bemüht hatte, des Andern Sprache zu erlernen, so verkehrten sie nur durch Zeichen mit einander. [2])

Obgleich sich die Gesänge der Wilden gewöhnlich auf die Jagd, den Krieg oder die Frauen beziehen, so kann man sie doch nur in seltenen Ausnahmefällen „Liebeslieder" nennen. So sagt z. B. Mitchell, welcher mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten Präsident des Senatsausschusses für indianische Angelegenheiten war: „Wir fanden sowohl bei den Osages wie bei den „Cherokesen keinen einzigen, durch eine zarte Neigung hervorge„rufenen poetischen oder musikalischen Erguß. Trotz unserer „häufigen Anfrage kam niemals ein Liebeslied zum Vor„schein". [3])

„Die Eingeborenen von Yariba" (in Mittelafrika), sagt Lander [4]), „halten die Ehe für etwas ganz Unwichtiges. Eine „Heirath beschäftigt die Gedanken eines Mannes nicht lebhafter „als das Abschneiden einer Kornähre; von einer Neigung ist da„bei keine Rede." An einer andern Stelle heißt es: „Beschäftigt „sich der König von Boussa [5]) nicht mit Staatsangelegenheiten, so „füllt er seine Mußestunden mit der Führung seines Haushaltes „und dem Anfertigen seiner Gewänder aus. Die Midiki (Königin) „und er leben in getrennten Wohnungen, haben Jedes ihr eigenes „Vermögen und gesonderte Einnahmen; sie scheinen allerdings „nichts mit einander zu theilen, und doch sahen wir, seit wir unsere

---

[1]) Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family, p. 207.

[2]) *L. c.*, p. 227.

[3]) Archæol. Americanae, vol. I, p. 317.

[4]) R. and J. Lander's Niger Expedition, vol. I, p. 161.

[5]) *Ibid.*, vol. II, p. 106. Siehe auch p. 197.

„Heimath verließen, kein befreundeteres Paar. An der Goldküste „halten Mann und Frau nicht einmal den Schein einer Zuneigung „aufrecht".[1]) Bei den Mandingo ist die Ehe nur eine Art geregelter Sclaverei. Mann und Frau „lachen oder scherzen nie mit einander". „Ich fragte Baba," sagte Caillié, „warum er sich „nicht zuweilen mit seinen Frauen belustige? Er erwiederte, wenn „er das thäte, würde er sie nicht mehr im Zaum halten können, „sondern von ihnen ausgelacht werden, sobald er ihnen irgend einen Befehl ertheile."[2])

„Die Gebirgsvölker von Chittagong in Indien," versichert Capitain Lewin, „betrachten die Ehe als eine rein körperliche, „zur äußern Bequemlichkeit dienende Einrichtung und als ein „Mittel, ihr Mittagsmahl gekocht zu bekommen. Sie haben keine „Ahnung von ehelicher Zärtlichkeit oder galanten Liebesdiensten."[3])

Die Samoyeden[4]) von Sibirien legen selten ein freundschaftliches Gefühl für ihre Frauen an den Tag; sie wagen nach Pallas' Aussage: „à peine leur dire une parole de „douceur". Weiter östlich auf den aleutischen Inseln verdient eine Ehe nach Müller[5]) „kaum den Namen", und die von ihm angeführten Beispiele rechtfertigen seine Behauptung in hohem Grade.

Bei den Guyacurus von Paraguay „sind die Bande der „Ehe so ungemein locker, daß ein Paar, welches sich nicht mehr „liebt, ohne weitere Umstände auseinander zu gehen pflegt. Zu„dem besitzen diese Eingeborenen auch nicht den leisesten Begriff „von einer allen übrigen Menschen angeborenen Schamhaftig„keit".[6]) Die Guarani scheinen sich in einem sehr ähnlichen Zustande befunden zu haben.[7])

In Nordamerika hielt man die Ehe durchaus nicht für einen geheiligten Stand.[8])

In Australien herrscht zwischen „den beiden Geschlechtern

---

[1]) Burton's Mission to the King of Dahomey, vol. II, p. 190.
[2]) Travels, vol. I, p. 350.
[3]) Hill Tracts of Chittagong, p. 116.
[4]) Pallas' Voyages, vol. IV, p. 94.
[5]) Des. de toutes les Nat. de l'Empire de Russe, Part III, p. 129.
[6]) Charlevoix, Hist. of Paraguay, vol. I, p. 91.
[7]) *Loc. cit.*, p. 352. Siehe ferner Azara, vol. II, p. 60.
[8]) Jones. Antiquities of the Southern Indians, p. 67.

„wenig wahre Zuneigung. Die jungen Eingeborenen berechnen „den Werth eines Weibes nur nach ihren Dienstleistungen als „Sclavin. Ja, fragt man sie, warum sie sich so eifrig nach „Frauen umsehen, so erwiedern sie gewöhnlich, sie bedürften der„selben zum Wasser= und Holztragen, zur Bereitung ihrer Nah„rung und zum Weiterbefördern ihres sämmtlichen Eigenthums".[1]) Die Stellung der australischen Frauen ist allerdings über die Maßen beklagenswerth. Sie werden mit der äußersten Rohheit behandelt, geschlagen, und bei dem geringfügigsten Anlaß zum Aerger gerathen ihre Glieder in eine gar unsanfte Berührung mit dem Speer. „Höchst selten," sagt Eyre, „findet man ein weib„liches Wesen, dessen Kopf bei genauer Besichtigung frei von den „entsetzlichsten Narben ist, oder dessen Körper keine Speerwunden „aufzuweisen hat. Ich habe ein junges Mädchen gesehen, das in „Folge solcher Merkmale Loch an Loch gehabt zu haben schien, „und ist ein Frauenzimmer einigermaßen hübsch, so pflegt sich „ihr Loos durch diesen Umstand noch trauriger zu gestalten."

Ferner scheint uns das Familiensystem, demzufolge ein Kind in gleich naher Verwandtschaft zu seinem Vater wie zu seiner Mutter steht, so naturgemäß, daß uns beim Antreffen einer andern Ordnung ein Gefühl der Ueberraschung beschleicht. Und doch sind wir, wie wir gleich sehen werden, zu der Annahme berechtigt, daß das Verwandtschaftsverhältniß eines Menschen anfangs nur seinen Stamm, dann seine Mutter und nicht seinen Vater, darauf seinen Vater und nicht seine Mutter, und erst ganz zuletzt beide Eltern betraf. Sogar bei den Römern bildeten nicht etwa eheliche oder verwandtschaftliche Beziehungen, sondern die Macht den Grundstein des Familienlebens[2]); „le lien seul", sagt Ortolan, „de la parenté naturelle, de la parenté de sang, n'est rien chez les Romains", und die Frau und Kinder eines Mannes machten nicht deshalb einen Theil der Familie aus, weil sie seine Verwandten, sondern weil sie seine Untergebenen waren, so daß ein emancipirter, das heißt freigesprochener Sohn nicht mehr zur Familie gezählt ward, und folglich sein Erbrecht verlor. Wir werden übrigens diesen Theil unserer Betrachtung besser verstehen,

---

[1]) Eyre's Discoveries, vol. II, p. 321. Siehe die Anmerkungen.

[2]) Ortolan's Expl. His. des Instituts de l'Emp. Justinien, vol. I, pp. 126, 128, 130, 416.

sobald wir die verschiedenen Phasen, in welcher sich die Ehe äußert, mit einander erwogen haben. Dieselbe trägt nämlich durchaus nicht immer dasselbe Gepräge, sondern nimmt fast jede nur denkbare Gestalt an. In einigen Fällen scheint überhaupt gar keine, diesen Namen verdienende Einrichtung vorhanden zu sein, in anderen ist sie recht eigentlich nur für eine kurze Zeitdauer bestimmt und besteht bis zur Geburt des Kindes, worauf es beiden Gatten frei steht, sich auf's Neue zu verheirathen. Wieder anderswo kauft der Mann die Frau, und diese wird dann eben so gut sein Eigenthum, wie sein Pferd oder sein Hund.

Auf Sumatra gab es ehemals drei vollständig verschiedene Arten der Vermählung: den Jugur, bei welchem der Mann die Frau, den Ambel-anak, bei dem die Frau den Mann kaufte, und endlich den Semando, bei welchem sich beide Parteien auf gleiche Bedingungen hin vereinigten. „Wird eine Ehe durch den Ambel-„anak geschlossen," sagt Marsden [1]), „so wählt der Vater der Jung-„frau seiner Tochter aus einigen jungen Männern einen Gatten „aus. Gewöhnlich stammt derselbe aus einer weniger vornehmen „Familie, und diese muß allen ferneren Rechten oder Ansprüchen „auf ihn entsagen. Er wird in das Haus seines Schwieger-„vaters geführt, der bei dieser Gelegenheit einen Büffel schlachtet „und von den Verwandten seines Eidams zwanzig Dollare erhält. „Von dieser Zeit an trifft das Buruk baik nia (das Gute und „Schlechte, das er thut) die Angehörigen seiner Frau. Mordet „oder stiehlt er, so zahlen sie das Bañgun oder Strafgeld. Wird „er ermordet, so erhalten sie das Bañgun. Sie sind verantwort-„lich für alle Schulden, die er als Ehemann macht; für die „früheren haften seine Eltern. Er nimmt in der Familie eine „Mittelstellung zwischen einem Kinde und einem Schuldner ein. „Er hat als ein Sohn an Allem Theil, was der Haushalt liefert, „besitzt aber selbst kein Eigenthum. Die Reisplantagen, der Er-„trag seines Pfeffergartens, kurz alles was er gewinnt oder „erntet, gehört der Familie. Dieselbe darf ihn nach Belieben „fortjagen, und in solchem Falle muß er sogar seine Kinder ver-„lassen und nackt, wie er gekommen, zurückkehren."

„Der Semando [2]) ist ein auf gleichen Bedingungen ruhender

---

[1]) **Marsden's Hist. of Sumatra, p. 262.**

[2]) ***Ibid.*, p. 263.**

„Vertrag zwischen den betreffenden Personen; der den Freunden
„des Mädchens gezahlte Abat beträgt gewöhnlich zwölf Dollare.
„Laut dem Contracte sind alle Effecten, Erwerbungen oder Ein-
„nahmen das gemeinsame Besitzthum der Eheleute. Verlangen
„beide eine Scheidung, so wird das Vermögen, die Schulden und
„das Guthaben gleichmäßig getheilt. Dringt nun der Mann auf
„eine Trennung, so giebt er der Frau die Hälfte der Habe und
„büßt die zwölf bezahlten Dollare ein. Beansprucht hingegen die
„Frau eine Trennung, so verliert sie ihr Anrecht auf den ver-
„hältnißmäßigen Antheil des Vermögens, ist jedoch berechtigt, ihren
„Tikar, Bantal und Danban (Paraphernalien) mitzunehmen. Auch
„müssen sich ihre Verwandten darauf gefaßt machen, die zwölf
„erhaltenen Geldstücke wieder herauszuzahlen; allein das wird
„nur selten verlangt. Die Häuptlinge des Rejang-Landes haben
„in Folge einer öffentlichen Uebereinkunft diese unseren Anschau-
„ungen von ehelichem Glück und Recht am meisten entsprechende
„Vereinbarung in ihrem Gebiete anerkannt, und der Einfluß der
„malayischen Priester wird dazu beitragen, dieser Anordnung
„Nachdruck zu verleihen."

Durch die Jugur-Ehe ward die Frau das Eigenthum des Mannes.

Die Ehe der Hassaniyeh-Araber, welche höchst sonderbarer Art ist, könnte man eine „Dreiviertel-Heirath" nennen. Von vier Tagen ist die Frau nämlich nur drei rechtsgültig verheirathet; an jedem vierten dagegen vollständig frei.

Auf Ceylon gab es zweierlei Vermählungsarten. Die eine hieß die Diga- und die andere Bina-Ehe. Bei der ersteren zog die Frau in die Behausung des Mannes, bei der letzteren siedelte er in die Hütte seines Weibes über. „Zudem waren die Ehen", wie Davy sagt, „für die ersten vierzehn Tage provisorisch und „wurden nach Ablauf dieser Frist entweder für gültig oder auf-„gehoben erklärt." [1])

In Japan soll unter den höheren Ständen die Sitte herrschen, daß der älteste Sohn seine junge Frau in's Vaterhaus führt; die älteste Tochter thut das Nämliche mit ihrem Gatten und verleiht demselben ihren Namen. Auf diese Weise wird die Frau eines ältesten Sohnes ein Mitglied der Angehörigen ihres Mannes,

[1]) Davy's Ceylon, p. 286.

und ebenso gehört der Mann einer ältesten Tochter dem Kreise seiner Frau an. Ein ältester Sohn aus der einen kann folglich keine älteste Tochter aus der andern Familie heirathen. Von den jüngeren Kindern trägt die Frau ihres Gatten Namen, sobald ihr Schwiegervater die Ernährung des Paares übernimmt, thut das jedoch ihr eigener Vater, so tritt der umgekehrte Fall ein.[1])

Bei den Reddies in Südindien herrscht eine sehr sonderbare Sitte[2]): „Ein junges, sechszehn- oder zwanzigjähriges Mädchen „kann sich mit einem fünf- oder sechsjährigen Knaben vermählen! „Sie lebt jedoch bei irgend einem erwachsenen Manne, z. B. einem „Onkel oder Vetter mütterlicherseits. Es ist ihr nicht gestattet, „mit den Verwandten ihres Vaters ein Bündniß einzugehen, sie darf „dafür aber den leiblichen Vater ihres jugendlichen Gatten, also „ihren eigenen Schwiegervater, als ihren Manne betrachten. Ent- „springen Kinder aus dieser Vereinigung, so gelten dieselben für „die Nachkommen des knabenhaften Ehemannes. Erreicht derselbe „das Mannesalter, so ist seine Frau natürlich alt oder über die „Jahre des Kinderbekommens hinaus, und dann gesellt er sich „seinerseits zu der Gattin eines andern Knaben und erzeugt „Kinder für diesen, wie es einst für ihn geschah."

Die Polyandrie oder die gleichzeitige Vermählung einer Frau mit mehreren Männern ist viel häufiger, als man gewöhnlich denkt. Allerdings ist sie nicht so verbreitet, als die Polygamie, welche fast durchgängig bei allen tieferstehenden Rassen auftritt. Ich möchte ihr oftmaliges Vorkommen aus einem mir einleuchtenden Grunde erklären, halte denselben jedoch nicht für den einzigen. Lange nach der Entwöhnung unserer Kinder bleibt die Milch der hauptsächlichste und wichtigste Theil ihrer Nahrung. Wir ersetzen diesen Mangel durch Kuhmilch; den Völkern, welche keine Hausthiere besitzen, fehlt natürlich dieses Surrogat, und folglich kann eine Entwöhnung nicht vor dem zweiten, dritten oder gar vierten Jahre eintreten. Während dieser ganzen Zeit leben gewöhnlich die Eheleute getrennt, und hat ein Mann nicht mehrere Frauen, so sieht er sich oftmals vollständig vereinsamt. Auf den Fidschi-Inseln „betrachten es z. B. die Angehörigen der Frau als eine

[1]) Morgan's System of Consanguinity and Affinity of the Human Family, p. 428.

[2]) Shortt, Trans. Ethn. Soc., New Series, vol. VII, p. 194.

„offenbare Beleidigung, wenn sie vor dem Ablauf der üblichen „drei bis vier Jahre ein Kind bekommt, und halten es dann für „ihre Pflicht, sich in derselben offenkundigen Weise zu rächen".[1])

Uns scheint es richtig und naturgemäß, daß Mann und Frau möglichst viel ihre gegenseitige Gesellschaft genießen; ein Turkomane darf jedoch, nach Fraser, in den ersten sechs oder zwölf Monaten nach der Hochzeit, ja sogar oft bis zum zweiten Jahre, seine Gattin nur verstohlener Weise besuchen. „Die junge Frau," sagt Burnes, „eilt nach der Vermählung in's Elternhaus zurück „und verbringt dort ein Jahr mit der Anfertigung der zu einem „Turkomanenzelte erforderlichen Decken und Zeuge, und wird „erst am Jahrestag ihrer Flucht dem zärtlich harrenden Freier „ausgeliefert.[2])

Klemm berichtet, daß die Circassier sich bis zur Geburt des ersten Kindes in ähnlicher Weise verhalten. Bei den Fidschi-Insulanern pflegen die Eheleute des Nachts selten und nur insgeheim mit einander zu verbringen. Ein Schlafen unter dem nämlichen Dache würde ihr Anstandsgefühl in hohem Grade verletzen. Der Mann verlebt den Tag im Kreise seiner Angehörigen, entfernt sich jedoch beim Anbruch der Nacht.[3]) Von Chittagong in Indien heißt es: „Obgleich die Moralitätsbegriffe der Kyoungtha „nach unseren Anschauungen ungemein unausgebildet sind, so „dürfen Mann und Frau doch unter keiner Bedingung in den „ersten sieben Tagen nach der Vermählung bei einander schlafen".[4])

Burckhardt erzählt: „In Arabien begiebt sich die junge Frau „unmittelbar nach der Hochzeit, wenn man diese Feierlichkeit so „nennen darf, wieder in's Zelt ihrer Mutter. Am Abend läuft „sie jedoch fort und wiederholt diese Fluchtversuche mehrere Male, „bis sie schließlich in ihre Behausung zurückkehrt. Erst einige „Monate, ja vielleicht ein volles Jahr nach der Vermählung siedelt „sie in das Zelt ihres Gatten über".[5]) Bei den Votyaks begiebt sich die junge Frau einige Wochen nach ihrer Verheirathung wieder

[1]) Seemann, A Mission to Fiji, p. 191.

[2]) Burnes' Travels in Bokhara, vol. II, p. 56. Siehe ferner Vambery's Travels in Central Asia, p. 323.

[3]) Seemann's Mission to Viti, p. 191.

[4]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 51.

[5]) Burckhardt's Notes, vol. II, p. 269, in M'Lennan's Primitive Marriage, p. 302, angeführt.

in ihres Vaters Zelt, wohnt daselbst zwei, drei, ja oft sogar zwölf Monate, kleidet und geberdet sich wie ein unverheirathetes Mädchen, und kehrt erst nach Ablauf dieser Zeit mit abermaligem scheinbaren Widerstreben zu ihrem Gatten zurück.[1])

Lafitau sagt, daß ein nordamerikanischer Indianer seine Frau nur verstohlener Weise besuche: „— ils n'osent aller dans les „cabanes particulières, où habitent leurs épouses, que durant „l'obscurité de la nuit... ce serait une action extraordinaire „de s'y présenter le jour.“[2])

In Futa, einem westafrikanischen Königreiche, soll es dem Ehemanne erst nach dreijähriger Verheirathung gestattet sein, das Antlitz seiner Frau zu sehen.

Nach Xenophon und Strabo durften sich die Neuvermählten von Kreta und Sparta in den ersten drei Jahren nach der Hochzeit nur insgeheim sprechen, und eine ähnliche Sitte soll bei den Libyern geherrscht haben. So viel ich weiß, ist dieser Gebrauch bis jetzt noch nicht in genügender Weise erklärt worden. Ich werde indessen nachher meine Vermuthung darüber auszusprechen wagen.

Bei vielen wilden Völkern wird die Ehe durch keinerlei Feierlichkeiten eingeleitet. Metz sagt: „Von einem Hochzeitsfeste „der Badagas (Hindostan) habe ich nichts erwähnt. Kann man „doch kaum behaupten, daß sie überhaupt eins begehen! Die Ku„rumbas, ein anderer Stamm des Nili-Gerri-Gebirges, kennen „keine Hochzeitsfeierlichkeiten.“[3]) Nach Oberst Dalton[4]) haben die Keriahs von Mittelindien in ihrer Muttersprache kein Wort für „Hochzeit“ und die einzige bei ihnen vorkommende Feierlichkeit ist eigentlich nichts anderes als eine öffentliche Anerkennung der Thatsache. „Es ist sehr merkwürdig,“ sagt derselbe Forscher, „daß „von den vielen intelligenten Männern, welche Butan bereist und „beschrieben haben, kein einziger im Stande ist, anzugeben, ob sie „irgend welche Hochzeitsceremonie besitzen.“ Das Band zwischen Mann und Frau scheint sehr locker und im Grunde nur eine Art von Dienstbarkeit zu sein. „Aus eigener Beobachtung,“ fährt er

---

[1]) Müller's Des. de toutes les Nations de l'Emp. de Russe, Part II, p. 71.

[2]) *L. c.*, vol. I, p. 576.

[3]) Trans. Ethn. Soc., vol. VII, p. 276.

[4]) *Ibid.*, vol. VI, p. 25.

fort, „kam ich zu der Ueberzeugung, daß den Butans der gute „Ruf ihrer Frauen gänzlich gleichgültig ist.“ [1]) Die spanischen Missionäre fanden bei den californischen Indianern ebenfalls keinen Ausdruck für „Hochzeit“. [2]) Höher im Norden bei den Kutchin-Indianern „wird weder die Ehe noch die Geburt durch „eine feierliche Handlung geweiht“. [3])

„Die Hochzeitsgebräuche unserer Stämme, das heißt der „Rothhäute der Vereinigten Staaten,“ sagt Schoolcraft, „be„stehen nur in der persönlichen zustimmenden Erklärung der be„treffenden Ehecandidaten. Es bedarf dabei keiner Mitwirkung „von Seiten einer Priesterschaft, einer Obrigkeit oder irgend „welcher Zeugen, und die Handlung wird demnach von beiden „Parteien ohne eine äußere religiöse Weihe für gültig erklärt.“ [4])

Nach Brett giebt es bei den Arawaks von Südamerika „keine Hochzeitsfeierlichkeiten“. [5]) Martius versichert das Nämliche von den Brasilianern im Allgemeinen [6]), und ferner gilt das Gleiche auch von einigen australischen Stämmen. [7])

„Die Abyssinier,“ sagt Bruce, „kennen kein Hochzeitsfest. „Nach gegenseitiger Vereinbarung wird die Ehe ohne jegliche „Förmlichkeit geschlossen. Sie währt nur so lange, bis es dem „Einen oder der Andern beliebt, sie wieder aufzulösen. Auch steht „es den geschiedenen Eheleuten frei, sie nach Gefallen zu wieder„holen und zu erneuern. In diesem Falle leben die betreffenden „Personen trotz der früher stattgefundenen Scheidung abermals als „Mann und Frau mit einander, gleichviel ob sie inzwischen Kinder „von Anderen bekamen oder sonst vermählt waren. Ich er„innere mich, daß ich einmal zu Koscam bei der Iteghe (oder „Königin) war und dort am Hofe eine sehr angesehene Frau und „sieben Männer traf, die nach der Reihe ihre Gatten gewesen „waren; zur damaligen Zeit war freilich keiner von ihnen der „glückliche Gemahl der Dame.“ [8]) Trotzdem giebt es kaum ein

[1]) Des. Ethn. of Bengal, p. 97.
[2]) Baguert, Smithsonian Report, 1863, p. 368.
[3]) Smithsonian Report, 1866, p. 326.
[4]) Indian Tribes, pp. 248, 132.
[5]) Guiana, p. 101.
[6]) *L. c.*, p. 51.
[7]) Eyre's Discoveries, vol. II, p. 319.
[8]) Bruce's Travels, vol. IV, p. 487.

Land auf Erden, „das so viele Kirchen hat". [1]) Die Beduinenaraber ehren die Vermählung einer Jungfrau durch ein Hochzeitsfest; die Wiederverheirathung einer Wittwe erachten sie zu einer solchen Feier nicht wichtig genug. Speke sagt: „In Uganda findet man „keine einzige, an eine Hochzeit erinnernde Festlichkeit". [2])

Die Mandingo in Westafrika, sagt Caillié [3]), veranstalten keinerlei Ceremonien bei der Vereinigung eines Paares, und Hutton [4]) berichtet dasselbe von den Aschantis. In Congo und Angola [5]) „bedarf es bei einer solchen Gelegenheit keiner Festivität; den Eingeborenen liegt kaum etwas an der Zustimmung der Freunde". La Vaillant behauptet, bei den Hottentotten giebt es keine Hochzeitsgebräuche [6]), und nach Wood ist die Sprache der Buschmänner nicht im Stande, einen Unterschied zwischen einem verheiratheten und einem ledigen Frauenzimmer auszudrücken. [7])

Doch dürfen wir darum nicht annehmen, daß eine, nicht durch feierliche Handlung eingeleitete Ehe überall da, wo sich dieser Mangel bemerkbar macht, auch als etwas Geringfügiges betrachtet wird. „Auf dieser Insel (Tahiti)," erzählt z. B. Capitain Cook, „ist die Vermählung nichts als eine ohne Priester getroffene Vereinbarung zwischen Mann und Frau, die jedoch „dann, wenn sie einmal in Kraft getreten ist, ziemlich streng gehalten zu werden pflegt. Doch geschieht es mitunter, daß sich die „betreffenden Personen auf gegenseitigen Wunsch trennen, und in „solchem Falle verursacht ihnen die Scheidung eben so wenig Umstände, wie vorher die Vereinigung. Aber obgleich die Priesterschaft das Volk mit keiner Ausgabe für den Hochzeitssegen belastet hat, so weiß sie sich doch durch die Vollziehung zweier „wichtigen Handlungen schadlos zu halten und aus denselben „einen bedeutenden Gewinn zu ziehen. Die eine ist das Tätowiren, die andere die Beschneidung." [8]) An einer zweiten Stelle

---

[1]) Bruce's Travels, vol. V, p. 1.
[2]) Journal, p. 361.
[3]) *L. c.*, vol. I, p. 350.
[4]) Klemm, Culturgeschichte des Menschen, Bd. III, S. 280.
[5]) Astley's Coll. of Voyages, vol. III, pp. 221, 227.
[6]) Voyages, vol. II, p. 58.
[7]) Natural History of Man, vol. I, p. 269.
[8]) Cook's Voyage Round the World. Hawkesworth's Voyages, vol.

sagt Cook, daß die Frauen auf Tahiti „ihren Männern nicht „minder treu seien, als ihre anderen Welttheilen angehörenden „Schwestern".

Wir dürfen nicht vergessen, daß zwischen einem „lockeren" und „leicht auflösbaren" Ehebunde ein großer Unterschied besteht. In einigen Ländern vermag man denselben zwar mit der größten Leichtigkeit zu trennen, so lange er aber währt, wird er streng in Ehren gehalten; wogegen an anderen Orten gerade das Gegentheil der Fall ist.

Eine Heirath mit Hochzeitsfeierlichkeiten ist wohl im Ganzen immer besser, als eine, die jeglicher festlichen Handlung entbehrt; doch finden wir bei einigen Völkern manche uns in hohem Grade widerstrebende Hochzeitsgebräuche. Bei vielen Rassen sind dieselben dagegen höchst eigenthümlich und haben ohne Zweifel eine symbolische Bedeutung. Auf Banabe, einer der mikronesischen Pacific-Inseln, wird jede verheirathete Frau mit den Zeichen tätowirt, welche die Namen der Vorfahren ihres Gatten repräsentiren.[1]) Ein Theil der bei den Mundaris, einem der bengalischen Gebirgsvölker, üblichen Heirathsceremonien ist offenbar sehr sinnreich. Die Neuvermählte nimmt eine mit Wasser gefüllte Kanne auf den Kopf, hält dieselbe mit der Hand fest und geht voraus. Der junge Ehemann folgt ihr und schießt einen Pfeil durch das zierliche, auf diese Weise gebildete, henkelartige Loch. Das Mädchen eilt zu der Stelle, wo der Pfeil niedergefallen ist, hebt ihn mit dem Fuße empor, ergreift ihn mit der Hand und bringt ihn dann voll Ehrfurcht ihrem Gatten zurück.[2]) In manchen Theilen Indiens werden Braut und Bräutigam zum Zeichen ihrer innigen Vereinigung wechselseitig mit dem Blute des andern gezeichnet. Diese Sitte herrscht z. B. bei den Birhors. Oberst Dalton glaubt, hieraus sei der jetzt so weitverbreitete Gebrauch, „ein Zeichen mit Bleiroth[3]) zu machen", entstanden. In anderen Fällen ist der durch das Symbol veranschaulichte Gedanke weniger einleuchtend. Bei einigen Hindustämmen vermählt man die beiden Ver-

---

II, p. 240. Ueber die Carolinen-Inseln siehe Klemm, *loc. cit.*, vol. IV, p 299.

[1]) Hale's United States Explor. Exped.: Ethnography, p. 76.

[2]) Dalton's Des. Ethn. of Bengal, p. 195.

[3]) *Ibid.*, pp. 220, 319.

lobten erst mit zwei Bäumen und darauf mit einander. So wird z. B. ein Kurmi-Bräutigam einem Mango und seine Braut einer Malve angetraut.[1]) Die dieser Handlung zu Grunde liegende Idee ist wahrscheinlich die, daß die Verbindung des nunmehr den Gottheiten des Mango und der Malve geweihten, keinem andern Manne und keiner andern Frau mehr zugänglichen Paares mit Einwilligung ihrer überirdischen Beschützer geschehe.

Von den Canada-Indianern erzählt Carver [2]): „Sobald der „Häuptling das Paar für vermählt erklärt hat, dreht sich der „junge Ehemann um, bückt sich nieder, nimmt seine Frau auf „den Rücken und trägt sie unter dem Zuruf der Umstehenden in „sein Zelt.“ Bruce bemerkte in Abyssinien die nämliche Sitte. Nach beendigter Feierlichkeit, sagt er, „nimmt der junge Mann „seine Gebieterin auf den Rücken und trägt sie zu seiner Behausung. „Ist dieselbe weit entfernt, so ändert das nur insofern die Sache, „daß er sich mit seiner Last auf einen vollständigen Rundgang „um die Wohnung der Braut beschränkt“.[3])

Erreicht in China der hochzeitliche Zug das Haus der Neuvermählten, so wird die junge Frau von einer Matrone hineingetragen und „über ein an der Thür stehendes, mit Holzkohle gefülltes Becken gehoben“.[4])

Diese Fälle stehen keineswegs vereinzelt da, im Gegentheil, ich werde noch später mehrere verwandte Gebräuche erwähnen, auf deren Wichtigkeit und Bedeutsamkeit uns neuerdings Herr M'Lennan in seinem meisterhaften Werke „on Primitive Marriage“ aufmerksam gemacht hat.

Zuerst werde ich nunmehr die allmählige Entwickelung der Ehe bis zu ihren ersten Anfängen zurück zu verfolgen suchen. Wir haben allen Grund zu der Annahme, daß die niedrigsten Rassen in einem Zustande leben oder lebten, den wir vielleicht mit dem Worte „Gemeinschaftehe“ bezeichnen können. Nach Sir Belcher [5]) ist es auf den Andamanen-Inseln Sitte, daß Mann und Frau bis zur Entwöhnung des Kindes beisammen bleiben, sich dann aber trennen, als sei das etwas Selbstverständliches, und sich jedes

---

[1]) Dalton's Des. Ethn. of Bengal, p. 319.
[2]) Travels, p. 374.
[3]) Vol. VII, p. 67.
[4]) Davis. The Chinese, vol. I, p. 285.
[5]) Trans. Ethn. Soc., vol. V, p. 45.

einen neuen Gefährten suchen. Die Buschmänner in Südafrika sollen ganz ohne Ehe leben. „Bei den Nairs (Indien) kennt," wie Buchanan sagt, „Niemand seinen Vater und jeder Mann betrachtet die Kinder seiner Schwester als seine Erben." Die Teehurs von Oude „leben fast unterschiedlos in großen Horden „beisammen, und selbst dann, wenn ein Paar für verheirathet „gilt, besteht der Bund nur dem Namen nach". [1])

In China soll die Gemeinschaftehe bis zu Fouhi's [2]) und in Griechenland bis zu Cecrop's Zeiten geherrscht haben. Die Massageten [3]) und die Ausen [4]), ein äthiopischer Stamm, kannten nach Herodots Aussage keine Einzelehe. Dieser Bericht wird von Strabo in Betreff der Erstgenannten bestätigt. Strabo und Solinus liefern die nämliche Behauptung von den Garamantes einem andern Aethiopier-Stamme. In Californien, sagt Baegert [5]) vereinigen sich die beiden Geschlechter ohne jegliche Förmlichkeiten, auch fehlt in ihrem Vocabularium das Wort „heirathen". Garcilasso de la Vega versichert, daß bei einigen der peruanischen Stämme vor der Zeit der Incas kein Mann eine ihm allein gehörende Frau besessen habe. [6])

In seiner Schilderung der Eingeborenen der Königin-Charlotten-Inseln sagt Herr Poole [7]), daß „diesen einfachen, in pri„mitivem Zustande lebenden Menschen die Satzungen der Ehe „vollständig fremd sind". Die Frauen scheinen fast sämmtliche Männer ihres Stammes als ihre Gatten zu betrachten; sind jedoch gegen alle Fremde äußerst zurückhaltend.

Die (bis vor Kurzem) geringe Entwickelung der socialen Zustände der Sandwichs-Insulaner wird durch ihre Sprache dargethan. Man ersieht das aus dem beifolgenden Register, welches ich nach einem längeren, in Morgan's interessantem Werke

---

[1]) The People of India, by J. F. Watson, and J. W. Kaye, published by the Indian Government, vol. II, pl. 85.

[2]) Goguet, L'Origine des Lois, des Arts et des Sciences, vol. III, p. 328.

[3]) Clio, vol. I, p. 216.

[4]) Melpomene, vol. IV, 180

[5]) *Loc. cit.*, p. 368.

[6]) Commentaries of the Incas, trans. by C. R. Markham, vol. II, p. 443.

[7]) Queen Charlotte Islands, p. 312.

on the Origin of the Classificatory System of Relationship befindlichen Verzeichnisse anfertigte.[1])

Hawaiisch.	Deutsch.
Kupuna bedeutet	Urgroßvater Urgroßonkel Urgroßmutter Urgroßtante Großvater Großonkel Großmutter Großtante.
Makua kana =	Vater Vaters Bruder Vaters Schwager Mutter-Bruder Mutter-Schwager Großvaters Bruders Sohn.
Makua waheena =	Mutter Mutter-Schwester Mutter-Schwägerin Vaters Schwester Vaters Schwägerin.
Kaikee kana =	Sohn Schwester-Sohn Bruders Sohn Der Sohn vom Sohne des Bruders Der Sohn von der Tochter des Bruders Der Sohn vom Sohne der Schwester Der Sohn von der Tochter der Schwester Der Sohn vom Sohne der Schwester der Mutter Der Sohn vom Sohne des Bruders der Mutter.

[1]) Proc. of the Amer Acad of Arts and Sciences, 1868.

Hawaiisch.		Deutsch.
Hunona	=	Die Frau des Sohnes des Bruders Der Mann der Tochter des Bruders Die Frau des Sohnes der Schwester Der Mann der Tochter der Schwester.
Waheena	=	Die Frau Die Schwester der Frau Die Frau des Bruders Die Frau vom Bruder der Frau Die Frau vom Sohne des Bruders des Vaters Die Frau vom Sohne der Schwester des Vaters Die Frau vom Sohne der Schwester der Mutter Die Frau vom Sohne des Bruders der Mutter.
Kana	=	Der Ehemann Der Bruder des Mannes Der Mann der Schwester.
Panalua	=	Der Mann der Schwester der Frau (Schwager).
Kaikoaka	=	Der Bruder der Frau.

Der Schlüssel dieses Hawaiischen oder Sandwichs-Insularischen Systems [1]) liegt in dem durch das Wort „**waheena**" (Frau) ausgedrückten Gedanken. Daher sind:

Waheena	=	Die Frau Die Schwester der Frau Die Frau des Bruders Die Frau vom Bruder der Frau

sämmtlich den betreffenden Männern gleich nahe verwandt. Folglich bedeutet das Wort:

Kaikee nicht nur Kind, sondern auch das Kind der Frau des Bruders;

[1]) Morgan, Proceedings of the American Association, 1868.

ferner das Kind der Schwester der Frau und das Kind von der Frau des Bruders der Frau. Weil also die Schwester als Gattin ihres Schwagers (doch nicht ihres Bruders) und der Schwager als Gatte der Frau seines Bruders betrachtet wird, so ist er auch folglich der Vater der Kinder seines Bruders. Daher bedeutet Kaikee auch „Schwestersohn“ und „Brudersohn“. In der That entsprechen die beiden Ausdrücke „Kaikee“ und „Waheena“ unserem „Kind“ und „Frau“, dagegen fehlen offenbar die Worte, welche „Sohn“, „Tochter“, „Gattin“ oder „Gatte“ bezeichnen. Daß dieser Mangel nicht etwa aus der Armuth der Sprache hervorgerufen ist, liegt auf der Hand, denn dasselbe System hebt Verwandtschaftsgrade hervor, die wir nicht unterscheiden.

Vielleicht tritt der Gegensatz am schärfsten bei den Ausdrücken für Schwager und Schwägerin hervor.

So nennt z. B. eine Frau ihre:

Schwägerin: die Frau vom Bruder ihres Mannes = **punalua**,
Schwägerin: die Schwester ihres Mannes = **kaikoaka**.

Dagegen aber ihren Schwager, sei er nun der Mann ihrer Schwester oder der Bruder ihres Mannes: **kana**, d. h. Gatte.

Dagegen nennt ein Mann seine:

Schwägerin: die Schwester seiner Frau = **waheena**, d. h. Gattin.
Schwägerin: die Frau seines Bruders = **waheena**, d. h. Gattin.

Und ferner den:

Schwager: den Bruder seiner Frau = **kaikoaka**,
Schwager: den Mann der Schwester seiner Frau = **punalua**.

Auf diese Weise besitzt eine Frau wohl Ehemänner und Schwägerinnen, aber keinen Schwager. Ein Mann hat dagegen Frauen und Schwäger, aber keine Schwägerinnen. Dieselbe Anschauung kehrt bei allen anderen Verwandtschaftsgraden wieder; so werden z. B. Cousins und Cousinen: Brüder und Schwestern genannt.

Während ferner die Römer einen Unterschied machten zwischen dem Bruder des Vaters = **patruus** und dem Bruder der Mutter = **avunculus**,
der Schwester des Vaters = **amita** und der Schwester der Mutter = **matertera**,
heißen auf Hawaii dagegen die beiden ersten „**makua kana**“, was auch Vater bedeutet, und die beiden letzteren „**makua waheena**“, was ebenfalls: Mutter bezeichnet.

Im folgenden Capitel werde ich diese Verwandtschaftsbegriffe näher beleuchten; die obigen Belege zeigen genugsam, denk' ich, daß der Begriff der Ehe nicht in das Hawaiische Verwandtschaftssystem eingedrungen ist. Onkel-, Tanten- und Vetterschaft ignoriren sie vollständig; sie kennen nur:

Großeltern,
Eltern,
Geschwister,
Kinder und
Enkel.

Hier ist das Kind offenbar der ganzen Sippe anverwandt. Es steht weder zu seinem Vater noch zu seiner Mutter in einem besondern Verhältniß; denn beide Eltern stehen ihm nicht näher als Onkel und Tanten, so daß jedes Kind mehrere Väter und mehrere Mütter besitzt.

Ich glaube, das Fortbestehen dieser veralteten Nomenclatur läßt sich einigermaßen aus dem geselligen Leben dieser Insulaner erklären. In Folge des milden Klimas und der reichlichen Nahrungsmittel werden die Kinder bald selbständig; der vorwiegende Gebrauch geräumiger Wohnungen, die nur als Schlafstätten dienen, und die merkwürdige Abneigung gegen gemeinsame Mahlzeiten haben sicherlich ebenfalls dazu beigetragen, die Entwickelung der feineren Familiengefühle zu hemmen. Doch entsprach das oben angeführte Verzeichniß nicht den wirklichen von Capitain Cook und anderen früheren Reisenden beobachteten gesellschaftlichen Zuständen.

Heirathet jedoch ein Toda des Nili-Gerri-Gebirges, so wird seine Frau die Gattin aller seiner Brüder, sobald diese der Reihe nach in ein erwachsenes Alter treten; sie alle betrachten dann in gleicher Weise sämmtliche Schwestern der Frau als ihre Gattinnen. — „Das erstgeborene Kind wird dem ältesten Bruder „zuerkannt, das nächste dem zweiten und so bis zum letzten. Trotz „dieser unnatürlichen Einrichtung legen die Todas ungleich größere „Zärtlichkeit und Anhänglichkeit für ihre Nachkommen an den „Tag, als man nach dieser Sitte des vermischten Umgangs schließen „sollte.“ [1])

[1]) Shortt, Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. VII, p. 240.

Auch von den Tottiyars in Indien wird uns als Thatsache berichtet: daß die „Brüder, Onkel und Neffen ihre Frauen gemeinsam besitzen". [1]) Ferner sagt Nicolaus von den Galactophagen [2]): „Sie haben Güter und Weiber gemeinschaftlich. Daher „nennen sie alle Bejahrten Väter, die Jüngeren Söhne und die „Altersgenossen Brüder." Bei den „Sioux und einigen anderen „amerikanischen Stämmen gehören dem Manne, der die älteste „Tochter eines Häuptlings heirathet, auch alle ihre jüngeren Schwe„stern, und er kann dieselben heimführen, wann es ihm beliebt". [3])

Derartige sociale Zustände erklären einigermaßen die bei den tieferstehenden Völkern so häufig vorkommende Sitte der Adoption und die Thatsache, daß angenommene Kinder so oft den leiblichen gleichgestellt werden. „Bei den Eskimos knüpft diese eigenthümliche Verbindung," sagt Capitain Lyon, „die betreffenden Personen „eben so eng an einander wie die Bande des Blutes, und ist ein Pflegesohn älter wie ein wirklicher, so gilt er als Erbe der Familiengüter." [4])

Bei den Felatahs in Central-Afrika soll nach Denham die „Sitte der Kinder-Adoption ungemein verbreitet sein, und in der „Regel fällt bei solchen Gelegenheiten den fremden und nicht den „eigenen Kindern die ganze Erbschaft zu". [5]) Auf Madagascar [6]) findet man ebenfalls häufig die Adoption anderer, „gewöhnlich „verwandter Kinder. Dieselben werden von ihren Pflegeeltern „den eigenen gleich geachtet, wogegen ihre wirklichen Eltern alle Rechte an sie aufgeben".

„Auf den Tonga-Inseln," sagt Mariner [7]), „herrscht die Sitte, „daß die Frauen sich zu Müttern (wie sie es nennen) fremder „Kinder oder heranwachsender junger Leuten machen, um sie zu „ernähren und sie in jeder Weise mit allen Lebensgenüssen zu ver„sehen." Dies geschieht sogar häufig bei Lebzeiten der wirklichen Mutter, und in einem solchen Falle wird „die zweite der ersten gleichgestellt". Dieselbe Sitte herrscht auf der Sa-

---

[1]) Dubois' Description of the People of India, p. 3.
[2]) Bachofen, Das Mutterrecht, S. 21.
[3]) Ethn. Journal, 1869, p. 286.
[4]) Journal, p. 353. Siehe außerdem 365.
[5]) Denham's Travels in Africa, vol. IV, p. 131.
[6]) Sibree's Madagascar and its People, p. 197.
[7]) Mariner's Tonga Islands, vol. II, p. 98.

moa=[1]), den Marquesas und anderen Pacific=Inseln.[2]) In dem Leben der Römer spielte die Adoption gleichfalls eine wichtige Rolle. Sie wurde durch eine Nachahmung des Geburtsactes abgeschlossen und war ohne diese Scheinhandlung nicht gültig. Diese Sitte scheint sich bis auf die Zeit Nerva's erhalten zu haben, der bei der Adoption des Trajan die übliche Ceremonie in den Tempel des Jupiter[3]) verlegte. Diodorus[4]) giebt einen merkwürdigen Bericht von einem sehr ähnlichen, bei den Griechen vorkommenden Gebrauche und erwähnt, daß Juno bei der Adoption des Hercules eine Schein=Entbindung durchzumachen hatte.

In anderen Fällen wird das Symbol der Adoption nicht durch den Geburtsact, sondern durch das Milch=Band repräsentirt. Will z. B. in Circassien eine Frau Jemanden adoptiren, so reicht sie ihm die Brust. Und von den Abyssiniern berichtet Parkyn: „derjenige, welcher von einem vornehmern oder einflußreicheren „Manne an Kindesstatt angenommen zu werden wünscht, ergreift „dessen Hand, saugt an einem seiner Finger und erklärt sich darauf „für sein „Adoptiv=Kind". Von nun an ist sein neuer Vater ver= „pflichtet ihm zu helfen, so gut er kann."[5])

Vielleicht ist es im Grunde dieselbe Gedankenverbindung, welche die Eskimos veranlaßt, jedes Geschenk, das sie erhalten, als Beweis ihres Eigenthumsrechts zu belecken.[6])

Nach Dieffenbach's[7]) Bericht pflegt man auch auf Neusee=land ein Geschenk mit der Zunge zu berühren; jedoch thut es dort der Geber. „Die Eingeborenen auf den Tonga=Inseln," sagt Capitain Cook, „hatten eine merkwürdige Gewohnheit. Sie „legten nämlich Alles, was man ihnen reichte, auf ihren Kopf und „gaben dadurch, wie uns schien, ihre Dankbarkeit zu erkennen".[8]) Labillardière fand denselben Gebrauch in Tasmanien.[9])

Haben wir demnach angenommen, daß das System der Ge=

---

[1]) Nineteen Years in Polynesia, p. 179.
[2]) Gerland's Waitz' Anthropologie, vol. VI, p. 216.
[3]) Das Mutterrecht, S. 254.
[4]) IV, 39. Siehe die Anmerkungen.
[5]) Parkyn's Abyssinia, p. 198.
[6]) Franklin's Journeys, 1819—22, vol. I, p. 34.
[7]) New Zealand, vol. II, p. 104.
[8]) Voyage towards the South Pole, vol. I, p. 221.
[9]) Scaland's Waitz' Anthropologie, vol. VI, p. 81?.

meinschaftehe, welches, wie die vorhergehenden Seiten zeigen, in so umfassender Weise bei den auf einer tiefen Culturstufe stehenden Rassen vorwaltet und vorgewaltet hat, den uranfänglichsten und ältesten socialen Zustand des Menschengeschlechtes veranschaulicht, so müssen wir nunmehr die mancherlei Weise darthun, wie derselbe vermuthlich durch die individuelle Ehe aufgehoben und ersetzt worden ist.

Montesquieu behauptet, es sei eine fast unbestreitbare Thatsache, daß „l'obligation naturelle qu'a le père de nourrir ses „enfants a fait établir le mariage, qui déclare celui qui doit remplir cette obligation“.[1]) An einer anderen Stelle versichert er: „il est arrivé dans tous les pays et dans tous les temps que la religion s'est mêlée des mariages“.[2]) Die folgenden Seiten werden jedoch schlagend beweisen, wie weit diese Behauptungen von der Wahrheit entfernt sind.

Bachofen[3]) und M'Lennan[4]), zwei Gelehrte, welche neuerdings diesen Gegenstand studirt haben, stimmen Beide dahin überein, daß der gesellschaftliche Urzustand des Menschengeschlechtes ein alles ehelichen Lebens barer Hetärismus[5]) war, den ich der Bequemlichkeit halber mit dem Namen „Gemeinschaftehe“ (communal marriage) bezeichnet habe, weil alle zu einer kleinen Gemeinschaft gehörenden Männer und Weiber sich als gleichmäßig untereinander verheirathet betrachteten.

Bachofen ist der Ansicht, daß sich die durch diesen Stand der Dinge verletzten und entehrten Frauen empörten und eine Ehe mit weiblicher Oberherrschaft eingeführt hätten. Durch dieselbe sei der Mann der Frau unterthan worden, Eigenthum und Abstammung habe man sich nunmehr als in weiblicher Linie forterbend gedacht, und der Haupttheil der politischen Gewalt sei in die Hand der Frauen gekommen. Die erste Periode nennt er die Zeit des Hetärismus, die zweite die des Mutterrechts.

In dem dritten Stadium siegte, nach Bachofen's Ansicht, der geistige Einfluß des Vaters über das mehr stoffliche Princip des

---

[1]) Esprit des Lois, vol. II, p. 186.
[2]) *Loc. cit.*, p. 299.
[3]) Das Mutterrecht.
[4]) Primitive Marriage.
[5]) *Ibid.*, XVIII, XIX.

Mutterthums. Der Mann beanspruchte die Obergewalt, das Eigenthum und die Abstammung wurden in der männlichen Linie verfolgt, der Sonnengottesdienst verdrängte den Mondcultus, und außerdem traten noch vielfache Veränderungen in dem gesellschaftlichen Leben ein, und zwar hauptsächlich, weil man erkannte, daß der schöpferische Einfluß des Vaters bedeutender sei, als das stoffliche Band des Mutterthums. War doch der Vater der Urheber des Lebens, die Mutter nur seine Pflegerin.

Er bezeichnet daher das erste Stadium als regellos, das zweite als stofflich, das dritte als geistig. Meiner Meinung nach stehen jedoch die Völker, bei denen die Frauen die Obergewalt hatten, nur — wenn sie überhaupt existirten — als vereinzelte Ausnahmen da. In der Geschichte finden wir kein Beispiel, daß Frauen in Wirklichkeit ihre Rechte vertheidigt hätten, und die Weiber wilder Stämme sind, denk' ich, durchaus ungeeignet, ihren Platz in der angegebenen Weise zu behaupten. Bei den niedrigsten Rassen, z. B. den Australiern, ist im Gegentheil die Stellung der Frauen eine durchaus untergeordnete, und es scheint mir fast erwiesen, daß das Princip der Ehe nicht auf dem Recht der Frau, sondern auf dem des Mannes basirt und eine Erläuterung ist:

„von der guten alten Einrichtung,
„Daß wer Gewalt hat, es sich nimmt,
„Und wer's vermag, es auch behauptet".

Bei niedrigen Rassen ist das Weib das buchstäbliche Eigenthum ihres Mannes, und bei ihnen bewahrheitet sich, was Petruchio von Catharina sagt:

„Ich will der Herr sein meines Eigenthums.
„Sie ist mein Landgut, ist mein Haus und Hof,
„Mein Hausgeräth, mein Acker, meine Scheune,
„Mein Pferd, mein Ochs, mein Esel, kurz mein Alles."

Und zwar ist dies so buchstäblich der Fall, daß ein Römer ursprünglich, ja während der ganzen Dauer der classischen Zeit, unter seiner „Familie" seine Sclaven verstand und die Kinder nur insofern einen Theil der Familie bildeten, als sie seine Sclaven waren, so daß der Sohn, welcher von seinem Vater freigesprochen ward, aufhörte ein Familienglied zu sein und keinen Theil an der Erbschaft nahm. „Das Band des Blutes genügte „den Römern keineswegs... Der am häufigen angewandte, die „Verwandtschaft im Sinne des römischen Rechtes am klarsten be-

„zeichnende Ausdruck ist cognatio oder die Cognation, das ist „die Verbindung von Personen, welche durch das nämliche Blut „einander verknüpft oder durch das Gesetz als solche (cognati, quasi una communiter nati) anerkannt sind. Aber die Cog„nation allein, gleichviel ob dieselbe durch eine rechtmäßige Ehe „oder eine andere Vereinigung bewirkt war, machte den Betreffen„den weder zu einem Mitglied der Familie, noch verlieh sie ihm „irgend welche dahin zielende Rechte.“ [1]) Ja, sogar bis auf den heutigen Tag fällt in einigen Theilen Afrikas die Hinterlassenschaft eines Eingeborenen nicht seinen Kindern als solchen, sondern seinen Sclaven zu.

Die Thatsache, daß die Frau im eigentlichen Sinne des Wortes als Eigenthum ihres Mannes galt, erklärt die uns so merkwürdig scheinenden Fälle von ungezügeltem Leben vor und großer Sittenstrenge nach der Hochzeit. Daher entstand ferner die bei den niederen Rassen so häufig vorkommende Gewohnheit, daß die Wittwe des ältern Bruders auf den zweiten überging.

Diese gänzlich untergeordnete Stellung der verheiratheten Frau erklärt überdies die Anschauung, daß ein vornehmes Mädchen zu hoch zum Heirathen steht. Livingstone bemerkt das z. B. ausdrücklich von Mamochisáne, der Tochter des Betchuana-Häuptlings Sebituane. Dieser „betrachtete natürlich „jeden Ehemann als den Herrn seiner Frau; er sprach daher zu „seiner Tochter, alle meine Leute gehören Dir; Du kannst Dir „einen wählen, sollst aber keinen behalten“. [2])

Hearne sagt: „Gefällt den Hudson-Bay-Indianern eine Frau, „so ringen sie nach altherkömmlicher Sitte um dieselbe, und selbst„verständlich trägt der Stärkste allemal die Beute davon. Ein „schwacher Mann muß schon ein geübter Jäger oder ein beliebter „Gefährte sein, wenn es ihm gestattet werden soll, sich eine Frau „zu halten, die ein kräftigerer Landsmann der Beachtung werth „hält... Diese Sitte herrscht durchgängig bei allen Stämmen „und erweckt einen bedeutenden Wetteifer unter den Jünglingen, „die von Kindheit an bei jeder Gelegenheit ihre Kraft und Ge-

[1]) Ortolan's History of Roman Law, übersetzt by Prichard and Nasmith, p. 129.

[2]) Travels in South Africa, p. 179. Siehe ferner Burton's Dahomey, vol. I, pp. 107, 166, vol. II, p. 72. Tuckey's Exp. to the River Zaire, p. 140.

wandtheit erproben". [1]) Franklin erzählt gleichfalls, daß die Frauen der Kupfer-Indianer eine eben so gering geachtete Stellung einnehmen, wie die der Chipeways, und daß „man sie nur als ein „Stück Eigenthum betrachtet, welches der Stärkere dem Schwächeren „fortnehmen darf" [2]), und Richardson [3]) sah mehr als einmal, „wie ein starker Mann sein Recht geltend machte und das Weib „seines schwächeren Stammesgenossen für sich in Anspruch nahm. „Darf doch Jeder den Andern zum Ringkampfe auffordern und, „wenn er es vermag, die Frau des Besiegten als Siegespreis „für sich nehmen!" Doch kommt es den Frauen nie in den Sinn, sich gegen diese Sitte aufzulehnen; sie scheint ihnen vielmehr ganz naturgemäß. Ich kann daher der von Bachofen mit ungemeiner Gelehrsamkeit aufgestellten Theorie und der Reihenfolge der von ihm angenommenen gesellschaftlichen Stadien nicht beipflichten. [4])

M'Lennan hält wie Bachofen und Morgan den Hetärismus oder die Gemeinschaftsehe für den Urzustand. In zweiter Linie kam, nach seiner Ansicht, eine Art der Polyandrie, wo Brüder in Weibergemeinschaft lebten; später entstand das Stadium des Levirates, d. h. die Ordnung, nach welcher die Wittwe eines älteren Bruders dem zweiten und nach dessen Tode den jüngeren der Reihe nach zufiel. Daraus habe sich, so folgert er, bei manchen Stämmen die Endogamie und bei anderen die Exogamie abgezweigt [5]); das heißt mit anderen Worten: es bildeten sich einige Gemeinschaften, welche eine Eheschließung innerhalb, und einige, welche eine solche Vereinigung außerhalb ihres Kreises verboten. War eins dieser zwei Systeme das ältere von beiden, so mußte das nach seiner Ansicht die Exogamie sein. Diese gründete sich auf Kindermord [6]) und führte zur Sitte, die zur Ehe nothwendigen Frauen zu rauben. [7])

Auf einer höheren Stufe hob das Princip der Abstammung

---

[1]) Hearne, p. 104.

[2]) Journey to the Shores of the Polar Seas, vol. VIII, p. 43.

[3]) Richardson's Boat Journey, vol. II, p. 24.

[4]) Siehe z. B. Lewin's Hill Tracts of Chittagong, pp. 47, 77, 80, 93, 98, 101.

[5]) *Loc. cit.*, p. 145.

[6]) *Loc. cit.*, p. 138.

[7]) *Loc. cit.*, p. 140.

in weiblicher Linie, welches natürlich eine Theilung im Stamme hervorbrachte, die Nothwendigkeit des wirklichen Weiberraubes auf und verwandelte denselben in eine sinnbildliche Handlung.

Um seine Ansicht zu stützen, hat M'Lennan freilich manches überraschende Beispiel angeführt; aber zugegeben, daß diese Reihenfolge wirklich in einigen Fällen nachgewiesen werden kann, so kann ich doch nicht umhin. dieselben für vereinzelte Erscheinungen zu halten. Das bei wilden Völkern ungemein häufige Vorkommen des Kindermords gestehe ich allerdings zu; allein ich glaube, es läßt sich darthun, daß bei den niedrigsten Rassen die Knaben eben so oft als die Mädchen umgebracht werden. Eyre sagt ausdrücklich, daß dies bei den Australiern der Fall sei.[1]) In der That verlangt die Unterscheidung der beiden Geschlechter einen Grad von Ueberlegung und Nachdenken, welchen die niedrigen Rassen nicht besitzen.

Meine Meinung ist in kurzen Worten, daß die Gemeinschaftsehe allmählich durch die auf Weiberraub gegründete Einzelehe verdrängt ward und daß dieses Stadium erst die Exogamie und dann den Mädchenmord nach sich zog, und das wäre dann freilich das Gegentheil von M'Lennan's Reihenfolge. Die Endogamie und eine geregelte Polyandrie halte ich, trotz ihres häufigen Vorkommens, für Ausnahmen, die nicht in den normal fortschreitenden Entwickelungsgang einzureihen sind.

Wie M'Lennan und Bachofen und Morgan glaube ich, daß unsere jetzigen socialen Zustände aus einem Anfangsstadium des Hetärismus oder der Gemeinschaftsehe entsprungen sind. Es liegt jedoch auf der Hand, daß selbst beim Bestehen der Gemeinschaftsehe ein Krieger, der auf einem Raubzuge ein schönes Mädchen erbeutete die Gefangene als sein alleiniges Besitzthum zu behalten suchte und womöglich der Sitte Trotz bot. Aus bereits angeführten Beispielen ersahen wir, daß die Ehe in ein und demselben Lande in zwei verschiedenen Gestalten auftreten kann. Der Annahme, daß die Gemeinschafts- und Einzelehe neben einander Bestand hatten, stellt sich daher kein wirkliches Hinderniß entgegen. Allerdings konnte da, wo das System der Gemeinschaftsehe galt, kein Mann ein Mädchen allein für sich in Beschlag nehmen, ohne die Rechte des ganzen Stammes zu schädigen. Eine derartige

[1]) Discoveries, &c., vol. II, p. 324.

That würde natürlich Eifersucht erweckt haben und konnte nur unter ganz besonderen Verhältnissen als gerechtfertigt erscheinen. Eine Kriegsgefangene nahm jedoch eine solche Ausnahmestellung ein; der Stamm hatte keinen Anspruch an sie; ihr Entführer hätte sie nach Belieben tödten dürfen; zog er es vor, ihr das Leben zu lassen, so war das seine Sache; er that, was er für gut hielt, und seinem Stamme erwuchs daraus kein Nachtheil.

M'Lennan sagt freilich[1] „wir können unmöglich annehmen, „daß ein durch das Gesetz geheiligtes Symbol recht eigentlich aus „einem gesetzwidrigen Treiben wilder Menschen entstand. Und „wenn das der Fall war, warum fand nicht eine ähnliche sinn„bildliche Handlung bei der Uebergabe von anderem Eigenthum „statt?" Das Symbol des Raubes veranschaulichte jedoch keineswegs einen unrechtmäßigen, sondern im Gegentheil einen nach den Anschauungen der damaligen Zeit rechtmäßigen Besitz. Es bezog sich nicht auf den Kreis, dem das Mädchen entrissen ward, sondern sollte vielmehr die Rechte des Stammes beschränken, dem es fortan angehören sollte. Die Einzelehe war in der That eine Beeinträchtigung der Gesammtrechte; das, was eigentlich dem ganzen Stamme zukam, behielten entweder ein einzelner Mann, oder Mann und Frau nach gegenseitiger Vereinbarung für sich zurück. So traf z. B. bei den Andamanen jedes Weib, welches irgend einem Stammesgenossen die ehelichen Rechte vorzuenthalten suchte, eine harte Strafe.[2])

Auch ist es, denk' ich, nicht unerklärlich, warum das Symbol des Raubes nicht bei der Uebergabe von anderem Eigenthum stattfand. Jede Generation erfordert neue Weiber; daher bedurfte, wenn nicht der wirkliche Raub, so doch jedenfalls die symbolische Handlung steter Wiederholung. Mit Ländereien verhält es sich anders. Hat sich einmal das Princip des Grundbesitzes Bahn gebrochen, so vererbt derselbe von einem Besitzer zum andern. Mit dem übrigen Eigenthum hatte es ebenfalls eine einleuchtende, aber wesentlich andere Bewandtniß. Jeder Mann fertigte sich seinen Bogen und Pfeil, seine Hütte und Waffen selbst an, daher war keine Nothwendigkeit vorhanden, sich diese Dinge mit Gewalt zu nehmen, und somit fehlte die Veranlassung zu einem Symbol.

[1]) *Loc. cit*, p. 44.

[2]) Siehe Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. II, p. 35.

M'Lennan nimmt an, daß die Wilden durch die Tödtung der weiblichen Kinder und aus dem daraus entstehenden Mangel oder Armuth an Frauen zur Exogamie und zum Weiberraub getrieben wurden. Ich werde nachher meine Gründe angeben, weshalb ich mich mit dieser Vermuthung nicht einverstanden erklären kann.

Er glaubt ferner, daß die Ehe durch Raub aus der merkwürdigen Sitte entsprang, sich stets mit Gliedern eines fremden Stammes zu vermählen, eine Sitte, die er sehr passend mit dem Namen „Exogamie" bezeichnet. Ich glaube statt dessen, daß die Exogamie aus der Ehe durch Raub, und nicht die letztere aus der ersteren entstand; auch bin ich der Meinung, daß ursprünglich ein Raub und nur dieser allein einem Manne das Recht gewähren konnte, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen, und daß das Symbol des Raubes selbst dann noch bestehen blieb, als die Nothwendigkeit seiner wirklichen Ausführung bereits lange erloschen war. Hatte doch die Macht der langjährigen Gewohnheit die gewaltsame Entführung der Frau zu einer nothwendigen Vorbedingung der Ehe gestempelt.

Daß die Ehe durch Raub nicht in Folge weiblicher Sprödigkeit entstand, liegt, denk' ich, nicht nur deshalb auf der Hand, weil wir keinen Grund zu der Annahme haben, daß sich bei den niederen Rassen ein derartiges Gefühl in besonders lebhafter Weise geltend macht, sondern auch, weil wir uns dann erstens den scheinbaren Widerstand der Verwandten nicht zu erklären vermöchten, und weil zweitens die Hauptfrage ungelöst bliebe, warum sich die Sitte, die Frauen statt durch Ueberredung durch Gewalt zu gewinnen, so allgemein verbreitete.

M'Lennan's Ansicht wirft kein Licht auf die merkwürdigen Ceremonien, welche als ein für die Ehe dargebrachtes Sühnopfer angesehen werden müssen, und auf die ich später noch zurückkommen will.

Ich werde jedoch zuerst darthun, wie sehr sich der Raub, sei er nun ein wirklicher oder symbolischer, mit dem Begriff der Ehe verwebte. M'Lennan war, glaub' ich, der Erste, welcher die Bedeutung dieser Thatsache erkannte. Die beifolgenden Beispiele sind mit Ausnahme mehrerer Zusätze seinem werthvollen Werke entnommen.

Es bedarf starker Belege, welche übrigens im Ueber-

fluß vorhanden sind, um uns davon zu überzeugen, daß der Ursprung der Ehe aller geheiligten und geselligen Motive entbehrt, daß sie nichts mit gegenseitiger Liebe oder Vereinbarung zu schaffen hat, daß sie durch den leisen Schein einer Uebereinkunft ungültig ward, und sie nicht etwa durch eine Kundgabe heißer Liebe von Seiten des Mannes oder zarter Hingabe von Seiten der Frau, sondern nur durch rohe Gewalt und erzwungene Unterwerfung versinnbildlicht werden konnte.

Doch haben wir dafür, wie bereits gesagt, eine Fülle schlagender Beweise. Die Karaiben holten sich z. B. durchgängig ihre Weiber von den Nachbarstämmen und theilten so wenig mit ihnen, daß Männer und Frauen in der Regel eine verschiedene Sprache redeten. „In Australien," sagt Oldfield, „ist ebenfalls das männ„liche Geschlecht ungleich stärker vertreten als das weibliche, folg„lich giebt es in jedem Stamme viele frauenlose Männer; zu einem „behaglichen Leben bedürfen sie jedoch unbedingt eines Weibes, das „ihnen in des Wortes umfassendster Bedeutung als ein Lastthier, „ein Nahrung schaffendes Wesen und ein willenloses Opfer gilt, „an dem sie ihre Leidenschaften, welche sie im gegenseitigen Ver„kehr nicht zu äußern wagen, auslassen. Daher sehen sich die„jenigen, welche ein Verlangen nach einem solchen Luxusartikel „haben, in die Nothwendigkeit versetzt, sich ein Weib aus einem „andern Stamme zu rauben, und unternehmen sie einen Streifzug „zur Ausführung dieses lobenswerthen Vorsatzes, so unterwerfen „sie sich freudig denselben Strapazen und Gefahren, die ihnen „auf dem Pfade der Blutrache zu drohen pflegen. Fällt ihnen „bei einem solchen Ausfluge ein unbeschütztes Frauenzimmer in „die Hände, so gehen sie gerade nicht allzu zart mit ihr um. Sie „betäuben sie durch einen Schlag ihres Dowaks (vielleicht um „ihr die Liebe einzubläuen), schleifen sie an den Haaren in das „nächste Gebüsch und warten, bis ihr die Besinnung wiederkehrt. „Erwacht sie aus ihrer Ohnmacht, so muß sie ihnen folgen, und „da das arme Geschöpf im schlimmsten Falle nur aus der Hand „eines brutalen Gebieters in die eines andern übergeht, so macht „es gewöhnlich gute Miene zum bösen Spiel und sucht eben so „wenig zu entfliehen, als wenn es aus eigener freier Wahl mit„ginge." [1])

---

[1]) Trans. Ethn. Soc., vol. III, 250.

Die in der Umgegend von Sidney wohnenden Eingeborenen pflegen sich, nach Collins, ihre Weiber auf folgende Weise zu verschaffen: „Das unglückliche Mädchen wird in Abwesenheit ihrer „Beschützer geraubt. Zuerst versetzt der Entführer ihm auf Kopf, „Nacken und Schulter so heftige Schläge mit der Keule oder einer „Holzwaffe, daß das Blut stromweise hervorquillt und es betäubt „zusammenbricht. Dann wird es mit solcher Ausdauer und Heftig„keit durch das Gestrüpp geschleift, daß man meinen sollte, der „Arm müsse ihm aus dem Gelenke gerissen werden. Auf die „Steine oder Baumstämme, die etwa im Wege liegen, achtet der „Liebhaber oder vielmehr Räuber natürlich nicht; sein einziges „Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, seine Beute bei seiner „Horde in Sicherheit zu bringen, und ist das geschehen, so erfolgt „eine Scene, die so haarsträubend ist, daß ich sie nicht zu schildern „vermag. Die Verwandten des Mädchens rächen einen solchen „Eingriff in ihre Rechte nicht; sie entschädigen sich nur bei nächster „Gelegenheit durch eine ähnliche That. Dies Verfahren ist so „alltäglich, daß die Kinder es sogar im Spiel und zur Uebung „nachahmen". [1])

Auch auf Bali [2]), einer der zwischen Neu-Guinea und Java liegenden Inseln, soll es üblich sein, „daß die Mädchen von ihren „rohen Freiern geraubt werden. Zuweilen finden sie die Be„treffenden allein oder überfallen sie gelegentlich und schleppen „sie dann mit zerzausten Haaren und zerrissenem Gewande in „den Wald. Nach der Rückkehr aus demselben wird mit den er„bitterten Freunden der Geraubten eine Aussöhnung zu Stande „gebracht, und ist dann ihren Verwandten ein bestimmtes Lösegeld „gezahlt, so wird sie die Sclavin ihres gewaltthätigen Lieb„habers".

Die Anschauung, daß zwischen Gewalt und Ehe ein enger Zusammenhang bestehe, wurzelte so tief, daß die erstere noch der Form nach bestand, als die Nothwendigkeit ihrer Anwendung bereits lange aufgehört hatte; und es ist sehr interessant, mit M'Lennan die stufenweis fortschreitende Entwickelung zu verfolgen, durch welche eine tiefernste Handlung zu einem bloßen Symbol herabgestimmt ward.

---

[1]) **Collins' English Colony in New South Wales, p. 362.**

[2]) **Notices of the Indian Archipelago, p. 90.**

Es liegt auf der Hand, daß auf einem Gebiete, das vier nebeneinander wohnende Stämme umfaßt, welche sämmtlich der Sitte der Exogamie huldigen und ihre Herkunft nach der Mutter und nicht nach dem Vater bestimmen — ein Gebrauch, der, wie wir nachher sehen werden, fast bei allen niederen Rassen zur Geltung kommt — natürlich jeder Stamm nach Ablauf einer bestimmten Zeit aus vier Sippen oder Geschlechtern besteht, welche die vier Urstämme repräsentiren, und daher gab es Völkerschaften, bei denen jeder Stamm in Sippen zerfiel, und jeder Mann eine Frau aus einer fremden Sippe heirathen mußte. Als aber die Völkerschaften sich vergrößerten und civilisirter wurden, ward der wirkliche Raub anfangs unbequem und schließlich unausführbar.

Er verwandelte sich daher allmählig mehr und mehr in eine Scheinhandlung, bildete jedoch noch immer einen nothwendigen Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten. Hiervon könnte man viele Beispiele anführen.

In seiner Schilderung der Khonds von Orrissa sagt der General-Major Campbell: „Einst vernahm ich aus einem nahen Dorfe „ein lautes Schreien. Da ich fürchtete, es sei daselbst ein Streit „ausgebrochen, so ritt ich zur betreffenden Stelle. Dort sah ich einen „Mann; der trug etwas auf seinem Rücken; das war in eine „weite, scharlachne Tuchdecke gehüllt. Zwanzig bis dreißig junger „Bursche umringten ihn und schützten ihn vor den verzweifelten „Angriffen, mit denen ihn eine Gesellschaft junger Mädchen be„lästigte. Ich sah mich nach einer Erklärung dieser ungewohnten „Scene um und erfuhr, daß sich dieser Mann soeben vermählt „habe, und daß seine kostbare Last nichts Anderes als seine junge „Gattin sei, die er in sein Heimathsdorf trage. Ihre jugendlichen „Gespielinnen suchten (offenbar nach Landessitte) sich wieder in ihren „Besitz zu setzen und schleuderten dem glühenden jungen Ehe„manne so lange Steine und Bambusstöcke nach, bis er die „Grenzen seines Dorfes erreicht hatte." [1])

Elliot sagt ebenfalls „daß der Bräutigam sich nicht nur bei „den Khonds, sondern auch bei mehreren anderen Stämmen Mittel„indiens seiner Braut entweder mit wirklicher oder scheinbarer „Gewalt bemächtige" [2]), und dasselbe geschah auch bei den Badagas

[1]) Angeführt in M'Lennan's Primitive Marriage, p. 28.
[2]) Trans. Ethn. Soc. 1869, p. 125.

im Nili-Gerri-Gebirge, den Mundahs, Hos, Garos, Oraons, Ghonds und anderen Gebirgsvölkern.[1])

Dalton erzählt: „Die Kols in Mittelindien pflegen zuerst einen Preis für das Mädchen festzusetzen, dann zieht der Bräutigam mit „einer großen Menge seiner Freunde und Freundinnen singend, tanzend „und ein Scheingefecht ausführend, in's Dorf, wo sie von den „Angehörigen der Braut begrüßt und gastlich empfangen werden."[2])

Wünscht sich bei den Garro ein junger Mann und ein junges Mädchen zu vermählen, so versorgen sie sich mit etwas Mundvorrath und ziehen sich für einige Tage in die Berge zurück. Die Jungfrau geht voran, und der Freier folgt ihr. Weiß er doch genau, welche Richtung sie eingeschlagen hat und wo sie zu finden ist. Nach einigen Tagen kehren sie in's Dorf zurück, dann wird die Vermählung öffentlich angezeigt und mit einem Feste verherrlicht. Auch ein Scheingefecht findet statt, doch zeigt sich in diesem Falle der scheinbare Widerstand auf Seiten des jungen Mannes.[3]) In diesem Stamme pflegt das schwache und nicht das starke Geschlecht den Heirathsantrag zu machen; dies soll auch bei den Bhiunyas[4]) der Fall sein.

Bourien[5]) beschreibt folgendermaßen die bei den wilden Stämmen der malayischen Halbinsel üblichen Hochzeitsfeierlichkeiten: „Sobald Alle versammelt und bereit sind, werden die Brautleute „von einem bejahrten Stammesgenossen in einen Kreis geführt, „dessen mehr oder weniger bedeutender Umfang sich nach der „muthmaßlichen Kraft des zu vermählenden Paares richtet. Das „Mädchen eröffnet den Kreislauf und der junge Mann folgt ihr „in einer kurzen Entfernung. Gelingt es ihm, sie einzuholen und „festzuhalten, so wird sie sein Weib, wo nicht, so verliert er jeden „Anspruch an sie. Zuweilen wird für einen solchen Versuch eine „größere Strecke bestimmt, und sie verfolgen sich dann einander „in den Wald. Nach den Worten der Chronika kommt es beim „Wettlauf nicht auf Schnelligkeit, noch im Kampfe auf Kraft an;

[1]) **Metz. The tribes of the Neilgherries, p. 74.** Siehe ferner **Lewin's Hill Tracts of Chittagong, pp. 86, 80.**

[2]) **Trans. Ethn. Soc. vol. VI, p. 24.** Siehe ferner **p. 27; the Tribes of India, vol. I, p 15;** und **Dalton's Des. Ethnology of Bengal, pp. 64, 86, 193, 252, 278, 319.**

[3]) **Dalton's Des. Ethn. of Bengal, p. 64.**

[4]) ***Loc. cit.*, p. 142.**

[5]) **Trans. Ethn. Soc. 1865, p. 81.**

„die Hauptsache ist vielmehr, daß der junge Mann das Glück „hat der erwählten Braut zu gefallen."

Nach de Hell vereinbaren sich die Kalmücken erst über die für das Mädchen zu zahlende Summe, worauf sich der Bräutigam mit seinen Freunden naht, um die Braut zu holen. Die zu ihrem „Lager gehörenden Leute leisten stets einen scheinbaren Widerstand; „das Ende vom Liede ist jedoch allemal, daß sie auf einem reich „angeschirrten Pferde unter lautem Geschrei und Freudenschüssen „fortgeführt wird".[1])

Einen überaus anmuthigen romantischen Bericht von dieser Feierlichkeit liefert uns Clarke[2]), er sagt: „Das Mädchen „sitzt zuerst auf und reitet in vollem Galopp davon. Ihr Geliebter „eilt ihr nach. Holt er sie ein, wird sie sein Weib. Auf der Stelle „vollzieht man die Hochzeit und sie folgt ihm in sein Zelt. Doch „kommt es zuweilen vor, daß das Mädchen dem nachreitenden „Freier nicht gewogen ist, und in diesem Falle bietet sie alle Kräfte „auf, sich nicht einfangen zu lassen. Man versicherte uns, es sei „noch nie vorgekommen, daß ein kalmückisches Mädchen, welches „keine Neigung für ihren Verfolger hegte, diesem in die Hände ge„fallen sei. Ist ihr der junge Mann unangenehm, so reitet sie, „wie man zu sagen pflegt, „auf Tod und Leben", bis sie sich in „Sicherheit befindet oder das Pferd ihres Freiers ganz erschöpft „ist, und sie unbesorgt heimkehren kann, um später einmal durch „einen begünstigteren Anbeter erjagt zu werden".

„Bei den Tungusen und Kamtschadalen," sagt Erman[3]), „gilt „eine eheliche Verbindung nicht eher als vollständig abgeschlossen „und beendet, bis der Bewerber seine Geliebte mit Gewalt be„zwungen und ihre Kleider zerrissen hat." Angriffe auf eine Frau dürfen nur dann blutig gerächt werden, wenn sie innerhalb des Hofes oder Hauses stattfanden. Hat eine Frau es gewagt, „ihren eigentlichen Zufluchtsort, den heiligen schützenden Herd, zu „verlassen, so trifft den Mann kein Tadel". Pallas bemerkt, daß

---

[1]) Steppes of the Caspian, p. 259. Citirt in M'Lennan's Primitive Marriage p. 30.

[2]) Travels, vol. I, p. 332. Siehe ferner Vambéry's Travels in Central Asia, p. 323. Burnes' Travels in Bokhara, pp. 11, 56.

[3]) Travels in Siberia, vol. II, p. 442. Siehe zudem Kames' History of Man, vol. II, p. 58.

zu seiner Zeit „auch bei den Samojeden die Ehe durch Raub üblich gewesen sei". [1])

Ist bei den Mongolen eine Heirath verabredet [2]), „so flieht „das Mädchen zu ihren Verwandten und verbirgt sich bei ihnen. „Kommt nun der Freier und fordert die Herausgabe seiner Braut, „so antwortet der künftige Schwiegervater: „Meine Tochter ist „Dein; geh und nimm sie, wo Du sie findest". Nachdem er diesen „Bescheid erhalten, stellt der junge Mann in Begleitung seiner „Freunde überall Nachforschungen an, und hat er das Mädchen „endlich gefunden, so setzt er sich in ihren Besitz und trägt sie, „anscheinend mit Gewalt, in seine Behausung". Die Ehe durch Raub herrscht in der That in ganz Sibirien. Von Kamtschatka sagt Müller: „attraper une fille est leur expression pour dire „marier". [3])

„In Korea besteigt der Freier ein Pferd und hält, nachdem „er in Begleitung seiner Freunde um die Stadt geritten ist, vor „der Thür seiner Braut, wo ihn die Verwandten derselben em= „pfangen. Dann wird das Mädchen in das Haus ihres Mannes „gebracht, und damit hat die Feierlichkeit ein Ende." [4]) Spuren dieser Sitte finden sich auch in Japan. [5])

Die Eskimos vom Cap York am Smith=Sund haben nach Hayes [6]) „keine weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten, als daß der junge „Mann seine Braut mit Gewalt heimführen muß, denn selbst „bei diesem speckessenden Volke sucht das Mädchen den Ruf ihrer „Sprödigkeit durch einen scheinbaren Widerstand zu wahren, ob= „gleich sie schon seit Jahren weiß, daß ihr Schicksal besiegelt ist „und sie das Weib des Mannes wird, aus dessen Umarmungen „sie, wenn der Hochzeitstag anbricht, in Folge eines uner= „bittlichen, allgemein anerkannten Gesetzes so lange unter „lautem Geschrei mit Händen und Füßen sträubend sich zu „befreien suchen muß, bis sie glücklich in der Hütte ihres künftigen

[1]) Vol. IV, p. 97. Siehe außerdem Astley's Collections of Voyages, vol. IV, p. 575.

[2]) Astley, vol. IV, p. 77.

[3]) Des. de toutes les Nations de l'Empire de Russe, Pt. II, p. 89. Siehe ferner Pt. I, p. 170; Pt. III, pp. 38, 71.

[4]) *Ibid*, p. 342.

[5]) Le Japon Illustré, vol. II, p. 130.

[6]) Open Polar Sea, p. 432.

„Gebieters untergebracht ist, worauf sie den Kampf in bester „Laune aufgiebt und von ihrer neuen Wohnung Besitz nimmt".

Will ein Grönländer ein Mädchen freien, „so trägt er," wie Egede berichtet, „seine Bitte gewöhnlich ihren Eltern und ihren „Verwandten mütter- und väterlicherseits vor, und hat er von „diesen eine zustimmende Antwort erhalten, so veranlaßt er zwei „oder drei alte Weiber, ihm seine Braut zu holen". (Ist er ein stämmiger Bursche, so thut er es selbst.) „Die Frauen begeben sich „darauf zu dem Mädchen und schleppen sie mit Gewalt fort".[1])

Daß die mit Weiberraub eingeleitete Ehe bei den nördlichen Rothhäuten in voller Kraft besteht, sahen wir bereits Seite 71.

Die einzige bei den Eingeborenen des Amazonenthales vorkommende Eheceremonie ist nach Wallace[2]) „die Entführung des „Mädchens; selbst dann, wenn sie und ihre Eltern ganz einver„standen sind, hat es den Anschein, als ob sie geraubt werde".

In seinen zu D'Urville's Reisen geschriebenen Anmerkungen erwähnt Herr Bardel, daß sich die um Concepcion in Südamerika wohnenden Indianer erst mit den Eltern des Mädchens über den zu zahlenden Preis bereden, dann dasselbe überfallen und in den Wald schleppen und als glückliche Ehemänner nach Verlauf weniger Tage wieder zum Vorschein kommen.[3])

Admiral Fitzroy[4]) sagt: „Auf der Feuerlands-Insel pflegt „sich der Jüngling, der seine Frau durch Fisch- und Vogelfang „zu ernähren vermag, die Einwilligung ihrer Eltern zu ver„schaffen... Darauf baut oder stiehlt er sich ein Canoe und er„wartet eine günstige Gelegenheit, um seine Erwählte zu ent„führen. Ist sie nicht damit einverstanden, so verbirgt sie sich „im Walde, bis ihr Anbeter des Suchens müde ist und seine „Nachforschung aufgiebt; allein das kommt selten vor".

Williams erwähnt, der Fidschi-Insulaner müsse sich ebenfalls des Mädchens, das er zum Weibe zu nehmen wünsche, „mit schein„barer oder wirklicher Gewalt bemächtigen. Ist ihr die Verbin„dung nicht angenehm, so entflieht sie, sobald sie das Haus ihres „Entführers erreicht hat, zu einem Manne, der sie zu schützen ver-

---

[1]) History of Greenland, p. 143.
[2]) Travels in the Amazons, p. 497.
[3]) Vol. III, p. 277 und 22.
[4]) Voyage of the „Adventure" and „Beagle", vol. II, p. 182.

„mag. Hat sie jedoch nichts dagegen einzuwenden, so ist die An-
„gelegenheit hiermit erledigt. Am andern Morgen wird ihren
„Freunden ein Festschmaus angerichtet, und das Paar gilt von
„nun an für Mann und Frau.“ [1])

Earle liefert einen Bericht von einer auf Neuseeland voll-
zogenen Hochzeit. [2]) Er hält dieselbe für etwas „ganz Unge-
wöhnliches“, was sie doch in Wirklichkeit, wie wir sahen nicht
ist. „Auf Neuseeland,“ sagt er, „äußert sich die Bewerbung und
„Ehe auf eine ganz ungewöhnliche Weise, so daß es dem Zu-
„schauer nie in den Sinn kommen würde, eine Neigung zwischen
„den betreffenden Personen vorauszusetzen. Ein Mann
„sieht ein Frauenzimmer, welches ihm so gefällt, daß er es
„zum Weibe haben möchte. Er erbittet sich die Einwilligung
„ihres Vaters oder, wenn es eine Waise ist, ihres nächsten
„Verwandten, und erhält er dieselbe, so entführt er seine
„Erwählte mit Gewalt. Sie widersetzt sich dem mit aller Kraft,
„und da die Neuseeländerinnen gewöhnlich ziemlich handfeste
„Mädchen sind, so findet zuweilen ein entsetzlicher Kampf statt.
„Bald sind beide bis auf die Haut entblößt und es bedarf zu-
„weilen mehrerer Stunden, ehe der Freier seine schöne Beute hun-
„dert Schritte weiter geschleppt hat. Macht sie sich frei, so ent-
„flieht sie ihrem Gegner, und er muß dann sein Werk von Neuem
„beginnen. Wir dürfen wohl annehmen, daß ein Fräulein,
„welchem die Vereinigung mit dem ihr zugedachten Gemahl will-
„kommen ist, keinen allzu heftigen Widerstand leisten wird; allein
„zuweilen kommt es vor, daß es in die schützende Behausung ihres
„Vaters zurückläuft, und dann büßt der Liebhaber alle Aussicht
„ein, seine Geliebte jemals zu erringen. Gelingt es ihm dagegen,
„sie im Triumph in sein Daheim zu führen, so wird sie sofort
„sein Weib.“

Selbst nach der Vermählung pflegt auf Neuseeland noch eine
scheinbare Opposition stattzufinden. Herr Yate [3]) liefert uns davon
ein gutes Beispiel. „Nach Landessitte,“ sagt er, „erhob sich eine
„Einsprache gegen die Hochzeit, jedoch erst nach der Trauung.
„Die Mutter der Braut besuchte mich am vorhergehenden Nach-

---

[1]) **Fiji and the Fijians, vol. I, p. 174.**
[2]) **Residence in New Zealand, p. 244.**
[3]) **Yate's New Zealand, p. 96.**

„mittage und sagte, sie sei von Herzen froh, daß ihre Tochter sich
„mit Pahau verheirathe, doch müsse sie in Gegenwart ihrer
„Stammesgenossen thun, als sei sie darob erzürnt; sonst würden
„die Eingeborenen sie überfallen, aller Habe berauben und ihre
„Ernte vernichten. Das ist bei jeder Gelegenheit Brauch. Wird
„ein Häuptling von einem Unfall betroffen, so plündert man ihn
„zum Zeichen der Ehrerbietung aus; nimmt er sich ein Weib, so
„verliert er sein sämmtliches Eigenthum, und zwar geschieht das
„aus Achtung und nicht etwa aus Mißachtung, wie es unrichtiger
„Weise in einem officiellen Berichte gedruckt ward. Ein Häuptling
„würde es als eine Geringschätzung ansehen, falls man ihn nicht
„bei manchem Anlaß seiner Nahrungsmittel und Kleidung be-
„rauben wollte. Um dies zu verhüten, wandte die alte Mutter
„Manga eine List an. Als ich nämlich mit den Neuvermählten
„aus der Kirche kam, trat sie dem Hochzeitszuge entgegen und
„griff uns mit wüthenden Geberden an. Sie machte ein höchst
„ergrimmtes Gesicht, zerrte sich das Zeug vom Leibe und zer-
„zauste sich wie eine Furie das Haar, dann sprach sie zu mir:
„„O Du weißer Missionär, Du bist schlimmer als der Teufel! Erst
„„machst Du ein Slavenkind dadurch, daß Du es seinem Herrn
„„abkaufst, zu Deinem Sohne, und dann verheirathest Du diesen
„„Menschen mit meiner Tochter, die eine Dame ist. Ich werde
„„Dir die Augen aus dem Kopfe reißen." Um dieses Wort durch
„die That zu bekräftigen, stellte sich die alte Frau, als wolle sie
„mir das Gesicht zerkratzen, flüsterte mir aber zur selben Zeit mit
„gedämpftem Tone zu, daß sie nur mit den Lippen so rede und
„nicht wirklich meine, was sie sage. Ich entgegnete ihr, ich würde
„ihr mit einer Decke den Mund stopfen. „Ha, ha," rief sie,
„„weiter wollte ich ja nichts, mir lag nur daran eine Decke zu
„„bekommen, und darum machte ich solchen Lärm." Die ganze
„Angelegenheit nahm hierauf einen ausnehmend guten Verlauf;
„Alle schienen sich zu belustigen und ein Jeder war befriedigt."
Offenbar hat Yate die eigentliche Bedeutung dieser Scene nicht
recht begriffen.

Freit bei den Ahitas auf den Philippinen-Inseln ein Mann
um ein Mädchen, so wird es von seinen Eltern vor Sonnenauf-
gang in den Wald geschickt. Man giebt ihm eine Stunde Vor-
sprung, dann macht sich der Liebhaber auf, um seine Erwählte zu
suchen. Gelingt es ihm, sie zu finden und vor Sonnenuntergang

zurückzubringen, so ist die Ehe anerkannt; im entgegengesetzten Falle muß er jeden Anspruch an sie fahren lassen.[1]) Die Eingeborenen von Guinea haben eine sehr ähnliche Sitte.[2])

Bei den Kaffern ist die Ehe ebenfalls eine Geschäftssache, trotzdem „muß der Bräutigam, nachdem alle Vorbedingnisse erledigt sind, seine Braut mit Gewalt entführen. Bei diesem Vorhaben wird der junge Mann von sämmtlichen Bekannten und Verwandten, die er aufbieten kann, unterstützt; die Angehörigen und Freunde des Mädchens suchen den Angriff abzuwehren, und der Kampf endet dann und wann zu Ungunsten des unglücklichen Freiers, der sich nunmehr gezwungen sieht, seiner Geliebten aufzulauern, wenn sie allein in's Feld oder, um Wasser zu holen, zum Brunnen gegangen ist".[3])

Sind in dem westafrikanischen Königreiche Futa[4]) die vorbereitenden Schritte gethan, so „bleibt noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Wie soll sich nämlich der junge Mann in den Besitz seiner Frau setzen, da ihre männlichen und weiblichen Verwandten sich zusammenschaaren und die Thür des Hauses mit aller Kraft bewachen, um ihre Entführung zu verhindern? Schließlich werden sie durch die Geschenke und Freigebigkeit des Bräutigams nachgiebiger gestimmt. Ein wohlberittener Freund erhält dann den Auftrag, mit der Braut auf und davon zu reiten. Kaum aber sitzt sie auf dem Pferde, so erheben die Weiber auf's Neue ihre Wehklagen und stürzen herbei, um sie wieder herunter zu ziehen. Der Reiter ist jedoch in der Regel erfolgreich und galoppirt mit seiner Beute zu dem für sie eingerichteten Hause".

Gray erzählt[5]), wie ein Mandingo (Westafrika), ein junges Mädchen von Kayaye „zu heirathen beabsichtigte, sich an die Mutter gewandt und von derselben die Erlaubniß erhalten habe, sich ihrer Tochter, wo und wie er könne, zu bemächtigen. Demgemäß wurde das arme Geschöpf, als es gerade Reis zur Abend-

---

[1]) Earl's Native Races of the Indian Archipelago, p. 133.

[2]) Gerland Waitz Anthropologie, I, S. 633.

[3]) Pritchard's Nat. His. of Man, II, 403. Siehe ferner Arbousset's Tour to the North-east of the Cape of Good Hope, p. 249; und Maclean's Kaffir Laws and Customs, p. 52.

[4]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 240.

[5]) Gray's Travels in Western Africa, p. 56.

„mahlzeit anrichtete, von dem ihm bestimmten Gatten ergriffen,
„worauf es derselbe unter dem Beistand dreier Genossen mit Ge-
„walt davonschleppte. Das Mädchen leistete einen energischen
„Widerstand, biß, kratzte und schlug mit Händen und Füßen um
„sich und schluchzte bitterlich. Viele der umstehenden Männer und
„Frauen, unter denen sich ihre eigenen Verwandten befanden,
„lachten über diese Farce und trösteten sie mit den Worten, daß
„sie sich bald mit ihrer Lage aussöhnen werde". Offenbar war
dies nicht, wie Gray angenommen zu haben scheint, ein Act gesetz-
widriger Gewaltsamkeit, sondern eine anerkannte Sitte, die jede
Einmischung von Seiten der Zuschauer verbot.

Denham [1]), der eine zu Sockna (Nordafrika) gehaltene Hoch-
zeit beschreibt, sagt, daß die Braut auf einem Kameele zu der
Wohnung des Bräutigams geleitet werde, „sie müsse dann thun,
„als sei sie in hohem Grade erstaunt und wolle durchaus nicht
„absteigen; die Frauen schreien; die Männer jauchzen und schließ-
„lich läßt sie sich zum Eintreten bewegen".

Ist bei den Arabern von Sinai die Hochzeit festgesetzt, so
lauert der Liebhaber der Erwählten auf, „einige seiner Freunde
„unterstützen ihn hierbei und helfen ihm, sie mit Gewalt in seines
„Vaters Zelt zu schleppen. Faßt sie einen Argwohn und
„entdeckt ihre Absichten, so vertheidigt sie sich mit Steinen und
„verwundet die jungen Männer selbst dann manchmal, wenn sie
„ihrem Freier durchaus nicht abgeneigt ist". [2])

Bei den Hochzeitsfeierlichkeiten in Circassien wird ein Fest-
schmaus veranstaltet. „Ist derselbe in vollem Gange, so muß
„der Bräutigam hereinstürzen und mit Hülfe einiger jungen
„kühnen Männer seine Dame mit Gewalt entführen. Durch
„diese That wird sie sein rechtmäßiges Weib." [3]) Nach Spencer
besteht ein zweiter wichtiger Theil der Ceremonie darin, daß der
Bräutigam den Dolch zieht und der Braut das Mieder auf-
schneidet.

Was Europa betrifft, so erzählt uns Plutarch [4]), daß ein

---

[1]) *Loc. cit.*, vol. I, p. 39.

[2]) Burckhardt's Notes on the Bedouins and Wahabys, vol. I, p. 263. Siehe ferner pp. 108, 234.

[3]) Moser, The Caucasus and its People, p. 31; quoted by M'Lennan *loc. cit.*, p. 36.

[4]) Siehe ferner Herodotus, VI, 65.

spartanischer Freier gewöhnlich seine Braut mit Gewalt davon getragen habe; doch trug diese That offenbar ein freundschaftliches Gepräge. Ich möchte die Vermuthung aussprechen, daß der Charakter der Helena, wie er uns in der Iliade geschildert wird, nur dann erklärlich ist, wenn wir annehmen, daß uns ihre Verbindung mit Paris das Beispiel einer „Ehe mit Raub" veranschaulicht.[1]) „Les premiers Romains," sagt Ortolan[2]), „ont été „obligés de recourir à la surprise et à la force pour enlever „leurs premières femmes." Er weist nach, daß lange nachdem jede ernstgemeinte Gewalt aufgehört hatte, es noch Sitte blieb, eine Lanze über dem Kopf der Braut zu schwingen „en signe de „la puissance que va acquérir le mari." In Folge dessen konnte der Mann in seiner Abwesenheit vermählt werden, die Frau jedoch nicht. Ein Mann war im Stande eine Braut für seinen Freund zu erbeuten, das Mädchen aber konnte nicht geraubt werden, wenn es nicht wirklich anwesend war.[3]) In Nord-Friesland hebt ein junger Mann, der den Titel „Braut-Heber' führt, die Braut und ihre zwei Brautjungfern auf einen Wagen, in dem das neuvermählte Paar zu seinem Daheim fährt.[4]) M'Lennan berichtet, daß es in einigen Theilen Frankreichs bis auf das siebzehnte Jahrhundert sich für eine Braut geziemt habe, zu thun, als betrete sie nur mit Widerstreben das Haus ihres Verlobten.

In Polen, Litthauen, Rußland und in einigen Theilen Preußens pflegten[5]) die jungen Männer ihre Herzliebsten mit Gewalt fortzuschleppen und erst dann die Eltern um ihre Einwilligung zu bitten.

Lord Kames[6]) erwähnt in seinen „Sketches of the History of Man", daß folgende Vermählungsfeierlichkeit noch zu seiner Zeit oder doch kurz vorher bei den Wallisern üblich gewesen sei: „Am Morgen des Hochzeitstages kommt der Bräutigam mit „seinen Freunden zu Pferde herbei und verlangt die Heraus-

---

[1]) Siehe den Anhang.
[2]) Exp. Hist. des Inscr. de l'Emp. Justinian, pp. 81, 82.
[3]) *Loc. cit*, p. 127.
[4]) M'Lennan, *loc. cit.*, p. 33.
[5]) Marriage Ceremonies, p. 35. Siehe außerdem Olaus Magnus, vol. XIV, cap. 9.
[6]) History of Man, vol. II, p. 59.

„gabe seiner Verlobten. Ihre ebenfalls berittenen Freunde er„theilen ihm eine entschieden abschlägige Antwort, worauf ein „Scheingefecht erfolgt. Der nächste Anverwandte, welcher die „Braut hinter sich hat, sprengt mit dieser im Galopp davon und „wird unter lautem Jubelgeschrei von dem Bräutigam und seinen „Freunden verfolgt. Es kommt wohl vor, daß man bei einer „solchen Gelegenheit zwei bis dreihundert kräftige Cambro-Wallliser „hoch zu Roß in vollem Carrière fechtend und sich vertheidigend „dahin jagen sieht. Sind Reiter und Pferde ermüdet, so gestattet „man dem Bräutigam, seine Braut einzuholen. Er führt sie dann „im Triumph fort und das Schauspiel endet mit Jubel und „Gelag."

Tozer erzählt uns, daß in der europäischen Türkei „die Mirdites nie untereinander heirathen; sondern daß jeder Mann, sei er nun vornehm oder gering, der eine Frau zu nehmen wünscht, sich aus einem Nachbarstamme eine Mohamedanerin raubt, sie tauft und heirathet. Wie man mir sagte, sind die Eltern des Mädchens gewöhnlich nicht sehr traurig über dieses Ereigniß, da sie wohl wissen, daß sie dafür eine Summe Geldes erhalten". [1])

So sehen wir denn, daß die Ehe durch Raub in Australien, bei den Malayen, in Hindustan, Mittelasien, Sibirien, Kamtschatka, bei den Eskimos, den nördlichen Rothhäuten, den Eingeborenen von Brasilien, in Chili und dem Feuerlande, den Inseln des Stillen Meeres, sowohl bei den Polynesiern, wie den Fidschi-Insulanern, auf den Philippinen, bei den Kaffern, den Arabern und Negern, in Circassien und noch bis vor Kurzem in einem großen Theile von Europa, entweder als ernste Wirklichkeit oder wichtige Scheinhandlung verbreitet war.

Auf die Sitte, die Braut über die Thürschwelle zu heben, einen Gebrauch, den wir bei so verschiedenen, fern von einander lebenden Völkern, wie den Römern, den Rothhäuten von Canada, den Chinesen und den Abyssiniern finden, habe ich bereits hingewiesen. Vielleicht sind hieraus auch unsere Hochzeitreise und die Flitterwochen entstanden, während welcher der junge Ehemann die Neuvermählte fern von Eltern und Geschwistern hält, und daher stammt, wie M'Lennan meint, vielleicht sogar die englische

---

[1]) **The Highlands of Turkey, vol. I, p. 318.**

Gewohnheit, dem abreisenden Paare in scheinbarem Aerger den Pantoffel nachzuwerfen.

Die merkwürdige Sitte, welche den Schwiegereltern verbietet, mit ihrem Eidam und umgekehrt zu sprechen, die, wie ich Seite 9 zeigte, eine sehr weite Verbreitung fand und bis jetzt noch keine genügende Erklärung erhalten hat, scheint mir eine naturgemäße Folge der „Ehe durch Raub" zu sein. So lange dieselbe als ernste Wahrheit auftrat, war die Entrüstung der Eltern sicherlich keine erheuchelte; als sie sich zu einem bloßen Symbol verwandelte, trat auch bei den Eltern an Stelle der wirklichen Erbitterung ein nur scheinbarer Zorn ein, und der pflegte selbst dann noch zur Schau getragen zu werden, als die Ursache, die ihn einst hervorgerufen, längst in Vergessenheit gerathen war.

Die Trennung der Ehegatten, auf die ich Seite 56 aufmerksam machte, ist vielleicht aus dem nämlichen Gebrauche herzuleiten. Es ist in der That höchst merkwürdig, wie überaus lange sich alle mit der Ehe zusammenhängenden Sitten und Ceremonien erhalten haben. So kann man z. B. den in England bei keiner Vermählung fehlenden Hochzeitskuchen, der eigentlich stets von der Braut angeschnitten werden sollte, auf die altrömische Sitte, die Ehe durch Confarreatio oder ein Zusammenessen zu schließen, zurückführen. Bei den Irokesen [1]) pflegte das junge Ehepaar ebenfalls einen Kuchen von Sagamité mit einander zu verzehren, den die Frau ihrem Gatten darbot. Die Fidschi-Insulaner haben eine ähnliche Gewohnheit. [2]) Die Hochzeitsfeierlichkeit der Samoainsulaner erinnert uns, sagt Turner, an die römische confarreatio. [3]) „Bei den Tipperahs, einem der Gebirgs-„stämme von Chittagong, bereitet die Braut einen Trank, setzt „sich auf den Schooß ihres Geliebten, trinkt die eine Hälfte der „Flüssigkeit, giebt ihm die andere und nachher haken sie ihre „kleinen Finger in einander. [4]) Fast bei den meisten Gebirgsvölkern von Indien findet ein ähnlicher Gebrauch entweder in der einen oder der andern Form statt. Eine verwandte Sitte

---

[1]) Lafitau. vol. 1, pp. 566, 571.

[2]) Fiji and the Fijians, vol I. p 170.

[3]) Nineteen Years in Polynesia, p 186.

[4]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, pp. 71, 80. Dalton's Des Ethn. of Bengal, p. 193.

kommt in Neuguinea [1]) und ferner auf Madagascar vor, wo ein Theil der Hochzeitsfeierlichkeit darin besteht, daß Braut und Bräutigam aus einer Schüssel essen. [2])

M'Lennan ist der Ansicht, daß die Ehe durch Raub aus der Sitte der Exogamie, d. h. aus dem Verbot einer Eheschließung innerhalb des Stammes, entstand. Er glaubt ferner, daß die Exogamie aus der Gewohnheit, die weiblichen Kinder umzubringen, entsprungen sei. Ich habe bereits die Gründe angegeben, welche mich von der Annahme dieser Erklärung zurückhalten und mich bewegen, die Exogamie für eine Folge der Ehe durch Raub und nicht die Letztere für eine Folge der Ersteren zu halten. M'Lennan's Theorie scheint mir ganz unvereinbar mit der Existenz solcher Stämme, bei welchen die Ehe durch Raub Sitte ist, und die trotzdem der Endogamie huldigen. So herrscht z. B. bei den Beduinen ganz unfraglich die Ehe durch Raub, und trotzdem hat ein Jeder das Recht, seine Cousine zu heirathen, sobald er sich bereit erklärt, den für sie verlangten Preis zu zahlen. [3])

M'Lennan fühlt in der That selbst den Stoß, welchen seine Theorie durch einen derartigen Fall erleiden würde. Er scheint jedoch das Vorhandensein eines solchen in Zweifel zu ziehen und fügt hinzu, sollte sich das Symbol des Raubes jemals bei den Hochzeitsfeierlichkeiten eines endogamen Stammes finden, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß diese Ceremonie noch Trümmer aus einer längst vergangenen Zeit sind, wo der Stamm nach einem andern Principe organisirt war, als dem der Exogamie. [4])

Daß die Ehe durch Raub nicht durch weibliche Sprödigkeit hervorgerufen ward, ist, wie bereits erwähnt, aus folgenden Gründen ersichtlich. Erstens wäre uns dann der Widerstand der Verwandten unerklärlich, zweitens hätte aller Erfahrung zum Trotz das weibliche Tactgefühl sich mit der Civilisation verringert und drittens bliebe noch immer die Hauptfrage ungelöst, warum sich der Gebrauch, die Frau mehr durch Gewalt als durch Ueberredung zu gewinnen, so allgemein verbreitet hat?

---

[1]) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von Gerland, IV, S. 633.
[2]) Sibree's Madagascar and its People, p. 193.
[3]) Siehe Klemm Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, Bd. VI, S. 146.
[4]) *Loc. cit.*, p. 53.

Die von mir angeführte Erklärung erhält zudem noch eine größere Wahrscheinlichkeit durch das ungemein häufige Vorkommen der Anschauung, daß die Einzelehe eine Handlung sei, die nur dann gerechtfertigt erscheine, wenn diejenigen, welche durch dieselbe beeinträchtigt wurden, eine Entschädigung erhielten.

Die Art der zu diesem Zwecke angestellten Feierlichkeiten verhindert mich, diesen Theil meiner Betrachtung eingehend zu erörtern. Ich werde daher nur in allgemeinen Umrissen die Eigenthümlichkeit dieser Beweise charakterisiren.

Zuerst verweise ich den Leser auf verschiedene Details, die uns Dulaure [1]) in seinem Capitel über den Venuscultus mitgetheilt hat. Er hält diese Gebräuche nur für bildliche Darstellungen dieses Gottesdienstes; sie haben jedoch nach meiner Ansicht eine weit tiefere und ganz andere Bedeutung, als er ihnen zuschreibt.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die uns genauer bekannten wilden Stämme jetzt fast ausnahmslos denjenigen Entwicklungsgrad erreicht haben, auf welchem die Vaterrechte bereits anerkannt werden, und daher der Vater nicht nur seine Tochter in die Ehe verkaufen darf, sondern es auch thut. Der Preis für eine Frau pflegt sich natürlich den pecuniären Verhältnissen des Stammes anzupassen, und jeder oder doch fast jeder fleißige junge Mann ist im Stande, sich eine eigene Frau zu kaufen. So lange jedoch das Recht der Gemeinschaftsehe in Kraft stand, so war das fast unmöglich. Daß vor der Schließung einer Einzelehe, welche eine Beeinträchtigung dieser gemeinsamen Rechte war, eine Entschädigung entrichtet werden mußte, scheint mir die einzig richtige Erklärung für die Darbringung zu sein, zu der die Jungfrauen, ehe es ihnen vergönnt ward, sich zu vermählen, so häufig gezwungen wurden.

In vielen Fällen konnte der ausschließliche Besitz eines Weibes nur durch die zeitweilige Anerkennung der früher bestehenden gemeinsamen Rechte gesetzlich erlangt werden. So war z. B. nach Herodot [2]) in Babylon jede Frau gezwungen, sich einmal im Tempel der Venus darzubringen, und erst dann hatte sie die Erlaubniß, sich zu verheirathen. Nach Strabo herrschte



[1]) Hist. abrégée des diff. Cultes.
[2]) Clio, 199.

dasselbe Gesetz in Armenien.[1]) Derselbe berichtet uns ferner, daß ein ähnlicher Gebrauch in einigen Theilen von Cypern, bei den Nasamonen[2]) und anderen äthiopischen Stämmen stattfand, und Dulaure behauptet, daß diese Sitte außerdem noch in Karthago und in einigen Gegenden Griechenlands üblich gewesen sei. Sie herrschte ferner nach Hamilton auch in Hindustan.[3]) Der freilich nicht ganz klare Bericht, welchen uns Herodot von den Lydiern liefert, scheint auf ein ähnliches Gesetz hinzudeuten.

Die von Herodot beschriebenen Gebräuche der Thracier lassen eine ähnliche Auffassung voraussetzen.[4]) Bei mehr vorgeschrittenen Völkern überdauerte die symbolische Handlung die wirkliche Ausführung dieser verabscheuungswürdigen Sitte, und der heilige Augustin sah sich daher gezwungen, gegen die noch zu seiner Zeit in Italien üblichen Ceremonien Einspruch zu erheben.[5])

Auf den balearischen Inseln, Majorka, Minorka und Iviza, sagt Diodorus Siculus, sei die Braut für die Dauer einer Nacht das Gemeingut aller anwesenden Gäste gewesen; danach aber habe sie ausschließlich ihrem Gatten angehört.[6]) Garcilasso de la Vega[7]) berichtet das Bestehen einer ähnlichen Sitte bei den Mantas, einem peruanischen Stamme, und Langsdorf[8]) bemerkte dasselbe von Nukahiva.

Nach Grosse[9]) mußten in Indien und hauptsächlich in den Gangesthälern die Jungfrauen vor der Vermählung in einem dem Jagernaut geweihten Tempel sich darbieten und derselbe Gebrauch soll zu Pondichery und Goa[10]) geherrscht haben.

Bei einem der indischen Urstämme, den Sonthals, werden die Ehen zu einer bestimmten Zeit im Jahre, meistens im Januar, geschlossen. „Dann leben alle Ehecandidaten sechs Tage

[1]) Strabo, lib 2.
[2]) Melpomene, 172.
[3]) Account of the East Indies. Pinkerton's Voyages, vol. VIII, p. 374.
[4]) Terpsichore, V. 6.
[5]) Dulaure, *loc. cit.*, vol II, p. 160. Siehe Anhang.
[6]) Diodorus, V. 18.
[7]) Royal Commentaries of the Incas, vol. II, p. 442.
[8]) Wuttke, Die ersten Stufen der Geschichte der Menschheit, Bd. I, S. 177.
[9]) Histoire abrégée des Cultes, vol. I, p. 431.
[10]) *ibid.*, vol. II, p. 108.

lang in gemeinschaftlichem Concubinat" und erst in Folge dessen erwerben sich die einzelnen Paare das Recht der Vermählung. [1])

Carver [2]) erzählt, er habe während seines Aufenthaltes bei den Nadowessiern bemerkt, daß die Eingeborenen eine bestimmte Frau mit besonderer Hochachtung behandelten. Dieselbe habe sich den Anspruch auf diese Auszeichnung durch eine That erworben, die sie in Europa der öffentlichen Schande preisgegeben haben würde. Sie hatte nämlich vierzig der vornehmsten Krieger in ihr Zelt geladen, sie festlich bewirthet und sie in jeder Hinsicht als Ehemänner behandelt. Auf weitere Nachfragen erfuhr Carver, daß dies eine alte Sitte sei, die jedoch in Abnahme komme und daß „sich kaum ein Mal im Laufe eines Menschenalters ein „Frauenzimmer finde, welches die Kühnheit habe, ein derartiges „Fest zu veranstalten; trotzdem es doch bekannt sei, daß einer „erfolgreichen Gastgeberin ein Gemahl ersten Ranges als Be„lohnung zuerkannt werde."

In seiner Schilderung der grönländischen Eskimos betont Egede ausdrücklich „daß diese Wilden diejenigen Männer für die besten und edelgesinntesten halten, welche ihre Frauen ohne Schmerz oder Widerstreben an ihre Freunde ausleihen." [3])

Das nämliche Gefühl rief wahrscheinlich die merkwürde Sitte in's Leben, daß ein Mann seine Frau hergeben mußte, sobald sie ihm zwei oder drei Kinder geschenkt hatte, damit sie einen Anderen heirathen könne. Dies war, wie Strabo berichtet [4]), bei den Parthern (Tapyriern) der Fall. Auch haben wir einigen Grund zu der Annahme, daß einst ein ähnlicher Gebrauch bei den Römern herrschte; so hielt es z. B. Cato, dessen Moralität sprichwörtlich war, nicht für recht, seine Gattin Martia, die sein Freund Hortensius zu heirathen wünschte, dauernd für sich zu behalten. Er gestattete in Folge dessen ihre Vereinigung; Martia wohnte bei Hortensius bis zu seinem Tode und kehrte dann wieder zu ihrem ersten Gemahle zurück. Der edle Charakter des Cato bürgt uns genugsam dafür, daß er das nicht erlaubt

---

[1]) The People of India, by J. F. Watson and J. W. Kaye, vol. I, p 2.

[2]) Travels in North-America, p. 245. Siehe ferner die Anmerkungen.

[3]) History of Greenland, p. 142.

[4]) Strabo, II, pp. 515, 520

haben würde, wenn er es für ein Unrecht gehalten hätte, und Plutarch bemerkt ausdrücklich, daß bei den Römern die Sitte der Weiberverleihung üblich gewesen sei. Ein ähnliches Gefühl bestimmt so manche wilden Stämme [1]), ihre Gäste zeitweilig mit Frauen zu versorgen. Die Unterlassung dieses Gebrauches würde als ein Zeichen großer Ungastlichkeit betrachtet werden. Die Ausübung desselben scheint zudem das Vorhandensein eines Rechtes darzuthun, welches sämmtliche Stammesgenossen und die Fremden als zeitweilige Stammesgenossen besaßen, und welches im letzteren Falle nicht durch vorher getroffene Anordnungen und folglich ohne ihr Mitwirken aufgehoben werden konnte. Das überaus häufige Vorkommen dieser Sitte stellt uns lebhaft den gewaltigen Unterschied vor Augen, welcher in Hinsicht auf das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander zwischen civilisirten und wilden Völkern besteht.

Den schlagendsten Beweis hiervon liefern uns wohl einige der brasilianischen Stämme. Dieselben pflegten nämlich ihre Kriegsgefangenen eine Zeit lang am Leben zu erhalten und fett zu machen, um sie dann zu tödten und zu verzehren. Und auch dabei versorgten sie regelmäßig ihre armen Schlachtopfer während dieser kurzen ihnen gegönnten Frist mit einem zeitweiligen Weibe. [2])

Diese Anschauung giebt uns einigermaßen Aufschluß über die merkwürdig untergeordnete Stellung der Frau zu ihrem Gatten, die ein durchaus charakteristisches Merkzeichen der Ehe ist und doch in einem auffallenden Gegensatz zu all' unseren öffentlich ausgesprochenen Ansichten steht; ja sie hilft uns sogar die seltsamen Fälle zu erklären, wo die Hetären in höherem Ansehen standen, als die nach unseren Begriffen züchtigen und ehrbaren Frauen, welche Einem Manne angehörten. [3]) Die Ersteren waren ursprünglich Landsmänninnen und Verwandte, die Letzteren Kriegsgefangene und Sklavinnen, und selbst als dem nicht mehr so war, überlebte jene Anschauung noch lange Zeit die Verhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdankte.

---

[1]) Z. B. die Eskimos, Nord- und Süd-Indianer, Polynesier, Australier, Ost- und West-Neger, Araber, Abyssinier, Kaffern, Mongolen, Tutski u. s. w.

[2]) Lafitau, Mœurs des Sauv. Amér., vol. II, p. 294.

[3]) Bachofen, Das Mutterrecht. Bd. XIX, S. 125. Burton's Lake Regions of Africa, vol. I, p. 198.

In Athen genossen die Hetären bekanntlich große Achtung. „Die Gespräche", sagt Lord Kames[1]), „die sie täglich über Philo„sophie, Politik und Poesie hörten, erweiterten ihren Verstand „und veredelten ihren Geschmack. Ihre Häuser gestalteten sich „zu angenehmen Schulen, wo sich ein Jeder in seiner eigenen „Kunst unterrichten lassen konnte. Sokrates und Perikles trafen „sich häufig im Hause der Aspasia, denn von ihr erlernten sie „die Feinheit des Urtheils und verschafften ihr hinwiederum „öffentliches Ansehen und einen guten Ruf. Griechenland ward „zu jener Zeit von Rednern beherrscht, auf die einige der be„rühmten Hetären großen Einfluß ausübten, welche in Folge „dessen einen bedeutenden Antheil an der Regierung hatten."

So war es auch ein wesentlicher Punkt der platonischen Musterrepublik, daß wenigstens für die Classe der Regenten die geschlechtlichen Verbindungen unter öffentlicher Aufsicht stehen sollten und die Monopolisirung einer Frau durch einen Mann verboten sein müsse.[2])

Auf Java sollen die Courtisanen keineswegs eine verächtliche Stellung einnehmen, und in einigen Theilen Westafrikas zollt man ihnen große Hochachtung, während hingegen diese Neger seltsamer Weise eine ungemeine Geringschätzung für Sängerinnen an den Tag legen, die sie „als unehrenwerthe, aber zu ihrer Be„lustigung nothwendige Werkzeuge" betrachten. Dieselben dürfen nicht einmal begraben werden, denn ihr Körper würde die Erde verunreinigen.[3]) Auch in Indien wurden mehrere Gewerbe, die wir für nützliche[4]) und unschuldige, wenn auch geringe Beschäftigungen halten, als im höchsten Grade entehrend angesehen. In der berühmten indischen Stadt Vesali „war die Ehe unter„sagt, und die Dame, welche als Vorsteherin der Hetären ein öffent„liches Haus hielt, nahm einen hohen Rang ein." Als der heilige Buddha (Sakyamuni) in seinem hohen Alter nach Vesali kam, „erhielt er eine Wohnung in einem Garten, welcher der „Vorsteherin der Hetären gehörte. Er empfing den Besuch dieser „vornehmen Frau, welche in prächtigem Wagen, umringt von

---

[1]) History of Man, vol. II, p. 50.
[2]) Bain's Mental and Moral Science. Vgl. Plato's Republik, Buch 5.
[3]) Waitz, Anthropologie, a. a. O., S. 317.
[4]) Astley, vol. II, p. 279.

„ihrem Gefolge, zu ihm gefahren kam. Nachdem sie sich ihm ge=
„nähert und sich vor ihm verneigt hatte, setzte sie sich an seine
„Seite und lauschte seiner Rede über Dharma ... Als sie wie=
„derum zur Stadt zurückkehrte, begegnete sie den im prächtigen
„Aufzuge daherfahrenden Fürsten von Vesali, allein deren Equi=
„pagen machten der ihrigen Platz. Sie baten sie, ihnen die Ehre
„der Bewirthung Sakyamuni's zu überlassen; doch verweigerte sie
„ihnen diesen Wunsch, und als der große Mann selbst von den
„Herrschern in eigener Person darum ersucht wurde, war er
„ebenfalls nicht zu bewegen, sein freundschaftliches Uebereinkommen
„mit der Dame aufzuheben" [1])

Bis vor Kurzem waren die Courtisanen die einzigen gebil=
deten Frauen in Indien. [2]) Selbst bis auf den heutigen Tag
gehört zu vielen der großen Hindutempel eine Anzahl Frauen.
Auf den ersten Augenblick scheint es eine seltsame Anomalie, daß
es nicht für schimpflich gehalten wird, wenn ein in einer Courti=
sanenfamilie geborenes oder von einer solchen adoptirtes Mäd=
chen sich diesem Erwerbe hingiebt, während eine Frau, die ihren
Ruf befleckt, für entehrt gilt. [3]) In Wirklichkeit ist jedoch diese
Anschauungsweise keine anomale. Die ersteren unterziehen sich
einer durch eine feierliche, religiöse Weihe geheiligten altherkömm=
lichen Landessitte; die letzteren dagegen sind einer gesetzwidrigen
Neigung gefolgt; sie haben das öffentliche Gefühl verletzt, haben
jedenfalls ihr Ehegelübde gebrochen und Schimpf und Schande
über ihre Familie gebracht. Im alten Aegypten wurden unter
gewissen Umständen die illegitimen Kinder den ehelich geborenen
vorgezogen. [4])

War die einem einzelnen Manne angehörende Frau eine
Fremde und Sclavin, während das Allen gemeinsam gehörende
Weib eine Verwandte und Freie war, so mußten natürlich solche
Anschauungen entstehen, und dieselben überdauerten dann in vielen
Fällen für lange Zeit den socialen Zustand, dem sie ihren Ur=
sprung verdankten.

---

[1]) Mrs. Spier's Life in Ancient India, p. 281.

[2]) Dubois' People of India, pp. 217, 402.

[3]) The People of India, by J. F. Watson and J. W. Kaye, vol. III, p. 165.

[4]) Bachofen, Das Mutterrecht, S. 125.

Ich komme nunmehr zu der merkwürdigen Einrichtung, für die M'Lennan die passende Bezeichnung „Exogamie" vorgeschlagen hat, und die als unerläßliche Hauptbedingung eine Vermählung außerhalb des Stammes befiehlt. Tylor, der in seinem interessanten Werke über die Urgeschichte des Menschen, welches gleichzeitig mit M'Lennan's „Primitive Marriage" erschienen ist, diesem Gebrauche seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, spricht die Vermuthung aus, daß die aus dem Heirathen naher Verwandter entstandenen Uebelstände der Hauptanlaß zum Entstehen eines derartigen Verbotes gewesen sei. Auch Morgan [1]) sagt, die Exogamie finde einzig und allein eine Erklärung, wenn man sie als Reformbewegung auffaßt, die dem Wechselheirathen der Blutsverwandten Einhalt thun sollte, und daß dies nur durch die Exogamie bewirkt werden konnte, weil sämmtliche Mitglieder des Stammes als miteinander verwandt betrachtet wurden. In Wirklichkeit gewährte übrigens die Exogamie nur wenig Schutz gegen die Verwandtenheirath, und wo sie systematisch geregelt war, da gestattete sie sogar die Ehe zwischen Halbgeschwistern, sei es mütterlicher oder väterlicher Seits. Wo eine Abneigung gegen das Heirathen von Blutsverwandten bestand, war die Exogamie überflüssig; wo dieser Widerwille nicht existirte, da konnte die Exogamie, wenn die obige Auffassung richtig ist, nicht entstehen.

M'Lennan sagt: „Ich glaube, daß dieses Eheverbot im Zu„sammenhange mit der in alten Zeiten üblichen Sitte des Mäd„chenmordes steht, wodurch sich die Zahl der Frauen verminderte „und wodurch gleichzeitig die Polyandrie innerhalb des Stammes „und der Raub fremder Weiber hervorgerufen ward." [2]) Daß die Zahl der Männer schon von Natur größer ist, als die der Frauen, erwähnt er nicht. So ist z. B. in ganz Europa das Verhältniß der Knaben zu den Mädchen wie 106 zu 100. [3]) Wie wir sehen sind hier, auch ohne Kindermord die beiden Geschlechter nicht gleichmäßig vertreten. Bei vielen wilden Völkern, in den verschiedensten Theilen der Welt, giebt es, wie man beobachtet hat, ungleich mehr männliche als weibliche Personen; doch ist es

---

[1]) Morgan Proc. Amer. Acad. of Arts and Sciences, 1866.

[2]) *Loc. cit.*, p. 138.

[3]) Waitz, Anthropologie a. a. O., S. 111.

schwer zu bestimmen, ob dies die Folge einer ursprünglichen Differenz oder anderer Ursachen ist.

Es ist immerhin denkbar, daß der Unterschied, welcher zwischen einem endogamen und exogamen Stamme obwaltet, durch die bedeutendere Anzahl des einen oder andern Geschlechtes hervorgerufen werden konnte, und daß solche Rassen, die mehr Knaben besaßen, zur Exogamie neigten, und diejenigen, bei denen das Gegentheil der Fall war, der Endogamie huldigten. [1]) Doch besitzen wir, so viel ich weiß, über diesen Punkt keine endgültigen statistischen Berichte; auch halte ich diese Erklärung nicht für die richtige.

Der Kindermord kommt allerdings bei den Wilden ungemein häufig vor. So lange die Zahl der Menschen eine beschränkte war, besaß ein Jeder nur wenige Feinde, auch war das Wild dazumal äußerst zahm. Unter diesen Umständen lag die Versuchung zum Kindermord fern. Es gab Dinge, welche die Frauen besser zu verrichten verstanden, als die Männer, und manche Beschäftigungen, welche die Letzteren entweder aus Stolz, aus Hang zur Bequemlichkeit, oder aus beiden Gründen lieber dem weiblichen Geschlechte aufbürdeten. Sobald sich jedoch die Dichtigkeit der Bevölkerung in einem Lande auch nur um ein Geringes vermehrte, wurden Nachbarn eine unangenehme Zugabe. Sie bemächtigten sich der Jagdgründe und verscheuchten das Wild, und diese oder irgend eine andere Ursache rief dann Kriege hervor. War einmal der erste Kampf ausgebrochen, so folgte unter einem beliebigen Vorwande einer dem andern. Schwache Stämme erweckten natürlich immer auf's Neue in den stärkeren das Verlangen nach Ruhm und den Wunsch, sich Männer zu Sclaven und Jungfrauen zu Weibern zu erbeuten. Unter solchen Verhältnissen mußten weibliche Kinder aus verschiedenen Gründen eine Entkräftung des betreffenden Stammes hervorrufen. Sie verringerten die Nahrungsmittel und gingen nicht auf die Jagd. So lange sie klein waren, schwächten sie ihre Mütter; wuchsen sie heran, so reizten sie die Begierde der umwohnenden Horden. Daher nahm, wie leicht erklärlich, die Tödtung der neugeborenen Mädchen gar bald überhand. Und doch halte ich

[1]) Siehe das Mutterrecht, S. 190.

sie nicht für die eigentliche Ursache der Exogamie. Wir dürfen andrerseits nicht vergessen, daß beim Bestehen der Gemeinschaftsehe sämmtliche weibliche Glieder des Stammes ein Gemeingut waren. Kein Mann konnte eine einzelne Frau für sich allein in Beschlag nehmen, ohne das allgemeine Recht des Stammes zu beeinträchtigen. Die im Kampfe erbeuteten Frauen nahmen dagegen eine Ausnahmestellung ein. Der Stamm als solcher konnte keinen Anspruch auf sie erheben, und die Männer pflegten natürlich einen selbsterrungenen Gewinn ausschließlich für sich zurückzubehalten. Diese Kriegsgefangenen wurden dann selbstverständlich Ehefrauen nach unserer Bedeutung des Wortes.

Es mögen wohl mehrere Ursachen gewesen sein, welche darauf hinzielten, den Werth der Einzelehe zu heben und den der Gemeinschaftsehe herabzudrücken. Die Anregung, welche die Erstere durch die Entwickelung der Liebe erhielt und rückwirkend ausübte, die dadurch vermehrte häusliche Behaglichkeit, die natürlichen Wünsche der Frau und last not least die größere Schwäche der aus dem Durcheinanderheirathen entsprungenen Kinder, — dies Alles mußte dazu beitragen, die Vortheile der Einzelehe in ein helles Licht zu setzen.

Selbst in Ermangelung eines andern Grundes mußte der unseren Viehzüchtern gar wohlbekannte Vortheil der Kreuzung gar bald den der Exogamie zuneigenden Stämmen ein ausgeprägtes Uebergewicht verleihen, und daher kann uns ihr häufiges Vorkommen bei den niederen Menschenrassen nicht auffallend erscheinen. Hatte dieser Zustand der Dinge eine Zeitlang bestanden, so bewirkte, wie M'Lennan sehr richtig bemerkt, die Macht der Gewohnheit bei den betreffenden Stämmen eine Abneigung gegen jede mit einem Mädchen des eigenen Kreises geschlossene Ehe, und diese Abneigung nahm — wie alle mit der Ehe zusammenhängenden Vorurtheile — die Kraft eines religiösen Dogmas an. [1])

Auf den ersten Augenblick wird es uns befremden, bei wilden Völkern ein derartiges merkwürdiges Verbot zu finden, und doch ist dasselbe sehr verbreitet; auch läßt sich, denk' ich, von diesem Gesichtspunkte aus seine Entstehung deutlich erklären.

Auf dem Australcontinent, wo auf dem ganzen Erdtheile

---

[1]) *Loc. cit.*, p. 140.

bestimmte Familiennamen stets wiederkehren, darf kein Eingeborener ein Mädchen, das denselben Namen trägt und folglich seine Stammesgenossin ist, heirathen. [1]) „Niemandem," sagt Lang, „ist erlaubt, eine Frau aus derselben Sippe zur Ehe zu „nehmen, obgleich die betreffenden Personen manchmal nach un„seren Anschauungen nicht mehr als verwandt gelten können. [2])

In einigen Gegenden findet man in jedem Stamme vier männliche und vier weibliche Namen. So zerfallen z. B.

Die Kimilaroi-Eingeborenen unweit Sidney in vier Familien [3]), die Männer derselben tragen den Namen Ippai, Murri, Kubbi und Kumbo; die Frauen dagegen Ippata, Mata, Kapota und Buta.

„I. Ein Ippai darf eine Ippata (aus einer andern Familie) und sämmtliche Kapota heirathen.

„II. Ein Murri darf nur eine Buta zur Frau nehmen.

„III. Ein Kubbi darf nur eine Ippata wählen.

„IV. Ein Kumbo kann nur eine Mata heirathen.

„Jeder Versuch, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, „würde große Erbitterung, ja selbst Blutvergießen hervorrufen, „doch scheint es, daß es ihnen nie in den Sinn kommt, gegen „diese Einrichtung zu verstoßen."

Ferner heißen:

„I. Die Kinder eines Ippai und einer Ippata alle Kumbo „und Buta.

„II. Die Kinder und eines Ippai einer Kapota sämmtlich Murri oder Baia und Mata.

„III. Die Kinder eines Murri oder Baia alle Ippai und Ippata.

„IV. Die Kinder eines Kubbi alle Kumbo und Buta.

„V. Die Kinder eines Kumbo sämmtlich Kubbi und Kapota.

„Im östlichen Afrika", sagt Burton [4]), findet bei einigen „der Somalistämme keine Ehe innerhalb der Familie oder „auch nur unter entfernten, doch dem nämlichen Vorfahren ent-

---

[1]) Eyre's Discoveries in Australia, vol. II, p. 329. Grey's Journal, p. 242.

[2]) The Aborigines of Australia, p. 10.

[3]) Prichard's Nat. His. of Man, vol. II, p. 451. Ridley's Journ. Anthr. Inst. 1872, p. 263. Lang's Queensland, p. 383.

[4]) First Footsteps, p. 120.



„stammenden Verwandten statt"; dieselbe Regel befolgen auch die Bakalari. [1])

Du Chaillu [2]) berichtet in seiner Schilderung des westlichen, am Aequator gelegenen Afrika: „Das Eherecht der von mir be„suchten Stämme ist eigenthümlicher Art; jeder derselben zerfällt „nämlich in Sippen. Bei den meisten Stämmen werden die Kin„der zur Sippe der Mutter gerechnet und dürfen sich unter „keiner einzigen Bedingung und selbst dann nicht untereinander „vermählen, wenn man sie nach unsern Begriffen kaum mehr ver„wandt nennen kann. Dagegen nehmen sie keinen Anstoß an „einer Verbindung mit einer Frau ihres Vaters oder ihres Bru„ders. Ich muß gestehen, daß mir diese für den Gesundheits„zustand überaus zuträgliche, gegen die Ehe mit Blutsverwandten „gerichtete Verordnung sehr zusagte."

In Indien zerfallen die Khassia [3]), Juangs [4]) und Warali in verschiedene Abtheilungen, und kein Eingeborener darf ein zu seiner Section gehörendes Mädchen heirathen. Die Magarstämme, die solche Abtheilungen mit dem Namen „Thums" bezeichnen, besitzen das nämliche Gesetz. Dalton sagt, daß die „Hos, Moon„dahs und Oraons in Sippen oder Kilis getheilt werden, und „daß es keinem Mitgliede gestattet sei, sich ein Mädchen aus sei„nem eigenen Kili zum Weibe zu nehmen." Die Garrows ferner scheiden sich in Maharis, und kein Mann darf sich eine Frau aus seinem eigenen Mahari wählen.

Die Munipooris [5]) und andere jene Gegend umwohnenden Gebirgsstämme, als da sind: die Kaupooees, Mows, Murams und Murrings, werden wie M'Lennan auf die Autorität M'Cullochs gestützt, aussagt, „sammt und sonders in vier Familien „getheilt; dieselben heißen: Koomruls, Looang, Angom „und Ningthaja. Ein Eingeborener, der zu einer dieser „Familien gehört, darf sich mit einem Mitgliede aus einer „der drei anderen verheirathen; doch ist eine eheliche Verbin„dung innerhalb der nämlichen Familie streng verboten."

---

[1]) Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. I, p. 321.
[2]) *Ibid.*, p. 307.
[3]) Goldwin Austen, Jour. Anthrop. Inst., 1871, p. 131.
[4]) Dalton's Des. Ethn. of Bengal. p. 158.
[5]) Account of the Valley of Muniepore, 1859, pp. 49, 69.

„Die Todas dagegen", sagt Metz[1]), „bestehen aus fünf ver-
„schiedenen Kasten, welche unter dem Namen: Peiky, Pekkan,
„Kuttan, Kennae und Tody bekannt sind, und von welchen die
„erstgenannte für die vornehmste gilt. Diese Kasten heirathen
„sogar nicht einmal unter einander und büßen daher niemals
„ihre charakteristischen Merkmale ein. Die Khonds, berichtet General Campbell[2]), halten es für entehrend, einem Stammesgenossen eine ihrer Töchter zur Ehe zu geben, und behaupten, es sei männlicher, sich ihre Frauen aus einem fernen Lande zu holen.[3]) Major M'Pherson erzählt uns ebenfalls, daß sie eine eheliche Vereinigung zwischen zwei dem nämlichen Stamme angehörenden Personen für schlecht und todeswürdig halten. Die Gebirgsstämme von Nepaul sollen vor der Ankunft der Rajpoots aus zwölf Thums oder Clans bestanden haben, und kein Mann durfte ein Mädchen aus dem eigenen Thum heirathen.[4]) Die Kalmücken werden nach De Hell in Horden getheilt, und jedem Eingeborenen ist es untersagt, eine Angehörige seiner Horde zur Gattin zu wählen. „Die Braut", sagt Bergmann in seiner Schilderung des nämlichen Volkes, „muß stets einer andern Sippe entstam-
„men. Die Derbets suchen sich z. B. ihre Weiber bei den Tor-
„gots, und diese letzteren holen sich die ihrigen von den Der-
„bets."

Der nämliche Gebrauch herrscht bei den Circassiern und den Samojeden.[5]) Die Ostiaken halten es für ein Verbrechen, eine Frau aus derselben Familie oder auch nur desselben Namens zu heirathen.[6])

„Wünscht ein Jakute (Sibirien) sich zu vermählen," sagt
„Middendorf, „so muß er sich ein Mädchen aus einem andern
„Clan erwählen.[7]) Keiner darf eine Frau seines eigenen Clanes
„heirathen." In China gelten, nach Davis[8]), „die Ehen zwischen

---

1) Tribes of the Neilgherry Hills, p. 21.
2) Campbell, p. 142.
3) M'Lennan, p. 95.
4) Hamilton's Account of the Kingdom of Nepaul, p. 27.
5) Pallas, vol. IV, p. 96.
6) Pallas, vol. IV, p. 69.
7) Sibirische Reise, S. 72. Siehe ferner Müller's Des. de toutes les Races de l'Emp. Russe, Pt. II, p. 58.
8) The Chinese, vol. I, p. 282.

„sämmtlichen Personen, welche denselben Zunamen tragen, für „gesetzwidrig; diese Regel umfaßt von Anfang bis zu Ende alle „Abkommen der männlichen Linie, und da es trotz der unab- „sehbaren Bevölkerung im ganzen Reiche nicht viel mehr als etwa „einhundert Familiennamen giebt, so entspringen aus diesem scharf „gezogenen Gesetze natürlich beträchtliche Hindernisse.“

Bei den Tinneh-Indianern von Nordwestamerika [1]) „wird „es nicht gern gesehen, wenn ein Chit-sangh eine Chit-sangh hei- „rathet; allerdings wird diese Regel zuweilen außer Acht gelassen, „geschieht das aber, so werden die betreffenden Personen ver- „spottet und ausgelacht. Und selbst dann, wenn das Mädchen „einem andern Stamme angehört und nicht die leiseste Blutsver- „wandtschaft zwischen beiden besteht, behaupten sie, der junge „Mann habe seine Schwester geheirathet. Dasselbe gilt von den „beiden anderen Abtheilungen. Die Kinder gehen unter dem „Namen ihrer Mutter. Sie werden ihrer Kaste zugezählt, und „wenn z. B. ein Chit-sangh-Mann ein Nah-tsingh-Mädchen hei- „rathet, so werden die Kinder Nah-tsinghs, und vermählt sich ein „Nah-tsingh-Mann mit einem Chit-sangh-Mädchen, so heißen die „Nachkommen Chit-sanghs; so daß sich die Abtheilungen in einem „fortwährenden Uebergangsstadium befinden. Sobald die Väter „ausgestorben sind, wird das bis dahin von Chit-sanghs bewohnte „Gebiet von Nah-tsinghs eingenommen und umgekehrt. Sie bil- „den demnach so zu sagen eine beständig wechselnde Bevölkerung“.

Bei den Kenaiyers (N.-W.-Amerika) „war es üblich, daß „sich die Männer ihre Frauen aus einer andern Horde wählten, „und ihre Nachkommen gehörten dem Geschlechte der Mutter an. „Diese Sitte ist jetzt in Abnahme gekommen, doch behaupten die „alten Leute, daß die Vernachlässigung dieses altherkömmlichen „Gebrauches eine größere Sterblichkeit bei den Kenaiyers hervor- „gerufen habe. Ein Eingeborener dieses Stammes betrachtet „seiner Schwester Kinder als seine nächsten Erben“. [2])

„Die Tsimsheean-Indianer von Britisch-Columbia [3]) werden

---

[1]) Notes on the Tinneh. Hardisty. Smithsonian Report, 1866, p. 315.

[2]) Richardson's Boat Journey, vol. I, p. 406. Siehe außerdem Smithsonian Report, 1866, p. 326.

[3]) Metlahkatlah, veröffentlicht durch the Church Missionary Society 1869, p. 6.

„gleicherweise in Sippen und Totems oder Familien getheilt,
„welche in allen Stämmen vertreten sind. Die Familienzeichen
„sind der Walfisch, die Schildkröte, der Adler, der Waschbär, der
„Wolf und der Frosch. Mehrere sehr wichtige Punkte der in-
„dianischen Rangordnung und ihres Rechtsverfahrens stehen im
„Zusammenhange mit diesen Abzeichen. Der Verwandtschafts-
„grad, welcher zwischen zwei Personen desselben Abzeichens ob-
„waltet, gilt für näher als der, welcher zwischen zwei Mit-
„gliedern des nämlichen Stammes besteht, was man daran er-
„kennen kann, daß diese letzteren sich unter einander heirathen
„dürfen, wogegen unter keiner einzigen Bedingung eine Ehe un-
„ter zwei jungen Leuten desselben Abzeichens stattfinden kann, und
„also ein Walfisch keinen Walfisch, wohl aber ein solcher einen
„Frosch u. s. w. heirathen darf.“

Und was in der That die nördlichen Rothhäute im Allge-
meinen betrifft, so ist in der Archaeologia Americana [1]) nach-
gewiesen, „daß jede Völkerschaft in eine Anzahl von Sippen zer-
„fiel, die in den verschiedenen Völkerschaften zwischen 3 bis 8
„oder 10 schwankten, deren jedesmalige Mitglieder ausnahmslos
„durch die ganze Völkerschaft vertheilt waren. Wir wissen mit
„Sicherheit, daß sich die unantastbaren Verordnungen, durch
„welche sich diese Sippen bei den südlicheren Völkerschaften immer-
„während fortsetzten, erstlich darin bestanden, daß kein Mann in-
„nerhalb seiner eigenen Sippe heirathen durfte, und zweitens da-
„durch aufrecht erhalten wurden, daß sowohl die männlichen wie
„die weiblichen Kinder der Sippe ihrer Mutter zugezählt wurden“.

„Die Indianer von Guiana [2]) werden in Familien getheilt,
„von denen jede einen besondern Namen wie Siwidi, Karuafudi,
„Onisidi u. s. w. trägt. Im Gegensatz zu unseren Einrichtungen
„pflanzt sich die Abstammung bei ihnen in mütterlicher Linie fort,
„und weder ein weibliches noch ein männliches Mitglied darf
„ein anderes heirathen, das denselben Familiennamen trägt. So
„führt z. B. eine Frau aus der Siwidifamilie den gleichen
„Namen wie ihre Mutter, aber weder ihr Vater noch ihr Gatte
„dürfen dieser Familie angehören. Ihre Kinder und die Kinder

[1]) Gallatin, *loc. cit.*, vol. XI, p. 109. Lafitau, vol. I, p. 558. Tanner's Narrative, p. 313.

[2]) Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 98.

„ihrer Töchter heißen ebenfalls Siwidi, aber weder ihren Söhnen „noch ihren Töchtern ist es gestattet eine Verbindung mit einem „Träger oder einer Trägerin gleichen Namens einzugehen, doch „dürfen sie, falls es ihnen gefällt, in die Familie ihres Vaters „heirathen. Diese Einrichtungen werden auf's genaueste befolgt, „und jeder Bruch derselben würde für ein Verbrechen gelten."

Was schließlich die brasilianischen Völkerschaften betrifft, so haben dieselben, nach Martius, sehr verschiedene Eherechte. In einigen sehr zerstreut wohnenden Stämmen, welche in kleinen Familiengruppen weit von einander entfernt leben, findet gar oftmals eine Verheirathung zwischen nahen Verwandten statt. In dichter bevölkerten Bezirken zerfallen dagegen die Stämme in Familien, und bei diesen herrscht dann ein streng durchgeführtes Exogamie-System. [1])

Daraus ersehen wir, daß die merkwürdige Sitte der Exogamie in ganz West- und Ostafrika, in Circassien, Hindustan, der Tartarei, Sibirien, China, Australien und ferner in Nord- und Südamerika vorkommt.

Das auf den vorhergehenden Seiten dargethane, bei den ungebildeteren Rassen bestehende Verhältniß zwischen Mann und Frau bietet uns zudem eine genügende Erklärung für die auffallende Häufigkeit der Polygamie. Wir besitzen übrigens noch andere, nicht minder wirksame, doch vielleicht nicht so scharf hervortretende Gründe, denen wir in dieser Hinsicht einen bedeutenden Einfluß zuerkennen müssen. So werden z. B. in allen Tropenregionen die Mädchen ungemein früh heirathsfähig; ihre Schönheit entwickelt sich bald und verwelkt eben so schnell, während die Männer dagegen ungleich länger im Besitz ihrer vollen Kraft bleiben. Beruht daher die Liebe nicht auf einer Gleichartigkeit des Geschmackes, der Bestrebungen und Anschauungen, sondern einzig und allein auf äußerlichen Reizen, so kann es uns nicht überraschen, daß jeder Mann, dessen Verhältnisse es erlauben, sich selbst dann mit einer Reihe von Favoritinnen versieht, wenn seine erste Frau nicht nur dem Namen nach die oberste Stellung behält, sondern ihm auch in Wirklichkeit als Vertraute und Berathein zur Seite steht. Ein zweiter Grund hat vermuthlich ebenfalls eine durchgreifende Wirkung ausgeübt. Die Milch ist

[1]) Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 63.

ein für Kinder unentbehrliches Nahrungsmittel. Bei Ermangelung der Hausthiere können die Kleinen daher nicht vor dem Ablauf mehrerer Jahre entwöhnt werden. Den Einfluß, den diese Thatsache auf die socialen Verhältnisse ausgeübt hat, habe ich bereits auf Seite 65 dargethan.

Die Polyandrie ist dagegen weit weniger häufig, obgleich sie öfter vorkommt, als meistens angenommen wird. M'Lennan und Morgan betrachten sie allerdings beide als eine Phase, welche das Menschengeschlecht auf seinem naturgemäßen Entwickelungsgange durchmachen muß. Verstehen wir jedoch unter derselben jenen Zustand, wo eine Frau (im Gegensatz zur Gemeinschaftsehe) mehrere Männer ausschließlich für sich allein besitzt, dann neige ich mich entschieden der Ansicht zu, sie als eine ausnahmsweise auftretende Erscheinung zu betrachten, die aus Mangel an Frauen hervorgerufen wurde.

M'Lennan [1]) giebt uns freilich ein langes Verzeichniß von solchen Stämmen, die er Polyandristen nennt. Er zählt zu denselben die Bewohner von Tibet, Kaschmir und den Himalaya-Gegenden, ferner die Todas, Coorgs, Nairs und mehrere andere indische Völkerschaften, dann die Ureinwohner von Ceylon, Neuseeland [2]), ein oder zwei Inseln des Stillen Meeres und des Aleutischen Archipels, außerdem die Korjaken, die Kosaken von Saporogian sowie die Eingeborenen am Orinoco, einiger Theile Afrikas und von Lancerote. Er erwähnt überdies die alten Britonen, einige der medischen Cantone, die Picten und Geten und meint sogar bei den alten Germanen Spuren von Polyandrie nachweisen zu können. Diesem Verzeichniß möchte ich noch einige australische [3]), nukahivanische [4]) und irokesische Stämme beifügen.

Bei näherer Prüfung der von M'Lennan angeführten Belege erweisen sich jedoch mehrere derselben als unhaltbar. Die Stelle im Tacitus [5]) scheint mir keineswegs die Annahme zu rechtfertigen, daß die Germanen Polyandristen gewesen seien.

M'Lennan sagt ausdrücklich, daß Erman das Bestehen

[1]) Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 180.
[2]) Lafitau, *loc. cit.*, vol. I, p. 555.
[3]) Waitz, Anthropologie, fortgesetzt von Gerland, VI, S. 774.
[4]) Ders. VI, S. 128.
[5]) Germania, XX.

„einer gesetzmäßigen Polyandrie auf den aleutischen Inseln" nachgewiesen habe, liefert uns jedoch keinen Beleg für diese Behauptung. Seine Angaben von den Eheverhältnissen der Korjaken lassen nach meinem Erachten keineswegs auf eine Ausübung der Polyandrie schließen. Was die Kalmücken betrifft, scheint bei denselben offenbar, nach Clarke's [1]) Aussage zu urtheilen, die Sitte geherrscht zu haben, daß die Brüder, aber nur diese, eine gemeinschaftliche Frau besaßen.

Was Polynesien anbelangt, so beruft sich M'Lennan auf die von Sir G. Grey mitgetheilte Legende von Rupe. [2]) In derselben wird uns jedoch nur erzählt, daß zwei Brüder Namens Ihuatamai und Ihuwareware, die durch Meeresbrandung an den Strand von Wairarawa gespülte Hinauri gefunden, „sie mit Freuden angeschaut und sie sich mitsammen zum Weibe genommen hätten". Dieser Fall scheint mehr auf eine Gemeinschaftsehe als auf eine Polyandrie zu passen, besonders wenn man die Schlußworte der Sage näher erwägt. Auch die von Afrika angeführten Beweise sind keineswegs alle genügend. Der von M'Lennan [3]) angeführte Gebrauch hat wahrscheinlich seinen Grund in der dort zu Lande üblichen untergeordneten Stellung der verheiratheten Frauen, welche man einem Mädchen vornehmen Standes nicht zumuthen darf.

Mehrere der hervorgehobenen Beispiele deuten, denk' ich, nur auf eine Gemeinschaftsehe hin; denn bei ungenügenden, ungenauen Berichten ist es oftmals durchaus nicht leicht zu bestimmen, ob ein vorliegender Fall dieser oder der richtigen Polyandrie zuzuschreiben ist.

Auf Ceylon, in Indien, Thibet und bei einigen indischen Gebirgsvölkern hat die Polyandrie jedenfalls eine weite Verbreitung gefunden. Ein sehr niedliches Dolpha-Mädchen kam einst zur Station Luckimpur, warf sich dem Oberst Dalton zu Füßen und flehte ihn in poetischen Ausdrücken um seinen Schutz an. Ihr Vater habe sie einem Manne zugesagt, erzählte sie, dem sie keine Neigung zuwenden könne, und daher sei sie mit ihrem Geliebten entflohen. Dies klang interessant und romantisch. Der

---

[1]) Travels, vol. I, p. 241.
[2]) Polynesian Mythology, p. 81.
[3]) Reade's Savage Africa, p. 43.

Oberst Dalton ließ die Sache untersuchen, und der Hauch der Romantik entfloh. Sie war mit zwei jungen Männern auf und davon gegangen![1]) Auf Ceylon sind die gemeinsamen Gatten stets Brüder[2]), und dies ist auch bei den am Fuß des Himalaya-Gebirges wohnenden Stämmen der Fall.[3]) Doch scheint mir im Ganzen eine geregelte Polyandrie, die nicht mit leichtfertigen Grundsätzen verwechselt werden darf, eine nur ausnahmweise vorkommende Einrichtung zu sein, die gewöhnlich die Beseitigung der Uebelstände bezweckt, welche da entspringen, wo bei ursprünglich herrschender Monogamie ein großer Mangel an Frauen ist.

Das System des Levirats, demzufolge beim Tode eines Mannes dessen Frau oder Frauen auf seinen Bruder übergehen, steht meiner Meinung nach in engerer Verbindung mit den Eigenthumsrechten als mit der Polyandrie. Dieser Gebrauch ist weit verbreitet. Er herrscht z. B. bei den Mongolen[4]) und Kaffern.[5]) „Stirbt ein älterer Bruder," sagt Livingstone[6]), „so geschieht das „Nämliche mit seinen Frauen; der Bruder, der dem verstorbenen „im Alter zunächst steht, übernimmt sie, wie das auch bei den „Juden der Fall war, und die Kinder, die ihm dann von solchen „Frauen geboren werden, nennt er seine Brüder."

Bei den Mars in Indien nimmt „ein Mann — einer Sagai „genannten Sitte zufolge — stets die Wittwe seines ältesten „Bruders zur Frau."[7]) Auf Erromango, einer der neuen Hebriden, fallen nach Herrn Brenchley's Aussage „die Frauen eines „Verstorbenen dem ältesten seiner noch lebenden Brüder zu".[8])

Was die Endogamie anbelangt, so sagt M'Lennan, die streng endogamen Stämme seien eben so zahlreich vertreten und in mancher Hinsicht eben so roh wie die streng exogamen.[9])

So weit ich das beurtheilen kann, ist im Gegentheil die

---

[1]) Descr. Ethn. of Bengal, p. 36.

[2]) Davy's Ceylon, p. 286.

[3]) Fraser's Tour to the Himala Mountains, pp. 70, 206.

[4]) Wuttke, Geschichte der Menschheit, Bd. I, S. 223.

[5]) Arbousset's Tour to the N. E. of the Cape of Good Hope, pp. 38, 138.

[6]) Travels in South Africa, p. 185.

[7]) Dalton's Descr. Ethn. of Bengal, p. 188.

[8]) Cruise of the 'Curaçoa', p. 319.

[9]) *Loc. cit.*, p. 145.

Endogamie bei Weitem nicht so häufig wie die Exogamie; auch scheint mir ihr Ursprung, wie z. B. in Peru [1]), meist eine Folge von Rassenstolz und großer Geringschätzung der entweder wirklich oder nur angeblich tiefer stehenden Nachbarstämme zu sein.

So sagt z. B. Sproat von den Ahts in N.=W.=Amerika: „obgleich die verschiedenen Stämme derselben häufig mit einander „Krieg führen, so werden Frauen der anderen Stämme doch nie „der Ehe wegen erbeutet, sondern nur als Sclavinnen gehalten. „Die Anschauung, daß Raub und Sclaverei in engem Zusammen= „hang stehen, ist so allgemein, daß ein freigeborener Aht sich schwer „entschließen würde, eine Kriegsgefangene zu heirathen, gleichviel „welchen Rang sie auch in ihrem eigenen Stamme eingenommen „haben mag". [2])

Bei einigen [3]) indischen Völkerschaften, z. B. den Abors, den Kochs und Hos, ist eine Ehe nur innerhalb des Stammes erlaubt. Die letzteren sind übrigens keine eigentlichen Endogamen, denn sie zerfallen, wie bereits erwähnt, in Kilis oder Sippen, und „Keiner darf sich ein Mädchen aus seiner eigenen Kili zur Frau nehmen". [4]) Daher sind sie in Wirklichkeit Exogamen und es ist sehr wohl möglich, daß wir bei genauerer Erforschung solcher Rassen noch manche Fälle von Endogamie finden werden, die eine ähnliche doppelartige Erscheinung darbieten.

Bei den Yerkalas [5]) von Süd=Indien „herrscht eine Sitte, „derzufolge die zwei ältesten Töchter eines Hauses durch ihren „Onkel mütterlicherseits als Frauen für seine Söhne beansprucht „werden können. Der Werth einer Frau ist auf zwanzig Pa= „goden (eine ostindische Münze) festgesetzt. Dieser Onkel hat das „Recht, nur zwanzig weniger acht Pagoden für die beiden ältesten „Töchter zu zahlen; macht er davon Gebrauch und vermählt „seine eigenen Söhne mit seinen Nichten, so giebt er, wie gesagt, „für jede nur zwölf Pagoden, auch erhält er gleicherweise, falls „er keine Söhne besitzt oder aus irgend einem andern Grunde „auf seinen Anspruch verzichtet, acht Pagoden von den zwanzig,

---

[1]) Wuttke, Geschichte der Menschheit, Bd. I, S. 325, 331.
[2]) Sproat, Scenes and Studies of Savage Life, p. 98.
[3]) Dalton's Descr. Ethn. of Bengal, p. 28.
[4]) Siehe S. 88.
[5]) Shortt, Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. VII, p. 187.

„welche die Eltern des Mädchens von dem Manne, der sie zur „Frau bekommt, empfangen".

Die Doignaks, ein Zweig der Chukmas, scheinen ebenfalls Endogamen gewesen zu sein, und Capitain Lewin erwähnt, „daß „sie sich im Jahre 1782 während der Häuptlingsschaft von Jaun-„bux Khan vom Mutterstamme lossagten. Der Grund dieser „Spaltung ward durch einen Streit über die ehelichen Angelegen-„heiten hervorgerufen. Der Häuptling hatte nämlich eine Ver-„ordnung erlassen, daß die Doignaks Heirathen innerhalb des „ganzen Stammes schließen sollten. Dies war gegen den alther-„kömmlichen Brauch und verursachte anfangs großes Mißver-„gnügen und schließlich eine Zersplitterung des Stammes".[1]) Hier ist einer der seltenen Fälle, wo wir einen derartigen Umschwung der Verhältnisse nachzuweisen vermögen.

Die Kalang von Java sind ebenfalls Endogamen. Verlangt ein Eingeborener ein Mädchen zur Ehe, so muß er darthun, daß er seine Abstammung dem nämlichen Geschlechte, dem sie angehört, verdankt.[2]) Die Mandschu-Tataren verbieten eine Heirath zwischen zwei Personen, „die einen verschiedenen Familiennamen führen".[3]) Bei den Beduinen „hat ein Jeder ein ausschließliches Recht" auf die Hand seiner Cousine[4]), und bei den Karens verlangt es die Sitte, daß „sämmtliche Ehen von Verwandten geschlossen werden".[5]) Ferner erwähnt Livingstone, daß in Südafrika die Frauen des Akombwi „nie einen Mann aus einem andern Stamme heirathen".[6]) In Guam pflegten sich oft Geschwister untereinander zu heirathen, ja, es wird uns sogar berichtet, daß derartige Verbindungen als die angemessensten und naturgemäßesten allen anderen vorgezogen wurden.[7]) Auch scheint die Endogamie auf den Sandwich-Inseln[8]) und in Neuseeland obgewaltet zu haben, wo, wie Yate erzählt „eine große Oppo-

---

[1]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 65.
[2]) Raffles' History of Java, vol. I, p. 328.
[3]) M'Lennan, *loc. cit.*, p. 146.
[4]) Burckhardt's Notes on the Bedouins and Wahabys, vol. I, pp. 113, 277.
[5]) Morgan. Sys. of Cons. and Aff. of the Human Family, p. 444.
[6]) Exp. to the Zambesi, p. 39.
[7]) Arago's Letters. Freycinet's Voyage, vol. II, p. 17.
[8]) Ders. p. 94.

„sition entstand, sobald irgend Jemand ohne einen politischen „Grund ein Weib aus einem andern Stamme nahm, und in „Folge dessen wurden höchst selten solche Wechselheirathen ge„schlossen". [1]) Im Ganzen scheint hiernach die Endogamie eine weit weniger häufige Sitte zu sein als die Exogamie.

Unsere Verwandtschaftsbegriffe, die sich auf die Ehe stützen und einen gleich nahen Zusammenhang zwischen dem Kinde und beiden Eltern voraussetzen, scheinen uns so naturgemäß und einleuchtend, daß vielleicht manchem meiner Leser niemals die Möglichkeit einer andern Anschauungsweise in den Sinn gekommen sein wird. Die bereits erwähnten Thatsachen werden ihn jedoch schon auf das Bestehen eigenthümlicher Begriffe vorbereitet haben. Die stark ausgeprägte Zuneigung zu Pflegekindern — das Milchband — bei den schottischen Hochländern liefert uns ein naheliegendes Beispiel dafür, daß Verwandtschaften von einem ganz andern Gesichtspunkte aus betrachtet werden können, als wir es zu thun pflegen.

Wir sahen außerdem, daß da, wo die Gemeinschaftsehe galt, das Kind nicht in einem besonders nahen Verwandtschaftsverhältniß zu seinem eigentlichen Vater oder seiner eigentlichen Mutter stand, sondern als ein dem ganzen Stamme gemeinsam anverwandtes Glied betrachtet wird. Derartige Verhältnisse sind natürlich nur in kleinen Gemeinschaften denkbar. Es liegt auf der Hand, daß sowohl bei der Gemeinschaftsehe, als auch beim Bestehen einer Polygamie, wo jeder Mann mehrere Weiber hat, das Band zwischen Vater und Sohn nur ein sehr lockeres sein kann. Bei ackerbautreibenden Stämmen und geregeltem Regierungswesen besitzen die Häuptlinge manchmal einen überaus großen Harem, und dann ist sogar die mehr oder minder größere Zahl ihrer Weiber, wie das auch in anderen Fällen mit Kühen und Pferden zu geschehen pflegt, ein Maßstab für die Bedeutung ihres Ranges und ihrer Stellung.

Solche Zustände haben in vieler Hinsicht höchst nachtheilige Folgen. Sie hemmen selbstverständlich die naturgemäße Zuneigung und den freundschaftlichen Verkehr zwischen Mann und Frau. Der König von Aschanti hat stets 3333 Weiber. Doch kann ein Mensch unmöglich so viele Frauen wirklich lieb haben, und auch

[1]) New Zealand, p. 99.

sie können hinwieder nicht sammt und sonders diesem Einen Manne ein warmes Herz entgegen tragen.

Selbst bei Jägervölkern, wo sich die Männer der häufigen Wechselfälle wegen nicht so viele Frauen halten können, pflegt das zwischen Mutter und Kind bestehende Band ungleich stärker zu sein als das, welches den Vater an seine Nachkommen knüpft. Daher waltet bei gar manchen niederen Rassen die Sitte der Verwandtschaftsbestimmung durch die Frauen vor, und wir sind in Folge dessen im Stande die oft vorkommende merkwürdige Einrichtung zu verstehen, daß ein Mann nicht seine eigenen Kinder, sondern die seiner Schwester als seine Erben betrachtet.

Einige Schriftsteller haben diese Einrichtung der hohen Achtung, in der die Frauen standen, zugeschrieben. So erzählt z. B. Plutarch [1]): Bellerophon habe einst „einen Eber erlegt, der die „Früchte und das Vieh des Gebietes der Xanthier verwüstet habe. „Als diese dem Helden darauf den ihm gebührenden Lohn für „seine Dienste verweigerten, flehte er um Rache zum Neptun, „der ihn erhörte und bewirkte, daß auf sämmtlichen Feldern ein „Salzthau hervorquoll und diese dadurch gänzlich verdarben. Das „dauerte so lange, bis er dem Flehen der bittenden Frauen nachgab, zu Neptun betete und den Zorn dieses Gottes von ihnen „wandte. Daher entstand bei den Xanthiern das Gesetz, daß sie „ihren Namen in Zukunft nicht von ihren Vätern, sondern ihren „Müttern ableiten sollten".

Montesquieu [2]) betrachtet die Verwandtschaftsbestimmung durch die Frauen als eine Anordnung, welche der Anhäufung des Grundbesitzes unter wenige Hände vorbeugen sollte, eine Erklärung, die offenbar in vielen, ja sogar in den meisten derartigen Fällen keine Anwendung finden kann, und ich halte daher die obenangeführte Annahme für die entschieden richtige.

So fällt zum Beispiel in Guinea das Eigenthum eines reichen Mannes mit Ausnahme seiner Waffen nach seinem Tode dem Sohne seiner Schwester zu; und zwar geschieht das, wie Smith ausdrücklich betont, aus dem Grunde, weil dieser doch unter jeder Bedingung ein Verwandter des Hingeschiedenen sein

[1]) Plutarchi Mulierum virtutes.

[2]) Esprit des Lois, vol. I, p. 70.

müsse.[1]) Battel berichtet: „Die Stadt Longo (Loango) wird von „vier Fürsten beherrscht; dieselben sind die Schwestersöhne des „Königs, denn die eigenen Söhne eines Herrschers kommen nie zur Regierung.[2]) Quatremère sagt: „Chez les Nubiens, dit Abou „Selah, lorsqu'un roi vient à mourir et qu'il laisse un fils et „un neveu du côté de sa sœur, celui-ci monte sur le trône de „préférence à l'héritier naturel".[3])

Von Central-Afrika erzählt Caillié[4]), daß sich die Herrschaft immer in „derselben Familie vererbe, daß der Sohn aber nie „seinem Vater folge, sondern statt seiner einem Schwestersohne „des Königs der Vorzug gegeben werde. Die Eingeborenen be- „haupten, diese Einrichtung gewähre ihnen eine sichere Bürgschaft „dafür, daß die Herrschergewalt wirklich auf einen Mann aus „königlichem Geblüte übergehe. Uebrigens beweist diese Vorsichts- „maßregel, wie wenig man in jenem Lande an Frauentugend „glaubt". In Südafrika bei den Bangalas des Cassange-Thales „gehört der Sohn einer Schwester ihrem Bruder, und dieser ver- „kauft manchmal seinen Neffen, um seine Schulden bezahlen zu „können[5])"; die Banyai „wählen lieber den Schwestersohn des ver- „storbenen Häuptlings als dessen leiblichen Nachkommen". Bei den Berbern im Norden Afrikas finden wir die nämliche Sitte[6]), und nach Burton's Aussage kommt sie auch im Nordosten jenes Erdtheiles vor, und am Congo vererbt sich, nach Tuckey, die Häuptlings- schaft in weiblicher Linie, „weiß man doch dann mit Sicherheit, „daß die Nachfolge wirklich in der königlichen Familie bleibt".[7]) Sibree erwähnt, daß ganz das Nämliche auf Madagascar statt- finde, wo man ausdrücklich diese Sitte durch die Behauptung rechtfertigt, „daß ein Mensch wohl die Abstammung mütterlicher-

[1]) Smith's Voyage to Guinea, p. 148. Siehe außerdem Pinkerton's Voyages, vol. XV, pp. 417, 421, 528. Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 63, 256.

[2]) Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 331.

[3]) Mém. Géogr. sur l'Égypte et sur quelques contrées voisines, Paris, 1811. Dargestellt in Bachofen's Mutterrecht, S. 108.

[4]) Caillié's Travels, vol. I, p. 153. Barth's Travels, vol. I, p. 337.

[5]) Livingstone's Travels in South Africa, pp. 434, 617.

[6]) La Mère chez certains peuples de l'Antiquité, p. 45.

[7]) Tuckey's Exp. to the River Zaire, p. 365.

„seits nachweisen könne, wohingegen es oftmals unmöglich sei, „seinen Vater genau anzugeben". [1])

Herodot [2]) meinte, daß nur die Lycier diesem Gebrauche huldigten: „Diese Leute," sagt er, „haben eine ganz eigenthümliche „Sitte und weichen darin von allen anderen Völkern ab. Sie „erhalten nämlich ihren Namen von ihrer Mutter und nicht von „ihrem Vater, so daß derjenige, der von einem andern gefragt „wird, wer er sei, sich als ein Abkömmling seiner Mutter be„zeichnen und seine mütterlichen Ahnen in weiblicher Linie aufzählen wird." Polybius giebt uns einen ähnlichen Bericht von den Lokrern, und auch auf etruskischen Gräbern wird die Abstammung in weiblicher Linie angegeben.

In Athen ward ferner bis auf Kekrops Zeit die Verwandtschaft durch die Frauen bestimmt.

Tacitus [3]) sagt in seiner Schilderung der Germanen: „Ein „Kind wird von seinem mütterlichen Onkel mit gleicher Liebe an„gesehen, wie von seinem Vater. Manche glauben sogar, daß „dies Band der Blutsverwandtschaft noch heiliger sei, und ziehen „es bei der Einforderung von Geißeln vor". Ferner berichtet er: „Jedoch gelten die leiblichen Kinder einer Person als ihre Erben „und Nachfolger; ein Testament wird nicht gemacht". Aus dieser Aeußerung scheint hervorzugehen, als ob das weibliche Erbrecht erst vor Kurzem und noch nicht durchgängig außer Kraft getreten war. „In dem Königreiche der Pikten ist nach den schrift„lichen Ueberlieferungen bis zum Ende des 8. Jahrhundert „kein einziges Mal ein Sohn seinem Vater gefolgt." [4])

In Indien haben die Kasias, Kochs und Nairs das weibliche Verwandtschaftssystem. Buchanan [5]) erzählt: „Bei den Bantar „in Tulava geht das Eigenthum des Mannes nicht auf seine „eigenen Kinder, sondern auf die seiner Schwester über". Sir W. Elliot berichtet, daß die „Bevölkerung von Malabar unge„achtet des Kastenunterschiedes, der dort, wie in den anderen „Provinzen stattfinde, durchgängig einem merkwürdigen Gebrauche „huldige, der nämlich darin bestehe, daß das Vermögen sich nur

[1]) Madagascar and its People, p. 192.

[2]) I, 173.

[3]) De Mor. Germ., XX.

[4]) Crania Britannica.

[5]) Vol. III, p. 16.

„durch die Frauen übertrage.“ [1]) Auf die Aussage Lieutenant Conner's gestützt, fügt er hinzu, daß das Gleiche in Travancore der Fall sei, und zwar gelte das von allen Rassen mit Ausnahme der Ponans und Namburi-Brahmanen.

Wie Latham berichtet, „kennt kein Nair seinen eigenen Vater, „und umgekehrt kennt kein Nair-Vater seinen eigenen Sohn. „Was geschieht nun mit dem Nachlasse eines Mannes? Er fällt „den Kindern seiner Schwester zu“. [2])

Bei den Limbos in Indien, einem unweit Dardschilling [3]) wohnenden Stamme, werden die Knaben das Eigenthum des Vaters, sobald dieser eine kleine Summe Geldes an die Mutter gezahlt hat, worauf das Kind einen Namen erhält und in den Stamm des Vaters eintritt, wogegen die Mädchen bei der Mutter bleiben und ihrem Stamme angehören.

Marsden sagt [4]): „Bei den Battas von Sumatra geht die „Nachfolge in der Oberherrschaft nicht auf den Sohn, sondern „durch die Schwester auf den Neffen des Verblichenen über, und „die nämliche außergewöhnliche Regel, welche auch für die sämmt„liche Hinterlassenschaft im Allgemeinen gilt, herrscht außerdem „noch bei den auf jenem Theil der Insel wohnenden Malayen, ja „sogar in der Umgegend von Padang. Obgleich mir dies ver„schiedentlich in glaubwürdiger Weise bestätigt ist, so sind die An„gaben doch nicht genau und eingehend genug, um die Annahme „einer allgemein eingeführten Sitte zu gestatten“.

Bei den Kenaiyers auf der Cook-Insel geht nach Sir John Richardson die Habe des Verstorbenen nicht auf seine eigenen, sondern auf die Kinder seiner Schwester über. [5]) Dasselbe ist bei den Kutchins der Fall. [6])

Carver [7]) erwähnt, daß sich die Nachkommen der Hudsons-Bay-Indianer „stets durch den Namen der Mutter unterscheiden, „und daß selbst dann, wenn eine Frau mehrere Männer besitzt „und von jedem Kinder hat, dieselben alle nach ihr heißen. Als

---

[1]) Trans. Ethn. Soc., 1869, p. 119.
[2]) Descriptive Ethnology, vol. II, p. 463.
[3]) Campbell, Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. VII, p. 155.
[4]) Marsden's History of Sumatra, p. 376.
[5]) Boat Journey, vol. I, p. 406.
[6]) Smithsonian Report, 1866, p. 326.
[7]) Carver, p. 378. Siehe ferner p. 259; außerdem S. 92.

„Grund dieses Verfahrens geben sie an, daß ein Mensch seinem „Vater zwar seine Seele, also den unsichtbaren Theil seines „Wesens, verdanke, daß er aber von der Mutter den körperlichen, „sichtbaren Leib erhalten habe und es daher vernünftiger sei, daß „er mit dem Namen dieser letzteren, der er unzweifelhaft sein „Dasein schulde, bezeichnet werde, und nicht den seines Vaters „trage, sintemal doch mitunter ein Zweifel entstehen könne, ob er „denselben auch mit Fug und Recht führen dürfe. Bei den Iro- „kesen wird die Herkunft sowohl in Hinsicht des Stammes, als „auch der Völkerschaft in weiblicher Linie bestimmt. Die Kinder „gehören dem Stamme der Mutter an. Heirathet z. B. ein „Cayuga-Indianer ein Delawaren-Mädchen, so werden seine „Kinder Delawaren, falls der Vater nicht durch eine förmliche „Adoption diese Sitte aufhebt; heirathet ein Delaware ein Ca- „yuga-Mädchen, so sind ihre Kinder Cayugas und werden diesem „Stamme zugezählt. Derselbe Fall tritt ein, sobald sie einen „Seneca-Indianer zum Gatten erhält“. [1])

Und in der That gilt, wie wir im nächsten Capitel sehen werden, bei den nordamerikanischen Indianern die Verwandtschaft mit dem Onkel, das heißt dem Bruder der Mutter, für bedeut- samer als alle anderen Bande. Er ist im eigentlichen Sinne des Wortes das Haupt der Familie seiner Schwester. Wird zum Beispiel bei den Choctas ein Knabe in der Schule angemeldet, so pflegt noch bis auf den heutigen Tag der Onkel und nicht der Vater mit dem Kinde zur Mission zu gehen und die Angelegen- zu erledigen. [2]) Eine ähnliche Einrichtung herrscht auf Haiti und in Meriko. [3])

Was Polynesien betrifft, so sagt Mariner, daß sich auf den Tonga- oder Freundschafts-Inseln „der Adelstand in weiblicher „Linie fortpflanze. Sei die Frau keine Adelige, so seien es ihre „Kinder auch nicht“. [4]) Dieselbe Sitte oder doch wenigstens die Spuren derselben zeigen sich in ganz Polynesien; doch scheint es, als befänden sich diese Insulaner in einem Uebergangsstadium

[1]) Morgan's Sys. of Cons. and Aff. of the Human Family, p. 165. Hunter's Captivity among the North American Indians, p. 249.

[2]) Morgan, *loc. cit.*, p. 158.

[3]) Müller, Geschichte der Amerikanischen Urreligionen, S. 167, 539.

[4]) Tonga Islands, vol. II, pp. 89, 91.

von der weiblichen zur männlichen Verwandtschaftsbestimmung. Die fidschianische, unter dem Namen Vasu bekannte Sitte zeigt deutlich das Bestehen eines durch die weiblichen Glieder bestimmten Erbrechtes. Auf einigen der Carolinen- und Mariannen-Inseln erhielt sich die höchste Würde stets in weiblicher Linie. [1])

Auch in Westaustralien empfingen die Kinder beiderlei Geschlechts stets den Familiennamen der Mutter. [2])

Bei den alten Juden heirathete Abraham seine Halbschwester; Nahor vermählte sich mit seines Bruders Tochter und Amram mit seines Vaters Schwester. Dies war erlaubt, weil man die betreffenden Personen nicht mit einander für verwandt hielt. Tamar hätte offenbar Amnon zur Ehe nehmen können, obgleich sie beide David's Kinder waren. „Sprich mit dem Könige," sagt sie, „und er wird mich Dir nicht verweigern," denn da sie nicht von einer Mutter stammten, so galten sie nach dem Gesetz nicht für verwandt.

Solon gestattete ebenfalls die Ehe mit einer Schwester väterlicher-, aber nicht mit einer mütterlicherseits.

Hier liegen daher eine überaus große Menge von Beweisen für das zweite Stadium vor, wo das Kind mit der Mutter, doch nicht mit dem Vater verwandt ist; aus diesem Grunde geht die Erbschaft eines Mannes auf seiner Schwester Kinder und nicht auf seine eigenen über, die in manchen Fällen überhaupt gar nicht als seine Verwandten gelten.

Sobald man jedoch anfing, die Ehe höher zu achten und das Familiengefühl stärker ward, so wurde auch begreiflicher Weise die Regel, der zufolge das Vermögen eines Mannes seinen Schwesterkindern zufiel, sowohl dem Vater, der sein Gut auf seine eigenen Kinder vererbt zu sehen wünschte, als auch diesen selbst unliebsam.

Girard Teulon [3]), dem wir über diesen Gegenstand eine ungemein interessante Broschüre verdanken, meint allerdings, daß die erste Anerkennung der väterlichen Verwandtschaft eine durch irgend einen geistig hochbegabten Mann des Alterthums ausgeführte

---

[1]) Hale, United States Ex. Exp., p. 83. Waitz, Anthropologie, fortgesetzt von Gerland V, 2, S. 108, 114, 117.

[2]) Eyre, *loc. cit.*, p. 330. Ridley, Journal Anthrop. Institute, 1872, p. 264.

[3]) La Mère chez certains peuples de l'Antiquité.

That der Selbstverleugnung gewesen sei. „Le premier," sagt er, „qui consentit à se reconnaître père fut un homme de génie „et de cœur, un des grands bienfaiteurs de l'humanité. „Prouve en effet que l'enfant t'appartient. Es-tu sûr qu'il est „un autre toi-même ton fruit? que tu l'as enfanté? ou bien, „à l'aide d'une généreuse et volontaire crédulité, marches-tu, „noble inventeur, à la conquête d'un but supérieur?" [1])

Bachofen, der den Fortschritt von der mütterlichen zu der väterlichen Auffassung des Menschen als den „wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Geschlechtsverhältnisses charakterisirt, hat nach meiner Meinung eine vollständig falsche Ansicht von der Sache. Er betrachtet die Hervorhebung der Paternität als eine Losmachung des Geistes von den Erscheinungen der Natur, als eine Erhebung des menschlichen Daseins über die Gesetze des stofflichen Lebens, als eine Anerkennung, daß die zeugende Kraft die wichtigste ist, mit einem Worte als eine Unterordnung des körperlichen Theils unserer Natur unter den geistigen. „Mit diesem Schritte," sagt er, „durchbricht der Mensch die Banden des Tellu„rismus und erhebt seinen Blick zu den höheren Regionen des „Kosmos." [2])

Ich muß gestehen, daß mir dies eine merkwürdige Ansicht zu sein scheint, mit der ich mich durchaus nicht einverstanden erklären kann. Die Anerkennung der väterlichen Verantwortlichkeit erwuchs, wie ich glaube, allmählich aus der Macht der Verhältnisse und ward durch den Antrieb der natürlichen Liebe unterstützt. Dagegen wurde die Annahme der Verwandtschaftsbestimmung durch den Vater anstatt durch die Mutter wahrscheinlich durch den in jedem Manne selbstverständlich erwachenden Wunsch, daß sein Eigenthum seinen leiblichen Kindern zu Theil werden möge, bewirkt. Es ist wahr, daß wir nur wenige Beweise einer solchen Umwälzung, wie sie uns z. B. von Athen berichtet wird, nachweisen können; da es aber sehr begreiflich ist, wie ein solcher Fortschritt entstehen mußte, und wir es uns dagegen wohl nicht recht denken können, daß sich der entgegengesetzte Fall jemals ereignet hat, so liegt es auf der Hand, daß eine solche Veränderung gar oft eingetreten sein muß, zumal wir die Verwandtschafts-

[1]) La Mère chez certains peuples de l'Antiquité, p. 32.

[2]) Bachofen, Das Mutterrecht, S. 27.

bestimmung durch den Vater gewöhnlich, um nicht zu sagen durchgängig bei civilisirten, dagegen aber das entgegengesetzte Verhältniß sehr häufig bei wilden Völkerschaften finden.

In Anbetracht aller dieser Thatsachen dürfen wir, glaube ich, mit Sicherheit die Verwandtschaftsbestimmung durch die Frau, wo sie uns auch entgegentreten mag, als Ueberreste eines alten Barbarismus betrachten.

Sobald dieser Wechsel stattgefunden hatte, erhielt natürlich der Vater den bis dahin von der Mutter eingenommenen Platz, und man betrachtete ihn nunmehr anstatt ihrer als den eigentlichen Urheber des Kindes. Nach der Geburt mußte er daher sehr vorsichtig seine Beschäftigungen und seine Diät beobachten, damit dem Kinde kein Schaden aus einer von ihm begangenen Unvorsichtigkeit erwachse. Auf diese Weise entstand, wie ich glaube, die seltsame Sitte der Couvade, auf die ich im ersten Capitel hingewiesen habe.

Das Verwandtschaftsverhältniß zum Vater verdrängte von jetzt an das zur Mutter vollständig, und hatten die Menschen bis dahin angenommen, daß die Kinder in keinem Zusammenhange mit dem ersteren ständen, so meinten sie nun, daß dieselben durchaus nicht mit der letzteren verwandt seien.

In einigen Theilen Südamerikas, wo es Sitte ist, die Gefangenen in jeder Hinsicht für eine Zeit lang gut zu pflegen, sie mit Kleidung, Nahrung, einer Frau u. s. w. zu versehen und sie dann zu tödten und zu essen, pflegt man sämmtliche Kinder, die sie bekommen, ebenfalls zu tödten und zu verzehren. [1])

In der Regel richtet sich die Erbschaft nach den Verwandtschaftsbegriffen; doch erbt in einigen Theilen Australiens, wo die alte Sitte, die Abstammung nach der Mutter zu bestimmen, sich noch erhielt, das Eigenthum in männlicher Linie fort [2]); freilich scheint es, als werde bereits bei Lebzeiten des Vaters die Eintheilung gemacht.

Wie vollständig die Idee der Verwandtschaftsbestimmung durch den Vater, sobald sie einmal sich Bahn gebrochen hatte, die Verbindung mit der Mutter zu verdrängen im Stande war, ersehen wir aus der höchst seltsamen Gerichtsscene des Orestes.

[1]) Lafitau, vol. II, p. 307.
[2]) Grey's Australia, vol. II, p. 226, 236.

Der von seiner Gattin Klytämnestra ermordete Agamemnon ward bekanntlich von seinem Sohne Orestes gerächt, der die Mutter wegen der Ermordung des Vaters erschlug. Um dieser That willen verfolgen ihn die Erinnyen bis vor das Tribunal der Götter. War es doch ihr Amt, die Schuldigen zu strafen, die das Blut von Anverwandten vergossen hatten! Als sie von dem sich vertheidigenden Orest gefragt werden, warum sie Klytemnestra verschonen, und sie ihm erwiedern „kein Blutsverwandter war es, den sie tödtete“, — da beruft auch er sich auf den nämlichen Grund, um ihnen zu beweisen, daß sie eben so wenig ein Recht haben, ihn zu berühren: weil ein Mensch wohl mit seinem Vater, doch nicht mit seiner Mutter verwandt sei. Diese uns ganz unnatürlich scheinende Ansicht ward von Apollo und Athene unterstützt und führte, da sie die Beistimmung der meisten Götter erhielt, zur Freisprechung des Orestes.

Aus dem Allen ersehen wir, daß die über Verwandtschaft herrschenden Begriffe, welche doch so ungemein tief in die socialen Verhältnisse eingreifen, weder bei den verschiedenen Völkerschaften in gleicher Weise auftreten, noch in der nämlichen geschichtlichen Periode übereinstimmen. Selbst wir pflegen noch stets Verschwägerung und Blutsverwandtschaft mit einander zu verwechseln, doch ist es nicht meine Absicht, diesen Theil der Frage näher zu erörtern. Die auf den vorhergehenden Seiten angehäuften Belege werden, denke ich, genügend beweisen, daß die Kinder in der ältesten Zeit nicht in gleich nahem Verwandtschaftsverhältniß zu ihren Eltern standen, sondern daß die natürliche Begriffsentwickelung sich so gestaltete, daß das Kind zuerst eine verwandtschaftliche Beziehung zu seinem Stamm im Allgemeinen, zweitens zu seiner Mutter und nicht zu seinem Vater, drittens zu seinem Vater und nicht zu seiner Mutter, und erst ganz zuletzt zu beiden Eltern einnahm.

Viertes Capitel.

Ueber die Entwickelung der Verwandtschaftsgrade.

Das vorhergehende Capitel zeigt uns, in welcher Form die Ehe bei den niederen Rassen auftritt, sowie das Verhältniß der Kinder zu ihren Eltern. In dem vorliegenden Abschnitte beabsichtige ich die Verwandtschaftsfrage im Allgemeinen zu erörtern und die diesen Gegenstand betreffenden Begriffe von ihrer rohesten Form bis zu der durchgebildeteren Gestalt zu verfolgen, welche sie unter civilisirteren Völkern annimmt.

Die Thatsachen, die diesem Capitel zu Grunde liegen, verdanken wir meistentheils Herrn Morgan, welcher durch eine große Menge von angesammeltem Material dieses Thema beleuchtete und die Ergebnisse seiner Forschungen vor Kurzem durch die „Smithsonian-Institution“ veröffentlichen ließ. Obgleich meine Ansichten von Morgan's Hauptschlußfolgerungen abweichen, so halte ich doch sein Werk für einen der werthvollsten Beiträge zur Ethnologie der Neuzeit.[1]) Es enthält Verzeichnisse, welche uns zum Theil in großer Vollständigkeit die Systeme von nicht weniger als 139 Rassen oder Stämmen vorführen, und uns trotz vieler beklagenswerther Lücken (die Sibirier, Südamerikaner und echten Neger sind z. B. nicht vertreten) durch eine Fülle von Belegen die unter den verschiedenen Rassen herrschenden Verwandtschaftsbegriffe zur Anschauung bringen.

Unser eigenes Verwandtschaftssystem entstand naturgemäß aus

---

[1]) Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family, by L. H. Morgan, 1870.

der Heirath einzelner Paare, und beschränkt sich in seiner allgemeinen Nomenclatur auf eine Bezeichnung der gegenwärtigen Zustände so daß die meisten Menschen stillschweigend annehmen, es gelte selbstverständlich, natürlich mit Ausnahme einzelner unbedeutender und verbaler Abweichungen, bei dem ganzen Menschengeschlechte. Daher liefern uns Wörterbücher und Vocabularien nur geringe Auskunft. Gewöhnlich enthalten sie z. B. Benennungen für Onkel, Tante und Vetter. Ein Onkel kann aber entweder der Bruder eines Vaters oder der Bruder einer Mutter, eine Tante die Schwester eines Vaters oder die einer Mutter, und ein Vetter ersten Grades wiederum das Kind eines dieser vier Onkel oder Tanten sein; viele Rassen machen jedoch, wie wir sehen werden, einen Unterschied zwischen diesen Verwandten, und ich möchte beiläufig bemerken, daß es noch keineswegs erwiesen ist, ob wir ein Recht haben, sie als gleichbedeutend mit demselben Ausdrucke zu bezeichnen. Manche Reisende haben zu ihrer großen Verwunderung gar häufig besondere Eigenthümlichkeiten in der Nomenclatur der fremden Völker bemerkt und aufgezeichnet; doch war Morgan der erste, der durch eine Zusammenstellung vollständiger Tabellen die Verwandtschaftssysteme veranschaulichte. Früher hat man solche Abweichungen in der That meistens für absonderliche Ausnahmen gehalten; das ist jedoch offenbar nicht richtig, denn der Beweggrund oder die Beweggründe, denen sie ihre Entstehung verdanken, sind folgerecht durchgeführt, und die Nomenclatur pflegt durchgängig in auf- und absteigender Linie geringe oder gar keine Ausnahmen zu enthalten. Nennt z. B. ein Mohawk seines Vaters Bruder nicht Onkel, sondern Vater, so bezeichnet er nicht nur dessen Sohn als Bruder und dessen Enkel als Sohn, sondern diese jüngeren Verwandten bedienen sich ihrerseits ebenfalls der entsprechenden Ausdrücke.

Wir dürfen nicht vergessen, daß unseren Verwandtschaftsbegriffen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse zu Grunde liegen, und daß andere Völker, die sich in dieser Hinsicht sowohl in den Sitten wie in den Anschauungen von uns unterscheiden, auch natürlich ein von dem unsrigen abweichendes Verwandtschaftssystem besitzen müssen. Ich wies im vorigen Capitel nach, daß die mit der Ehe zusammenhängenden Begriffe und Gebräuche bei den verschiedenen Rassen in der mannigfaltigsten Gestalt auftreten. Ja, wir können es im Großen und Ganzen sogar als Regel aufstellen,

daß mit jedem Schritt, den wir auf der Stufenleiter der Civilisation hinabsteigen, die Bedeutung der Familie abnimmt und die des Stammes wächst. Worte üben einen bedeutenden Einfluß auf das Denken aus, und richtige Familiennamen findet man am häufigsten bei gebildeten Nationen. Selbst in den weniger vorgeschrittenen Schichten der englischen Bevölkerung bezeichneten die Collectionamen mehr den Stamm, als die Familie.

Ich erwähnte bereits, daß die Römer unter dem Worte „Familie“ keine naturgemäße Familie in unserem Sinne des Wortes verstanden. Nicht das Princip der Ehe, sondern das der Herrschaft rief sie in's Leben.[1]) Den Kreis der Familie bildeten nicht die dem Haupte durch die Bande des Blutes angehörenden Glieder, sondern alle diejenigen, die unter seinem Befehl standen. In Folge dessen hörte ein mündig erklärter Sohn auf, ein Familienglied zu sein; auch hatte er keinen Antheil an seines Vaters Hinterlassenschaft, es sei denn, daß es durch ein Testament anders bestimmt ward. Dagegen wurde eine durch die Ehe in die Familie eingeführte Frau oder ein durch Adoption zum Sohne umgewandelter Fremdling regelmäßig als Familienmitglied anerkannt, obgleich keine Blutsverwandtschaft bestand.

Die Ehe wurde ferner in Rom, wie noch heute bei so vielen tieferstehenden Völkern, durch einen Raub oder einen Kauf versinnbildlicht. In der That trägt der Begriff der Ehe bei den niederen Rassen im Allgemeinen einen wesentlich andern Charakter als bei uns. Sie ist ein stoffliches und kein geistiges Band; sie gründet sich auf Gewalt, nicht auf Liebe. Das Weib wird nicht die Genossin, sondern die Sclavin des Gatten. Auch in England finden wir Nachklänge, und mehr als Nachklänge eines solchen Systems. Doch sind freilich die heutigen Sitten weiter vorgeschritten; die Frauen nehmen in Wirklichkeit eine wesentlich andere Stellung ein, als die, welche das Gesetz ihnen anweist. Unter den Rothhäuten ist jedoch die Frau lediglich eine Dienerin ihres Gatten, und verbürgte Beispiele bestätigen, daß Mann und Frau, wenn sie ursprünglich zu verschiedenen Stämmen gehörten, zuweilen Jahre lang mitsammen lebten, ohne daß sie sich bemühten, des Andern Sprache zu lernen, sondern sich zum ausschließlichen Verkehr mit der Geberdensprache begnügten.

[1]) Siehe Ortolan Justinian S. 126 u. ff.

Es bedarf jedoch der Beachtung, daß die Nomencl
Rothhäute, trotzdem bei ihnen die Familie in einer von de
gen sehr abweichenden Weise zusammengesetzt ist, sich d
wir bald sehen werden, auf das Familien= und nicht
Stammsystem gründet.

Morgan theilt die Verwandtschaftssysteme in zwe
Ordnungen ein, welche er die umschreibende und die classifi
nennt. „Die erstere," sagt er (p. 12), „zu welcher die ari
„semitischen und uralischen Familien gehören, verschm
„weit sie nicht mit dem numerischen System in Einklang st
„Classificirung der Verwandten und bezeichnet seitliche Bl
„wandte größtentheils durch einen Zusatz oder eine Verb
„der für Verwandte ersten Grades gebrauchten Worte.
„Bezeichnungen, die Mann und Frau, Vater und Mutter
„der und Schwester, Sohn und Tochter, und auch in den Sp
„welche diese Ausdrücke besitzen, Großvater und Großmutter,
„und Enkelin umfassen, beschränken sich daher auf die hi
„ihnen eingenommene erste Stelle. Alle anderen Au
„kommen in zweiter Linie. Jeder einzelne Verwandtschaf
„wird dadurch unabhängig gestellt, und unterscheidet sic
„allen anderen. Die zweite Ordnung dagegen, welche die
„nischen, amerikanischen, indischen und malayischen Familie
„hält, verschmäht die Bezeichnungen für die einzelnen Fälle,
„die Blutsverwandtschaft durch eine Reihe von offenbar w
„lichen Verallgemeinerungen auf große Klassen zurück, und
„wendet für alle der nämlichen Klasse gehörenden Glieder
„selben Benennungen. Sie vermengt daher Verwandtschaftsg
„die im umschreibenden System gesondert sind, und erweite
„Bedeutung sowohl der Ausdrücke ersten wie zweiten Grades
„den ihnen scheinbar zukommenden Sinn hinaus."

Während ich nun freilich vollständig die Grundverschie
heit z. B. zwischen dem englischen und dem kingsmill=insulari
System zugebe (siehe Tabelle I), so bin ich doch mehr ge
dieselben für die äußersten Endpunkte einer fortlaufenden R
zu halten, als ihre Entstehung verschiedenen Urbildern z
schreiben. [1])

[1]) Ich habe die beifolgende Tabelle nach Morgan's Verzeichnissen angefe
indem ich die wichtigsten Verwandtschaftsgrade auswählte und dieselben in
Art ordnete, die mir belehrender zu sein schien.

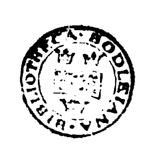
13
Mohikaner
Onkel
Stiefbruder
Stiefkind
Stiefkind
Enkel
Stiefmutter
Stiefbruder
Stiefkind
Stiefkind
Großkind
Stiefvater
Stiefvater
Stiefkind
Großkind
Mutter
Bruder, &c. o.
Stiefkind
Stiefkind
Großkind
Großvater
Großmutter
Stiefsohn
Stiefsohn
Neffe
Sohn
Großkind
Großkind
Die Telugu
12
Tawe u
Onkel
Onkel
Onkel
Onkel
Bruder,
Bruder,
Onkel
Tante
Neffe
Großki
Großki
Großki
Großk



13 Mohikaner	14 Hindu	15 Crees	16 Ojibwa (Michigan See)	17 Karen	18 Eskimos (Northumberland Insel)
Onkel	Onkel	Onkel	Onkel	Onkel	Onkel
Stiefbruder	Bruder	Vetter	Vetter	Vetter	Vater
Stiefkind	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
Stiefkind	?	Neffe	Neffe	?	Neffe
Enkel	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind
Stiefmutter	Tante	Tante	Tante	Tante	Tante
Stiefbruder	Bruder	Vetter	Vetter	Vetter	Vetter
Stiefkind	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
Stiefkind	?	Neffe	Neffe	?	Neffe
Großkind	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind
Stiefvater	Onkel	Stiefvater	Stiefvater	Onkel	Onkel
Stiefvater	Bruder	Bruder, Ae. o. J.	Stiefbruder	Vetter	Vetter
Stiefkind	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
—	?	Neffe	Neffe	—	Neffe
Großkind	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind
Mutter	Tante	Stiefmutter	Stiefmutter	Tante	Tante
Bruder, Ae. o. J.	Bruder	Bruder, Ae. o. J.	Stiefbruder	Vetter	Vetter
Stiefkind	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
Stiefkind	?	Neffe	Neffe	Neffe	Neffe
Großkind	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind
Großvater	Großvater	Großvater	Großvater	Großvater	Großvater
Großmutter	Großmutter	Großmutter	Großmutter	Großmutter	Großmutter
Stiefsohn	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
Stiefsohn	Neffe	Neffe	Neffe	Neffe	Neffe
Neffe	Neffe	Neffe	Neffe	Neffe	Neffe
Sohn	Neffe	Stiefsohn	Stiefsohn	Neffe	Neffe
Großkind	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind
Großkind	Enkel	Großkind	Großkind	Enkel	Großkind

††) Die Telugu und Kanaresen stimmen im Wesentlichen überein mit den Tamulen.

12 Sawe und Fox	13 Oneida	14 Otawa	15 Ojibwa (am Oberen See)
Onkel	Onkel	Onkel	Onkel
Onkel	Vetter	Vetter	Vetter
Onkel	Sohn	Stiefsohn	Stiefsohn
Onkel	Sohn	Neffe	Neffe
Bruder, Ae. o. J.	Neffe	Neffe	Neffe
Bruder, Ae. o. J.	Sohn	Sohn	Stiefsohn
Onkel	Enkel	Großkind	Großkind
Tante	Mutter	Tante	Tante
Neffe	Vetter	Vetter	Vetter
Großkind	Sohn	Stiefsohn	Stiefsohn
Großkind	Sohn	Neffe	Neffe
Großkind	Neffe	Neffe	Neffe
Großkind	Sohn	Sohn	Stiefsohn



Morgan giebt zu, daß diese Systeme im Anschluß an die socialen Zustände eine allmähliche Entwickelung durchmachten, ist aber der Meinung, daß sie außerdem noch von großem Werth für die Bestimmung ethnologischer Verwandtschaften sind. Ich bin nicht sicher, ob ich seine Ansichten über das genaue Verhältniß dieser zwei Schlußfolgerungen zu einander richtig auffasse, und ich habe an einer andern Stelle meine Gründe angegeben, weshalb ich seine Erklärung von der Bedeutung der vorliegenden Thatsachen für das gesellschaftliche Leben der Rassen nicht unterschreibe. Deshalb werde ich mich in diesem Abschnitte nur darauf beschränken, den inneren Zusammenhang zwischen der Familien-Verwandtschaftsfrage und der Völker-Verwandtschaftsfrage zu erörtern und die Entstehungsursachen der verschiedenen Systeme zu erwägen. Wie wir erwarten durften, ist Morgan's Bericht besonders reichhaltig und vollständig in Bezug auf die nordamerikanischen Indianer. Ungefähr 70 verschiedene Stämme liefern die Benennungen von nicht weniger als 268 Verwandtschaftsgraden. Aus denselben sind für den vorliegenden Zweck einige von größerer, andere von geringerer Bedeutung. Die wichtigsten darunter sind:

1. Bruderkinder.
2. Schwesterkinder.
3. Mutterbruder.
4. Mutterbrudersohn.
5. Vaterschwester.
6. Vaterschwestersohn.
7. Vaterbruder.
8. Vaterbrudersohn.
9. Mutterschwester.
10. Mutterschwestersohn.
11. Großvaterbruder.
12. Schwester und Bruderenkel.

Ich möchte nunmehr die Aufmerksamkeit des Lesers auf das Wyandot-System lenken, welches Tafel I Spalte 8 veranschaulicht. Man ersieht aus demselben, daß einer Mutter Bruder: Onkel, sein Sohn: Vetter, sein Enkel von einer männlichen Person: Sohn, von einer weiblichen: Neffe, und sein Urgroßsohn: Enkel genannt wird. Eines Vaters Schwester heißt Tante, ihr Sohn: Vetter, ihr Enkel: Sohn, ihr Urenkel: Großsohn. Ein Vaterbruder ist ein Vater, sein Sohn: ein Bruder, doch kommen

demselben, je nachdem er älter oder jünger als der Sprecher ist, verschiedene Ausdrücke zu; sein Großsohn ist ein Sohn, sein Urgroßsohn: ein Enkel. Einer Mutter Schwester gilt als: Mutter,[1]) ihr Sohn mit Berücksichtigung der obenangeführten Unterscheidung als: Bruder, ihr Enkel als: Sohn vom männlichen, und als Neffe vom weiblichen Standpunkt aus. Eines Großvaters Bruder ist ein Großvater, und eines Großvaters Schwester: eine Großmutter. Eines Bruders Sohn wird von einem Manne: Sohn, von einem Frauenzimmer: Neffe genannt, während einer Schwester Sohn von einem männlichen Sprecher: Neffe, und von einem weiblichen: Sohn genannt wird. Schließlich heißen noch des Bruders und der Schwester Großkinder: Enkel.

Dieses System dünkt uns anfangs unlogisch und widersinnig. Wie kann ein Mensch mehr als eine Mutter haben? Wie kann des Bruders Sohn: Sohn, oder des Onkels Großsohn: Enkel genannt werden? Während es ferner verschiedene Verwandtschaftsgrade, die wir mit Recht trennen, der nämlichen Klasse zuschreibt, besitzt es einen Unterschied zwischen älteren und jüngeren Brüdern und Schwestern, und macht in mehreren Fällen den Verwandtschaftsgrad vom Geschlecht des Sprechenden abhängig. Da jedoch ein ähnliches System ein ungemein weites Gebiet umfaßt, so dürfen wir es keineswegs als eine grundlose und zufällige Einrichtung verwerfen. Es findet überhaupt, weit davon entfernt, rein theoretischer Art zu sein, seine Anwendung im täglichen Gebrauch. Jeder Wyandot weiß in Folge dieses Systems genau, in welchem Verwandtschaftsverhältniß er zu jedem einzelnen Stammesgenossen steht. Und diese Bezeichnungen prägen sich seinem Gedächnisse um so schärfer ein, als bei seinem, wie bei allen übrigen amerikanischen Stämmen die Sitte herrscht, die betreffenden Personen nicht mit ihrem Eigen-, sondern mit ihrem Verwandtschaftsnamen anzureden. Es ist dies ein Gebrauch, der auch bei den Eskimos, den Tamulen, Telugu, Chinesen, Japanesen, Fidschi-Insulanern u. s. w.

---

[1]) Die Eingeborenen von Madagaskar „nennen ihre Vettern erster Linie ge„wöhnlich Geschwister, und, dem entsprechend, Onkel und Tanten: Väter und „Mütter, und man kann nur dadurch, daß man die Personen genau fragt, ob sie „von „Einem Vater“ oder „Einer Mutter“ stammen, den richtigen Verwandt„schaftsgrad erkennen. Sie scheinen den Vätern und Müttern zweiten Grades oft „keine geringere Zuneigung zu schenken, als den wirklichen Eltern“ — Sibree's Madagascar and its People, p. 192.

üblich ist. Bei den Telugu und Tamulen darf eine ältere Person eine jüngere bei ihrem Namen rufen, während eine jüngere im Gespräch mit einer älteren stets die verwandtschaftliche Bezeichnung anwenden muß. Diese Sitte hat wahrscheinlich mit dem vielfach verbreiteten eigenthümlichen Namen-Aberglauben Zusammenhang. Doch wie sie auch entstanden sein mag, die Folge davon ist jedenfalls, daß ein Indianer seinen Nachbar, seiner Stellung entsprechend, „mein Vater", „mein Sohn" oder „mein Bruder" und, falls er nicht mit ihm verwandt ist, „mein Freund" anredet.

Auf diese Weise wird das System durch den täglichen Gebrauch aufrecht erhalten und besteht keineswegs aus bloßen Redensarten. Obgleich es in mancher Hinsicht mit ihren jetzigen Sitten und Anschauungen im Widerspruch steht, so ist es doch in anderen Beziehungen in vollständigem Einklang mit denselben. Heirathet z. B. bei den Rothhautstämmen ein Mann die älteste Tochter einer Familie, so darf er ihre sämmtlichen jüngeren Schwestern, sobald sie das erforderliche Alter erreicht haben, als Gattinnen beanspruchen. Diese Sitte findet sich bei den Shyennes, Omahas, Jowas, Kaws, Osagen, Schwarzfüßen, Crees, Menitaries, Krähen-Indianern und anderen Stämmen. Ich erwähnte bereits, daß die Indianer im Allgemeinen dem Bruder der Mutter eine mehr als väterliche Macht über seine Schwesterkinder einräumen. Ich werde später Gelegenheit haben, auf die eigenthümliche Uebertreibung der avuncularen Autorität zurückzukommen.

Morgan's Ueberraschung war groß, als er bemerkte, daß ein dem Wyandotischen mehr oder weniger ähnliches System bei den Rothhäuten Nordamerikas ungemein verbreitet ist. Sein Staunen steigerte sich, als er entdeckte, daß das Volk der Tamulen in Indien beinahe ganz dasselbe System besitzt. Eine Vergleichung der Spalte 8 und 9 der Tabelle I zeigt, daß dies wirklich der Fall ist; doch tritt diese Uebereinstimmung auf Morgan's Verzeichnisse schärfer hervor, weil dasselbe eine größere Anzahl von Verwandtschaftsgraden anführt.

Wie mag dies System entstanden sein? Wie läßt es sich erklären? Es harmonirt durchaus nicht in jeder Hinsicht mit den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zuständen der betreffenden Rassen und deutet keinenfalls eine Verwandtschaft dieser Stämme an. Die Indianer folgen durchgängig der Sitte der Exogamie, wie

M'Lennan sie nennt, d. h. es ist ihnen verboten, innerhalb ihres Stammes eine Ehe zu schließen, und da die Herkunft in weiblicher Linie bestimmt wird, so gehört eines Mannes Sohn trotz der Benennung „Sohn" zu einem fremden Stamm; während seiner Schwester Sohn zu dem eigenen gehört, obgleich er als Neffe angesehen und folglich als nicht so naher Verwandter betrachtet wird. Eines Mannes Neffe ist also ein Mitglied des nämlichen und eines Mannes Sohn der Angehörige eines andern Stammes.

Nach mehreren Stellen zu urtheilen, scheint Morgan dies System nicht für naturwüchsig, sondern absichtlich ersonnen zu halten.[1]) Er erwägt des Längeren die Schlußfolgerungen, die aus seiner weiten Verbreitung über das amerikanische Festland und seinem Vorkommen in Indien zu ziehen sind. „Die verschiedenen Hypothesen," sagt er, „von einer zu„fälligen gleichartigen Erfindung, von einem wechselseitigen Ent„lehnen und einer aus eigenen Kräften erfolgten Erzeugung sind „durchaus unpassend."[2]) In Betreff der Hypothese von einer unabhängigen Fortentwickelung auf getrennten Gebieten bemerkt er, daß diese sowohl „Wahrscheinlichkeit, als Beweiskraft" besitze. „Daher," fügt er hinzu, „ward sie zum Gegenstand eines eben so „sorgfältigen Forschens und Nachdenkens, wie das System selbst. „Erst nach einer sorgfältigen Analyse und Vergleichung der ver„schiedenen Formen, in der es sich auf der ausgedehnten Stufen„leiter, wie sie die Tabellen angeben, darthut, nach einer genauen „Erwägung der Dienste, die das System als häusliche Einrich„tung leistet, und der Berichte, die wir über seine Vererbung von „einem Menschenalter zum andern besitzen, verschwanden endlich „diese Zweifel, und die Unzulänglichkeit der Hypothese, die dem „System eine mehr- oder auch nur zweimalige Entstehung zu„schreibt, trat hell zu Tage."

Und ferner sagt er: „wenn die beiden Völkerschaften, d. h. „die Rothhäute und die Tamulen, auf getrennten Erdtheilen in „einem wechselseitigen Verkehr begriffen auftraten, als sie sich „im Besitze eines solchen Verwandtschaftssystems befanden, wie es „dieser Zustand erzeugen mußte und von dessen Wesen wir uns „freilich keine Vorstellung bilden können, so würde es fast ein

---

[1]) Siehe S. 157, 392, 394, 421, 456 rc.

[2]) *Loc. cit.* p. 495.

„Wunder sein, daß bei beiden Völkern das nämliche Verwandt=„schaftssystem sich entwickelte.“[1]) Er kommt schließlich zu der Ueberzeugung, „daß es sich mit dem Blute, einem gemeinsamen „Urquell entstammend, fortgeerbt haben müsse“, und fügt hinzu: „wenn die vier angeführten Hypothesen den Gegenstand umfassen „und erschöpfen, und die drei ersten unfähig sind eine Erklärung „für das gegenwärtige Vorhandensein dieses Systems bei beiden „Völkerschaften zu liefern, dann wird die vierte und letzte Ver=„muthung, falls man im Stande ist die Möglichkeit einer Ver=„erbung nachzuweisen, in eine feststehende Schlußfolgerung ver=„wandelt“.[2])

Sollte zwischen den Rothhäuten und dem Volke der Tamulen wirklich eine nahe Verwandtschaft bestehen, so würde das für die Ethnologie eine Entdeckung von bedeutender Wichtigkeit sein. Mir scheint jedoch diese Annahme keineswegs genügend begründet. Das Fidschisystem, das kaum von dem tonganischen zu unterschei=den ist, giebt uns in dieser Hinsicht eine gute Auskunft und scheint mir von Morgan nicht die Beachtung erhalten zu haben, die es verdient. Die neunte, zehnte und elfte Spalte der ersten Tabelle zeigen nämlich, daß die auf der Fidschi= und Tonga=Insel herrschenden Systeme dem der Tamulen genau gleichen. Liefert die Uebereinstimmung in Betreff der Tamulen den Beweis von einer nahen ethnologischen Verwandtschaft zwischen diesem Volke und den Rothhäuten, so muß das Nämliche auch in Hinsicht der Fidschi=Insulaner und Tonganer der Fall sein. Bekanntlich ge=hören diese Rassen sehr verschiedenen Abtheilungen des Menschen=geschlechts an, und offenbar kann nicht jede Thatsache, die eine zwischen diesen Völkern herrschende Gleichartigkeit nachweist, so interessant und wichtig sie auch als ein Beleg für die Identität des menschlichen Charakters und seiner Entwickelung sein mag, eine besondere ethnologische Verwandtschaft darthun. Außer=dem reicht offenbar das jetzige System der Tonganen, wie ich gleich zeigen werde, nicht bis zur ersten Landung ihrer Vor=fahren an den Pacific=Inseln zurück, sondern hat sich allmählich aus dem viel roheren Systeme entwickelt, welches noch heute auf vielen der umliegenden Inseln angewandt wird.

---

[1]) *Loc. cit.*, p. 505.

[2]) *Ibid.* Siehe auch p. 497.

Ich möchte außerdem bemerken, daß die auf Spalte 3 und 4 der Tabelle I verzeichnete Verwandtschaftsordnung der Two-Mountain-Irokesen, deren nahe ethnologische Verwandtschaft mit den Wyandots Niemand in Frage ziehen wird, in Wahrheit eine noch bedeutendere Aehnlichkeit mit dem System bekundet, welches auf den roheren Pacific-Inseln herrscht und von Morgan das „malayische" genannt wird, als mit dem ihrer indianischen Nachbarstämme. Diese und andere Gründe verhindern mich, die Ansichten, welche Morgan über die Entstehungsursachen des Tamulensystems hegt, und seine daraus gezogenen Schlußfolgerungen anzunehmen.

Wie aber sind diese Systeme entsprungen, und wie läßt sich eine solche außerordentliche Gleichartigkeit zwischen so verschiedenen und getrennt lebenden Rassen wie die Wyandots, Tamulen, Fidschi-Insulaner und Tonganer erklären? Zur Erläuterung der Ansichten, die ich über diesen Punkt hege, fertigte ich das vorangegangene Verzeichniß (siehe Tabelle I) an. Ich habe in demselben eine Uebersetzung der jedesmaligen Mutterlaute gegeben und wählte Morgan's Beispiel folgend für jedes Wort, welches mehrere Verwandtschaftsgrade umfaßt, den einfachsten Ausdruck. So wird z. B. in der Fidschisprache die Bezeichnung „Tamanngu", wörtlich „Tama mein", die Endsilbe nngu bedeutet: mein — nicht nur für Vater, sondern auch für Vaters Bruder gebraucht; weil nun der Vater eine wichtigere Stellung einnimmt als sein Bruder, so pflegen wir zu sagen: „diese Eingeborenen nennen eines Vaters Bruder: Vater."

In vielen Fällen ist die Entstehung der einzelnen Verwandtschaftsbezeichnungen nicht zu ergründen; ich werde mehrere derselben in einem späteren Capitel erörtern. Manche haben dagegen der abnutzenden und abschleifenden Kraft des täglichen Gebrauchs so weit Widerstand geleistet, daß man sie noch zurückverfolgen kann.

So bedeutet z. B. im Polnischen das Wort für „mein Großonkel' buchstäblich „mein kalter Großvater"; das Wort, welches die Crees für „Frau" brauchen: „Theil von mir"; das, mit welchem die Choctas einen Gatten bezeichnen: „er, der mich leitet"; bei den Delawaren wird eine Schwiegertochter „Nah-hum", wörtlich „meine Köchin" genannt; es ist dies eine unhöfliche Benennung, mit der man sich indessen durch die Worte für Mann und Weib, die

„Wee-chaa-oke“ lauten, wörtlich: „meine Stütze im Leben“ wieder aussöhnt.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als müsse die Nomenclatur der Verwandtschaftsgrade in erheblicher Weise durch die Frage beeinflußt werden, ob die Abstammung in männlicher oder weiblicher Linie forterbt. Dies ist jedoch offenbar nicht der Fall. Bei einem mit Exogamie verbundenen weiblichen Descendenzsystem muß ein Mann außerhalb seines Stammes heirathen, und daraus folgt, daß seine Kinder, weil sie zum mütterlichen Stamme gehören, keine Glieder des seinigen sind. Dagegen werden einer Frau Kinder, sie mag heirathen welchen Mann sie will, ihre Stammesgenossen. Während demnach weder eines Mannes noch seines Bruders Kinder dem nämlichen Stamme angehören wie er, so ist dies doch mit den Nachkommen seiner Schwester der Fall, und diese werden daher oftmals als seine Erben betrachtet. In der That werden bei Rothhäuten und anderen Stämmen bei allen nur denkbaren Gelegenheiten eines Mannes Schwesterkinder als seine eigenen Kinder behandelt.

Wie wir bereits sahen, herrscht diese eigenthümliche Sitte nicht nur bei den Rothhäuten, sondern auch in verschiedenen anderen Weltgegenden. Was die Eingeborenen Nordamerikas betrifft, so darf man es fast als eine durchgängige Regel aufstellen, daß der Mutterbruder eine mehr als väterliche Gewalt auf seine Schwesterkinder ausübt. Er darf, sobald er will, alles Eigenthum, das sie erwerben, in Beschlag nehmen; er kann Befehle austheilen, die ein richtiger Vater nie zu geben wagen würde; er sorgt für eine Vermählung seiner Nichten und ist berechtigt einen Theil von dem für sie gezahlten Preis zu erhalten. Die nämliche Sitte herrscht selbst bei halbcivilisirten Völkern; bei den Choctas z. B. schickt der Onkel und nicht der Vater den Knaben in die Schule.

Und doch wird bei eben diesen Stämmen eines Mannes Schwestersohn dessen: Neffe genannt, während sein Brudersohn: Sohn heißt.

Eines Mannes Mutterbruder hat, obgleich er Onkel genannt wird, doch in Wirklichkeit mehr Gewalt in Händen als der richtige Vater. Dieser letztere steht auf gleicher Stufe mit des Vaters Bruder und der Mutter Schwester; der Mutterbruder nimmt dagegen eine besondere Stellung ein; ihm ist, trotzdem er den

Titel „Onkel" führt, die väterliche Macht verliehen, und daher ruht auf seinen Schultern auch die eigentliche, den Eltern zukommende Gewalt. Während nun die Verwandtschaftsbenennungen eine Folge der Eheverhältnisse sind, werden andrerseits die Verwandtschaftsbegriffe durch die Organisation des Stammes beeinflußt. Daher weichen die niederen Rassen nicht nur in der Auffassung einzelner Grade, sondern in der Anschauung des ganzen Gegenstandes von uns ab. Ihre Ideen sind sozusagen noch im Werden und dienen hauptsächlich zur Erläuterung der Stammeseinrichtungen.

In der That beruhten ursprünglich die Verwandtschafts- wie die Ehebegriffe nicht auf Verpflichtung, sondern auf Macht. Erst durch die allmähliche Erhebung des Menschengeschlechtes ward die letztere der ersteren untergeordnet.

Ich habe den Versuch gemacht durch Tabelle I vor Seite 135 die verschiedenen Verwandtschaftssysteme zu veranschaulichen. Dieselbe beginnt mit dem Hawaiischen oder Sandwich-System.

Die Hawaiische Sprache ist ungemein reich an Ausdrücken für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade. Für Groß-Parens (Großvater oder Großmutter) haben sie: **Kupuna**, für Parens (Vater oder Mutter): **Makua**, für Kind: **Kaikee**, für Schwiegersohn oder Schwiegertochter: **Hunona**, für Enkel: **Moopuna**, für mehrere Brüder zusammen: **Hoahanau**, für Schwägerin oder Schwager: **Kaikoeke**, und für die Geschwister werden außerdem je nach ihrem Alter und Geschlecht noch besondere Bezeichnungen angewandt. So nennt z. B. ein Knabe seinen älteren Bruder und ein Mädchen ihre ältere Schwester: **Kai-kuuana**; spricht der erstere jedoch von einem jüngeren Bruder und die zweite von einer jüngeren Schwester, so bedient sie sich des Wortes: **Kaikaina**; ein Knabe nennt seine Schwester: **Kaikuwahine**, während sie von ihrem Bruder dagegen, gleichviel ob er älter oder jünger ist: **Kaikuaana** sagt. Sie heben ferner einige Verwandtschaftsgrade hervor, für die wir keine eigenen Ausdrücke besitzen, so heißt z. B. ein Adoptiv-Sohn: **Hunai**; die Eltern und Schwiegerkinder werden **Puliena** genannt; ein Mann redet seinen Schwager und eine Frau ihre Schwägerin: **Punaloa** an, und für das Wort **Kolai** endlich besitzt die englische Sprache ebenfalls keinen entsprechenden Ausdruck.

Der Leser ersieht hieraus, daß diesen Verwandtschaftsgraden eine der unsrigen völlig fremde Auffassungsweise zu Grunde

liegt; wir machen keinen Unterschied zwischen einem älteren und einen jüngeren Bruder; auch hängen unsere Bezeichnungen nie von dem Geschlechte des Sprechenden ab; der Gegensatz zwischen unserem und ihrem System tritt jedoch noch mehr zu Tage, wenn wir die in der Nomenclatur zur Anschauung gebrachten Lücken des letzteren erwägen. Da ist z. B. kein Wort für Vetter, keins für Onkel oder Tante, Neffe oder Nichte, Sohn oder Tochter; ja, es soll sogar keine Bezeichnung für Vater oder Mutter vorhanden sein, nur eins was soviel wie Eltern bedeutet.

Die zweite Spalte der Tabelle I veranschaulicht die Grundzüge dieses bemerkenswerthen ungemein künstlichen und doch rohen Systems. Daß es kein Wort für Vater und Mutter enthält, erwähnte ich bereits; die letztere nennen sie den weiblichen und den ersteren den männlichen Parens; doch beschränkt sich der Ausdruck männlicher Parens keineswegs auf den richtigen Vater, sondern gilt auch von dessen Bruder und der Mutter Bruder; während die Benennung weiblicher Parens ebenfalls des Vaters wie der Mutter Schwester umfaßt. Auf diese Weise werden Onkel- und Tantenschaft unberücksichtigt gelassen und einem Kinde mehrere Väter und mehrere Mütter zugeschrieben. Nennt ein Mann sämmtliche Nachkommen seiner Geschwister: Kinder, so betrachtet diese jüngere Generation ihn natürlich als Vater. Ferner heißen, wenn der Mutter und des Vaters Bruder: männliche Parens und des Vaters und der Mutter Schwester: weibliche Parens angeredet werden, ihre Söhne: Brüder, nnd ihre Töchter: Schwestern. Außerdem nennt ein Mann die Kinder dieser angeblichen Geschwister sammt den Nachkommen der wirklichen: Kinder, sowie deren Sprößlinge: Enkel.

Der Ausdruck „männlicher Parens" bezeichnet demnach nicht nur eines Mannes Vater, sondern auch

seines Vaters Bruder und
seiner Mutter Bruder,

während die Benennungen „weiblicher Parens" in der nämlichen Weise nicht nur eines Mannes Mutter, sondern auch

seiner Mutter Schwester und
seines Vaters Schwester

bezeichnet.

Dadurch entstehen sechs verschiedene Parens, drei auf der männlichen und drei auf der weiblichen Seite.

Der dem jedesmaligen Falle angepaßte [1]) Ausdruck: „mein älterer oder mein jüngerer Bruder," steht außerdem für:

meiner Mutter Brudersohn,
meiner Mutter Schwestersohn,
meines Vaters Brudersohn,
meines Vaters Schwestersohn,

und gleicher Weise sind deren Kinder sämmtlich meine Enkel. Hier bemerken wir eine Reihe von Generationen, aber keine Familie. Es fehlen richtige Väter und Mütter, Onkel und Tanten, Neffen und Nichten, und statt dessen giebt es nur:

Großeltern,
Eltern,
Geschwister,
Kinder und
Enkel.

Diese Nomenclatur ist wirklich im Gebrauch und steht, weit davon entfernt veraltet zu sein, auf den Fidschi-Inseln mit einem nach weiblicher Linie bestimmten Erbrecht im Zusammenhang, und die Sitte des sofortigen Antritts der Hinterlassenschaft verleiht einem Neffen die Berechtigung, das Eigenthum des Bruders seiner Mutter für sich in Beschlag zu nehmen: ein Recht, welches häufig ausgeübt und nie angefochten wird, obgleich es gewöhnlich in milderer Form angewendet zu werden pflegt. Man wird mir vielleicht einwenden, es sei daraus, daß das Wort „Sohn" viele Personen umfaßt, die in Wirklichkeit keine Söhne sind, noch keineswegs die Schlußfolgerung zu ziehen, daß ein Mann sämmtliche sogenannten Söhne als gleich nahe Verwandte betrachte. Das ist allerdings richtig, jedoch nicht in der Weise, wie es auf den ersten Blick scheint. Denn da viele der niederen Rassen das System des weiblichen Erbrechts besitzen, so ist es natürlich, daß dieselben ihrer Schwester Kinder in Wirklichkeit nicht nur für nähere Verwandte halten als ihrer Brüder Kinder, sondern auch als ihre eigenen. Wir ersehen hieraus, daß die Ausdrücke: Sohn, Vater, Mutter u. s. w., welche bei uns die Verwandtschaft bezeichnen, streng genommen nicht in

---

[1]) Bei den Australiern unweit Sidney „bezeichnen die Geschwister einander durch Titel, welche ihr verhältnißmäßiges Alter anzeigen, das heißt ihre Worte für Bruder und Schwester drücken stets einen Unterschied zwischen jüngeren und älteren Personen aus". Ridley Jour. Anthr. Inst. vol. XXVI, p. 266.

allen Fällen diesen Sinn haben, sondern vielmehr die relative Stellung innerhalb des Stammes angeben.

Fernere Beweise hierfür gewähren die Eheverbote, welche dem Stamme und nicht den Benennungen folgen. So pflegen z. B. die Stammesgebräuche wenn nicht stets, doch oft die Ehe mit der einen Reihe solcher angeblichen Geschwister zu verbieten und dagegen mit der andern zu erlauben.

Das durch Spalte 2 veranschaulichte System ist wie ersichtlich nicht auf die Sandwich-Insulaner beschränkt, sondern kommt auch auf anderen Pacific-Inseln vor. Die durch Spalte 4 wiedergegebene Verwandtschaftsordnung der Kingsmill-Insulaner ist der Hauptsache nach die nämliche; doch bekunden diese Wilden dadurch, daß sie für Vater und Mutter getrennte Worte besitzen, einen Fortschritt. Indeß wird noch immer die Bezeichnung, welche für den Vater gilt, auch auf des Vaters und der Mutter Bruder, und die Benennung, welche der Mutter zukommt, auch auf des Vaters und der Mutter Schwester angewandt; folglich werden auch Vettern und Basen erster Linie noch: Brüder und Schwestern, und ihre Kinder und Enkel: Kinder und Enkel genannt.

Die Gewohnheiten der Südsee-Insulaner, der vollständige Mangel an abgeschlossenen Räumen in ihren Wohnungen, ihre Abneigung gegen gemeinsame Mahlzeiten und manche andere Eigenthümlichkeiten in ihrer Lebensweise haben offenbar zur Fortdauer dieses ungemein rohen Systems beigetragen, welches übrigens keineswegs ihren gegenwärtigen Staats- und Familienzuständen entspricht, sondern auf eine Zeit hindeutet, wo dieselben noch unentwickelter waren als heute. Uns ist bis jetzt kein einziges Land bekannt, wo die Nomenclatur der Verwandtschaftsgrade so primitiv ist wie dort.

Diesem System steht am nächsten das der Two-Mountain-Irokesen, welches vermuthlich unter allen amerikanischen Verwandtschaftsordnungen die niedrigste Stufe einnimmt. In diesem Stamme werden eines Bruders Söhne noch als Söhne betrachtet, ferner nennt eine Frau ihrer Schwester Söhne: Söhne; doch redet ein Mann seiner Schwester Kinder nicht: Kinder an, sondern unterscheidet sie von den übrigen Verwandten durch einen besondern Namen und macht sie dadurch zu: Neffen. Diese Unterscheidung zwischen Verwandtschaftsgraden, die uns gleichbedeutend

scheinen, ist eine Folge der indianischen Ehesitten und steht in vollem Einklang mit denselben. Leider bin ich nicht im Stande nachzuweisen, daß diese Regeln auch von dem in Frage stehenden Stamme befolgt werden; doch da sie durchgängig bei allen nordamerikanischen Indianern ihre Anwendung finden, so dürfen wir dies auch bei den Two-Mountain-Irokesen voraussetzen. Eine solche indianische Verordnung ist z. B. die, daß der Mann, der ein Mädchen heirathet, welches jüngere Schwestern besitzt, alle diese weiblichen Familienglieder, sobald sie der Reihe nach in ein heirathsfähiges Alter treten [1]), als Frauen heimführen darf. Dieser Gebrauch findet eine weite Verbreitung und wird häufig angewandt. Die erste Frau ist stets damit einverstanden; denn die Arbeit, die bis jetzt allein auf ihr lastete, wird ihr von einer Gefährtin theilweise abgenommen; auch ist es einleuchtend, daß es beim Bestehen der Polygamie als eine Beleidigung angesehen würde, wenn Einer seinem Schwiegersohn die ihm von Rechtswegen zukommende Frau vorenthalten wollte. Daher betrachtet eine Frau ihrer Schwester Söhne als: Söhne; mögen dieselben in Wahrheit die Kinder ihres Gatten sein oder nicht. Jede andere Vermuthung würde eine Unfreundlichkeit gegen die Schwester sein. In Folge dessen herrscht bei allen amerikanischen Rassen die Sitte, daß eine Frau ihrer Schwester Kinder als Kinder bezeichnet; Neffen oder Nichten nennt sie dieselben jedenfalls nicht; doch werden sie bei einigen wenigen Stämmen dadurch von den leiblichen Kindern unterschieden, daß man ihnen den Namen „Stiefkinder" verleiht.

Ferner herrscht in Amerika und in anderen Welttheilen das Verbot, daß Keiner innerhalb seines Stammes oder seiner Familie heirathen darf. Ich habe bereits in dem vorhergehenden Capitel dargethan, daß dieses Gesetz sowohl im Norden Amerikas wie auch anderswo eine bedeutende Macht erlangte. Die Folge ist, daß eine Frau und ihr Bruder zur nämlichen Sippe, eine Frau und ihr Mann jedoch zu einer verschiedenen gehören. Daher sind die Vater-Brüder und Schwestern eines Mannes die Mitglieder seines Stammes, auch der Mutter Schwestern werden als die Frauen seines Vaters zur Familie gezählt, und sind natürlich, wenn ich so sagen darf, die Mitgenossinnen des Feuerkreises;

[1]) Archæol. Amer., vol. II, p. 109.

wogegen der Mutter Bruder weder zum Stamme noch zum Feuer-kreise gehört. Deshalb schließen, während eines Vaters Schwester und einer Mutter Schwester: Mutter genannt und eines Vaters Bruder als Vater bezeichnet wird, die Heirathsverordnungen der meisten Rothhautstämme der Mutter Bruder aus; dieser erhält demgemäß eine besondere Benennung und wird in der That als Onkel anerkannt. Dies erklärt, warum von den vorhergenannten sechs verschiedenen Parens der Mutterbruder der erste ist, welcher von den übrigen durch einen Specialnamen unterschieden wird. Aus der Tabelle sehen wir jedoch, daß die Two-Mountain-Irokesen den Mutterbrudersohn: Bruder, seinen Enkel: Sohn u. s. w. nennen; und es erhellt daraus, daß jener einst ebenfalls: Vater hieß, wie dies in Polynesien noch der Fall ist; denn in keiner andern Weise ließe sich sonst ein derartiges Nomenclatur-System erklären. Alle anderen auf der Tabelle angegebenen Verwandtschaftsgrade entsprechen, wie der Leser sieht, dem Hawaii- und Kingsmill-Systeme. Also, nur in zwei Beziehungen, welche überdies noch durch ihre Eheverordnungen genügend erklärt werden können, weichen die Two-Mountain-Irokesen von dem Pacific-Systeme ab. Es bedarf übrigens der Erwähnung, daß diese beiden Abweichungen manche andere, die nicht auf meiner Tabelle angegeben sind, in sich schließen. So ist z. B., während einer Frau Vaterschwester-Tochtersohn: ihr Sohn ist, eines Mannes Vaterschwester-Tochtersohn: sein Neffe, weil seines Vaters Schwestertochter: seine Schwester, und sein Schwestersohn, wie bereits erklärt: sein Neffe ist. Es ist außerdem nothwendig, hinzuzufügen, daß die Two-Mountain-Irokesen in den Ausdrücken, welche sich auf die angeheiratheten Verwandten beziehen, im Vergleich mit dem Hawaii-System einen Fortschritt zeigen.

Das Mikmak-System, wie es die fünfte Spalte darthut, bekundet in drei Beziehungen einen Fortschritt im Vergleich mit den Two-Mountain-Irokesen. Ein Mann nennt nicht nur seiner Schwester Sohn: Neffe, sondern eine Frau wendet auch den nämlichen Ausdruck auf ihres Bruders Sohn an. So bezeichnen z. B. die Männer ihrer Brüder Söhne als: Söhne und ihrer Schwestern Söhne als: Neffen; die Frauen dagegen nennen ihrer Brüder Söhne: Neffen und ihrer Schwestern Söhne: Söhne; dies deutet, ohne Frage, auf eine Zeit hin, wo, obgleich

Geschwister sich nicht heirathen konnten, doch die Brüder ihre Frauen gemeinsam besitzen durften, während Schwestern, wie wir wissen, der Gewohnheit gemäß demselben Manne anvermählt wurden. Es ist ferner bemerkenswerth, daß eines Vaters Bruder und einer Mutter Schwester ebenfalls von dem rechten Vater und der rechten Mutter unterschieden werden. In dieser Beziehung erhebt sich das Mikmak-System höher als die bei den meisten anderen Rothhautrassen herrschenden Verwandtschaftsordnungen. Aus demselben Grunde wird nicht nur einer Mutter Bruder als: Onkel bezeichnet, sondern auch des Vaters Schwester erhält nicht länger die Bezeichnung: Mutter; sie unterscheidet sich vielmehr durch eine besondere Benennung und wird dadurch zur Tante. Die socialen Zustände der Rothhäute, auf die ich bereits mit kurzen Worten hingewiesen habe, erklären in genügender Weise, warum des Vaters Schwester solchergestalt unterschieden wird, während des Vaters Bruder und der Mutter Schwester noch Vater und Mutter genannt werden. Ueberdies wird auch bei ihnen, — ähnlich wie bei den Two-Mountain-Irokesen, wo dadurch, daß der Mutter Bruder: Onkel, sein Sohn jedoch noch: Bruder heißt, auf eine Zeit zurückgewiesen wird, wo des Vaters Bruder noch als: Vater galt, — des Vaters Schwester allerdings schon: Tante, ihr Sohn aber noch Bruder angeredet, und daraus ersehen wir, daß die Mikmaks gleich den Two-Mountain-Irokesen in vergangenen Tagen des Vaters Schwester als: Mutter bezeichneten. Es folgt weiter, daß, wenn eines Vaterbruders Sohn, eines Mutterbruders Sohn, einer Vaterschwester Sohn und einer Mutterschwester Sohn als Brüder gelten, ihre Kinder auch von den männlichen Personen als Söhne angeredet werden; aber wie eine Frau ihres Bruders Sohn: Neffe nennt, so wendet sie dieselbe Benennung auch auf die Söhne der sogenannten Brüder an.

Ist das Verwandtschafts-System einem allmählichen Wachsthum unterworfen, und geht es Schritt für Schritt seiner Vollendung entgegen, so werden doch selbstverständlich in Folge der verschiedenen Sitten und Lebensweise die Fortschritte der sämmtlichen Rassen nicht genau in der nämlichen Stufenreihe erfolgen. Die Mikmak- und Wyandot-Systeme liefern uns in dieser Beziehung ein anschauliches Beispiel. Während das letztere im Ganzen entwickelter ist, hat das erstere in einem Punkte einen Vorsprung ge-

wonnen; denn obgleich die Mikmaks den Vaterbruder vom Vater unterscheiden, wird derselbe von den Wyandots noch als: Vater bezeichnet; diese letzteren nennen dagegen eines Mutterbruder Sohn: Vetter, während derselbe von den Mikmaks noch als: Bruder bezeichnet wird.

Es mag hier am Platze sein, zwei asiatische Völker zu nennen, welche, trotzdem sie im Ganzen in der Civilisation bedeutend weiter vorgeschritten sind, als sämmtliche vorhergenannten Rassen, doch in Betreff ihrer Verwandtschaftsbenennungen auffallend zurückgeblieben zu sein scheinen. Ich beginne mit den Birmanen. Einer Mutter Bruder wird entweder: ein (großer oder kleiner) Vater oder Onkel genannt; sein Sohn wird als: Bruder, sein Großsohn als: Neffe, sein Urgroßsohn: als Enkel betrachtet. Eines Vaters Schwester gilt als: Tante; doch ist ihr Sohn: ein Bruder, ihr Großsohn: ein Sohn und ihr Urgroßsohn: ein Enkel. Eines Vaters Bruder ist noch ein (großer oder kleiner) Vater, sein Sohn: ein Bruder, sein Großsohn: ein Neffe, und sein Urgroßsohn: ein Enkel. Einer Mutter Schwester ist eine (große oder kleine) Mutter, ihr Sohn: ein Bruder, ihr Großsohn: ein Enkel. Des Großvaters Geschwister sind: Großväter und Großmütter. Der Geschwister Söhne und Töchter werden als: Neffen und Nichten anerkannt, gleichviel ob die sprechende Person männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist; doch werden ihre Kinder zu der Schaar der Enkel gezählt.

Bei den Japanesen wird einer Mutter Bruder: zweiter kleiner Vater, eines Vaters Schwester: kleine Mutter oder Tante, eines Vaters Bruder: kleiner Vater oder Onkel, und einer Mutter Schwester: kleine Schwester oder Tante genannt. Die anderen aus der Tabelle ersichtlichen Verwandtschaftsgrade sind die nämlichen, wie bei den Birmanen.

Die Wyandots, die Abkömmlinge der alten Huronen, werden durch die achte Spalte veranschaulicht. Ihr System ist etwas entwickelter, als das der Mikmaks. Während bei den letzteren eines Mutterbruders Sohn und einer Vaterschwester Sohn: Brüder genannt werden, heißen dieselben bei den Wyandots: Vettern. Die Kinder dieser Vettern werden jedoch von den betreffenden männlichen Personen noch: Söhne genannt, und dieselben deuten dadurch auf eine frühere Zeit, wo sie noch als: Brüder angesehen wurden. Der zweite Beweis eines Fortschrittes ist, daß die Frauen

ihrer Mutterbrüder Enkel als: Neffen und nicht als: Söhne bezeichnen, obgleich die Urgroßenkel der Onkel und Tanten noch in allen Fällen: Enkel genannt werden. Ich bitte den Leser, eine besondere Aufmerksamkeit auf diese Verwandtschaftsordnung zu lenken, welche man als den Typus aller Rothhautsysteme betrachten darf; wenngleich einige Stämme, wie wir sahen, eine rohere Nomenclatur besitzen, und andere, die ich nachher anführen werde, etwas vorgeschrittener sind. Einer Mutter Bruder wird: Onkel, sein Sohn: Vetter, sein Enkel von einer weiblichen Person: Neffe, und von einer männlichen: Sohn bezeichnet. In beiden Fällen wird sein Großsohn: Enkel genannt. Eines Vaters Schwester gilt als: Tante, aber ihr Großsohn und Urgroßsohn werden: Sohn und Enkel und erinnern dadurch an eine Zeit, wo eines Vaters Schwester: Mutter genannt ward. Eines Vaters Bruder heißt: Vater, sein Enkel: Sohn, und sein Urenkel: Enkel.

Einer Mutter Schwester ist: eine Mutter, ihr Sohn: ein Bruder; ihr Großsohn wird von einer weiblichen Person: Neffe und von einer männlichen: Sohn genannt; ihr Urgroßsohn heißt in beiden Fällen: Enkel. Eines Großvaters Geschwister gelten als: Großmütter und Großväter.

Eines Bruders Sohn wird von einer männlichen Person: Sohn und von einer weiblichen: Neffe geheißen, während einer Schwester Sohn von der ersten: Neffe und von der zweiten: Sohn angeredet werden muß. Die Gründe dafür habe ich bereits angegeben.

Schließlich werden sämmtliche Kinder des Brudersohnes und des Schwestersohnes: Großenkel und Großenkelinnen genannt. Daraus sehen wir, daß in allen Fällen die dritte Generation zur directen Linie zurückkehrt.

Die beiden folgenden Spalten veranschaulichen das System der Tamulen und Fidschi-Insulaner, mit welchem hier wiederum das der Tonga-Insulaner ungemein viel Uebereinstimmung zeigt. Ich habe bereits hierauf hingewiesen und die Gründe angegeben, die mich verhindern, die von Morgan gelieferte Erklärung anzunehmen.

Man wird bemerken, daß die einzigen, durch die Tabelle hervorgehobenen Unterschiede zwischen den Systemen dieser Rassen darin bestehen, daß erstens: des Mutterbruders Enkel bei den

Wyandots von den männlichen Personen: Neffe und von den weiblichen: Sohn bezeichnet wird, während bei dem Systeme der Fidschi-Insulaner und Tamulen gerade das Gegentheil der Fall sein soll und derselbe dort bei den männlichen Personen: Sohn und bei den weiblichen: Neffe heißt. Zweitens, daß die Wyandots der Vaterschwester Enkel als: Sohn bezeichnen, während die Tamulen und Fidschi-Insulaner ihn als: Neffe anerkennen. Der letztere Unterschied beweist nur, daß die Tamulen- und Fidschi-Systeme einen unbedeutenden Vorsprung vor dem wyandotischen gewonnen haben. Die andere Abweichung ist schwerer zu verstehen.

Aber obgleich die dem unsrigen in mancher Hinsicht fremden Rothhaut-, Tamulen- und Fidschi-Systeme, welche auf den ersten Blick sämmtlich widersinnig und unerklärlich erscheinen, ganz auffallend mit einander harmoniren, so finden wir doch in einigen Fällen, daß die Rothhautrassen untereinander wiederum merkwürdige Verschiedenheiten bekunden. Dieselben berühren hauptsächlich die Linien von dem Mutterbruder und der Vaterschwester. Dies ist natürlich. Sind sie doch die ersten, welche von den richtigen Eltern unterschieden werden, und daher mußten neue Bezeichnungen ersonnen werden, um die alten Verwandtschaftsgrade hervorzuheben. In mehreren Fällen suchte man zu diesem Zwecke andere alte Ausdrücke zu benutzen, wodurch sehr lächerliche Ergebnisse erzielt wurden. Diese Bestrebungen, die Schwierigkeiten zu überwinden, erwiesen sich jedoch so ungenügend, daß, als im Laufe der Zeit einer Vaterschwester Sohn als: Vetter anerkannt wurde, auch die Nothwendigkeit der Erschaffung neuer Ausdrücke allgemein empfunden werden mußte.

Tabelle II weist bei 14 Stämmen die Resultate nach, welche der Versuch, diese Verwandtschaftsgrade zu unterscheiden, zur Folge hatte. Betrachten wir z. B. die Reihe, welche die für einer Mutterbruder Enkel üblichen Benennungen angiebt, so finden wir folgende Ersatzmittel: Sohn, Stiefbruder, Großsohn, Enkel, Stiefsohn oder Onkel, für einer Vaterschwester Enkel wird (wenn eine männliche Person spricht:) Enkel, Sohn, Stiefsohn, Bruder oder Vater, (wenn eine weibliche Person spricht:) Enkel, Sohn, Neffe, Bruder oder Vater gesagt. Auf diese Weise wird dieser einzige Verwandtschaftsgrad durch sechs Ausdrücke vertreten, welche

einen Unterschied von drei Generationen, nämlich vom Großvater zum Sohn umfassen. Auf den ersten Blick scheint uns die Anwendung solcher Benennungen vollständig sinnlos, prüfen wir sie jedoch genauer, so sehen wir, daß dies keineswegs der Fall ist.

Die zweite Spalte Tabelle II liefert das System der Rothmesser, welche einer der unentwickeltsten Stämme des amerikanischen Festlandes in Betreff ihrer Verwandtschafts-Nomenclatur sind. Bei ihnen werden, obgleich einer Mutter Bruder und eines Vaters Schwester: Onkel und Tante heißen, doch die Kinder derselben als: Brüder, ihre Großkinder als: Söhne, und ihre Urgroßkinder als: Enkel angesehen. Das Munsi-System (Spalte 3, Tabelle II) zeigt einen kleinen Fortschritt. Bei demselben werden der Schwester Söhne, obgleich die Frauen sie als: Söhne bezeichnen, von männlichen Personen als: Neffen angeredet, und diese wenden daher denselben Ausdruck auf ihrer Mutterbruder Tochtersohn und ihrer Vaterschwester Tochtersohn an, weil, wie in dem vorhergehenden Falle, des Mutterbruders Töchter und der Vaterschwester Töchter: Schwestern betitelt werden. Die Mikmaks (Spalte 4, Tabelle II) zeigen wieder einen andern Fortschritt; bei ihnen nennen nicht nur die Männer ihre Schwestersöhne: Neffen, sondern die nämliche Bezeichnung wird auch von den Frauen für ihren Brudersohn benutzt, und folglich werden nicht nur eines Mutterbruders Tochtersohn vom männlichen Standpunkte aus, sondern auch eines Mutterbrudersohn: Sohn vom weiblichen Standpunkte aus, so wie die entsprechenden Verwandten auf Seiten der Vaterschwester: Neffen genannt.

Bei den Delawaren (Spalte 5, Tabelle II) werden einer Mutter Brudersohn und eines Vaters Schwestersohn durch eine Benennung unterschieden, welche unserm Worte: Stiefbruder entspricht. Diese Indianer scheinen außerdem das Bedürfniß empfunden zu haben, eines Stiefbruders Sohn von einem richtigen Sohne zu unterscheiden; da sie aber keinen besondern Ausdruck für denselben besaßen, so behielten sie das nämliche Wort bei und nannten folglich eines Stiefbruders Sohn: Stiefbruder. Diesem Princip sind, wie wir sehen werden, mehrere andere Stämme gefolgt, und das hat die auf unserer Tabelle angeführten auffallenden Ungereimtheiten hervorgerufen. Denselben Widerspruch bemerken wir bei den Krähenindianern, die eines Vaters Schwester:

Mutter, und ihre Tochter ebenfalls Mutter nennen; da nun ihr Sohn natürlich nicht als: Mutter gelten konnte, so wählte man für ihn die Benennung: Vater. Dieselben Gedanken beeinflußte, wie Spalte 7 und 8 zeigt, die Pawnes; und die Grand-Pawnes wenden ihn auf eine jüngere Generation an und nennen folglich ihrer Vaterschwester-Enkel auf der männlichen Seite: Vater; einer Vaterschwester Tochtersohn wird jedoch: Bruder angeredet. Bei den Cherokesen (Spalte 9) finden wir dies Princip auf das vollständigste durchgeführt, und einer Vaterschwester Enkel wird demnach von ihnen: Vater betitelt. Dieser Fall ist um so interessanter, weil der Umstand, welcher ihn in's Leben rief, gegenwärtig nicht mehr vorhanden ist, denn eines Vaters Schwester heißt, wie ersichtlich: Tante. Es leuchtet uns nicht auf den ersten Blick ein, wie die für eines Vaters Schwester übliche Benennung: Mutter uns eine Erklärung für die Thatsache zu liefern vermag, daß ihr Sohn: Vater genannt wird; betrachten wir jedoch die vor uns liegenden Kräheninidaner- und Pawne-Systeme, so wird uns klar, daß die Cherokesen ihres Vaters Schwestersöhne nicht: Väter nennen konnten, wenn es nicht eine Zeit gegeben hätte, wo eines Vaters Schwester als Mutter angesehen ward.

Die Haseninidaner veranschaulichen uns die Stufe, auf welcher der Mutter Bruder und des Vaters Schwester sich von den Vätern und Müttern unterscheiden, und ihre Kinder nicht länger Brüder, sondern als: Vettern und Basen bezeichnet werden, wogegen ihre Enkel und Urenkel noch Söhne und Enkel heißen. In Betreff der auf der Tabelle angeführten Verwandtschaftsgrade ist das System der Omahas mit denen der Sawks und Foxes identisch. Einer Mutter Bruder ist: ein Onkel, und seine Söhne und seines Sohnes Söhne, und sogar seines Sohnes Enkel werden ebenfalls Enkel genannt. Seiner Töchter Söhne dagegen behalten den alten Namen: Bruder. Eines Vaters Schwester ist eine Tante, ihre Kinder sind: Neffen, und die Nachkommen dieser Neffen sind: Enkel.

Bei den Oneidas ist eines Vaters Bruder: ein Onkel, sein Sohn: ein Vetter, seines Sohnes Söhne jedoch noch immer: Söhne. Seiner Tochter Sohn ist: ein Sohn vom weiblichen Standpunkt aus, doch nennen ihn aus dem bereits bei den Munsees erklärten Grunde die männlichen Personen: Neffe. Die mit eines Vaters Schwester zusammenhängenden Verwandtschaftsgrade

werden in ähnlicher Weise behandelt, doch findet dabei die Ausnahme statt, daß eines Vaters Schwester noch immer Mutter genannt wird.

Das Ottawa-System gleicht dem der Mikmaks, und verdankt seine Entstehung den nämlichen Anschauungen; es ist jedoch etwas vorgeschrittener, denn die Kinder eines Onkels und einer Tante werden als Vettern und Basen anerkannt, und ein Mann nennt seines Vetters Sohn nicht: Sohn, sondern Stiefsohn. Das Ojibwa-System ist das nämliche und besitzt nur die Ausnahme, daß eine Frau ebenfalls ihres Mutterbruders Tochtersohn und ihrer Vaterschwester Tochtersohn: Stiefsohn anstatt: Sohn nennt. Bei einigen durch die Ehe hervorgerufenen Verwandtschaftsgraden haben die nämlichen Ursachen noch auffallendere Abweichungen hervorgerufen. So z. B. nennt eine Frau gewöhnlich ihrer Vaterschwester Tochtermann: Schwager, bei den Missouri- und Mississippi-Nationen sagt sie statt dessen: Schwiegersohn; bei den Minnitaries, den Kräheninbianern und einigen Chocta-Stämmen: Vater, bei den Cherokesen: Stief-Parens, bei den republikanischen Pawnees und einigen anderen Choctas: Großvater, und bei den Tukuthes: Enkel!

Nachdem ich auf diese Weise die merkwürdigen Ergebnisse dargethan habe, zu denen einige der niederen Rassen durch ihr Bestreben, die Verwandtschaftsgrade deutlicher hervorzuheben, gelangten, und ich mich außerdem bemühte, die auf Tabelle II angegebenen Verwandtschaftsgrade zu erklären, werde ich nunmehr zu dem Hauptinhalt meiner Betrachtung zurückkehren.

Das Kaffern- (Amazulu-) System wird durch Spalte 12 Tabelle I veranschaulicht. Hier finden wir zum ersten Mal des Vaters Bruder als Onkel und der Mutter Schwester als Tante bezeichnet. In anderen Beziehungen ist jedoch dies System nicht vorgeschrittener, als das der Tamulen, Fidschi-Insulaner und Wyandots. Der Mutter Bruder wird: Onkel, sein Sohn: Vetter, sein Enkel: Sohn, und sein Urenkel: Enkel genannt. Eines Vaters Schwester heißt sonderbar genug: Vater; das Kaffern-Wort, welches dasselbe bezeichnet, heißt: Ubaba und erinnert an unser Papa. Sein Sohn wird jedoch Bruder, sein Enkel demgemäß: Sohn, und sein Urenkel: Enkel angeredet. Eines Vaters Bruder gilt, wie bereits erwähnt, als Onkel, doch

wird, wie im vorigen Falle, sein Sohn: Bruder, sein Enkel: Sohn und sein Urenkel: Enkel betitelt. So ist auch in gleicher Weise einer Mutter Schwester: eine Tante, ihr Sohn: ein Bruder, ihr Enkel: ein Sohn, und ihr Urenkel: ein Enkel. Wie in allen vorhergehenden Fällen werden des Großvaters Geschwister als Großväter und Großmütter angesehen. Brudersöhne und Schwestersöhne heißen: Söhne, und deren Söhne dann wieder: Enkel.

Mit Ausnahme der Neffen erinnert dies System daher auffallend an das der Tamulen, Fidschi-Insulaner und Wyandots; die anderen Hauptunterschiede bestehen merkwürdig genug in einer noch richtigeren Nomenclatur der Onkel und Tanten.

Spalte 13 Tabelle I veranschaulicht die Nomenclatur der Mohikaner oder des Seeküstenvolkes, das diesen Namen seiner geographischen Lage am Hudson und Connecticut verdankt. Sie gehören dem großen Stamme der Algonkin an. Bei ihnen zeigt sich zum ersten Mal ein Unterschied zwischen einem Mutterbruder und einem Vaterbruder; der letztere wird jedoch nicht als Onkel betrachtet, das heißt: eines Vaters Bruder und einer Mutter Bruder gelten nicht als Verwandte des nämlichen Grades, sondern der erstere erhält die Stelle eines: Stiefvaters. Die unterscheidende Vorsilbe „Stief" ist ein charakteristisches Merkmal; ihr entsprechend werden denn auch die Ausdrücke: Stiefmutter, Stiefbruder (mit Ausnahme von Vetter) als natürliche Folge dieser Stiefvaterschaft angewandt; doch bleibt der Mutter Schwester: eine Mutter, ihr Sohn: ein Bruder, und die Vermuthung, daß diese Verwandtschaftsordnung aus einem System entstand, das eine große Aehnlichkeit mit den vorher erörterten besaß, wird überdies durch die Thatsache bestätigt, daß die Mitglieder der dritten Generation noch als Enkel bezeichnet werden.

Die Crees und Ojibwas oder Chippewas am See Michigan, welche ebenfalls zu dem großen Algonkin-Stamme gehören, benutzen gleichfalls, wenn auch mit unbedeutenden Abweichungen, die bei den Mohikanern übliche Vorsilbe: „Stief", und außerdem kommt diese Redeweise mit freilich entwickelteren Formen bei den Chinesen vor. In einigen Punkten sind die ebengenannten Stämme etwas vorgeschrittener, ja, sie besitzen in der That das vollkommenste, bis jetzt unter den nordamerikanischen Rothhäuten aufgefundene Verwandtschaftssystem. Einer Mutter Bruder ist: ein

Onkel und sein Sohn: ein Vetter; was seinen Enkel betrifft, so zeigt sich die Neigung zum Gebrauche verschiedener Ausdrücke, je nachdem der Sprecher männlichen oder weiblichen Geschlechts ist, darin, daß der erstere das Wort: Stiefsohn benutzt, während der letztere, wie bei einigen der roheren Stämme: Neffe sagt. In beiden Fällen werden des Mutterbruders-Urgroßenkel: Enkel genannt. Des Vaters Schwester ist eine Tante, und die Nomenclatur in Betreff ihrer Nachkommen ist dieselbe, wie bei der Mutter Bruder. Eines Vaters Bruder ist: ein Stiefbruder; sein Sohn wird noch bei den Crees von den männlichen Personen: Bruder, jedoch bei den Ojibwas: Stiefsohn genannt; die übrigen zu dieser Linie gehörenden Verwandtschaftsgrade sind die nämlichen, welche für die Nachkommen vom Bruder der Mutter und der Schwester des Vaters angewandt werden.

Keine Rothhaut betrachtet seiner Mutter Schwester als Tante, doch unterscheiden sie die Crees und Ojibwas von einer richtigen Mutter durch den Ausdruck: Stiefmutter, und ihrer Kinder Enkel erhalten dieselben Benennungen wie die Nachkommen vom Bruder des Vaters. Des Großvaters Geschwister werden Großväter und Großmütter genannt. Wie bei den vorigen werden, falls eine weibliche Person spricht, des Bruders Söhne, und falls eine männliche redet, der Schwester Söhne als Neffen bezeichnet, während des Bruders Söhne, vom männlichen Standpunkt aus, und der Schwester Söhne, vom weiblichen Standpunkt aus, nicht mehr als rechte Söhne angesehen werden, sondern als Stiefsöhne gelten. Die Enkel dieser Neffen und Stiefsöhne werden jedoch sämmtlich: Enkel betitelt.

Vergleichen wir nun vorliegendes System mit dem der Two-Mountain-Irokesen, so finden wir, daß von den 28 auf der Tabelle angegebenen Verwandtschaftsgraden nur 10 die nämlichen geblieben sind. Von diesen Graden deuten zwei, nämlich „Mutterbruder und Schwestersohn", auf einen Fortschritt hin, den die Two-Mountain-Irokesen gemacht haben. Die übrigen bestehen aus den unvollkommenen Bezeichnungen, die sich noch in der Ojibwa-Nomenclatur erhalten haben. Diese mangelhaften Ausdrücke beschränken sich keineswegs nur auf die amerikanischen Rassen, sondern sind auch, wie wir sahen, den Hawaii-, Kingsmill-, Birmanen, Japanesen-, Tonga-, Fidschi-, Kaffern- und Tamulen-Systemen eigen, und finden sich ferner, wie wir bemerken werden, bei den Hindus,

den Karen und Eskimos; ja in der That bei fast allen, wenn nicht bei allen wilden Rassen, selbst bei einigen der vorgeschrittensten Völker.

Spalte 14 Tabelle I zeigt das bei den Hindus übliche Nomenclatur-System; es ist das nämliche, welches bei den Bengalen, Maharatten und Guzerathen gebraucht wird, obgleich die Ausdrücke verschieden lauten. Alle diese Sprachen sollen in Betreff ihrer Worte dem Sanskrit angehören, in Hinsicht ihrer Grammatik aboriginal sein. Das Hindi enthält 90 Procent Sanskritworte; das Guzerathi ungefähr 95. Mit Ausnahme von drei bis vier Bezeichnungen entstammen sämmtliche Verwandtschaftsbenennungen dieser alten Sprache.

Im Hindu-System treten uns zum ersten Mal eines Bruders Sohn und einer Schwester Sohn als: Neffen entgegen. Doch heißen die Kinder derselben noch stets: Enkel. Diese Eingeborenen betrachten ferner der Mutter Bruder, des Vaters Bruder, der Mutter Schwester und des Vaters Schwester als gleichstehende Verwandte, und auch die Ausdrücke für ihre Nachkommen lauten übereinstimmend, was, wie wir sahen, bei der früheren Ordnung nicht der Fall war. Die beiden ersten Persönlichkeiten, nämlich der Mutter Bruder und des Vaters Bruder heißen: Onkel, die beiden letzten: der Mutter Schwester und des Vaters Schwester: Tante. Bei der Bezeichnung für die nächstfolgenden Glieder der Generation zeigt sich das System unentwickelter, als das der Ojibwas: denn der Onkel Söhne und Tanten Söhne gelten als: Brüder, ihre Enkel als: Neffen, und ihre Urgroßenkel als: Enkel. Es bedarf jedoch der Erwähnung, daß bei den drei ersten Sprachen, nämlich dem Hindi, Bengali und Maharatti außer den einfachen Ausdrücken für Brüder noch die Umschreibungen: „Bruder durch den väterlichen Onkel", „Bruder, durch die väterliche Tante", „Bruder durch den mütterlichen Onkel" und „Bruder durch die mütterliche Tante" im Gebrauch sind; und zwar lauten dieselben weniger umständlich, als es in dieser buchstäblichen Uebersetzung der Fall ist. Das Hindu-System befindet sich daher in diesem Punkte in einem Uebergangsstadium. Außerdem bezeichnet es Großvaters Bruder als: Großvater, und Großvaters Schwester als: Großmutter.

Die Karen sind ein rohes, aber friedliches und bildsames Volk; sie bewohnen einen Theil von Tenasserim, Birma und Siam,

und breiten sich bis zu den südlichen Gegenden von China aus. Von mächtigeren Nachbarn bezwungen und unterworfen, zerfallen sie gegenwärtig in mehrere Stämme, welche verschiedene Dialekte reden. Drei derselben sind auf Morgan's Tabelle angegeben. Trotz seiner rohen, wilden Lebensart wird das Volk in gesellschaftlicher Beziehung als außerordentlich sittlich geschildert, und dieser lobende Bericht wird durch das auf Spalte 17, Tabelle I verzeichnete Verwandtschaftssystem bestätigt.

Spalte 18 zeigt das System eines andern rohen Volkes, welches zu einer entlegenen Familie des Menschengeschlechtes gehört und einen fernen, unzugänglichen Theil der Erde bewohnt. Gleich den Karen sind die Eskimos allerdings ungebildete, aber ruhige, sittliche, friedliche Leute. Natürlich weichen ihre Auffassungen in manchen Punkten von den unsrigen ab; ihre Verhältnisse gestatten ihnen keine feinere Bildung, keinen bedeutenden Fortschritt in Wissenschaft oder Kunst. Man kann nicht einmal behaupten, daß sie Gottesbegriffe haben, die den Namen Religion verdienen, und trotzdem sind sie vielleicht das sittlichste Volk, das es giebt. Bei keinem werden weniger Verbrechen ausgeübt, und ich sage gewiß nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß es keine zweite Rasse giebt, welche die ihr gebotene Gelegenheit zur Vervollkommnung mehr ausgenutzt hat.

Es ist äußerst merkwürdig, daß diese beiden so abgeschlossenen und entlegen wohnenden Völker trotz ihrer verschiedenen Lebensweise, und obwohl sie kein gemeinsames Wort besitzen, sich doch zweier Verwandtschaftsordnungen bedienen, welche in ihren wesentlichen Grundzügen genau harmoniren und doch keineswegs ihrem gegenwärtigen socialen Zustande entsprechen. Beide Systeme haben eine richtige Bezeichnung für Onkel und Tanten; ihre Kinder gelten als Vettern, ihre Großkinder jedoch als Neffen, und die Kinder dieser sogenannten Neffen wie in allen vorhergenannten Fällen als Enkel. In Folge dessen stimmen von den 28 durch die Tabelle erläuterten Verwandtschaftsgraden die Karen und Eskimos in zwölf Fällen mit uns überein und weichen in sechszehn von uns ab. In Betreff dieser sechszehn Grade stimmen sie mit einander überein, wogegen sie in acht Fällen dem Princip huldigen, das alle übrigen von uns besprochenen Rassen befolgen.

Diese Thatsachen können kein Spiel des Zufalls sein. Sie lassen sich einzig und allein durch die Annahme erklären, daß sie

die Keime des bereits von mir geschilderten fortschreitenden Entwickelungsganges sind. Eine genaue Betrachtung der einzelnen Fälle wird, glaube ich, diese Ansicht bestätigen.

Das Karen-Eskimo-System steht grade in den Punkten, wo es von dem unsrigen abweicht, mit sich selbst im Widerspruch. Die Kinder der Vettern werden: Neffen genannt, was sie nicht sind; die Kinder der Neffen werden als: Großkinder, und des Großvaters Geschwister werden je nach ihrem Geschlecht als: Großväter und Großmütter bezeichnet.

Die erste Thatsache, nämlich daß eines Mutterbruders Enkel, einer Mutterschwester Enkel, eines Vaterbruders Enkel und einer Vaterschwester Enkel sämmtlich: Neffen genannt werden, bekundet, daß es eine Zeit gab, wo einer Mutter Bruder und eines Vaters Bruder als Väter, einer Mutter Schwester und eines Vaters Schwester als Mütter, und ihre Kinder dem entsprechend als Geschwister betrachtet wurden. Der zweite Fall, daß die Urenkel der Onkel und Tanten als Enkel gelten, deutet ebenfalls auf eine Vergangenheit, in der Neffen und Nichten die Bezeichnung und die Stellung von Söhnen und Töchtern einnahmen und ihre Kinder in Folge dessen als Enkel figurirten. Warum sollten drittens des Großvaters Brüder und des Großvaters Schwestern die Benennung: Großväter und Großmütter erhalten, wenn des Vaters Geschwister in vergangenen Tagen nicht als Väter und Mütter angesehen wurden? Auch wäre dies unmöglich, wenn die Eskimos und Karen nicht einst ein Verwandtschaftssystem besessen hätten, welches demjenigen glich, das noch heute bei so vielen wilden Völkern üblich ist und das offenbar allmähliche Veränderungen durchzumachen hatte? Daher finden wir, selbst bei den Eskimos und Karen, welche ein ungleich richtigeres Nomenclatur-System besitzen, als viele andere Rassen, doch die deutlichen Spuren einer Zeit, wo diese Völker, wenigstens in diesem Punkte, noch nicht die niedrigste Stufe überschritten hatten.

Wie ich bereits erwähnte, folgen die europäischen Nationen fast ohne Ausnahme einem genau umschreibenden, aus der Einzelehe entsprungenen System. Von diesem Princip machen sie jedoch in einigen wenigen Fällen eine Ausnahme, und diese Abweichungen zeigen dann jedesmal eine Annäherung an das Karen-Eskimo-System. Im Spanischen heißt z. B. eines Bruders Urenkel: Enkel, im Bulgarischen wird eines Bruders Enkel und einer

Schwester Enkel: **Mal vnook mi**, wörtlich „kleiner Enkel mein" genannt. Eines Vaters Schwester gilt als Großmutter und eines Vaters Bruder als Großvater, was ebenfalls im Russischen der Fall ist. Von den arischen Sprachen haben, so viel ich weiß, nur die französische und die Sanskrit-Sprache besondere Benennungen für einen älteren und einen jüngeren Bruder. Von den arischen Rassen entwickelten nur die Römer und Germanen einen Ausdruck für Vetter, und wir Engländer besitzen bis auf den heutigen Tag keine Bezeichnung für den Sohn eines Vetters. Die Geschichte des Namens: Neffe ist ebenfalls interessant. „Das Wort: „nepos," sagt Morgan, „ward von den Römern bis in's vierte „Jahrhundert sowohl auf einen Neffen, als auf einen Enkel an„gewandt, obgleich die beiden Bezeichnungen **avus** und **avunculus** „bereits im Gebrauch waren. Eutropius, der von Octavianus „spricht, nennt denselben einen Neffen des Cäsar: **Caesaris nepos** „(Bd. VII Cap. 1). Suetonius spricht von ihm als **sororis** „**nepos** (Cäsar, Cap. LXXXIII) und später schildert Cäsar ihn „(Octavianus Cap. VII) als seinen älteren Onkel **major avun**„**culus**, und widerspricht sich dadurch selbst. Als **nepos** schließlich „nur auf einen Enkel angewandt ward, und in Folge dessen genau „die entsprechende Bedeutung wie **avus** erhielt, entbehrte die lateinische „Sprache einer Bezeichnung für: Neffen, und dadurch entstand die „Umschreibung: „**fratris vel sororis filius**". In England bezeichnete „das Wort: Neffe noch im Jahre 1611, als zur Zeit König „Jacob's die Bibel übersetzt ward, nicht nur den Neffen selbst, „sondern auch den Enkel. Auch Shakespeare bedient sich in „seinem Testamente des Ausdruckes Nichte in anderer Weise als „wir es thun; er nennt seine Enkelin Susanne Hall: meine „Nichte."

Der Leser ersieht hieraus, daß selbst bei den gebildetsten Nationen die Benennungen Neffe, Nichte und Enkel manchen Verwechselungen unterworfen sind.

Wir haben nunmehr diese Verwandtschaftssysteme von der einfachen und rohen Nomenclatur der Sandwichsinsulaner bis zur edleren und richtigeren Terminologie der Karen und Eskimos verfolgt. Ich versuchte den Beweis zu liefern, daß die besprochenen Systeme sich einzig und allein durch die Theorie von einer allmählichen Veredelung und Fortentwickelung erklären lassen und

mit der Lehre vom Rückschritt ganz unvereinbar sind. Wie die Klappen den Lauf des Blutes in den Adern andeuten, so enthüllen uns die Benennungen der verschiedenen Verwandtschaftsgrade den Lauf der menschlichen Entwickelung. Erstens stehen die niederen Rassen, soweit wir es beobachten können, in Wirklichkeit auf einer sittlich höheren Stufe, als es ihre Phraseologie vermuthen läßt, und zweitens sind die Systeme selbst durchgehends nur dann verständlich, wenn wir annehmen, daß ihnen noch rohere vorangingen.

Betrachten wir z. B. die Two-Mountain-Irokesen. Dieselben nennen einer Mutter Bruder: Onkel, dagegen seinen Sohn: Bruder. Dies ist kein Zufall, denn der Grundgedanke kehrt bei den übrigen Verwandtschaftsgraden wieder und kommt außerdem bei anderen Rassen vor. Durch die Lehre vom Fortschritt findet dieser Fall eine leichte Erklärung. Ward eines Vaters Bruder in früheren Zeiten: Vater genannt, so mußte sein Sohn natürlich als: Bruder gelten; und als des Vaters Bruder zum Onkel wurde, verfloß ohne Zweifel gar manchmal ein längerer Zeitraum, ehe die anderen diesem Schritte entsprechenden Veränderungen in's Leben traten. Wie aber ließe sich ein solches System durch die entgegengesetzte Theorie erklären? Wie könnte des Vaterbruders Sohn dazu kommen, als Bruder zu gelten, wenn des Vaters Bruder von jeher als Onkel bezeichnet ward. Die Reihenfolge, in welcher die des Vaters Schwester und ihre Nachkommen betreffenden Verwandtschaftsbenennungen erstens im Fall eines Fortschritts und zweitens beim Eintreten eines Rückschrittes auftreten würden, suchte ich durch Tabelle III Seite 166 zu veranschaulichen.

Auf der ersten oder niedrigsten Stufe lautet dieselbe: Mutter, Bruder, Sohn, Enkel, wie bei dem Sandwich- und Two-Mountain-Irokesen-System. Auf der zweiten wird der Mutter Schwester als Tante anerkannt, während die anderen Verwandtschaftsgrade die nämlichen bleiben; wir erhalten dadurch die Stufenleiter von: Tante, Bruder, Sohn, Enkel, wie bei den Mikmaks. Wenn eines Bruders Sohn zum Neffen wird, so folgen einander: Tante, Bruder, Neffe und Enkel. Dies ist der Fall bei den Birmanen-, Japanesen- und Hindu-Systemen. Auf der dritten Stufe erhält einer Tante Sohn die Bezeichnung: Vetter; wir haben dann: Tante, Vetter, Neffe und Enkel, wie bei den Tamulen

und Fidschi-Insulanern. Die vorletzte würde: Tante, Vetter, Tantens Enkel und Enkel, und schließlich die letzte: Tante, Vetter, Tantens Enkel und Tantens Urenkel ergeben. Wie wir sehen, sind von diesen 6 Stufen in Wirklichkeit mindestens 5 vorhanden.

Die Lehre vom Rückschritt würde dagegen mit der höchsten Stufe beginnen, welche Tante, Vetter, Tantens Enkel und Tantens Urenkel lautet. Die zweite würde Mutter, Vetter, Tantens Enkel und Tantens Urenkel enthalten. Die dritte müßte: Mutter, Bruder, Tantens Enkel und Tantens Urenkel umfassen. Die vierte wäre: Mutter, Bruder, Neffe und Tantens Urenkel; die fünfte: Mutter, Bruder, Sohn und Tantens Urenkel, und die letzte: Mutter, Bruder, Sohn und Enkel. Der Leser sieht, daß diese beiden Theorien keine Gleichartigkeit bekunden, mit Ausnahme der ersten und letzten Stufe, und wenn auch nicht alle Sachverständigen die von mir angegebene Reihenfolge der zweiten Hypothese für richtig halten, so wird doch Niemand behaupten, daß sie die Stufenleiter ergeben könne, welche uns Tabelle III von der Theorie des Fortschrittes zur Anschauung bringt, und deren vier erste Stufen wirklich existiren.

Bemerken wir daher, daß irgend ein beliebiges Volk den Sohn oder die Tochter eines Onkels oder einer Tante: Bruder nennt, wie dies nach der Tabelle bei sieben Rassen geschieht, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß es in früheren Zeiten diesen Onkel oder diese Tante als Vater und Mutter betrachtete." Wird ferner eines Vetters Sohn: Sohn angeredet, was ebenfalls bei sieben Rassen der Fall ist, so ergiebt sich daraus nicht nur die Schlußfolgerung, daß diese Vettern früher als Brüder galten, sondern auch die Thatsache, daß deren Kinder einst die Stellung von Söhnen einnahmen. Sehen wir außerdem, daß Großonkel und Großtanten: Großväter und Großmütter, und daß Großneffen und Großnichten: Enkel betitelt werden, wie das bei allen hier verzeichneten Völkern zutrifft, so dürfen wir mit Fug und Recht annehmen, daß diese Rassen ehemals ein eben so rohes Nomenclatur-System besaßen, wie gegenwärtig die Hawaii- und Kingsmill-Insulaner.

Diejenigen, welche zugeben, daß die auf Tabelle I verzeichneten siebzehn Rassen wirklich einen Entwickelungsgang bekunden, werden vielleicht die Frage aufwerfen: „Giebt es denn keinen

Fall, der uns vom Gegentheil überzeugt?" Die Antwort hierauf ist einfach: unter den 139 Rassen, deren Verwandtschaftssysteme Morgan in mehr oder weniger vollständiger Weise zusammenstellte, ist keine einzige, welche uns den Beweis von der Möglichkeit eines solchen Rückschrittes liefert. Um dies klar und deutlich nachzuweisen, habe ich das folgende Verzeichniß (Seite 164) angefertigt. Der Leser ersieht, daß dasselbe, falls wir z. B. bloß das Verhältniß der Onkel und Tanten zu ihren Kindern betrachten, in 207 Fällen für die Lehre vom Fortschritt zeugt. Dagegen bemerken wir freilich, daß die vier Rassen: Cayuda, Onondaga, Oneida und Mohawks eines Vaters Schwester: Mutter, und doch ihren Sohn: Vetter nennen. Diese Ausnahmen verlieren jedoch ihren Werth durch die Thatsache, daß die Söhne dieser Vettern wiederum: Söhne heißen. Wir besitzen folglich einen bei den allerverschiedenartigsten Völkern gesammelten reichen Schatz von Belegen, welche für die Lehre von einer Fortentwickelung zeugen; dagegen scheint sich kein einziger Beweis zu Gunsten der entgegengesetzten Hypothese auffinden zu lassen.

In dem vorhergehenden Capitel suchte ich darzuthun, daß die Verwandtschaft in erster Linie nicht von der Gemeinsamkeit des Blutes abhing, sondern vielmehr auf der Organisation des Stammes beruhte; daß sie auf der zweiten Stufe durch die Mutter und auf der dritten durch den Vater bestimmt ward, und daß erst im vierten Stadium der Familienbegriff, wie er gegenwärtig bei uns obwaltet, entstand. Um eine klare und richtige Auffassung über diesen Gegenstand zu erlangen, bedarf es einer gründlichen Erforschung der Sitten und Gesetze der verschiedenen Völker. Die Nomenclatur allein würde uns in manchen Fällen in Irrthümer verwickeln, und das ist in der That gar oftmals geschehen. Wird dieselbe jedoch durch eine Kenntniß der Stammes-Gesetze und Gebräuche unterstützt, so erweist sie sich als höchst interessant und belehrend. Von diesem Standpunkte aus erhält Morgan's Werk einen bedeutenden Werth. Der Leser wird übrigens bemerkt haben, daß ich mich mit den Schlußfolgerungen, welche er aus den von ihm mit unermüdlichem Fleiß zusammengestellten Thatsachen gezogen hat, nicht einverstanden erkläre.

Ich bestreite freilich keineswegs, daß einige dieser Thatsachen eine Verwandtschaft zwischen den verschiedenen Rassen andeuten können, doch glaube ich nicht, daß dieselben im Stande sind, die Lösung

Fortschritt.					
Mutter Bruder, genannt Onkel, mit	14	dito, dito,	23	dito, dito,	54
Mutter Bruder Sohn, genannt Bruder.		Mutter Bruder Enkel: Sohn.		dito, dito, Urgroßenkel: Enkel	
Rückschritt.					
Mutter Bruder, genannt Vater, mit	0	dito, dito,	0	dito, dito,	
Mutter Bruder Sohn, genannt Vetter.		dito, dito, Enkel: Vetter.		dito, dito, Urgroßenkel: Vetter: Neffe.	0 0
Fortschritt.					
Vaters Schwester: Tante, mit	11	dito, dito,	21	dito, dito,	62
Vaters Schwester Sohn: Bruder.		dito, dito, Enkel: Sohn.		dito, dito, dito, dito: Enkel.	
Rückschritt.					
Vaters Schwester: Mutter, mit	4	dito, dito,	0	dito, dito,	
Vaters Schwester Sohn: Vetter.		dito, dito, Enkel: Vetter.		dito, dito, dito, dito: Vetter: Neffe.	0 0
Fortschritt.					
Vaters Bruder: Onkel, mit	4	dito, dito,	0	dito, dito,	7
Vaters Bruder Sohn: Bruder.		dito, dito, Enkel: Sohn.		dito, dito, dito, dito: Enkel.	
Rückschritt.					
Vaters Bruder: Vater, mit	0	dito, dito,	0	dito, dito,	
Vaters Bruder Sohn: Vetter.		dito, dito, Enkel: Vetter.		dito, dito, dito, dito: Vetter: Neffe	0 0
Fortschritt.					
Mutter Schwester: Tante, mit	4	dito, dito,	0	dito, dito,	7
Mutter Schwester Sohn: Bruder.		dito, dito, Enkel: Sohn.		dito, dito, dito, dito: Enkel.	
Rückschritt.					
Mutter Schwester: Mutter, mit	0	dito, dito,	0	dito, dito,	
Mutter Schwester Sohn: Vetter.		dito, dito, Enkel: Vetter.		dito, dito, dito, dito: Vetter: Neffe.	0 0
Summa . . .	33 — 4 = 29		44		130

Gesammtsumme . . . . 207 Fortschritt andeutende Fälle.

dieser ethnologischen Frage so wesentlich zu fördern, wie er annimmt. Ich unterschätze jedoch durchaus nicht ihren Werth; sie liefern uns einen schlagenden Beweis zu Gunsten der Lehre vom Fortschritt, und sind uns daher ein lehrreiches und werthvolles Hülfsmittel zur Enthüllung der Geschichte des Menschengeschlechts.

Aus dem von Morgan mit rastlosem Fleiße zusammengetragenen Material, welches für die Ethnologie einen unberechenbaren Werth besitzt, habe ich, wie wir sahen, vier Schlußfolgerungen gezogen.

Erstens zeigte ich, daß die Ausdrücke für das, was wir Verwandtschaftsgrade nennen, bei den niederen Rassen nur Bezeichnungen sind, die in Folge ihrer ehelichen Sitten entstanden und keineswegs unseren europäischen Verwandtschaftsbegriffen entsprechen; ja daß in der That sowohl die Stellung der betreffenden Personen unter einander, als auch ihre wechselseitigen Verpflichtungen, ihre Rechte und die Vererbung ihres Eigenthums mehr durch ihr Verhältniß zum Stamm als durch das zur Familie bedingt wird, und daß die letztere, sobald ein Conflict entsteht, dem ersteren weichen muß.

Zweitens hob ich hervor, daß die Verwandtschafts-Nomenclatur in allen bis jetzt nachgewiesenen Fällen in klarer und einfacher Weise durch die Hypothese vom Fortschritt erklärt werden kann.

Drittens wies ich darauf hin, daß, während zwei Rassen welche in gesellschaftlicher Beziehung die nämliche Stufe erreichten, indem die eine, von dem tiefsten uns bekannten Zustande ausgehend, sich fortentwickelte, wogegen die andere von dem höchsten herabsank, selbstverständlich ein durchaus verschiedenes Verwandtschafts-Nomenclatur-System besitzen müssen, uns doch kein einziges System bekannt ist, dessen Entstehung sich durch die letztere Hypothese erklären ließe.

Und viertens endlich benutzen einige der Rassen, deren Verwandtschaftsordnungen der europäischen am ähnlichsten sind, gewisse Benennungen, die nur verständlich werden, wenn wir annehmen, daß diese Völker sich einst in einem ungleich tieferen socialen Zustande befanden, als gegenwärtig.

Tabelle III. Verwandtschaftssysteme nach der Lehre vom Fortschritt.

	Erste Stufe *	Zweite Stufe †	Dritte Stufe [	Vierte Stufe §	Fünfte Stufe	Sechste Stufe (
Vaters Schwester	Mutter.	Tante.	Tante.	Tante.	Tante.	Tante.
" " Sohn	Bruder.	Bruder.	Bruder.	Vetter.	Vetter.	Vetter.
" " " Sohn . .	Sohn.	Sohn.	Neffe.	Neffe.	Tantens Enkel.	Tantens Enkel.
" " " " Sohn	Enkel.	Enkel.	Enkel.	Enkel.	Enkel.	Tantens Urenkel.

* Dies ist das System der Sandwich-Insulaner, Kingsmill-Insulaner, Two-Mountains, Irokesen u. s. w. † System der Mikmaks. [Dies ist das System der Birmanen, Japanesen und Hindus. § Dies ist das System der Tamulen und Fidschi-Insulaner. (Unser System.

Verwandtschaftssysteme nach der Lehre vom Rückschritt.

	Erste Stufe	Zweite Stufe	Dritte Stufe	Vierte Stufe	Fünfte Stufe	Sechste Stufe
Vaters Schwester	Tante.	Mutter.	Mutter	Mutter.	Mutter.	Mutter.
" " Sohn	Vetter.	Vetter.	Bruder.	Bruder.	Bruder.	Bruder.
" " " Sohn . .	Tantens Enkel.	Tantens Enkel.	Tantens Enkel.	Neffe.	Sohn.	Sohn.
" " " " Sohn	Tantens Urenkel.	Tantens Urenkel.	Tantens Urenkel.	Tantens Urenkel.	Tantens Enkel.	Enkel.

Mit Ausnahme der ersten und letzten Stufe existirt, so viel ich weiß, kein einziges derartiges System.

Fünftes Capitel.

Religion.

Die Religion der Wilden ist trotz des hohen Interesses, das sie erweckt, in mancher Hinsicht der schwierigste Theil meiner ganzen Aufgabe. Ich werde mich so viel wie möglich bemühen, die Punkte zu vermeiden, welche meine Leser unangenehm berühren könnten. Aber leider stehen viele Anschauungen, die sich früher oder jetzt in hervorragender Weise auf religiösem Gebiete geltend machten, in so schroffem Gegensatze mit unserem Glauben, daß es unbedingt unmöglich ist, dies Thema zu behandeln, ohne Dinge zu erwähnen, die unser Gefühl in hohem Grade verletzen. Allein ungeachtet des traurigen Bildes, welches uns der finstere Aberglaube und die blutigen Gottesdienste der Wilden entrollen, wird ein wahrhaft frommes Gemüth mit besonderer Befriedigung die allmähliche Entwickelung der richtigeren Glaubensansichten und reineren Lehren betrachten.

Arbrousset theilt uns folgende rührende Aeußerung eines sehr ehrenwerthen Kaffern mit.[1] „Deine Botschaft" sagte dieser „Eingeborene, „enthält das, wonach mich verlangte. Höre mich „an, dann wirst du selbst beurtheilen können, was ich suchte. „Vor zwölf Jahren machte ich mich auf, um meine Heerde auf die „Weide zu treiben. Es war ein nebeliges Wetter. Ich setzte „mich auf einen Felsen und richtete trübe Fragen an mich selbst; „ja trübe waren sie, denn ich vermochte sie nicht zu beantworten. „„Wer hat die Sterne mit der Hand berührt? Wo sind die „„Säulen, auf denen sie ruhen?" fragte ich mich. „Die Wasser„„wogen ermüden nie; sie kennen keine andere Bestimmung, als

[1]) Tour at the Cape of Good Hope, p. 120.

„„unaufhörlich vom Morgen bis Abend und vom Abend bis zum
„„Morgen zu fließen. Wo aber halten sie inne, und wer zeigt
„„ihnen ihren Lauf? Auch die Wolken kommen und gehen; sie
„„ergießen ihr Wasser über die Erde. Woher stammen sie?
„„Wer sendet sie? Die Beschwörer sind es jedenfalls nicht, die
„„uns den Regen bringen. Wie vermöchten sie das? Und wenn
„„sie es thun, warum merke ich es nicht, wenn sie zum Himmel
„„steigen, um ihn zu holen? Ich höre den Wind und sehe ihn
„„nicht. Wer führt ihn her; wer läßt ihn wehen, heulen und
„„uns in Furcht jagen? Weiß ich, wie das Korn hervorsprießt?
„„Gestern war kein einziger Grashalm auf dem Felde und nun
„„ich heute wiederkehre, sind ihrer viele emporgesprossen. Wer
„„gab der Erde Weisheit und Kraft, sie hervorzubringen?" Und
„dann vergrub ich mein Antlitz in beide Hände."

Dies ist jedoch eine Ausnahme. In der Regel pflegen Wilde keine solche Fragen zu stellen, sondern vielmehr die Begriffe sich anzueignen, die sich ihnen am naturgemäßesten darbieten, so daß, wie ich nachweisen werde, die auf der nämlichen Stufe geistiger Entwickelung stehenden Rassen selbst dann eine ungemein gleichartige religiöse Anschauung bekunden, wenn ihr Ursprung ein verschiedener ist und ihre Wohnsitze vollständig getrennten Regionen angehören. Diejenigen, welche sich bemühten, den mannigfaltigen Aberglauben der Wilden zu erklären, haben ihnen meistens tiefer durchdachte und systematischer geordnete Begriffe zugeschrieben, als sie in Wirklichkeit besitzen. So meint z. B. Lafitau, das Feuer sei deshalb ein Gegenstand der Anbetung geworden, weil es in so treffender Weise veranschaulicht: „cette suprême intel-„ligence degagée de la nature, dont la puissance est tou-„jours active". [1]) Derselbe Schriftsteller macht in Bezug auf Götzenbilder die Bemerkung: „La dépendance, que nous avons „de l'imagination et des sens, ne nous permettant pas de „voir Dieu autrement qu'en enigme, comme parle St. Paul, „a causé une espèce de nécessité de nous le montrer sous des „images sensibles, lesquelles fussent autant de symboles, „qui nous élevassent jusqu'à lui, comme le portrait nous „remet dans l'idee de celui, dont il est la peinture". [2])

[1]) Moeurs des Sauvages Américains, vol. I, p. 152.
[2]) *Loc. cit.*, p. 121.

Ferner behauptete Plutarch das Krokodil werde von den Aegyptern verehrt, weil es durch seine Zungenlosigkeit ein Symbol der Gottheit sei, welche der Natur einzig und allein durch die Kraft des Willens Gesetze ertheile. Derartige Erklärungen sind jedoch vollständig falsch.

Ich habe anfangs geschwankt, ob ich nicht bei der Ueberschrift dieses Capitels das Wort „Religion" durch „Aberglaube" ersetzen sollte; doch gab ich dem ersteren Ausdruck den Vorzug, denn einestheils gehen viele der abergläubischen Vorstellungen allmählich in erhabenere Anschauungen über, und andrerseits entschließe ich mich nur ungern, ein verdammendes Urtheil über einen aufrichtigen Glauben auszusprechen, und sei derselbe auch noch so widersinnig und unvollkommen. Ich leugne jedoch keineswegs, daß die sogenannte Religion der niederen Rassen wesentlich von der unsrigen verschieden, ja, eigentlich das gerade Gegentheil derselben ist. So sind z. B. die Götter der Wilden nicht gut, sondern böse. Sie können gezwungen werden, den Wünschen der Menschen nachzukommen; sie lechzen nach Blut und haben ihre Freude an Menschenopfern; auch sind sie sterblich und besitzen kein ewiges Leben. Ferner bilden sie einen Theil der Natur und gelten nicht als Schöpfer derselben. Ihre Verehrer nahen sich ihnen mehr durch Tänze, als durch Gebete, und gar oftmals billigen sie Handlungen, welche uns schlecht erscheinen, und tadeln solche, die wir tugendhaft nennen.

In der That steht die Religion der niederen Rassen ungefähr in dem nämlichen Verhältniß zu den erhabeneren Glaubenslehren, wie die Astrologie zur Astronomie und die Alchemie zur Chemie. Die Astronomie ist aus der Astrologie entsprungen, und doch sind beide in vollständigem Widerspruch miteinander; derselbe Unterschied zeigt sich zwischen den Religionen der unentwickelteren und fortgeschritteneren Völker. Die einen halten die Gottheit für gut, den anderen erscheint sie bösartig; diese bemühen sich, ihr Zwang anzuthun, jene beugen sich unter ihren Willen. Die ersteren fühlen sich für die ihnen zu Theil gewordenen Segnungen zu Dank verpflichtet; die letzteren glauben, alles Gute komme von selbst; alle Leiden dagegen seien dem Einflusse böser Geister zuzuschreiben.

Diese charakteristischen Merkmale sind keineswegs Ausnahmen oder Seltenheiten. Ich werde im Gegentheil nachzuweisen suchen, daß

sämmtliche Religionen der niederen Rassen, trotz ihrer verschiedenen Namen, in den Grundzügen übereinstimmend sind und als Phasen einer einzigen Reihenfolge betrachtet werden müssen. Sie haben daher ausnahmslos den nämlichen Ursprung und durchschreiten sehr gleichartige, wenn nicht identische Stufen. Das erklärt die große Aehnlichkeit, welche die allerverschiedensten, entlegensten Völker bekunden, und die gar manche Ethnologen verwirrte und zur Aufstellung völlig unhaltbarer Theorien verleitete Ja sogar Robertson, der in vieler Hinsicht sehr richtige Anschauungen über den religiösen Standpunkt der Wilden hegt, bemerkt, daß die Natchez und Perser dem Sonnencultus ergeben seien, und fügt hinzu: „diese überraschend gleichartige Denkweise zweier, auf „einer so verschiedenen Entwickelungsstufe stehenden Nationen gehört zu den vielen unerklärlichen, seltsamen Erscheinungen, welche „die Geschichte des menschlichen Geistes aufzuweisen hat". [1])

Obgleich wir nun eine wirklich auffallende Gleichartigkeit zwischen den Religionen der verschiedensten Rassen bemerken, so wird doch das Studium derselben durch ein Haupthinderniß erschwert. Während nämlich jedes Volk in der Regel nur Eine Sprache redet, gilt auf religiösem Gebiete der Spruch: „quot homines tot sententiae." Giebt es doch nicht einmal zwei Menschen, welche genau dieselben religiösen Anschauungen besitzen, mögen sie auch noch so sehr eine Uebereinstimmung herbeizuführen wünschen.

Viele Reisende haben auf diese Schwierigkeit hingewiesen. So sagt z. B. Cook [2]) in seiner Schilderung der Südsee-Insulaner: „Von der Religion des Volkes vermochten wir uns keine klare „und genaue Kunde zu verschaffen. Wir fanden den Glauben „dieser Eingeborenen, wie den der meisten Länder, mit einem geheimnißvollen Dunkel umgeben und durch offenbare Widersprüche „verwirrt". Auch haben viele Berichterstatter in der festen Voraussetzung, unter den Wilden Anschauungen zu finden, die den unsrigen entsprechen und nur durch Aberglauben und Irrthümer verdunkelt sind, dahin zielende Fragen gethan und Antworten erhalten, die sie auf einen falschen Weg führten. Sie reden z. B. oftmals von einem Teufel; allein in Wirklichkeit besitzt kein einziges wil-

[1]) History of America, IV., p. 127.
[2]) Hawkesworth's Voyages, vol. II., p. 237.

des Volk in seiner Mythologie ein überirdisches Wesen, welches die charakteristischen Kennzeichen des Satans besitzt. Ferner ist es oft sehr schwer zu bestimmen, welche Art der Verehrung einem Gegenstande erwiesen wird Ein Berg oder ein Fluß kann entweder als wirkliche Gottheit oder nur als Wohnort derselben gelten; und in gleicher Weise wird eine Statue als höheres Wesen wirklich angebetet oder nur als Sinnbild eines Gottes mit Ehrfurcht betrachtet.

Das Studium der niederen Religionen erleidet überdies eine Erschwerung durch den Umstand, daß ein Mensch, der sich entweder in Folge einer naturgemäßen Entwickelung oder durch den Einfluß eines civilisirten Volkes einer höheren Religion zuwandte, seine früheren Glaubensansichten beizubehalten pflegt. Diese behaupten ihren Platz unmittelbar neben der reineren Anschauung, und stehen doch in vollem Gegensatze zu derselben. Der neue mächtige Gott ist eine Bereicherung des alten Pantheons; er untergräbt den Einfluß seiner Vorgänger, verdrängt sie allmählich aus der Achtung des Volkes, und beschränkt sie schließlich nur noch auf jugendliche und unwissende Seelen. Der Glaube an Hexen erhielt sich bis zum heutigen Tage unter unsern Bauern und den tiefsten Schichten der Stadtbevölkerung; und die alten Götter unserer Vorfahren fristen ihr Dasein in den Ammenmärchen, denen unsere Kinder lauschen. In gleicher Weise finden wir bei jeder Rasse nicht nur die Anklänge, sondern deutliche Beweise einer vorangegangenen roheren Religion. Und selbst wenn dies nicht der Fall wäre, so würden doch bedeutende Schwierigkeiten entstehen durch die verschwommenen, schwer erkennbaren Umrisse, die fast jedes Religionssystem besitzt. Man sollte denken, daß z. B. der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele oder die Wirksamkeit der Opfer geeignete Eintheilungslinien bilden müßten; das ist jedoch nicht der Fall: diese und manche andere Begriffe bilden sich allmählich und weichen in ihren Urformen oft wesentlich von den späteren Gestaltungen ab.

Bisher war es üblich, die Religionen nach der Beschaffenheit des angebeteten Gegenstandes einzutheilen. Man sagte z. B.: der Fetischismus ist eine Anbetung unbelebter Dinge; der Sabaismus die Verehrung der Himmelskörper. Mir scheint jedoch, als müsse man die Stellung einer Religion nach ihrer mehr oder weniger erhabenen Auffassung der Gottheit bestimmen. Ich möchte

daher die ersten hervorragenden Stadien des religiösen Lebens folgendermaßen angeben:

Der Atheismus, — unter diesem Ausdruck ist nicht etwa das Läugnen einer göttlichen Existenz zu verstehen, sondern das vollständige Fehlen aller religiösen Begriffe.

Der Fetischismus, — oder die Stufe, auf welcher der Mensch wähnt, er könne die Gottheit zur Erhörung seiner Wünsche zwingen.

Der Naturdienst oder Totemismus, — derselbe beschränkt sich auf die Anbetung von Naturkörpern, wie Bäumen, Flüssen, Steinen, Thieren u. s. w.

Der Schamanismus, — welcher lehrt, daß die Haüptgötter den Menschen unähnlich sind und sie an Macht weit überragen. Der Wohnsitz derselben liegt außerdem in weiter Ferne und ist nur den Schamanen zugänglich.

Die Idolatrie oder der Anthropomorphismus, — er verleiht den Göttern eine menschliche Gestalt; sie sind der Ueberredung zugänglich und bilden einen Theil der Natur, haben dieselbe jedoch nicht erschaffen und werden durch Statuen und Götzenbilder veranschaulicht.

Auf der nun folgenden Stufe wird die Gottheit nicht mehr als ein Theil, sondern als Schöpfer der Welt betrachtet; hier zeigt sie sich zum ersten Male als ein wirklich überirdisches Wesen.

Schließlich möchte ich noch auf das Stadium hinweisen, in welches die Sittlichkeit mit der Religion verbunden ist.

Als ich das Obige niedergeschrieben hatte, wurde meine Aufmerksamkeit durch de Brosse's „Culte des Dieux fétiches“ auf eine von Eusebius citirte Stelle aus dem Sanchuniathon gelenkt. Dort wird die Reihenfolge der ersten dreizehn Menschengeschlechter folgendermaßen angegeben:

Erste Generation. — „Die ersten Menschen weihten die „Pflanzen der Erde, von denen sie selbst und alle vor und nach „ihnen sich nährten, verehrten sie als Götter und brachten ihnen „Trank- und andere Opfer dar.“

Zweite Generation. — „Die Kinder des ersten Geschlechtes „waren Genos und Genea. Sie bewohnten Phönizien; doch als „eine Dürre entstand, streckten sie ihre Hände zur Sonne empor, „denn diese hielten sie für den einzigen Herrn des Himmels.“

Dritte Generation. — Darauf wurden andere Sterbliche ge-

boren; dieselben hießen Phos, Pyr und Phlox; das bedeutet Licht, Feuer und Flamme. „Sie erfanden die Kunst, den Funken durch Zusammenreiben von Holzstückchen zu entfachen und lehrten den Menschen die Wohlthat des Feuers.

Vierte Generation. — Das vierte Geschlecht bestand aus Riesen.

Fünfte Generation. — Sanchuniathon deutet das Bestehen der Gemeinschaftsehe an und erzählt, daß Usous „dem Feuer und „dem Winde zwei Säulen weihte, sich vor ihnen beugte und ihnen „das Blut erbeuteter Thiere opferte".

Sechste Generation. — Jagd und Fischerei wurden erfunden (diese Annahme steht mit der obigen Aussage im Widerspruch).

Siebte Generation. — Chrysor, der griechische Hephästos, erfand das Eisen und seine Bearbeitung. Er war der Urheber der menschlichen Rede und der Zaubersprüche. Auch ersann er die Kunst des Schmiedens. „Daher erwiesen ihm die Menschen nach „seinem Tode göttliche Ehre und nannten ihn Diamichios oder „Zeus Michios."

Achte Generation. — In dieselbe fällt die Erfindung der Töpferei.

Neunte Generation. — Agros, der Feldmann tritt auf. „Die „Phönizier errichteten ihm ein heiliges Bild und weihten ihm einen „Tempel, der auf Rädern ruhte und von zwei oder mehreren „Ochsen im Lande umhergezogen ward."

Zehnte Generation. — Dörfer entstanden und die Menschen befleißigten sich der Viehzucht.

Eilfte Generation. — Der Nutzen des Salzes ward entdeckt.

Zwölfte Generation. — Taautus oder Hermes erdachte die Schriftzeichen. Die Kabiren oder Dioskuren gehören diesem Geschlechte an.

Wir sehen, Sanchuniathon führt der Reihe nach den Pflanzen-, Himmelskörper-, Säulen- und Menschencultus an; in letzter Linie erwähnt er den Götzendienst mit seinen Tempeln. Den Schamanismus nennt er nicht, und die Anbetung der Pflanzen gilt als Urreligion.

Viele namhafte Autoritäten behaupteten, daß jedes Volk auf Erden eine Religion besitzen müsse. Die Aussagen vieler glaubwürdiger Forscher haben jedoch das Gegentheil dargethan. Aus allen Weltgegenden haben Matrosen, Kaufleute, Gelehrte,

römisch-katholische Priester und protestantische Missionäre älterer und neuerer Zeit übereinstimmend bezeugt, daß es Rassen giebt, die aller religiösen Anschauung entbehren. Diese Thatsache ist um so zuverlässiger, da sie in mehreren Fällen den Berichterstatter selbst überraschte und seine früher gehegten Annahmen umstieß. Andrerseits muß man freilich einräumen, daß Reisende bei verschiedenen Gelegenheiten das Vorhandensein einer Religion bestritten, weil der betreffende Glaube dem unsrigen unähnlich war. Die Beantwortung der Frage: „Sind alle Menschen im Besitz einer Religion?" hängt lediglich von der Bedeutung ab, die man diesem Worte beilegt. Gelten schon ein bloßes Furchtgefühl und das Bewußtsein, daß vielleicht noch außer uns andere mächtigere Wesen das Weltall bewohnen, für Religion, dann müssen wir freilich zugeben, daß sie ein Gemeingut der Menschen ist. Aber wenn ein Kind vor dem Betreten eines dunkeln Raumes zurückbebt, so wird doch Niemand diese Scheu als eine Aeußerung religiösen Lebens bezeichnen. Außerdem würde durch eine so niedrige Schätzung der Religion dieselbe nicht mehr als ein besonderes Eigenthum der Menschen betrachtet werden können. Die Gefühle, welche ein Hund oder ein Pferd für seinen Herrn an den Tag legt, zeigen ein ähnliches Gepräge, und in der That hat das Benehmen des ersteren beim Anbellen des Mondes eine auffallende Aehnlichkeit mit Ceremonien, welche Reisende bei wilden Völkern beobachteten.

In meiner „Vorgeschichtlichen Zeit" [1]) führte ich folgende Schriftsteller als Zeugen für das Vorkommen religionsloser Stämme an. Für einige Eskimostämme nannte ich: Capitän Roß [2]); für mehrere canadische Horden: Hearne; für die Californier: La Perouse und Baegert, der siebzehn Jahre unter ihnen lebte; für viele der brasilianischen Stämme: Spix und Martius, Bates und Wallace; für Paraguay: Dobritzhoffer; für einen Theil der Polynesier: Williams' Missionary Enterprises, die Reise der Novara und Dieffenbach; für die Damood-Insel (im Norden des Australcontinents): Jukes' „Voyage of the Fly"; für die Pellew-Inseln: Wilson; für die Aru-Inseln: Wallace; für die Andamanen: Mouatt; für bestimmte hindostanische Stämme: Hooker und Shortt;

[1]) Vorgeschichtliche Zeit, Bd. II, Seite 576.

[2]) Siehe ferner Franklin's Journey to the Polar Sea, vol. II, p. 265.

für einige ostafrikanische Völker: Burton und Grant; für die Bachapin-Kaffern: Burchell, und für die Hottentotten: Le Vaillant. Ich werde daher in diesem Abschnitte nur noch einige wenige erläuternde Beispiele hinzufügen.

„Die Eingeborenen von Queensland," sagt Lang, „haben „keine Idee von einem allmächtigen Gott, dem Schöpfer und Er„halter der Welt, dem Zeugen ihrer Handlungen und dem zu„künftigen Richter ihrer Thaten. Sie besitzen keinen Gegenstand „der Anbetung, und sei derselbe auch noch so gering und unterge„ordnet. Sie besitzen keine Götzen, keine Tempel, keine Opferge„bräuche. Mit einem Wort, sie haben nichts, was den Charakter „einer Religion oder eines frommen Brauches an sich trüge, „nichts, was sie von den Thieren unterscheidet. Sie leben „ohne „„Gott in der Welt''".[1]) Er citirt außerdem, um seine Ansicht zu stützen, den Bericht eines Herrn Schmidt, der sieben Jahr lang als Missionar unter den Eingeborenen der Moreton-Bay lebte und mit ihrer Sprache wohl vertraut war.

„Es unterliegt keinem Zweifel," sagt Bick[2]), „daß die Ara„furas von Vorkay, einer der südlicheren Aru-Inseln, nicht die „mindeste Religion besitzen... Von der Unsterblichkeit der Seele „haben sie nicht die leiseste Ahnung. Erkundigte ich mich danach, „so antworteten sie stets: „Es ist noch nie ein Arafura nach seinem „„Tode zu uns zurückgekehrt, daher wissen wir nichts von einem „„zukünftigen Leben; heute hören wir zum ersten Mal davon." „Ihr Glaubensbekenntniß hieß: „Mati, Mati sudah", d. h. wenn „du todt bist, dann ist es mit dir zu Ende. Auch über die Er„schaffung der Welt hatten sie nie nachgedacht. Um mich zu über„zeugen, ob sie wirklich nichts von einem höheren Wesen wußten, „fragte ich sie, zu wem sie um Hülfe flehten, wenn sie in Noth „seien und ihre Schiffe von der Gewalt eines heftigen Sturmes „erfaßt würden. Der Aelteste hielt eine Berathung mit seinen „Genossen, dann erwiederte er: „Wir wissen nicht, wen wir um „„Beistand anrufen können; wenn du es aber weißt, so sei so gut „„und sag' es uns''".

„Die wilderen Beduinen," berichtet Burton[3]), „pflegen zu

[1]) Lang's Queensland, p. 374.
[2]) Citirt in Kolff's Voyages of the Dourga, p. 159.
[3]) First Footsteps in East Africa, p. 52.

„fragen, wo Allah zu finden sei, und erkundigt man sich nach „dem Zweck dieser Frage, so erwiedern sie: „Wenn die Isa „„ihn finden und fangen, dann werden sie ihn sofort erstechen, „„denn er und Niemand sonst trägt die Schuld, daß unsere Woh- „„nungen einfallen und unsere Frauen und Viehheerden sterben““. Auch Burton hält den Atheismus „für den Urzustand eines wilden, „ungebildeten Gemüthes“. Er sagt: „Er ist die Nacht des geistigen „Lebens, welche entweicht, sobald der Glaube an unsichtbare Dinge „erwacht. Eine Schöpfung ohne Schöpfer ist eben so undenkbar, „wie eine Wirkung ohne Ursache. Diejenigen, welche mit dieser „Auffassung aufgewachsen sind, können es kaum fassen, daß es „Menschen giebt, die das nicht empfinden“.[1])

Lichtenstein[2]) versichert, daß sich bei den Koussa-Kaffern „nicht die geringste Spur eines religiösen Cultus finde“.

„Es möchte wohl an der Zeit sein,“ sagt Pater Baegert, „die staatliche Einrichtung und Religion der Californier vor ihrer „Bekehrung zum Christenthum mit einem Worte zu berühren. „Allein den Eingebornen fehlte sowohl die erstere wie die letztere. „Sie hatten keine Oberhäupter, keine Richter und keine Gesetze; „Götzenbilder, Tempel, Opfer oder Gottesdienste waren ihnen „fremd. Sie kannten freilich den einzigen wahren Gott nicht, „doch beteten sie auch keine falschen Götter an... Ich unterhielt „mich oft und eifrig mit den Leuten, bei denen ich wohnte; es „lag mir daran zu erfahren, ob sie irgend eine Vorstellung von „Gott, von einem zukünftigen Leben und ihrer eigenen Seele sich „gebildet hatten, aber ich fand nie auch nur die leiseste Spur „einer solchen Erkenntniß. Ihre Sprache besitzt kein Wort für „„Gott“ und keins für „Seele““.[3]) Diesen Mangel bemerkten übrigens die Missionäre in allen Oregon-Sprachen.[4])

Obgleich nach Capitän Smith's[5]) eigenthümlicher Ausdrucksweise „ganz Virginia keinen Ort besaß, wo die Menschen so wild „waren, daß sie weder eine Religion, noch Pfeil und Bogen „hatten“, so behauptet doch Hearne, der die Indianer genau er-

---

[1]) Abeokuta, vol. I, p. 179.
[2]) Lichtenstein, vol. I, p. 253.
[3]) Baegert. Smithsonian trans., 1863—4, p. 390.
[4]) Hale's Ethnography of the U. S. Expl. Exped., p. 200.
[5]) Voyages in Virginia, p. 138.

forschte, die roheren Stämme im hohen Norden seien ohne Religion.

Auch Robertson sagt[1]): „In Amerika hat man mehrere „Stämme aufgefunden, die nicht die geringste Vorstellung von „einem höheren Wesen hatten und keinen einzigen religiösen „Brauch übten. Die Sprache einiger roher Horden ermangelte „jeder Bezeichnung für Gott; selbst den aufmerksamsten Forschern „gelang es nicht, die geringfügigste Handlung oder Einrichtung „zu entdecken, welche von einem Glauben an eine göttliche Macht „oder dem Wunsch, sich die Gunst derselben zu sichern, zeugte".

Angesichts einer solchen Schaar von Zeugen mag es auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß noch eine Meinungsverschiedenheit über diesen Punkt herrscht. Dieselbe ist jedoch einerseits eine Folge der Thatsache, daß das Wort „Religion" nicht stets in dem nämlichen Sinne aufgefaßt wird; andrerseits hat man in manchen Fällen, und allerdings mit Recht angenommen, daß einige Reisende, wegen allzu mangelhafter Sprachkenntnisse oder eines zu flüchtigen Verweilens, eine wirklich existirende Religion übersahen.

So behaupteten z. B. die ersten Reisenden, welche Tahiti beschrieben, daß die dortigen Eingebornen keine Religion besäßen, was sich später als ein vollkommener Irrthum herausstellte, und ich könnte noch mehrere derartige Beispiele anführen. Was die niedrigsten Rassen betrifft, so scheint es mir doch selbst a priori sehr unwahrscheinlich, daß Menschen, die nicht einmal im Stande sind, ihre eigenen Finger zu zählen, jenes entwickelte Begriffsvermögen besitzen sollen, das jede Glaubenslehre erfordert, die den Namen „Religion" verdient.

Wir erhalten jedoch eine noch genügendere Antwort auf diese Frage, wenn wir den Aberglauben der Rassen in's Auge fassen, die eine rudimentäre Religion besitzen, und uns bemühen, ihre Begriffe bis zu einer entwickelteren Stufe zu verfolgen.

Hier regt sich vielleicht abermals der Zweifel, ob die Reisenden wohl jedesmal das Gehörte richtig auffaßten. In solchen Fällen, wo der Berichterstatter Monate oder gar Jahre lang unter dem von ihm geschilderten Volke lebte, dürfen wir unsern Argwohn fahren lassen; und was die anderen Aussagen betrifft,

[1]) History of America, IV, p. 122.

so erhalten wir doch immerhin ein genügendes Ergebniß durch einen Vergleich der verschiedenen Forschungen; eine solche Controlle schützt uns am sichersten vor Täuschung.

Die Glaubensansichten der Wilden sind sicherlich keinenfalls das Ergebniß tiefen Nachdenkens; auch darf man sie nicht für Glieder einer sorgfältig ausgebildeten, zusammenhängenden Theorie halten. Ein aufrichtiger Zulu gestand einst Herrn Callaway[1]): „Unsere Erkenntniß treibt uns nicht zum Weiterforschen an; wir „bemühen uns nicht, ihre Anfänge zu ergründen; legt unser- „eins sich auf's Nachdenken, so giebt er es bald wieder auf und geht „zu dem über, was er mit seinen Augen erblickt. Begreift er doch „nicht einmal die Dinge, die er sieht!" Dulaure[2]) bemerkt sehr richtig, daß der Wilde „aime mieux soumettre sa raison, sou- „vent révoltée, à ce que ses institutions ont de plus absurde, „que de se livrer à l'examen, parce que ce travail est toujours „pénible pour celui, qui ne s'y est point exercé." Dieser Behauptung pflichte ich unbedingt bei; ja ich glaube, daß sich bei sämmtlichen noch so verschiedenen Religionssystemen der niederen Rassen eine natürliche, unbewußte Fortentwickelung nachweisen läßt.

Die Religionsbegriffe der niederen Rassen stehen in enger Verbindung mit dem Zustande, in den der Mensch durch den Schlaf und hauptsächlich durch den Traum versetzt wird; sie werden vielleicht sogar nur durch diese Erscheinungen hervorgerufen. Schlaf und Tod sind von jeher für Brüder gehalten worden. So erklärt z. B. die römische Mythologie Somnus, den Gott des Schlafes, und Mors, den Gott des Todes, für die Kinder der Nox, der Göttin der Nacht. In gleicher Weise pflegt ein Wilder den Tod für eine Art Schlummer zu halten, und glaubt selbst dann, wenn alle Hoffnung erloschen ist, mit Zuversicht seinen hingeschiedenen Freund ebenso aus dem Tode erwachen zu sehen, wie ehemals aus dem Schlafe.

Dies giebt uns eine Erklärung für die sorgfältige Behandlung, die viele Völker dem Körper der Entschlafenen angedeihen lassen. Was aber geschieht mit der Seele während des Schlafes? Der Leib eines Schlummernden ist anscheinend leblos; aus dieser Thatsache zieht ein Wilder begreiflicher Weise die Schlußfolgerung,

---

[1]) The Religious Systems of the Amazulu, p. 22.
[2]) Histoire des Cultures, vol. I, p 22.

daß die Seele den Körper verlassen habe. Das Auftreten der Träume, die er für wirkliche Erlebnisse hält, und denen er eine Bedeutung zuschreibt, die wir kaum begreifen können, bestärken ihn in diesem Wahne. Während des Schlafes scheint der Geist seine Wohnung zu verlassen; und da wir im Traum andere Orte, ja sogar andere Welten aufsuchen und gleichsam ein Doppelleben führen, so ist es erklärlich, daß Schlaf und Tod für verwandte, sich gleichsam ergänzende Erscheinungen gehalten werden. Daher hält ein Wilder alle Traumbilder für wirkliche Vorgänge und kommt folglich auf den Gedanken, daß er einen Geist besitzen müsse, welcher den Körper verlassen kann. „Träume," sagt Burton, „gelten den Yorubans (Westafrika) und manchen unserer „Fetischdiener nicht als eine unregelmäßige und unvollkommene Thä- „tigkeit des Gehirns, sondern als Offenbarungen, welche ihnen die „Manen der Hingeschiedenen enthüllen." [1]) Die Nordamerikaner glauben so fest an die Erfüllung der Träume, daß z. B. ein Indianer in Folge eines solchen Gesichtes seine Freunde mit Bitten bestürmte, ihn zum Schein zu überfallen und zu binden; als Gefangener gab er sich allen erdenklichen Martern preis und hoffte zuversichtlich durch solches Thun die Verwirklichung der Nachterscheinung herbeizuführen. [2]) Die Grönländer [3]) halten ebenfalls die Traumbilder für wirkliche Vorgänge; sie wähnen Nachts in Wahrheit zu jagen, Besuche zu machen, der Liebe zu pflegen u. s. w. Da sie wissen, daß ihr Körper an diesen nächtlichen Abenteuern keinen Antheil nimmt, so ziehen sie daraus die Schlußfolgerung, daß sie einen Geist besitzen, welcher im Stande ist, den Leib gelegentlich zu verlassen.

„Sämmtliche Eingeborenen von Madagascar [4]) erklären die „Träume für überirdische Gesichte und bilden sich ein, daß ihre „guten Dämonen (den eigentlichen Namen dieser niederen Gott- „heiten, die angeblich an ihrem Lager stehen, kann ich leider nicht „angeben) ihnen durch dieselben kundthun, wie sie sich verhalten „sollen."

Sieht ein Wilder einen verstorbenen Freund oder Verwandten

---

[1]) Abeokuta, vol. I. p. 204.
[2]) Lafitau, *loc. cit.*, vol. I, p. 366.
[3]) Crantz, *loc. cit.*, vol. I, p. 200.
[4]) The Adventures of Robert Drury, p. 171. Siehe ferner pp. 176, 272.

im Traume, so denkt er natürlich, daß der Geist des Abgeschiedenen ihn besuche. Hieraus entsteht nicht sowohl der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele, als vielmehr an ihr Ueberleben des Körpers. So glauben zum Beispiel die Veddahs von Ceylon [1]) an Geister, weil sie ihre entschlafenen Angehörigen im Traume sehen, und die Manganjas (Südafrika) begründen ausdrücklich ihren Glauben an ein zukünftiges Leben auf dieselbe Thatsache.

Personen, deren Schlaf häufig durch das Erscheinen verstorbener Angehörigen gestört wird, pflegen auf den Gräbern derselben ein Opfer zu bringen; sie hoffen durch diese Handlung den Geistern der Hingeschiedenen ihre Ruhe wiederzugeben. [2]) „Träumt „einer, er kehre zu den Seinen, denen er fern ist, zurück, sieht „er bei der Gelegenheit diesen oder jenen Freund in großer Bekümmerniß und findet beim Erwachen seinen Körper ermattet, „dann weiß er, daß Itongo ihn im Schlafe zu seinen Genossen „führte, um ihm ihre Noth zu zeigen und ihn zu veranlassen, sich „zu ihnen zu begeben, um die Ursache ihres Kummers zu ergründen." Ueberhaupt ist das ganze Capitel über Träume, das Callaway's Werk „über die Religion der Kaffern" enthält, ungemein interessant und belehrend.

Garcilasso de la Vega sagt, daß die Peruaner „zu gewöhn- „lichen Vorbedeutungen Träume anwenden". [3]) Nach dem Glauben der Tonganer sterben die Seelen der gemeinen Leute mit ihrem Körper, wogegen „die der Häuptlinge auf die Inseln zu- „rückzukehren vermögen, um Priester und Verwandte zu begei- „stern oder ihnen im Traume zu erscheinen". [4]) Die Fidschi-Insulaner [5]) „glauben ebenfalls, der Geist eines Menschen könne „bereits bei Lebzeiten den Körper verlassen, um schlafende Per- „sonen zu belästigen. Wird Jemand ohnmächtig oder stirbt einer, „so glauben sie seinen Geist durch Anrufung seines Namens zur „Umkehr bewegen zu können. Herodot sagt in seiner Schilderung

---

[1]) Bailey, in Trans. Eth. Soc. N. S., vol. II, p. 301.

[2]) The Basutos, Rev. E. Casalis, p. 245.

[3]) The Royal Commentaries of the Incas, vol. I, p. 183. Siehe ferner Wuttke *loc. cit*, Bd. 1, S. 310.

[4]) Mariner's Tonga Islands, vol. II, p. 138.

[5]) Williams' Fiji and the Fijians, vol. I, p. 242.

der Nasamonen: [1]) „Wollen sie weissagen, so gehen sie auf die „Gräber ihrer Ahnen und legen sich nach einem Gebete zum „Schlafen nieder. Der Traum, der ihnen dann erscheint, gilt ihnen „als Offenbarung".

Ferner sind die Wilden selten krank; ihre Leiden entstehen meistens durch Verwundungen; ihr Tod ist in der Regel ein gewaltsamer. Da eine äußere, im Kriege erhaltene Verletzung ihnen Schmerz verursacht, so schreiben sie auch jedes inwendige Mißbehagen einem innern Feinde zu. Fällt ein Australier nach einem allzu schwerem Mahle in einen unruhigen Schlaf, so bezweifelt er keinen Augenblick, daß diese Ruhestörungen durch ein Wesen veranlaßt werden, das sich ihm feindlich naht und dabei seinen Genossen unsichtbar bleibt.

Die United States Exploring Expedition [2]) enthält folgende lebhafte Schilderung eines solchen Vorganges: „Zuweilen „erscheint Koin den schlafenden Australiern, ergreift einen aus „ihrer Mitte und schleppt denselben mit sich fort. Der Betreffende „sucht einen Hülferuf auszustoßen; allein vergebens; es gelingt „ihm nicht, die Kehle ist ihm zugeschnürt. Bei Tagesanbruch verschwindet der Peiniger, und der Gequälte erwacht ungefährdet „am heimischen Feuer. Hieraus scheint hervorzugehen, daß der „oben genannte Dämon eine Personification des Nachtalpes ist. „Und allerdings darf es uns nicht wundern, wenn die Eingeborenen häufig von diesem Uebel befallen werden. Denn sobald „ein reichlicher Vorrath an Nahrungsmitteln vorhanden ist, fröhnen sie der Unsitte, sich bis zum Uebermaß vollzustopfen".

Sproat sagt in seiner Schilderung der nordwestlichen Indianer [3]): „Sobald einer einen Geist gesehen zu haben glaubt, „werden alle alten Weiber und Freunde vom Geisterseher um „Rath gefragt. In Folge der vielen unverdaulichen Kost, die sie „zu sich zu nehmen pflegen, zeigen sich ihnen häufig derartige „Traumbilder. Haben sie nach einer Abendmahlzeit von Speck „sich um das Feuer gelagert und sich lange von ihren verstorbenen Freunden unterhalten, so kann es uns nicht Wunder „nehmen, wenn ein nervöser und furchtsamer Mensch zur Nachtzeit einen Geist zu sehen wähnt".

---

[1]) Buch 4, Cap. 172.

[2]) *Loc. cit.*, vol. VI, p. 110.

[3]) **Scenes and Studies of Savage Life, p. 172.**

Häufig scheint die Annahme, daß wir alle im Besitz eines Geistes sind, durch den Schatten hervorgerufen zu sein. Manche Fidschi-Insulaner [1]) glauben sogar, jeder Mensch habe zwei Geister. „Sie nennen nämlich den Schatten „den dunkeln Geist“ „und behaupten, daß dieser zur Unterwelt wandere. Ferner hal„ten sie das menschliche Bild im Spiegel oder Wasser für den „zweiten Geist und versichern, derselbe verweile nach dem Tode „des Körpers an der Sterbestätte. Wahrscheinlich steht diese An„sicht vom Schatten in engem Zusammenhange mit dem Glauben, „der allen unbelebten Dingen eine Seele oder einen Geist zuschreibt. „Ich führte eines Tages einen hübschen Eingeborenen vor meinen „Spiegel. Er sah entzückt hinein. Dann sagte er mit gedämpfter „Stimme: „Jetzt blicke ich in die Welt der Geister“.“

Die nordamerikanischen Indianer halten ebenfalls den Schatten des Menschen für seine Seele oder sein Leben. „Ich hörte „sie einst,“ erzählt Tanner, „einen Kranken tadeln, der, wie sie „sagten, seine Genesung in unvorsichtiger Weise dadurch verzögere, „daß er nicht darauf achtete, seinen Schatten stets mit seinem Kör„per im Zusammenhang zu erhalten.“ [2])

Die Eingeborenen von Benin nannten den Schatten „einen „Vorläufer oder Führer des Menschen; sie glaubten, derselbe „lege dermaleinst ein Zeugniß von dem guten oder schlechten „Leben des Trägers ab. Führte dieser einen tadellosen Wandel „hienieden, so erwartete ihn an der oben erwähnten Stätte eine „unaussprechliche Seligkeit und eine hohe Stellung; war sein „Thun und Treiben böse, so harrte seiner Hunger und Elend“. [3]) Sie sind in der That sehr abergläubische Menschen; Lander erzählt, daß sie sogar einstmals ein Echo für die Stimme eines Fetisches hielten. [4]) Kommt ein Basuto in die Nähe eines Flusses, so ist er ängstlich bemüht, seinen Schatten vor jeder Berührung mit dem Wasser zu bewahren. Er glaubt, das Krokodil habe die Fähigkeit, „die Vorübergehenden am Schatten festzuhalten, sie in's Wasser zu „ziehen und zu tödten, ohne jedoch von ihrem Fleische auch nur einen

---

[1]) Williams' Fiji and the Fijians, vol. I., p. 241.

[2]) Tanner's Captivity, p. 291.

[3]) Astley's Collection of Voyages, vol. III, p. 99. Pinkerton, vol. XVI, p 531. Siehe ferner Callaway on the Religious System of the Amazulu, p. 91.

[4]) Niger Expedition, vol. III, p. 242.

Bissen zu fressen". In der mikronesischen Sprache[1]) bedeutet das für Seele übliche Wort: „Támune" oder „Tamre" eigentlich Schatten", und dasselbe gilt von dem tasmanischen Dialekt.[2]).

Ferner wird der Donner häufig für einen Gott oder eine himmlische Stimme gehalten. „Eines Nachts," erzählt Tanner, „ward Picheto (ein nordamerikanischer Häuptling) durch ein hef„tiges Gewitter erschreckt; er erhob sich und bot dem Donner zur „Beschwichtigung seines Zornes einige Tabakblätter an."[3])

Ich erwähnte bereits, daß die Wilden ihre Geister fast immer für böse Wesen halten. Dieser Glaube ist leicht erklärlich. Bei den niedrigsten Rassen hält jeder Mensch sämmtliche Erdbewohner ohne Ausnahme für Feinde; bei etwas mehr vorgeschrittenen Stämmen werden alle nicht zur nämlichen Horde gehörenden Personen als Gegner betrachtet. Die Worte Fremder und Feind sind Synonyme, und ein Geist ist im Grunde nichts Anderes als das Mitglied eines unsichtbaren Stammes.

Die Hottentotten haben nach Thunberg einen sehr unklaren Begriff von ihrer guten Gottheit. „Ueber den bösen Geist, den „sie fürchten und den sie für den Urheber aller Krankheiten, des „Todes und des Donners und jedes über sie verhängten Miß„geschickes halten, vermögen sie eine ungleich genauere Auskunft zu „geben."[4]) Die Betschuanen schreiben jedes Leid einem unsichtbaren Gotte zu, den sie Murimo nennen und dem sie „ohne Bedenken „bei allen Unglücksfällen oder fehlgeschlagenen Hoffnungen ihren „Unwillen durch grobe Verwünschungen zu erkennen geben. Sie „halten keinen Gottesdienst und wollen den Missionären durchaus „nicht glauben, daß dieses Treiben Gott mißfalle".[5])

Bei den Bongos in Central-Afrika „sind gute Geister etwas „ganz Unbekanntes; überhaupt alle Neger glauben, ein Geist „könne nimmermehr eine segensreiche That vollbringen".[6])

Die von Dobritzhoffer so trefflich geschilderten Abiponen in Südamerika verbanden einen, wenn auch undeutlichen Begriff

---

[1]) Hale's Ethnographie of the United States Expl. Exp., p. 98.
[2]) Bonwick's Daily Life of the Tasmanians, p 182.
[3]) Tanner's Narrative of a Captivity among the Indians, p. 136.
[4]) Thunberg. Pinkerton's Voyages, vol. XV, p. 142. Astley, *loc. cit.*, p. 366.
[5]) Lichtenstein, vol. II, p. 332.
[6]) Schweinfurth „Im Herzen von Afrika", Bd. I, S. 306.

mit einem bösen Geiste; von einem guten besaßen sie nicht die leiseste Vorstellung.[1]) Die Coroados[2]) von Brasilien „wußten „nichts von einem Urheber alles Guten, — sie kannten keinen Gott, „wohl aber ein böses Princip, das sie auf Abwege führt, sie „peinigt, sie in Noth und Gefahr bringt und sie sogar er„mordet".

In Virginia und Florida wird dem bösen Geist weit mehr Aufmerksamkeit erwiesen, als dem guten. Man meinte, der erstere sei möglicher Weise umzustimmen, der letztere aber würde schon von selbst nach besten Kräften das Seine thun.[3]) In gleicher Weise galten die „Cemis" der westindischen Inseln als böse Wesen; „es wurde ihnen nachgesagt, daß sie die Urheber aller Leiden seien, „die das Menschengeschlecht betroffen haben".[4]) „Eine Rothhaut," „erzählt Carver, „schwebt in beständiger Furcht vor den feind„lichen Angriffen der Geister. Um sich nun vor ihnen zu schützen, „nimmt er seine Zuflucht zu Zaubermitteln, zu den phantasti„schen Cermonien der Priester oder dem mächtigen Einfluß seines „Manitous. Seine Huldigungen werden mehr durch Angst, als „durch Dankbarkeit hervorgerufen, und er giebt sich weit mehr Mühe „den Zorn des bösen Geistes zu beschwichtigen, als sich die Gunst „des guten zu sichern".[5]) Die Tataren von Katschiutzi glaubten ebenfalls, daß der böse Geist mächtiger sei, als der gute.[6]) Die Neger der Westküste schildern nach Artus[7]) ihre Götter „als schwarze, „schadenfrohe Wesen, denen es eine Lust ist, die Menschen auf mancher„lei Weise heimzusuchen". Einige sagten, der Gott der Euro„päer sei sehr gut, er thue ihnen wohl und behandle sie wie seine „Kinder. Andere fragten murrend: „warum bezeigt er sich „gegen uns nicht so freundlich, wie gegen die Weißen? Warum „versorgt er die Holländer mit Wollen- und Leinenzeug, Eisen „und Messing und dergleichen Dingen, und uns nicht?" Die „Antwort lautete natürlich, daß Gott sie keineswegs vernach-

[1]) Dobritzhoffer, *loc. cit.*, vol. II, p. 35, 64.
[2]) Spix and Martius, vol II, p. 242.
[3]) Müller's Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 151.
[4]) Robertson's America, book IV, p. 124.
[5]) Travels, p. 388.
[6]) Pallas, vol. III, p. 433.
[7]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 664.

„lässigt, sondern ihnen Gold, Früchte, Getreide, Ochsen, Ziegen, „Hühner und viele andere zum Leben nöthige Gegenstände als „Beweis seiner unermeßlichen Güte gespendet habe. Allein da „half kein Ueberreden; sie glaubten nicht, daß diese Gaben von „Gott stammten, und erwiederten, das Gold sei aus den Einge„weiden der Erde gegraben; diese, und nicht Gott habe es ihnen „geschenkt; den Reis und den Mais verdankten sie ebenfalls der „Erde; auch erlangten sie dies Alles keineswegs ohne eigene „Arbeit; für das Obst seien sie den Portugiesen verpflichtet, „welche die Bäume pflanzten; ihr Vieh vermehre sich von selbst, „und die Fische liefere ihnen das Meer. Zur Erlangung dieser „Dinge bedürfe es eines ausdauernden Fleißes; ohne sich selbst „abzumühen, würden sie Hungers sterben. Daher fühlten sie „sich auch keineswegs verpflichtet, Gott auch nur für eine einzige „dieser Annehmlichkeiten zu danken". Als Burton den ostafrikanischen Negern von Gott erzählte, fragten diese eifrig, wo er sich aufhalte. „Wir wollen ihn tödten," sagten sie, „denn kein An„derer, als er, verheert unsere Besitzungen, mordet unsere Frauen „und erschlägt unsere Rinder." Der folgende Ausruf, den Burton einst hörte, gewährt uns einen traurigen Einblick in das Denken und Empfinden einer Isa-Frau. Eine alte, jenem Araberstamme angehörende Person litt an Zahnweh und rief betend: „O, Allah, möchten Deine Zähne Dir doch eben so viel „Schmerzen bereiten, wie mir die meinen! o, Allah, möchte Dein „Zahnfleischeben so wund werden, wie meins!" Kann man dies Religion nennen? Gewiß nicht; es ist recht eigentlich das Gegentheil davon!

Nixon [1]), der erste Bischof von Tasmanien, berichtet, daß er bei den Eingeborenen jenes Landes „keine Spur von der Aus„übung irgend einer religiösen Handlung bemerkt habe; sie hätten „niemals eine fromme Regung geäußert, es sei denn, daß man „die Angst vor einem bösen, zerstörungslustigen Geiste, welche das „in ihrer Seele vorherrschende, wenn nicht einzige derartige Ge„fühl war, mit diesem Namen bezeichnen wolle".

Die Neuseeländer [2]) glaubten, daß jede Erkrankung durch

[1]) Bonwick's Daily Life of the Tasmanians, p. 172.

[2]) Taylor's New Zealand and its Inhabitants, p. 34. Shortland, *loc. cit.*, p. 114.

einen besondern Gott hervorgerufen werde. „Tonga war der „Gott, welcher Kopfschmerzen und Uebelkeiten verursachte. Er „schlug seinen Wohnsitz in der Stirn auf. Mako-Tiki, ein Ei„dechsengott, galt als Urheber aller Brustleiden; Tu tangata-kiono „hauste im Magen, Titi-hai erzeugte Fuß- und Knöchelweh; „Rongomai und Tuparitapu war der Gott der Schwindsucht, „und Koro-kio stand den Entbindungen vor.“

Bei den Karolina-Stämmen Nordamerikas „herrscht der „Glaube, daß alle Unpäßlichkeiten durch böse Geister entstehen“.[1])

„Jedes Siechthum,“ sagt Yate[2]), „wird durch Atua be„wirkt; ist derselbe zornig, so kriecht er in Gestalt einer Eidechse „in das Innere des Menschen und zehrt von dessen Eingeweiden, „bis der Tod eintritt. Daher sucht man den Kranken durch Be„schwörungen zu heilen, und bemüht sich, den ergrimmten Gott „durch Güte oder Gewalt auszutreiben. Bei Anwendung der „letzteren bedienen sich die Wilden drohender, beleidigender Aus„drücke.“ Die Stiens von Cambodja „glauben an einen bösen „Geist und legen demselben alle Erkrankungen zur Last. Ist Je„mand leidend, so behaupten sie, daß der Dämon ihn quäle, und „erheben aus diesem Grunde in der Nähe des Kranken Tag und „Nacht einen unerträglichen Lärm“.[3])

„Die Koussa-Kaffern“[4]), sagt Lichtenstein, „führen sämmt„liche Krankheitsfälle auf drei Ursachen zurück. Sie glauben ent„weder von einem Feinde bezaubert zu sein, oder das Mißfallen „gewisser Geister, die in den Flüssen hausen, auf sich gezogen zu „haben, oder in der Gewalt von Dämonen sich zu befinden.“ Bei den Kols von Nagpor wird, nach Dalton's Bericht[5]), „alles „Unwohlsein, das Menschen und Vieh trifft, durch zweierlei Gründe „erklärt. Es entsteht durch den Zorn eines bösen Geistes, der „gesühnt werden muß, oder ist das Werk einer Hexe oder eines „Zauberers“. Die nämliche Anschauung trifft man in der That durchgängig bei allen Ureinwohnern Indiens. „Von einem all-

---

[1]) Jones's Antiquities of the Southern Indians, p. 31.

[2]) Yate's New Zealand, p. 141.

[3]) Mouhot's Travels in the Central Parts of Indo-China, vol. I, p. 250.

[4]) Lichtenstein, vol. II, p. 255.

[5]) Trans. Ethn. Soc., N. S., 1868, p. 30.

„mächtigen und allgütigen Gott," sagt Hunter[1]), „hat ein Santal „keine Ahnung. Seine Religion ist eine Religion der Furcht und „Erniedrigung. Er sieht sich von einer stärkeren Rasse von Land „zu Land getrieben und gehetzt und hält es für unmöglich, daß „ein Wesen, welches ihn an Kraft übertrifft, seine Macht nicht zu „seinem Schaden anwende". Die Circassier[2]) und ein Theil der Chinesen[3]) hegen dieselbe Ansicht.

In manchen Gegenden werden die Irrsinnigen mit großer Ehrfurcht behandelt, weil man ihren Körper für die Wohnstätte eines Gottes hält.[4]) Ein Wilder, welcher annimmt, daß alle Erkrankungen ein Ergebniß der Zauberei sind, hält natürlich auch den Tod für das Resultat magischer Künste. Weit davon entfernt, sich eine Vorstellung von einem zukünftigen Dasein gebildet zu haben, ist er noch nicht einmal zu der Erkenntniß hindurchgedrungen, daß der Tod das naturgemäße Ende unserer irdischen Laufbahn ist. Ungemein häufig finden wir bei den niederen Rassen die Ueberzeugung, daß der Tod nie in Folge naturgemäßer Gründe einträte. Sie glauben vielmehr, daß alle diejenigen, welche keiner äußern Verletzung erlagen, ein Opfer der Zauberei wurden.

Lang[5]) sagt z. B. in seiner Schilderung der Australier, „wenn es auch klar auf der Hand liegt, daß der Tod eines Ein„geborenen das Ergebniß erklärlicher Ursachen war, so behaupten „seine Landsleute doch, daß der Verblichene durch die Zauberer „irgend eines benachbarten Stammes getödtet sei". Die Ureinwohner von Südafrika glauben ebenfalls, daß Niemand eines natürlichen Todes sterbe.[6]) Die Betschuanen und sämmtliche Kaffernstämme, sagt Philip, „können sich nicht denken, daß ein „Mensch umkommen kann, ohne eine Beute des Hungers, der Ge„walt oder der Zauberei geworden zu sein. Selbst dann, wenn „ein Mann in seinem neunzigsten Jahre stirbt, halten sie seinen „Tod, wenn derselbe nicht durch Mangel oder eine äußere Ver„letzung herbeigeführt ward, für Zauber oder Hexenwerk und

[1]) Annals of Rural Bengal, p. 181.

[2]) Klemm, Allgem. Culturgesch. der Menschheit, Bd. IV, S. 86.

[3]) Trans. Ethn Soc. 1870, p. 21.

[4]) Siehe Cook, Voyage to the Pacific, vol. II, p. 18.

[5]) Lecture on the Aborigines of Australia, p. 14. Siehe auch Oldfields Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. III, p. 236.

[6]) Chapman's Travels in Africa, vol. I, p. 47.

„fühlen sich bewogen, eine solche That durch eine blutige Rache zu „sühnen".[1]) Battel sagt, daß die Bewohner der Küste von Guinea „ebenfalls nur den einen Grund für einen Todesfall anzu„geben wissen, daß der Verstorbene durch Zauberei sein Leben ver„loren habe".[2]) Dobritzhoffer[3]) versichert, daß jeder Abipone „selbst dann, wenn Jemand an mehreren Wunden, durch den Ein„sturz seines Hauses oder an gänzlicher Entkräftung sein Leben „einbüßte, bestreitet, daß das Hinscheiden des Betreffenden durch seine „Wunden oder aus Entkräftung eingetreten sei, sondern eifrige Nach„forschungen anstellt, um zu ergründen, welcher Beschwörer ihn tödtete „und aus welchem Beweggrunde derselbe den Mord beging". Stevenson[4]) berichtet: ‚Die südamerikanischen Indianer glauben nie„mals, daß der Tod eine naturgemäße Ursache habe; sie halten „denselben vielmehr stets für eine Wirkung der Zauber- und „Hexenkunst. Deshalb werden beim Ableben eines Angehörigen „ein oder mehrere Wahrsager um Rath gefragt; diese bezeichnen „irgend einen Menschen als den Uebelthäter, und da ihrer Aussage „ein blindes Vertrauen geschenkt wird, so fällt der Unglückliche, „dem sie aus Laune oder Bosheit die Schuld beimessen, als „Opfer". Wallace[5]) fand dieselbe Anschauung bei den Amazonas; Müller[6]) erwähnt ihr häufiges Vorkommen bei den Dacotahs und Hearne[7]) bei den Hudsonsbay-Indianern.

Obgleich ein Geist aus mancherlei Gründen sehr gefürchtet wird, so folgt daraus keineswegs, daß er deshalb unbedingt für weiser oder mächtiger gehalten zu werden pflegt, als ein Mensch. Davon liefern uns unsere heutigen Tischrücker und Geisterklopfer ein gutes Beispiel. Die Eingeborenen der Nikobaren pflegten eine Vogelscheuche aufzustellen, um die „Iwis" aus ihren Dörfern zu vertreiben.[8]) Die Bewohner von Kamtschatka schmähten, nach Kotzebue[9]), ihre Götter, wenn ihre Wünsche nicht erfüllt wurden. Sie

[1]) Philip's South Africa, vol. I, p. 118.

[2]) Adventures of Andrew Battel, Pinkerton, vol. XVI, p. 334. Siehe auch Astley, vol. II, p. 300.

[3]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 84.

[4]) Travels in South America, vol. I, p. 60.

[5]) *Loc cit.*, p. 500.

[6]) Amerikanische Urreligionen, S. 82.

[7]) *Loc. cit.*, p. 338.

[8]) Voyage of the Novara, vol. II, p. 66.

[9]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 13.

verachteten sie sogar. „Wäre Kutka," sagen sie, „nicht so dumm gewesen, so würde er keine unübersteiglichen Felsen und reißenden Gewässer geschaffen haben." [1]) Die Lappländer fertigten, wie Klemm erzählt, Bilder für ihre Götter an, legten diese in verschiedene Kasten und schrieben auf dieselben den Namen des betreffenden Gottes, damit jeder die ihm gehörende Schachtel zu erkennen vermöchte. [2])

Vancouver [3]) erwähnt, daß die Eingeborenen von Owaihi alles Ernstes mit ihrem Gott zürnten, weil er den Tod eines allgemein beliebten jungen Häuptlings, Namens Whokaa, zugegeben habe. Yate erzählt, daß die Neuseeländer [4]) den Atua, den sie für die Ursache gewisser Erkrankungen halten, entweder mit Güte oder mit Gewalt auszutreiben suchen; in dem letzteren Fall „bedienen sie sich höchst zorniger, beleidigender Ausdrücke, und „drohen ihm sogar zuweilen, daß sie ihn tödten und essen „wollen".

In Indien werden die sieben großen „Rishis" oder Büßer in einigen Volksmärchen sogar über die Götter gestellt. Einer von ihnen soll „allen drei indischen Hauptgöttern einen Besuch abge„stattet und ihnen beim Beginn der Unterhaltung einen Fußtritt „versetzt haben! Sein Zweck war, in Erfahrung zu bringen, wie „sie diese Beleidigung aufnehmen und welche Gemüthsart sie dabei „offenbaren würden. Die Büßer zeigten sich jedesmal den „Göttern überlegen und bestraften sie streng, sobald sie ihnen „tadelnswerth erschienen". [5])

Der Neger von Guinea schlägt seinen Fetisch, wenn seine Wünsche keine Erhörung finden, und verbirgt ihn unter seinem Gewande, damit er die beabsichtigte böse That nicht beobachten kann. [6])

Die Betschuanen fluchten während eines Gewitters ihrem

[1]) Klemm, Allg. Culturgesch. der Menschheit, Bd. II, S. 318. Müller's Des. de toutes les Nations de l'Empire Russe, pt. III, p. 92.

[2]) *Loc. cit.*, vol. III, p. 81.

[3]) Voyage of Discovery, vol. III, p. 14.

[4]) Account of New Zealand, p. 141. D'Urville's Voyages de l'Astrolabe, vol. III, pp. 245, 440, 470.

[5]) Dubois, *loc. cit.*, p. 304.

[6]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 668. Tuckey's Exp. to the Zaire, p. 377.

Gotte, weil er ihnen den Donner geschickt habe[1]); die Mincopies[2]) und die Namaquas schossen mit giftigen Pfeilen auf den Sturm, um denselben zu vertreiben.[3]) Befindet sich der Basuto (Kaffer) auf einem Raubzuge, „so stößt er ähnliche Ausrufe und „Laute aus, wie die Hirten beim Weiden der Heerden; er beabsichtiget durch diese Töne die armseligen Götter, des Landes, „in das er einfallen will, hinter's Licht zu führen und ihnen weis „zu machen, daß er ihren Anbetern Vieh zuführe, anstatt es ihnen „zu rauben".[4])

Nach Thomson[5]) nahmen die Eingebornen von Cambodja an, ihr Gott verstehe keine fremde Sprache. Franklin[6]) sagt, daß die Krähen-Indianer ihrem großen Geiste, den sie Kepoochikawn nennen, „mit ungemeiner Cordialität begegnen, daß sie ihre feier„lichen Anreden mit Tadelworten spicken und ihm mit Vernach„lässigung drohen, wenn er ihre Bitten nicht erhört". Die nordaustralischen Eingebornen[7]) „scheuen sich Nachts in die Nähe der „Gräber zu gehen; sehen sie sich doch dazu gezwungen, so tragen „sie eine brennende Fackel in der Hand, um mit Hülfe derselben „die Geister der Dunkelheit fern zu halten".

Die Kyoungtha von Chittagong sind Buddhisten. In ihren Dorftempeln befindet sich ein Glockengestell und ein Enblem Buddhas, welchem die Leute gewöhnlich Abends und Morgens ihre Huldigungen darbringen, „zuerst lassen sie die Glocken ertönen, „damit Buddha erfahre, daß sie da seien".[8]) Die Sintotempel der Sonnengöttin in Japan enthalten ebenfalls eine Glocke, „die dazu „bestimmt ist, die Göttin zu erwecken und ihre Aufmerksamkeit auf „die Gebete der Gläubigen zu lenken".[9]) Nach der Meinung der Brahmanen[10]) bedarf der Opfernde zur heiligen Handlung noth-

---

[1]) Chapman's Travels in Afrika, vol. I, p. 45.

[2]) Day, p. 172.

[3]) Wood's Natural History of Man, vol. I, p. 307.

[4]) Casalis' Basutos, p. 253.

[5]) Trans. Ethn. Soc., vol. VI, p. 250.

[6]) Visit to the Polar Seas, vol. IV, p. 146.

[7]) Keppel's, Visit to the Indian Archipelago, vol. II, p. 182.

[8]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 39.

[9]) Smith's Ten Weeks in Japan, p. 49. Siehe auch Gutzlaff's Three Voyages to China, p. 273.

[10]) Dubois, The People of India, p. 400.

wendig zweierlei Gegenstände: „mehrerer angezündeter Lampen und einer Glocke.“

Die Schamanen der Tungusen und Buräten „font résonner „le tambour magique pour convoquer les Dieux, les Diables „et les Esprits, et pour leurs rendre attentifs“.[1]) Die Tartaren des Altai stellen sich ihren Gott als einen langbärtigen, mit der Uniform eines russischen Dragonerofficiers bekleideten Greis vor.[2])

Selbst die Griechen und Römer glaubten Geschichten von ihren Göttern, die nicht nur deren Sittlichkeit, sondern auch ihre Klugheit und Macht sehr in Frage stellten. Dieselben wurden gar manchmal von den Sterblichen besiegt; sogar Mars, der Gott des Krieges, wurde von Diomedes verwundet und entfloh brüllend vor Schmerz. Die Götter besaßen geringen oder keinen Einfluß auf die Elemente; sie blickten nicht in die Zukunft, und werden uns häufig als moralisch und geistig unter den Menschen stehend geschildert. Selbst Homer scheint den Begriff der Allmacht noch nicht erfaßt zu haben.

Ebenso verwundet Diomed nicht nur die Göttin Venus an der Hand, sondern redet sie mit höchst beleidigenden Worten an.

„Weiche zurück, Zeus' Tochter, aus feindlichem Kampf der Entscheidung,
„Nicht genug, daß du Weiber von schwachem Sinne verleitest?
„Wenn du hinfort in den Krieg dich einmengst, traun ja, ich meine,
„Schaudern sollst du vor Krieg, wenn du fern nur nennen ihn hörest!“[4])

Venus eilt darauf zur Dione, und diese antwortet:

„Dulde, du liebes Kind, und fasse dich, herzlich betrübt zwar!
„Viele der unsrigen schon, die olympische Häuser bewohnen,
„Duldeten Gram von Menschen, indem wir einander gekränket.
„Ares trug's mit Geduld, da die Riesenbrut des Alöeus,
„Otos sammt Ephialtes, ihn hart in Banden gefesselt.
„Dreizehn lag er der Mond' umschränkt vom ehernen Kerker;
„Und er verschmachtete schier, der unersättliche Krieger,
„Wenn nicht der Brut Stiefmutter, die reizende Eëriböa,
„Solches dem Hermes gesagt; der entwendete heimlich den Ares,
„Dem schon fehlte die Kraft; denn die grausame Fessel bezwang ihn.

[1]) Müller, Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. Russe, pt. III, p. 159.
[2]) *Ibid.*, pt. III, p. 142.
[3]) Gladstone's Juventus Mundi, pp. 198, 228. Siehe auch Müller, Sci. System of Mythology, 292.
[4]) Ilias, übers. von J. H. Voß. Gesang 5, V. 348.

„Here auch trug's, als einst Amphitryons mächtiger Sohn ihr
„Mit dreischneidigem Pfeil an der rechten Seit' in den Busen
„Traf: da ward auch sie von unheilbarem Schmerze bewältigt.
„Aïdes selber ertrug, der gewaltige, schnelles Geschoß einst,
„Als ihn eben der Mann, der Sohn des Aegiserschütterers,
„Unten am Thor bei den Todten durchbohrt' und den Qualen dahingab.
„Aber er stieg zum Hause des Zeus und dem hohen Olympos,
„Trauernd das Herz, von Qualen gepeiniget; tief ja geheftet
„War in der mächtigen Schulter der Pfeil und härmte die Seel' ihm.
„Doch auf die Wund' ihm legte Päëon lindernden Balsam,
„Und er genas; denn nicht war sterbliches Loos ihm beschieden."

In der That darf man wohl behaupten, daß ein Wilder vor seinem Häuptlinge eine größere Achtung hegt, als vor seinem Gotte.[1] Wie gering er von Geistern denkt, zeigt sein Benehmen beim Eintreten einer Sonnen- oder Mondsfinsterniß. Der Glaube, daß beide Gestirne lebende Wesen seien, ist sehr verbreitet, daher ist die Annahme begreiflich, daß dieselben bei einer Verfinsterung mitsammen kämpfen oder von bösen Luftgeistern angegriffen werden. Diese Idee erweckt in der Brust des Wilden den uns höchst kindisch erscheinenden Wunsch, der Sonne oder dem Monde seinen Beistand zu leihen. Die Grönländer[2]) betrachten dieselben als Geschwister; die Sonne halten sie für ein weibliches Wesen, das beständig von seinem Bruder verfolgt wird. „Tritt eine Finsterniß „ein, so behaupten sie, der Mond umschleiche ihre Wohnungen, „um ihnen sämmtliche Häute und Eßwaaren zu rauben und die„jenigen zu tödten, welche die Fastenregeln nicht genau befolgten. „Bei dieser Gelegenheit verstecken sie all' ihr Eigenthum. Die „Männer tragen Kisten und Töpfe auf die Dächer und schlagen „dieselben mit lautem Getöse an einander; durch diesen Lärm „hoffen sie dem Monde Furcht einzuflößen und ihn zum Rückzuge „zu bewegen. Bei einer Sonnenfinsterniß kneifen die Frauen den „Hunden in die Ohren; das Schmerzgeheul derselben ist ein „Zeichen, daß das Ende der Welt noch nicht hereingebrochen ist."

„Die Irokesen," sagt Mitchill[3]), „wähnen, jede Finsterniß „werde durch einen bösen Geist bewirkt, der Unheil sinnend das „Licht auffange, welches bestimmt ist, der Erde und ihren Bewoh-

[1]) Siehe Burton's Abbeokuta, vol. I, p. 180. Dubois, *loc. cit*, pp. 304, 430.
[2]) Crantz, vol. I, p. 232.
[3]) Archaeol. Americana, vol. I, p. 351.

„niern zu leuchten. Daher herrscht beim Eintreten eines solchen „Ereignisses die größte Unruhe. Sämmtliche Mitglieder des „Stammes hegen den lebhaften Wunsch, den Dämon zu ver„treiben, um die baldige Befreiung der gefangenen Strahlen zu „ermöglichen. Zu diesem Zwecke suchen sie den Unheilstifter durch „lautes Schreien, Wehklagen, Trommeln und Schießen zu er„schrecken. Dies gelingt ihnen stets; er weicht ihrem Muthe und „ihrer Beharrlichkeit. Fliehend verläßt er den Kampfplatz, und „das gehemmte Licht ergießt sich auf's Neue über die Erde."

„Die Caraiben," sagt Lafitau, „versichern beim Eintreten „einer Finsterniß, der Mond sei entweder krank oder von Feinden „angegriffen; diese letzteren suchen sie durch Tanzen, Schreien und „Rasseln mit der heiligen Klapper zu vertreiben." [1]) Die Chiquito-Indianer glauben nach Dobritzhoffer's [2]) Bericht „Sonne und „Mond würden während der Finsterniß auf's grausamste von „Hunden zerrissen, die bei eintretender Dämmerung die Luft er„füllten. Die blutrothe Farbe der Himmelslichter schreiben sie „den Bissen der unholden Thiere zu. Um ihre theuren Gestirne „vor den Angriffen dieser ätherischen Bulldoggen zu schützen, sen„den sie unter lautem Geschrei einen Pfeilregen in die Luft empor". „Befürchten die Guaycurus," sagt Charlevoix, „das Herannahen „eines Gewitters, so verlassen sie schleunigst ihre Städte; die „Männer bewaffnen sich mit ihren Mankanas; die Frauen und „Kinder wehklagen, so laut sie können, denn durch ihr Rufen und „Toben glauben sie den Teufel zu verscheuchen, der das Unwetter „zu erregen sucht." [3]) „Die alten Peruaner pflegten ihre Hunde „bei jeder Verfinsterung des Mondes zu schlagen, damit ihr Ge„heul denselben aus der Ohnmacht erwecke, in die sie ihn ge„sunken glaubten." [4])

Die Chinesen von Kiatka schrieben jeden solchen Vorfall einem bösen Geiste zu, der mit seiner Hand den Mond bedecke. Um diesen zu vertheidigen, verursachten sie ein möglichst lautes Geräusch. [5]) Die Stiens von Cambodja [6]) erklärten im Verein mit

[1]) Lafitau, vol. I, pp. 248, 252. Tertre, History of the Caribby Islands, p. 272. Depons' Trav. in S. America, vol. I, p. 197.

[2]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 84.

[3]) History of the Paraguay, vol. I, p. 92. Siehe auch p. 203.

[4]) G. de la Vega, vol. I, p. 181; Martius, *loc. cit.* p. 32.

[5]) Pallas, vol. IV, p. 220.

[6]) Mouhot's Travels in Indo-China, vol. I, p. 253.

den Cambodiern selbst jede Finsterniß durch die Behauptung, „daß „ein böses Wesen Sonne und Mond verschlungen habe. Um ihre „Befreiung zu erwirken, erhoben sie einen entsetzlichen Lärm, „schlugen das Tantam, stießen ein wildes Geheul aus und schossen „unermüdlich ihre Pfeile in die Luft, bis die Sonne wieder er„schien".

„Die Bewohner von Sumatra [1]) lassen ebenfalls bei solchen „Gelegenheiten schallende Instrumente mit lautem Gerassel er„tönen. Sie hoffen dadurch das eine Licht vom Verschlingen des „andern zurückzuhalten. In gleicher Weise wähnen die Chinesen „„den Drachen" verscheuchen zu können. Dieser Ausdruck und „Aberglaube verdankt seine Entstehung der alten Astronomie (be„sonders der hindustanischen), nach welcher die Zinken des Mon„des der Kopf und der Schwanz eines Drachen sind. Man er„zählt ferner von einem Mann im Monde, der beständig mit „Spinnen beschäftigt ist. Da jede Nacht eine Ratte ihm den „Faden zerbeißt, sieht er sich genöthigt, sein Werk stets von Neuem „zu beginnen."

Speke sagt [2]): „In Ostafrika erlebte ich einst eine par„tielle Mondfinsterniß; sämmtliche Vanguana marschirten singend „und ihre zinnernen Kochtöpfe aneinander schlagend zwischen Ru„manika's und Ruanagi's Hütten hin und her, um den Sonnen„geist zu verjagen, der den Mond, den Hauptgegenstand ihrer „Verehrung, zu verschlingen drohte". Nach Lander's [3]) Angabe wird zu Bussa in Central-Afrika jede Finsterniß einem Angriff der Sonne auf den Mond zugeschrieben. So lange die Dunkelheit anhält, bemühen sich die Eingeborenen, „durch heftigen Lärm „die Sonne in ihre eigentliche Sphäre zurückzutreiben, damit der „Mond wieder wie ehedem die Welt mit seinem Licht erleuchte".

Ich selbst erlebte vergangenes Jahr zu Tarhoot in Oberägypten eine Mondfinsterniß und sah die Eingeborenen ihre Gewehre abfeuern, um den Feind des Mondes zu verjagen oder, wie einige sagten, ihre Freude über die überwundene Gefahr an den Tag zu legen; doch muß ich bemerken, daß das Schießen bereits während der Finsterniß begann.

---

[1]) Marsden's History of Sumatra, p. 194. Anderson's Mission to Sumatra, p. 76.

[2]) Speke, p. 243.

[3]) R. and J. Lander's Niger Expedition, vol. II, p. 180, 183.

Ich verschiebe auf ein anderes Capitel die Erörterung der Vorstellungen, welche die Wilden von der Seele haben, möchte jedoch bereits an dieser Stelle bemerken, daß eine der Hauptschwierigkeiten zur Erlangung eines klaren Einblickes in die Religionssysteme der niederen Rassen aus einer häufig vorkommenden Verwechselung zwischen dem Glauben an einen sterblichen Geist (Gespenst) und einem unsterblichen Geiste besteht. Doch sind diese beiden Begriffe wesentlich verschieden. Die Unsterblichkeit des Geistes folgt noch nicht aus seiner Fortdauer nach dem Tode des Körpers. Burton, einer unserer gründlichsten Forscher, sagt: „Die Neger glauben an Gespenster, doch nicht an Geister, an „körperlose Erscheinungen, die jedoch kein ewiges Leben haben". [1]) Da sie nur auf das diesseitige Leben rechnen, so erlischt für sie jegliche Hoffnung mit dem letzten Pulsschlage. Sie ringen und erliegen fast unter der Last der Verzweiflung. „Amekwisha", d. h. „es ist mit ihm zu Ende", ruft der Ostafrikaner am Grabe seines entschlafenen Verwandten oder Freundes. „Es ist für immer vorbei", singen die Westafrikaner. Bei der leisesten Erinnerung an das Ende des Lebens erblassen ihre schwarzen Wangen. „Ach," wehklagen sie, „wie traurig ist es, zu sterben und Haus und „Heimath, Frau und Kinder zu verlassen, um niemals wieder „weiche Kleider zu tragen, sich am Fleische zu erlaben und Taback „zu rauchen". Die Bongos von Sudan besitzen, sagt Schweinfurth [2]), nicht die leiseste Ahnung von der Unsterblichkeit. Sie haben nicht mehr Begriffe von der Fortdauer der Seele oder irgend einer derartigen Lehre, als von dem Vorhandensein eines Oceans. Die Hudsonsbay-Indianer hatten, wie uns Hearne [3]), ein guter Beobachter und gründlicher Kenner, versichert, keine Vorstellung von einem Dasein nach dem Tode.

Zuweilen glauben die Wilden, der Geist überlebe den Körper für eine kurze Zeit und halte sich in der Nähe seiner ehemaligen Hülle auf. „Frage den Neger," sagt Du Chaillu [4]), „wo der Geist seines „Großvaters sei, er wird dir antworten, „ich weiß es nicht; er „„ist nicht mehr vorhanden". Forschest du nach dem Geiste seines

---

[1]) Burton, Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. I, p. 323.
[2]) Schweinfurth. Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 304.
[3]) Ebendaselbst, p. 344. Siehe ferner die vorangegangene S.
[4]) Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. I, p. 309.

„Vaters oder Bruders, der gestern starb, dann ergreift ihn Angst „und Entsetzen; er wähnt, derselbe weile an der Stätte, wo der „Körper ruht, und viele Stämme verlegen ihr Lager unmittelbar „nach dem Tode eines Stammesgenossen.“ Der nämliche Glaube herrscht bei den Amazulu-Kaffern, wie Callaway [1]) nachgewiesen hat; diese Wilden glauben, daß die Geister ihrer verblichenen Brüder und Väter noch leben, weil sie ihnen im Traume erscheinen; in Folge derselben Gedankenverbindung existiren ihre Großeltern auch nicht mehr.

Bosman berichtet: „Die Eingeborenen an der Guinea-Küste „flüstern einander nach dem Ableben eines angesehenen Mannes „bange Befürchtungen zu; diese Sorgen entstehen aus dem Aber„glauben, daß der Todte mehrere Nächte hintereinander seine ehe„malige Wohnstätte aufsuche“. [2]) Hiernach scheint angenommen zu werden, daß die Fähigkeit eines dem Körper entflohenen Geistes etwa der entspricht, welche der Betreffende bei seinen Lebzeiten besaß.

Für die Entschlafenen selbst ist der Blick in die Zukunft ebenfalls ein trostloser. Nach Livingstone wähnen z. B. die Eingeborenen von Angola, „daß jeder Mensch nach seinem Ableben voll„ständig in die Gewalt der körperlosen Geister gerathe, und die „Aussicht, denselben unbedingt folgen zu müssen, verursacht ihnen „große Betrübniß“. [3])

Andere Neger glauben, daß sie nach dem Tode weiße Menschen werden. [4]) Diese merkwürdige Annahme kommt außerdem in Australien [5]), in Tasmanien [6]), in Tanna [7]), Neu-Guinea [8]) und Neu-Caledonien [9]), also mindestens bei vier der allerverschiedensten Rassen vor. Stirbt ein Tipperah von Chittagong fern von den Seinen, so spannen die Verwandten einen Strick über alle Flüsse, die ihn von der Heimath trennen, damit der Geist des Todten

---

[1]) The Religious System of the Amazulu, 1860.

[2]) Bosman, *loc. cit.*, p. 402.

[3]) Travels in Africa, p. 440.

[4]) Bosman, *loc. cit.*, p. 401.

[5]) Lang's Queensland, pp. 348, 354.

[6]) Bonwick's Daily Life of the Tasmanians, p. 184.

[7]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 424.

[8]) Gill, Journ. R. Geog. Soc. 1873, p. 33.

[9]) Brenchley's Cruise of the „Curaçoa“, p. 342. Siehe auch Burton's Dahomey, vol. II, p. 165.

zum väterlichen Dorfe zurückzukehren vermöge; sie behaupten, „kein „Geist könne ohne äußere Hülfe fließende Gewässer überschreiten; „deshalb überbrücken sie sämmtliche Ströme in der angegebenen „Weise". [1]) Bekanntlich herrschte ein ähnlicher Aberglaube in Europa, und derselbe kommt noch auf den Fidschi-Inseln vor.

Ferner sollen einige Todesarten nicht nur den Körper, sondern auch den Geist vernichten. So zerschmetterte z. B. ein Buschmann, der eine als Zauberin bekannte Frau ermordet hatte, den Kopf der Leiche mit großen Steinen und begrub sie. Auf dem Grabe entfachte er ein heftiges Feuer und sagte zu Lichtenstein, er thue dies, damit sie nicht wieder auferstehe und „ihn beunruhigen könne". [2]) Die Neuseeländer glaubten, daß das Verzehren eines Menschen denselben nicht nur körperlich, sondern auch geistig vernichte. Die nämliche Ideenverbindung beeinflußte offenbar den Californier, welcher, wie Gibbs berichtet, die Unsterblichkeit der weißen Menschen nicht bezweifelte, weil diese ihre Todten begraben, das Fortleben seiner Landsleute jedoch entschieden bestritt, da diese die Leichen zu verbrennen pflegen. [3])

Diese Fälle beweisen, daß die Fortdauer des Geistes häufig von der Todes- und Bestattungsart abhängig gedacht wird. Das ist absurd, aber nicht unlogisch Der Wilde stellt sich einen Geist als ein einigermaßen ätherisches, doch nicht ganz stoffloses Wesen vor, das folglich in gewaltsamer Weise verletzt werden kann. Einige Rassen glauben nicht nur an Geister verstorbener, sondern noch lebender Menschen. Die Fidschi-Insulaner [4]) behaupten, „daß der Geist eines solchen den Körper verlassen könne, „um andere schlafende Personen zu beunruhigen. Die Seele „eines Ohnmächtigen oder Sterbenden soll, wie sie sagen, zuweilen „durch Nachrufen zurückgehalten werden können".

Selbst bei entwickelteren Vorstellungen von der Seele und einem zukünftigen Leben finden wir noch stets Anschauungen, die unserm eigenen Glauben durchaus nicht entsprechen. So nehmen z. B. die Caraiben und Rothhäute an, daß der Mensch mehr als eine Seele besitze; eine Idee, zu der sie vermuthlich durch das

---

[1]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 84.
[2]) Lichtenstein, vol. II, p. 61.
[3]) Schoolcraft's Indian Tribes, Pt. III, p. 107.
[4]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 242.

Schlagen des Herzens und der Pulse gekommen sind. Denn jede dieser Bewegungen halten sie für Beweise eines selbstständigen Lebens. Auf diese Weise erklären sie auch die Unbeständigkeit des menschlichen Charakters.

Der Glaube an Geister ist daher wesentlich verschieden von der Vorstellung, die wir von einem zukünftigen Leben haben. Geister oder Gespenster sind sterblich; sie verweilen auf Begräbnißplätzen und umschweben ihr eigenes Grab. Selbst auf einer höheren Stufe ist die Wohnstätte der abgeschiedenen Seele nicht ein Himmel, sondern nur eine bessere Erde.

Die Kunst des Wahrsagens und Zauberns ist so weit verbreitet, daß man sie mit Recht als eine universale bezeichnen darf. Ihre eigenthümlichen Kennzeichen sind allgemein bekannt; daher werde ich hier nur einige erläuternde Beispiele anführen.

Whipple [1]) beschreibt eine Wahrsagerscene, die er bei den Cherokesen erlebte, folgendermaßen: „Nachdem der Priester eine „lebhafte Anrede gehalten hatte, nahm er eine merkwürdig gewundene Flasche, füllte sie mit Wasser und that eine schwarze Masse „hinein. Diese bewegte sich auf sein Geheiß von einer Seite zur „andern und vom Boden bis zum Halse des Gefäßes. Sprach „er von Gefahren und Feinden, dann entwich die bezauberte „Substanz von der Spitze seines Messers. Sobald er jedoch von „Frieden und Sicherheit redete, kehrte sie zurück und haftete an „demselben, bis sie sich schließlich aus dem Wasser erhob. Der „Priester erklärte darauf diese Vorbedeutung und theilte dem Volke „mit, daß der Friede Bestand haben werde, da kein Feind in der „Nähe sei". In Westafrika [2]) „dienen Nüsse zum Wahrsagen. Sie „heben dieselben auf, angeblich ohne sie vorher untersucht zu haben, „und werfen sie dann wieder hin. Darauf zählen sie dieselben und „bilden ihre Antwort, je nach der geraden oder ungeraden Anzahl „der Nüsse". Die Neger von Ekba [3]) „fragen Schango um Rath, „indem sie sechszehn durchbohrte Otterköpfchen in die Höhe schleudern; fallen acht aufwärts und acht niederwärts, so bedeutet „dies Friede; zeigen sämmtliche Muscheln ihre obere Seite, so „gilt das ebenfalls als gutes Zeichen; liegen dagegen alle mit den „Zähnen auf dem Boden, so giebt es Krieg".

[1]) Report on the Indians Tribes, p. 35.

[2]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 674.

[3]) Abbeokuta, vol. I, p. 188.

Die Lappländer haben eine merkwürdige Art des Wahrsagens. Sie legen ein Schulterblatt in's Feuer und prophezeien die Zukunft aus der Lage der durch die Gluth entstandenen Risse (Fig 15—17). Die nämliche Sitte findet sich bei den Mongolen [1]), Tungusen [2]), Affghanen [3]), den Beduinen und sogar in England. [4]) Obschon der Knochen durch die Hitze und den Luftzug verschiedenartige Risse enthält, kehren doch meistens bestimmte Hauptlinien wieder, deren Bedeutung fest bestimmt ist. Die folgende Abbildung eines kalmückischen Exemplares ist nach Klemm angefertigt, welcher nach Pallas' Angaben die Bedeutung der verschiedenen Risse erklärt.

Fig. 15.

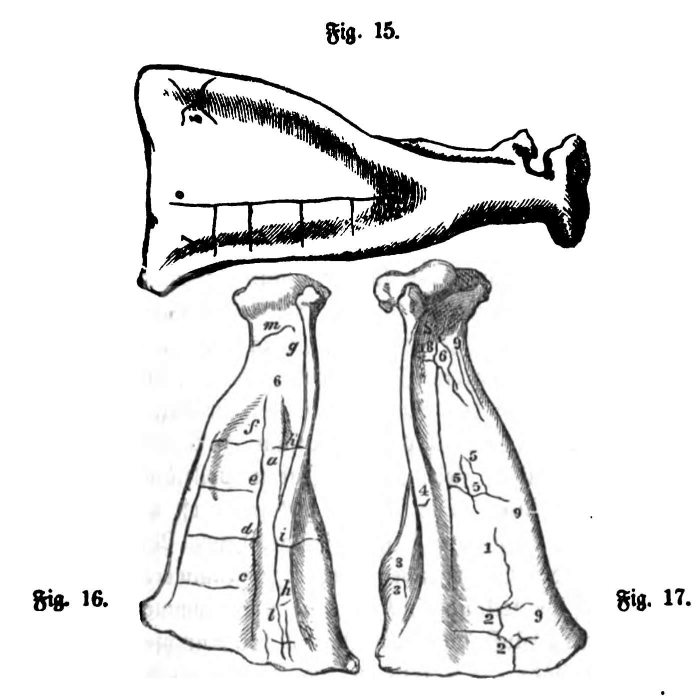


Fig. 16. Fig. 17.

Schulterblätter, welche zum Wahrsagen vorbereitet sind. (Klemm, Culturgeschichte der Menschheit. Band III, S. 200.)

---

[1]) Klemm, Culturgeschichte der Menschheit, Bd. III, S. 199.
[2]) Müller's Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. de Russie, Pt. III, p. 163.
[3]) Masson's Journeys in Beloochistan, vol. III, p. 334.
Tylor's Primitive Culture, vol. II, p. 113.

Andere Jakuten behaupten die Zukunft aus den Linien der innern Handfläche weissagen zu können.[1] Die Chippewyans (Athapasken) von Nordamerika zeichnen ebenfalls ihre magischen Striche auf Schulterblätter, welche sie in's Feuer werfen.[2] Williams[3] beschreibt mehrere Arten der Wahrsagerei, die auf den Fidschi-Inseln üblich sind.

Callaway liefert einen interessanten Bericht von der bei den Zulus üblichen Wahrsagekunst und erzählt, wie einst die fragenden Personen durch ihr zurückhaltendes Benehmen dem Zauberer keinen Anhalt zu einer passenden Antwort gaben und dieser ihnen daher ärgerlich sagte, sie verständen nicht, mit einem Propheten zu sprechen. Er wolle ihnen seinen Diener senden, der ihre Wünsche vernehmen und an ihrer Statt die Fragen stellen solle. Diese amüsante Anekdote erläutert gar trefflich die Art, wie solche Leute sich hinter's Licht führen lassen.[4]

Anderson erzählt eine ähnliche Geschichte von West-Yunan.[5] „Drei Männer waren auf die Kakhyenhügel gegangen, und ihre „Familien hörten, daß einer von ihnen gestorben sei. Die alten „Hexen wollten die Wahrheit des Gerüchtes ergründen und er„forschen, welcher von ihnen in's Nâtland eingegangen sei. Um „dies zu erfahren, hatten sie die drei Reisenden durch drei Stück„chen Baumwolle repräsentirt, die etwas gedreht und durch ein „Nadelöhr gezogen waren. Jeder dieser Fäden erhielt ein beson„deres Abzeichen und den Namen des betreffenden Mannes und „wurde mitsammt der Nadel behutsam in's Wasser gelegt. „Es bedurfte einiger Zeit, ehe der Faden vollständig durchnäßt „ward und untersank. Die Nadel, welche zuerst den Grund be„rührte, deutete damit an, daß derjenige, dessen Namen sie trug, „in das Land der Vergessenheit hinübergeschlummert war."

Wird auf Neuseeland ein Kriegszug unternommen, so pflanzen die Eingebornen häufig vor dem Beginn des Kampfes zwei Reihen Stäbe in die Erde. Die erste vertritt die eigene Partei, die an-

[1]) Müller's Descr. de tout. les Nat. de l'Empire de Russie, Pt. III, p. 163.

[2]) Tanner's Narrative, p. 192.

[3]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 228. Siehe ferner Mariner's Tonga Islands, vol. II, p. 239.

[4]) Religious System of the Amazulu, Pt. III, p. 328.

[5]) Exped. to Western Yunan, p. 236.

dere das Heer des Feindes. Beugt der Wind die letzteren rückwärts, so bedeutet das eine Niederlage des Gegners; neigt er sie nach vorne, so wird derselbe siegreich sein; steht sie unbeweglich, dann bleibt der Ausgang des Streites unentschieden.[1]) Die nämliche Deutung wird auf die erste Reihe Stäbe angewandt.

Dies ist freilich nur Wahrsagerei, doch von derselben bis zur Zauberei ist nur ein kurzer naturgemäßer Schritt. Kann der Fall eines Stockes den Fall eines Menschen ankündigen, so muß in gleicher Weise das Herausziehen des Stabes den Tod des Betreffenden bewirken.

Wir finden einen sehr ähnlichen Aberglauben im Westen des schottischen Hochlandes. In der Erzählung „the Sea Maiden" erscheint eine Seejungfrau einem Fischer und giebt ihm drei Kerne, aus denen ihm drei Bäume erwachsen sollen. Das Verdorren eines derselben zeigt, so sagt sie, den Tod einer seiner Söhne an, und ihr Wort erfüllt sich.[2]) Ein angeblicher Prophet der Shawnees (Nordamerika) „ließ an Tanner sagen, daß das Feuer in „seiner Wohnung mit seinem Leben in Verbindung stehe. „Du darfst „die Flamme in deiner Behausung niemals erlöschen lassen," „sprach er. „Im Sommer und Winter, bei Tag und Nacht, bei „Sturm und Windstille mußt du stets bedenken, daß das Leben „deines Körpers und das Feuer deiner Wohnung das Nämliche „ist. In dem Augenblicke, wo das Feuer erstirbt, ist dein Leben „beendet".[3])

Gehen die Zulu-Krieger einem Kampfe entgegen, so hängen die Weiber in ihrer Hütte „eine einfache, selbstgeflochtene Binsen„matte an die Wand. So lange dieselbe einen Schatten wirft, „halten die leichtgläubigen Frauen ihre Männer für unversehrt; „ist dies jedoch nicht mehr der Fall, so gerathen sie in tiefe Be„trübniß".[4])

Pater Merolla erwähnt eine Congohexe, die nach seinem Leben trachtete. Der würdige Pater sagt[5]): „In dieser Absicht grub „sie ein Loch in die Erde; das veranlaßte mich, nie lange auf

[1]) Yate's New Zealand, p. 91.
[2]) Campbell's Tales of the West Highlands, vol. I, p. 71.
[3]) Tanner's Narrative, p. 156.
[4]) Arbousset's Tour to the Cape of Good Hope, p. 145.
[5]) Pinkerton, vol. XVI, p 290.

„dem nämlichen Platze zu verweilen, um dadurch ihr böses Vor-
„haben zu vereiteln und nicht die Beute ihrer Hexerei zu werden.
„Soll ihre Zauberkunst den Tod eines Menschen bewirken, so
„pflegen sie ein gewisses Kraut oder eine Pflanze in ein frisch
„gegrabenes Loch zu legen; ist die Staude verdorrt oder verwest,
„so schwinden oder vergehen auch die Lebensgeister und Kräfte
„der betreffenden Personen. Auf den Fidschi-Inseln [1]) giebt es ein
„anderes Verfahren. Eine Kokosnuß wird mit emporgerichteten
„Keimen unter dem Tempelherd vergraben, auf dem ein bestän-
„diges Feuer brennt. Wie das Leben der Nuß erstirbt, so
„schwindet gleichzeitig die Gesundheit und das Leben der Person,
„welche sie repräsentirt. In Matuku befindet sich ein dem Winde
„Tokalau geheiligter Hain. Der Priester verspricht die Vernich-
„tung jeder beliebigen gehaßten Person innerhalb vier Tagen
„unter der Bedingung zu bewerkstelligen, daß derjenige, welcher
„den Tod seines Feindes wünscht, ihm ein Büschel Haare, etwas
„Zeug oder ein wenig Speise bringt, die der Betreffende übrig
„ließ. Er unterhält beständig ein Feuer und nähert sich auf Hän-
„den und Füßen kriechend der heiligen Stätte. Badet sich sein
„erwähltes Opfer vor dem vierten Tage, so ist der Zauber zer-
„stört. — Das gewöhnlichste Verfahren ist jedoch das Vakadra-
„nikau oder das Zerstoßen gewisser Blätter; diese besitzen angeb-
„lich eine magische Kraft und werden von anderen Blättern um-
„hüllt oder in einen kleinen Bambuskasten verborgen in dem
„Garten der zu bezaubernden Person vergraben oder unter das
„Stroh seines Hauses gesteckt. Die Furcht vor solchen Zauber-
„mitteln übt auf die Einbildungskraft der Eingebornen einen so
„bedeutenden Einfluß aus, daß schon manche Personen, welche
„sich von Zauberern beobachtet sahen, sich auf ihre Matte legten
„und aus Furcht starben. Diejenigen, welche argwöhnen, daß
„andere Personen sich gegen sie verschworen haben, vermeiden es,
„in deren Gegenwart zu essen, und achten sorgfältig darauf, kein
„Krümchen von ihrem Mahl zurück zu lassen; auch bewahren sie
„ihre Kleidungsstücke an einem Platze, den Niemand so leicht zu
„finden im Stande ist. Schneidet ein Eingeborener sein Haar,
„so birgt er das Abgeschnittene sorgfältig unter dem Stroh seiner
„Behausung. Einige Wilde bauen sich eine kleine Hütte und

[1]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 248.

„umgeben dieselbe mit einem Graben, damit ein wenig Wasser „den feindlichen Zauber unwirksam mache.“ Wollen die nordamerikanischen Indianer sich den Erfolg eines Krieges, einer Bewerbung oder einer Jagd sichern, so fertigen sie von dem betreffenden Manne, der Frau oder dem Thiere eine rohe Zeichnung oder eine kleine Figur an; hegen sie eine mörderische Absicht, so durchbohren sie die Brust des Bildwerkes, wo nicht, so reichen sie demselben einen Trank.[1]) Als die Menschenopfer verboten wurden, warfen die Römer statt der lebenden Personen Puppen in die Tiber, und in Indien bildeten die Zauberer kleine Lehmstatuen, auf deren Brust sie die Namen derjenigen schrieben, welche sie zu peinigen wünschten. „Sie durchstachen die Abbildungen mit Dornen, oder verstümmelten sie in der nämlichen Weise, wie sie die bezeichneten Menschen zu verletzen gedachten.“[2])

Häufig genügt schon die Kenntniß des Eigennamens einer Person, und in der That herrscht fast auf allen Welttheilen eine mehr oder minder große Unklarheit über den Zusammenhang, der zwischen einem Menschen oder einem Gegenstande und seinem Namen besteht. Das erklärt die große Wichtigkeit, welche in Nordamerika, Polynesien und Südafrika einem Namenswechsel beigelegt wird. Dasselbe gilt von den Negern[3]) und Australiern:[4]) der eigentliche Name eines Menschen wird vielfach verheimlicht, weil man fürchtet, daß derjenige, welcher ihn weiß, eine Gewalt über den Namenträger besitzt.

In einem während des Krieges mit Nepaul aufgefangenen Briefe erließ Gouree Sah folgende Verordnung: „Erforscht den „Namen des kommandirenden Generals der britischen Armee, schreibt „denselben auf ein Stück Papier, nehmt dieses mit etwas Reis „und Safran und sprecht darüber dreimal die große Beschwörungsformel. Ist das geschehen, so laßt Pflaumenholz kommen und „verbrennt es mit einander“.[5])

Ja, selbst die Römer vollzogen bei der Belagerung einer Stadt eine seltsame, durch den nämlichen Gedanken hervorgerufene Handlung. Sie beteten zur Schutzgottheit der Stadt und suchten

[1]) Tanner's Narrative, p. 174.
[2]) Dubois, The People of India, p. 347.
[3]) Burton's Dahomey, vol. II, p. 284.
[4]) Prichard's Nat. His. of Man, vol. II, p. 492.
[5]) Fraser's Tour to the Himalas, p. 530.

diese durch Versprechungen und Opfergaben zum Verrath gegen „ihre Freunde und Anbeter zu bewegen. Bei einer solchen Feier„lichkeit war es nothwendig, den Namen des Gottes in Erfahrung „zu bringen. Aus demselben Grunde wurde der Schutzgott „Roms geheim gehalten.[1]) Valerius Soranus soll getödtet wor„den sein, weil er ihn zu enthüllen wagte".[2])

Wie lange sich diese Vorstellung inmitten einer einigermaßen vorgeschrittenen Bevölkerung erhalten kann, sehen wir an Sumatra.[3]) „Die dortigen Eingeborenen pflegen stets auf's gewissen„hafteste das Aussprechen ihrer Eigennamen zu vermeiden. Das „geschieht, wie ich verstanden habe, nicht in Folge eines Aber„glaubens, sondern nur aus übergroßer Förmlichkeit. Fragt ein „mit ihren Sitten unbekannter Fremdling einen Sumatraner um „seinen Vornamen, so geräth derselbe in unbeschreibliche Verlegen„heit. Sobald er sich von seinem Schrecken erholt hat, überlegt „er diese wichtige Angelegenheit mit seinem Nachbar. Er wird „nie in der zweiten, sondern stets in der dritten Person ange„redet; es sei denn, daß ein Vorgesetzter einem Untergebenen einen „Befehl ertheilt. Auch wird dabei stets sein Name oder Titel an„gewandt, und sind diese unbekannt, so bedient man sich statt „dessen eines allgemeinen ehrenvollen Ausdruckes, wie z. B. „apa „„orang kaya punia suka" „was würde Euer Gnaden ergötzen?" „„oder was befehlen Euer Gnaden?" Werden Verbrecher und be„rüchtigte Personen angeredet, so benutzt man zum Zeichen der „Verachtung das persönliche Fürwort „kau" (eine Verkürzung „von angkau)."

Gewöhnlich halten es die „Wilden für unerläßlich, daß der „Zauberer zu seinem Werke etwas erhält, das mit dem erwählten „Opfer in körperlichem Zusammenhange steht; sei es nun eine „Locke seines Haares, etwas von seinem Speichel, einige Schnitzel „von seinen Nägeln oder ein wenig von seinem Essen. Diese „Dinge gelten als das Werkzeug, mit dessen Hülfe der böse Geist „in einen Menschen einzugehen vermag. Sie heißen der belästigende „oder Belästigung verursachende Tubu. War derselbe herbeige„schafft, so ward der Tara ausgeführt; das heißt, der Zauberer

---

[1]) Lord Kames' History of Man, vol. IV, p. 226. Ortolan's Justinian, vol. I, p. 8.

[2]) Plinius, III, Cap. IX.

[3]) Marden's History of Sumatra, p. 286.

„nahm das Haar, den Speichel oder die sonstige Substanz, welche „dem Opfer angehört hatte, mit in sein Haus oder Marae und „sprach dort Beschwörungsformeln und Gebete darüber aus. In „Folge dessen fuhr — so glaubten sie — der böse Geist in den „Tubu und durch denselben in die Person, die von ihm besessen „werden sollte". [1])

In seiner Schilderung der Neuseeländer erzählt Taylor [2]), „daß derjenige, welcher einen Mitmenschen durch Zauberei zu „schädigen wünsche, eine Haarlocke, etwas Speichel oder ein wenig „von seinem Essen zu erlangen suche. Gelingt ihm das, so spricht „er über diesen Gegenstand einen Karakias aus und vergräbt „ihn dann. Die Verwesung desselben soll das Hinsiechen des „Feindes bewirken. Dies geschah jedenfalls, sobald der Betreffende „die beabsichtigte Zauberei erfuhr; die Furcht bewerkstelligte sicher„lich die Erfüllung des bösen Wunsches. Derjenige, welcher „einen Gegner auf diese Weise zu beseitigen wünschte, fastete drei „Tage; am vierten aß er und sein Opfer starb".

Seemann [3]) sagt, „daß auch der Fidschi-Insulaner, welcher den „Tod eines Menschen durch andere Mittel als durch offne Gewalt „oder heimliche Vergiftung herbeizuführen wünscht, den Rath eines „Zauberers in Anspruch nimmt; er sorgt dafür, daß seine Ab„sicht allgemein bekannt werde. Der Zauberer sucht nun sofort „irgend einen Gegenstand zu erlangen, der bis dahin im Besitz „der angefeindeten Person war. Ist das geschehen, so verbrennt „er das Erhaltene mit gewissen Blättern, und ist sein Ruf be„gründet, so pflegt sein Werk in zehn Fällen neunmal von Er„folge gekrönt zu sein, und stirbt das betreffende Individuum „nicht, so erkrankt es doch stets in Folge nervöser Furcht. Ein „ähnliches Verfahren wird zur Entdeckung von Dieben ange„wandt".

Turner sagt, daß die Eingebornen von Tanna [4]) in ähnlicher Weise Krankheiten erzeugen. Grey beschreibt folgende Beschwörungsscene von Neuseeland: [5]) „Die Priester gruben ein großes

---

[1]) Williams' Polynesian Researches, vol. II, p. 228.

[2]) New Zealand and its Inhabitants, pp. 98, 167. Siehe ferner Shortland's Tradition of the New Zealanders, p. 117.

[3]) A Mission to Viti, p. 189.

[4]) Nineteen Years in Polynesia, p. 90.

[5]) Polynesian Mythology, p. 168.

„Loch; dieses nannten sie die Grube des Zornes, und es war dazu „bestimmt, die Geister ihrer Feinde aufzunehmen, welche sie da- „selbst erdrosseln und vernichten wollten. Als die Höhlung fertig „und die erforderlichen Beschwörungsformeln gesprochen waren, „ergriffen sie große Muscheln, um mit denselben die Geister ihrer „Feinde in das Loch zu scharren. Auch hierbei murmelten sie „Zaubersprüche. Dann ward die Grube mit Erde gefüllt und „diese mit den Händen niedergedrückt. Darüber legten sie bezau- „berte Gewänder und aus Flachsblättern geflochtene Körbe, „welche die also ermordeten Geister ihrer Feinde festhalten sollten. „Jede dieser Handlungen ward von einem besondern Zauber- „spruche begleitet".

Die Tasmanier [1]) entwandten „etwas von dem Eigenthum des „unglücklichen Gegenstandes ihres Hasses, wickelten es in Fett „und legten es in die Nähe des Feuers; sie glaubten, gleich wie „die Hitze das Fett verzehre, so schwinde auch die Gesundheit des „Betheiligten".

Auch in Nordamerika soll „ein Haar vom Haupte des Opfers „die Wirksamkeit des Zaubers vermehren", und dieselbe Vor- stellung kommt am Cap der guten Hoffnung vor; so erzählt Livingstone [2]) z. B., daß ein Makololo, „dessen Haar geschnitten ist, „den Abfall sorgfältig verbrennt oder vergräbt, damit nichts davon „in die Hände eines mit bösem Blicke begabten Menschen oder „Zauberers falle, der es als Zaubermittel benutzen und ihm Kopf- „schmerzen verursachen könne", und in der That kann man keinen afrikanischen Reisebericht lesen, ohne nicht die namenlose Angst zu bemerken, welche die Bewohner jenes Erdtheils vor der Zauberei empfinden.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß ein Wilder an Zauberei glaubt. Haben doch selbst die civilisirtesten Völker erst vor Kurzem und nicht einmal völlig diesen Aberglauben ver- bannt.

Gleich unseren Geisterklopfern und Tischrückern erzählen die chinesischen Magier [3]), „ohne die Person gesehen zu haben, welche „ihren Rath verlangt, nicht nur ihren Namen, sondern auch ihre

---

[1]) Bonwick's Daily Life of the Tasmanians, p. 178.
[2]) Expedition to the Zambesi, p. 46.
[3]) Astley's Collection of Voyages, vol. IV, p. 205.

„sämmtlichen Familienverhältnisse; sie sagen, wo ihr Haus liegt, „wie viel Kinder sie hat, wie alt dieselben sind, wie sie heißen, „und hundert andere Einzelheiten, von denen man annehmen „darf, daß sie den Dämonen bekannt sind. Dies übt natürlich „auf die schwachen und leichtgläubigen Gemüther der geringen „Leute eine große Wirkung aus.

„Einige dieser Beschwörer lassen, nachdem sie die Dämonen „angerufen haben, die Gestalten der hervorragendsten Männer „ihrer Secte oder ihre Götter in der Luft erscheinen. Früher „konnten sie auch einen Bleistift zum Schreiben bringen, ohne „daß ihn Jemand anfaßte; derselbe beantwortete beliebige Fragen „auf Papier oder Sand. Sie lassen ferner sämmtliche Bewohner „eines Hauses der Reihe nach in einem großen Wasserkessel er„scheinen. In demselben zeigen sie ebenfalls die Veränderungen „an, welche dem Reiche bevorstehen, sowie die angeblichen Würden, „welche diejenigen zu erwarten haben, die zu ihrer Secte über„treten".

„In allen Theilen Indiens," sagt de Faira [1]), „giebt es staunens„werthe Zauberer. Als Vasco de Gama seine Entdeckungsreise „machte, zeigten einige derselben den Leuten in Kalekut in einem „Wasserbassin die drei Schiffe, welche er bei sich hatte. Als Don „Francisko de Almeyda, der erste Vicekönig von Indien, nach „Portugal zurückkehrte, weissagten ihm einige Zauberinnen aus „Kochin, er würde das Cap der guten Hoffnung nicht passiren, „und wirklich ward er daselbst begraben." (Dies ist nicht ganz richtig, denn er segelte am Cap vorbei und ward einige Meilen jenseits in der Bucht beerdigt, wie wir später sehen werden.) „Das Folgende ist noch merkwürdiger. In Maskat giebt es „Zauberer, welche das Innere eines Gegenstandes mit alleiniger „Hülfe ihrer Augen aussaugen können. Vermöge ihrer Sehkraft „ziehen sie das Eingeweide aus jedem beliebigen Körper und „tödten auf diese Weise manchen Menschen. Einer dieser Zauberer „heftete seine Augen auf eine Bateka oder Wassermelone und zog „das Innere derselben aus, denn als man sie aufschnitt, war sie „leer, und gleichzeitig spie der Zauberer das Fleisch der Frucht „aus seinem Munde und überzeugte so die Zuschauer von seiner „Kunst."

---

[1]) Citirt in Astley's Collection of Voyages, vol. I, p. 63.

Pater Merolla [1]), ein Kapuziner-Missionar, erzählt allen Ernstes folgende Geschichte: „Die Armee von Sogno, welche „eine benachbarte Stadt eingenommen hatte, fand in derselben „einen großen Hahn, der trug um sein eines Bein einen eisernen „Ring. Die Soldaten schlachteten ihn, schnitten ihn in Stücke „und legten ihn zum Kochen in einen Topf; als sie ihn verzehren „wollten, begannen die gekochten, gänzlich gesottenen und beinahe „aufgelösten Fleischstücke des Hahnes sich zu bewegen und zu „ihrer früheren Gestalt zusammen zu fügen. Als das geschehen „war, erhob sich der wieder hergestellte Hahn, sprang vom Topf „auf den Boden und spazierte dort so frei herum, als habe man „ihn eben erst ergriffen. Nachdem er auf eine anstoßende Mauer „gehüpft war, erhielt er urplötzlich ein neues Federkleid, flatterte „auf einen nahe stehenden Baum, ließ sich dort nieder, schlug drei „mal mit den Flügeln, vollführte einen entsetzlichen Lärm und „verschwand. Man kann sich leicht vorstellen, welche entsetzliche „Furcht sich bei diesem Anblicke sämmtlicher Anwesenden bemächtigte. Mit tausend Ave Marias auf den Lippen entflohen sie „dem Platze, wo das geschehen war, und begnügten sich damit, „die Einzelheiten dieses Vorganges aus der Ferne zu beobachten".

„Die Wahrheit der Zauberkraft anzuzweifeln," sagt Lafitau [2]), „est une industrie des athées, et un effet de cet esprit d'irréligion qui fait aujourd'hui des progrès si sensibles dans le „monde, d'avoir détruit en quelque sorte dans l'idée de ceux-„mêmes qui se piquent d'avoir de la religion, qu'il se trouve „des hommes qui ayent commerce avec les démons par la „voye des enchantements et de la magie. On a attaché à „cette opinion une certaine faiblesse d'esprit à la croire, qui „fait qu'on ne la tolère plus que dans les femmelettes et dans „le bas peuple, ou dans les prêtres et dans les religieux, „qu'on suppose avoir intérêt à entretenir ces visions populaires qu'on homme de sens aurait honte d'avouer. Pour „établir cependant cet esprit d'incrédulité, il faut que ces „prétendus esprits forts veuillent s'aveugler au milieu de la „lumière, qu'ils renversent l'Ancien et le Nouveau Testament,

[1]) Voyage to Congo, Pinkerton, vol. XV, p. 229.
[2]) *Loc. cit.*, vol. I, p. 374.

„qu'ils contredisent toute l'antiquité, l'histoire sacrée et la pro-
„fane. On trouve partout des témoignages de ce commerce
„des hommes avec les divinités du paganisme, ou pour mieux
„dire avec les démons".

Lafitau bestreitet allerdings nicht, daß einige Zauberer Betrüger waren, behauptet aber, daß „ce seroit rendre le monde „trop sot, que de vouloir le supposer pendant plusieurs siècles „la dupe de quelques misérables joueurs de gobelets". Ja er versichert sogar [1]), daß Amerika aus irgend einem geheimnißvollen Grunde dem Teufel überantwortet sei und dadurch die merkwürdige Uebereinstimmung zwischen einigen religiösen Ceremonien u. s. w. der neuen und der alten Welt durch die Hypothese erklärt werde, daß „le démon, jaloux de la gloire de „Dieu, et du bonheur de l'homme, a toujours été attentif à „dérober à l'un le culte qui lui est dû, et à perdre l'autre, „en le rendant son adorateur. Pour cela il a érigé autel „contre autel, et a affecté de maintenir le culte qu'il vouloit „se faire rendre par les effets d'une puissance surhumaine, „qui imposassent par le merveilleux, et qui fussent imités et „copiés d'après ceux dont Dieu donnoit à son peuple des té„moignages si authentiques par l'évidence des miracles qu'il „faisoit en sa faveur".

Pater Labat [2]) bemerkt ebenfalls: „Qu'on exagère souvent „dans ce qu'on en dit; mais je crois qu'il faut convenir que „tout ce qu'on dit n'est pas entièrement faux, quoiqu'il ne „soit peut-être pas entièrement vrai. Je suis aussi persuadé „qu'il y a des faits d'une vérité très-constanté"; und nachdem er drei oder vier solcher angeblichen Fälle angeführt hat, schließt er mit den Worten: „Il me semble que ces quatre faits suffi„sent pour prouver qu'il y a véritablement des gens qui ont „commerce avec le diable, et qui se servent de lui en bien „des choses".

Selbst einige der neueren Missionäre behaupteten in Uebereinstimmung mit William's Aussage, daß die polynesischen Zauberer in Wahrheit übernatürliche Kräfte besitzen müßten. [3]) Ja, Williams selbst hielt es nicht für unmöglich.

---

[1]) *Loc cit.*, vol. I, p. 355.

[2]) Voyage aux Iles de l'Amérique, vol. II, p. 57.

[3]) Polynesian Researches, vol. II. p. 226.

Es ist allerdings unbegreiflich, daß es Europäer giebt, die solche Ansichten haben, und Missionäre, welche so abergläubisch und unwissend sind, sollten lieber lernen wie lehren; andrerseits wird es uns nicht befremden, wenn Wilde an Zauberei glauben; auch kann es uns nicht Wunder nehmen, daß die Zauberer selbst von ihrer eigenen Kraft überzeugt sind.

Und in der That dürfen wir keineswegs denken, daß die Beschwörer stets oder auch nur meistens Betrüger sind.

„Die Schamanen von Sibirien," sagt Wrangel[1]), „sind „wahrlich keine gemeinen Spitzbuben, sondern psychologisch merk„würdige Erscheinungen, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen. „So oft ich sie bei ihrer Amtsthätigkeit beobachtete, machten sie „einen unvergeßlichen, unheimlichen Eindruck auf mich. Der „wilde Blick, die blutunterlaufenen Augen, die mühsam arbeitende „Brust, die unarticulirten Ausrufe, die anscheinend unwillkürlichen „Verzerrungen ihres Gesichtes und ihres ganzen Körpers, das „wallende Haar, ja selbst der hohle Ton der Trommel erhöhte die „Wirkung, und ich begreife vollständig, daß dieser Anblick einem „ungebildeten Beobachter als ein Werk böser Geister erscheinen muß."

In seiner Schilderung der Ahts im nordwestlichen Amerika sagt Sproat[2]): „Es ist eine unzweifelhafte Thatsache, daß viele „Zauberer von ihren übernatürlichen Kräften überzeugt sind und „bei der Vorbereitung und Ausübung ihres Berufes die außer„ordentlichsten Beschwerden, sowie Mangel an Nahrung und eine „andauernde geistige Aufregung zu ertragen vermögen".

Dobritzhoffer[3]) kommt ebenfalls zu der Ueberzeugung, daß die abiponischen Zauberer sich für Wesen halten, die mit höherer Weisheit begabt sind als andere Menschen, und Müller[4]) ist gleichfalls der Meinung, daß sie allen Ernstes selbst an sich glauben.

„Wir würden die brasilianischen Zauberer falsch beurtheilen," sagt Martius,[5]) „wollten wir sie als bloße Betrüger betrachten; „allerdings machen sie sich kein Gewissen daraus, ihre Neben„menschen zu betrügen, so oft sie können."

---

[1]) Siberia, p. 124.

[2]) Scenes and Studies of Savage Life, p. 170.

[3]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 68.

[4]) Geschichte der amerikanischen Urreligionen, S. 80.

[5]) Von den Rechtszuständen unter d. Ur. Brasiliens. S. 30.

Auch Williams, der keineswegs geneigt ist, ein gutes Wort für die Zauberer der Wilden einzulegen, giebt zu, daß sie selbst an sich glauben; es ist dies eine Thatsache, welche der Gerechtigkeit halber Beachtung verdient.[1]) Turner berichtet dasselbe von den Zauberern in Tanna.[2])

Dieser Selbstbetrug wird wesentlich verstärkt, wenn nicht hervorgerufen, durch die allgemein verbreitete Sitte des Fastens, welche von allen denjenigen eingehalten wird, welche sich zum Amte eines Zauberers berufen fühlen. Der „Grönländer,“ sagt Crantz[3]), „der ein Angekok zu werden wünscht, meidet allen Verkehr; er geht in eine einsame Höhle oder in eine Einöde und „verbringt dort seine Zeit in tiefem Nachsinnen. Beständig fleht „er zu Torngarsuk, damit er ihm einen Torngak sende. Schließlich wird die Einbildungskraft eines solchen Menschen durch den „gänzlichen Mangel an Umgang, durch das den Körper schwächende „Fasten und die anhaltende geistige Aufregung so verwirrt, daß „er Menschen, Thiere und Ungeheuer zu sehen wähnt. Diese Gebilde hält er natürlich für die Geister, auf die sein ganzes Sinnen „und Trachten gerichtet ist. Sein Körper verliert dabei den „normalen Zustand; es treten Verzückungen ein, die er mit „Freuden begrüßt und zu verstärken strebt.“

Erreicht ein nordamerikanischer Indianer[4]) das Mannesalter, so verläßt er die Seinen und verbringt einige Tage in der größten Einsamkeit. Während dieser Zeit enthält er sich aller Nahrung und liegt immer auf dem Erdboden, bis ihn endlich der Schlaf bezwingt. Das erste Thier, das ihm im Traume erscheint, hält er für bestimmt, ihn durch's Leben zu geleiten.[5]) Den Traum selbst hält er für eine Offenbarung. Die Rothhäute fasten überdies vor jeder großen Unternehmung und glauben, daß ihnen dann im Traume der Weg gezeigt werde, den sie einzuschlagen haben.[6])

Bei den Cherokesen ist das Fasten ebenfalls sehr gebräuch-

---

[1]) Polynesian Researches, vol. II, p. 226.
[2]) Nineteen Years in Polynesia, p. 91.
[3]) History of Greenland, vol. I, p. 210.
[4]) Catlin's North American Indians, vol. I, p. 36.
[5]) Lafitau, *loc. cit.*, vol. I, pp. 267, 290, 331 und besonders 336 und 370. Prichard's Nat. Hist. of Man, vol. II, p. 572.
[6]) Carver's Travels, p. 285.

lich; „der fromme Mann, welcher sieben Tage lang keine Speise „zu sich nimmt, erlangt einen großen Ruf“.[1]) Die Flachköpfe von Oregon haben eine sehr ähnliche Sitte. Bei ihnen pflegt sich jedoch eine Schaar von Jünglingen gemeinsam zurückzuziehen. „Dieselben verbringen drei Tage und Nächte in der Ausübung „dieser Gebräuche, ohne zu essen oder zu trinken. Durch die so „hervorgerufene Ermattung des Körpers und die außerordentliche „Aufregung der Einbildungskraft sinken sie in einen unruhigen „Schlaf, der durch Gesichte unterbrochen wird, die ihrem Geistes- „leben entsprechen.“[2]) Diese Traumbilder halten sie begreiflicher Weise für Geistererscheinungen.

Diejenigen, welche durch andauernde Fasten ihren Geist von allen irdischen Vorstellungen gereinigt haben, sollen einen schärferen Blick in die Zukunft thun können, als andere Sterbliche. Sie werden von den Huronen „Saiotkatta“ und von den Irokesen „Agositnnachen“ genannt; beide Ausdrücke heißen zu deutsch „Seher“.[3])

In Brasilien pflegte der Jüngling, der ein Paje zu werden wünschte, allein auf irgend einen Berg oder sonst einen einsamen Platz zu gehen und dort zwei Jahre lang strenge Fasten einzuhalten, worauf er mit großen Ceremonien dem Stande der Pajes eingereiht wurde.[4]) Bei den Abiponen[5]) und den Karaiben[6]) verfuhren diejenigen jungen Leute, welche sich zum „Keebet“ auszubilden wünschten, in ähnlicher Weise. Bei den südamerikanischen Indianern am Rio de la Plata bereiteten sich die Medicinmänner durch lange Fasten zu ihrem Berufe vor.[7]) Bei den Lappen mußten sich die angehenden Zauberer ebenfalls durch strenge Fasten ihres Amtes werth zeigen.[8])

Auf den ersten Blick möchte es fast scheinen, als ob die Erwähnung der Tänze hier nicht am Orte sei. Bei den Wilden gelten dieselben jedoch nicht als Lustbarkeit. Sie sind vielmehr,

---

[1]) Whipple's Report on Indian Tribes, p. 36.
[2]) Dunn's Oregon, p. 329.
[3]) Lafitau, vol. I, p. 371.
[4]) Martius, Recht. unter d. Ur. Bras., S. 30.
[5]) Dobritzhoffer, vol. II, p. 67.
[6]) Du Tertre, History of the Caribby Islands, p. 342.
[7]) Lafitau, vol. I, p. 335.
[8]) Klemm, Culturg. der Menschheit, Bd. 3, S. 85.

sagt Robertson, [1]) eine ernste und bedeutsame Beschäftigung, welche eine wichtige Rolle bei jeder „Angelegenheit des öffent-„lichen oder privaten Lebens spielt. So oft eine Unterredung „zwischen zwei amerikanischen Stämmen für nothwendig erachtet „wird, so nähern sich die Abgesandten des einen mit feierlichem „Tanze, und überreichen das Calumet oder Sinnbild des Frie-„dens; die Sachems des andern empfangen es mit derselben „Förmlichkeit. Wird einem Feinde der Krieg angekündigt, so ge-„schieht dies durch einen Tanz, der die Empfindungen ausdrückt, „die sie fühlen, und die Rache darthut, die sie durchglüht. Wün-„schen sie den Zorn ihrer Götter zu besänftigen, wollen sie die „Segnungen, die sie von ihnen empfangen haben, preisen — möch-„ten sie ihre Freude über die Geburt eines Kindes, ihren Schmerz „über den Tod eines Freundes kund geben, — so führen sie Tänze „auf, welche den verschiedenen Lebenslagen entsprechen und den „mannigfachen Empfindungen angemessen sind, welche ihre Brust „beseelen. Erkrankt ein Mensch, so halten sie einen Tanz für „das wirksamste Heilmittel. Ist er selbst außer Stande, die An-„strengung einer solchen Bewegung zu ertragen, so übernimmt der „Zauberer oder Beschwörer dieses Amt, in dem Glauben, daß die „Kraft seiner Thätigkeit einen Einfluß auf den Kranken ausüben „könne".

Bei den Kohls von Nagpore beobachtete Dalton [2]) verschiedene Tänze; er sagt, „dieselben stehen alle mehr oder weniger mit „ihrem Gottesdienste in Verbindung".

Die Ostiaken [3]) ehren ebenfalls ihren Gott Yelan durch heilige Schwerttänze.

Figur 18 veranschaulicht einen heiligen Tanz, den die Eingeborenen von Virginia auszuführen pflegen. Höchst interessant ist der Kreis von aufrecht stehenden Steinen, der mit Ausnahme der rohen Bildhauerarbeit, welche die obere Spitze der Steine in Gestalt von Köpfen schmückt, eine auffallende Aehnlichkeit mit unseren sogenannten Druidentempeln hat.

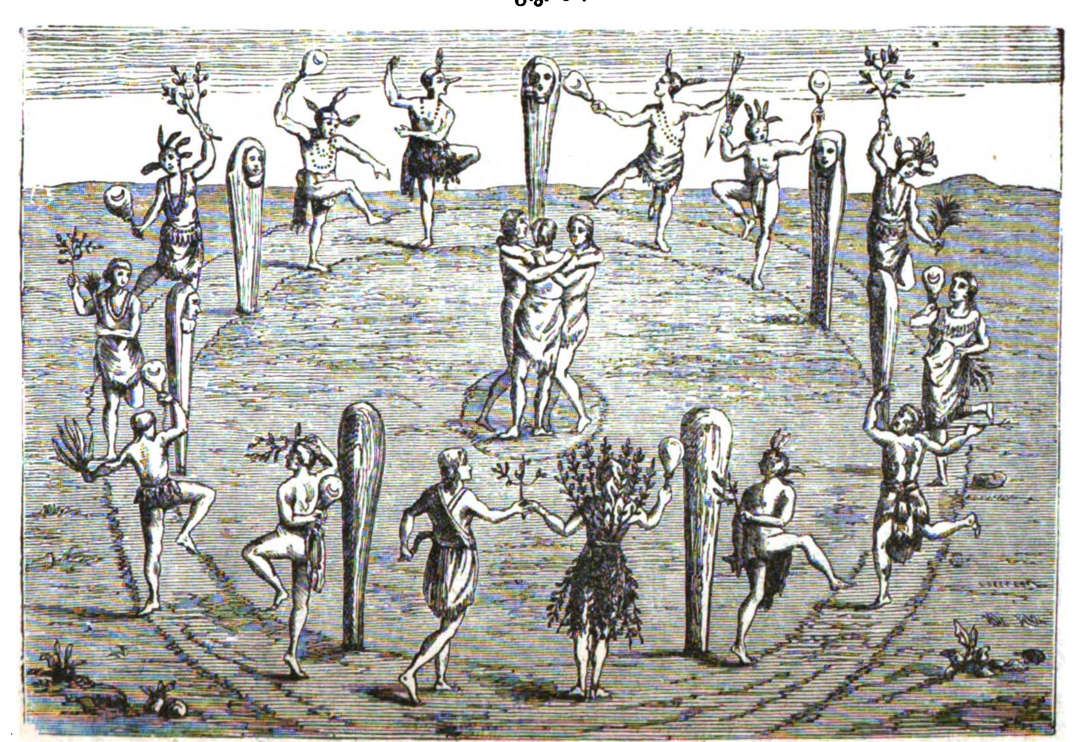
In Brasilien finden wir ebenfalls „einige Stämme, deren „einzige religiöse Handlung in einem Tanz besteht, den sie bei

[1]) Robertson's Amerika, Buch IV, S. 133; siehe ferner Schoolcraft, *loc. cit.*, vol. III, p. 488, über die heiligen Tänze der Rothhäute.

[2]) Trans. Ethn. Soc., vol. VI, p. 30.

[3]) Erma, vol. II, p. 52.

Fig. 18.



Ein Tanz (aus Lafitau's ‚Moeur's des Sauvages').

„dem Tone eines sehr geräuschvollen Instrumentes ausführen“. [1]) Bonwick sagt in seiner Schilderung der Tasmanier, „unter ihren „abergläubischen Ritualien sind besonders die Tänze zu erwähnen.“ [2])

Die Wichtigkeit der Tänze beschränkt sich übrigens keineswegs nur auf die Wilden. Auch Sokrates [3]) hielt sie für einen Theil der Religion, und David bekanntlich ebenfalls. [4])

Da ein Opfermahl fast bei allen religiösen Ceremonien vorkommt, so wird es uns nicht überraschen, daß in ganz Amerika das Rauchen bei jeder heiligen Handlung erforderlich ist. Wird doch in gleicher Weise und zu gleichem Zwecke in der alten Welt der Weihrauch angewandt. [5])

Die Zulus verbrennen ebenfalls wohlriechende Dinge bei ihren Opferungen, und behaupten, daß der Duft den Geistern ihrer Angehörigen einen lieblichen Geruch verleihe. [6])

Bei den Sonthals, einem der indischen Urstämme feiern die Gläubigen ihre religiösen Feste in einem berauschten Zustande. Diese Sitte erinnert uns an die Bacchanalien der Griechen und Römer. [7])

---

[1]) Depons, Tr. in S. America, vol. I, p. 198. Siehe ferner Zeitschrift f. Ethnologie, 1870, S. 276.

[2]) Daily Life of the Tasmanians, p. 186.

[3]) Soc. apud Athen. lib. 14, p. 628. Citirt in Lafitau, vol. I, p. 200.

[4]) 2. Sam., Cap 6, V. 14. u. 22.

[5]) Lafitau, vol. II, p. 133.

[6]) Callaway's Religious System of the Amazulu, p. 141.

[7]) The People of India, by J. F. Watson and J. W. Kaye, vol. I, p. 1.

Sechstes Capitel.

Religion.

(Fortsetzung.)

Ich erwähnte bereits, daß es weit richtiger sei, die Religionen nicht nach der Beschaffenheit des angegebenen Gegenstandes, sondern vielmehr nach den Vorstellungen zu ordnen, welche die Rassen von dem Wesen der Gottheit haben. Um diese Ansicht zu stützen, werde ich in diesem Capitel zu zeigen suchen, daß der Cultus der verschiedenen organischen und anorganischen Dinge sehr verbreitet und in einander verwebt ist.

Wie bereitwillig Wilde sowohl belebte wie unbelebte Gegenstände für göttlich erklären, zeigt folgende in Lander's „Niger-Expedition" erzählte Anekdote.

In den meisten afrikanischen Dörfern, sagt Lander [1]), „ward ich als Halbgott empfangen". Derselbe Reisende erwähnt dann, wie er und seine Gefährten beim Betreten eines Dorfes, welches bis dahin noch nie von weißen Männern besucht war, großes Staunen und Entsetzen hervorgerufen hätten. Als es ihnen endlich gelungen sei, eine Unterredung mit den Eingebornen zu Stande zu bringen, habe der Häuptling des Dorfes gesagt: „Wenige Minuten [2]) vor eurer ersten Landung kam einer meiner „Leute zu mir, um mir mitzutheilen, daß eine Schaar fremder „Menschen auf dem Markte sei. Ich schickte ihn zurück und be-„fahl ihm, so nahe wie möglich an euch heran zu treten, um

---

[1]) R. and J. Lander's Niger Expedition, vol. III, p. 198.

[2]) *Loc. cit.*, vol. III, p. 78.

„eure Absichten zu erforschen. Er kehrte bald darauf zu mir „zurück und sagte, ihr sprächet eine Sprache, welche er nicht „verstände. Da ich nicht daran zweifelte, daß ihr zur Nachtzeit „mein Dorf überfallen und meine Unterthanen fortschleppen „würdet, befahl ich ihnen, sich zum Kampfe zu rüsten... Als ihr „uns jedoch unbewaffnet entgegentratet und wir euer weißes „Angesicht erblickten, überkam uns eine solche Furcht, daß wir „unsern Bogen nicht zu spannen und weder Hand noch Fuß zu „regen vermochten; und als ihr nunmehr nahe an mich heran„tratet und mir eure Hand entgegenstrecktet, da erbebte mein „Herz in mir; ich hielt euch für die Kinder des Himmels und „glaubte, ihr wäret von dort oben herabgefallen".

Der Thierdienst zeigt sich besonders häufig bei Rassen, welche eine etwas höhere Culturstufe erreichen, als die Fetischanbeter.[1]) Plutarch hat bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß dieser Cultus durch die auf den Standarten abgebildeten Thiere entstanden sei; und es ist sehr wohl möglich, daß er in vereinzelten Fällen diesem Umstande einen Ursprung verdankt; doch läßt sich die Hypothese jedenfalls nicht auf die Mehrzahl derselben anwenden, weil auf der Stufenleiter der menschlichen Entwickelung der Thierdienst dem Gebrauche von Standarten vorausging; dieselben scheinen z. B. im trojanischen Kriege noch nicht benutzt worden zu sein.[2]) Diodor erklärt diesen Cultus durch die Sage, daß die von Giganten bedrohten Götter einst eine Zeitlang die Gestalt von Thieren angenommen hätten, welche in Folge dessen heilig gehalten und von Menschen angebetet worden seien.

Eine andere dem Alterthum angehörende Vermuthung war die, daß die Helme der ägyptischen Häuptlinge, welche die Form von Thierköpfen besaßen, eine Veranlassung zu dieser Art der Anbetung gegeben hätten. Diese Erklärung läßt sich jedoch nicht auf alle Verhältnisse anwenden, denn die übrigen Völker, welche ebenfalls dem Thierdienste huldigten, hatten keine solche Kopfbedeckung, und selbst in Aegypten ging, das ist wohl kaum zu bezweifeln, die Anbetung von Thieren dem Gebrauch von Helmen voran.

---

[1]) Seit der letzten Auflage dieses Werkes hat McLennan eine Reihe von ausgezeichneten Abhandlungen über den Thierdienst in der Fortnightly Review, 1869—70 veröffentlicht.

[2]) Goguet, *loc. cit.*, vol. II, p. 364.

Plutarch glaubte, wie bereits erwähnt, das Krokodil werde angebetet, weil es dadurch, daß ihm die Zunge fehle, ein Sinnbild der Gottheit sei, welche der Natur nur kraft ihres Willens Gesetze gebe! Diese weithergeholte Erklärung zeugt von einem gänzlichen Mißverstehen der Anschauungsweise der Wilden.

Der Thierdienst läßt sich jedoch durch eine sehr einfache Hypothese erklären; er ist wahrscheinlich, wie ich bereits andeutete [1]), aus der Sitte entstanden, daß zuerst einzelne Personen und dann ganze Familien sich Thiernamen beilegten. Eine Familie z. B., welche nach einem Bären hieß, zeigte natürlicher Weise anfänglich ein großes Interesse, dann eine Ehrfurcht und schließlich eine heilige Scheu für dies Thier.

Der Gebrauch, Kinder nach irgend einem Thier oder einer Pflanze zu nennen, ist sehr verbreitet; er entsteht bei den niedrigsten Rassen möglicher Weise in Folge der Wortarmuth der Sprache. Die Issinesen von Guinea geben ihren Kindern „einen beliebigen „Thier, Baum- oder Fruchtnamen. Einige heißen auch nach „ihrem Fetisch, oder irgend einem weißen Manne, der ein „Mingo", „d. h. ihr Freund, ist". [2])

Die Hottentotten benennen ihre Kinder ebenfalls nach einem beliebigen Thiere. [3]) In Kongo [4]) hat jeder Eingeborne eine bestimmte Speise, welche er nicht essen darf: „einigen ist ein Fisch, „anderen ein Vogel oder dergleichen verboten. Es ist jedoch nicht „ganz erwiesen, ob dies mit dem Totem zusammenhängt."

Die Betschuanen in Südafrika werden in Krokodil-, Fisch-, Affen-, Büffel-, Elephanten-, Schildkröten- und Löwenmenschen eingetheilt. Niemand wagt das Fleisch oder die Haut des Thieres anzurühren oder zu tragen, dessen Namen er führt; und obgleich die Totems in diesem Falle nicht angebetet werden [5]), so hegt doch jeder Stamm eine abergläubische Furcht vor dem betreffenden Thiere. Die Chinesen haben ebenfalls häufig Namen von Blumen, Thieren u. s. w. [6])

---

[1]) Vorgeschichtliche Zeit, Bd. II, S. 301.

[2]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 436.

[3]) Ebendas., vol. III, p. 357.

[4]) Ebendas., p. 282.

[5]) The Basutos, Rev. E. Casalis, p. 211. Livingstone's Travels in S. Africa, p. 13.

[6]) Astley's Collection of Voyages, vol. IV, p. 91.

Auch in Australien wird offenbar das Totem oder Kobong, wie es dort genannt wird, in gleicher Weise verehrt. „Jede Familie," erzählt Sir G. Grey [1]), „wählt sich ein beliebiges Thier oder eine „Pflanze, das ihr als Wappen, Abzeichen oder Kobong dient. „Ich glaube übrigens, daß diese von den Familien ihren Namen „erhielten und nicht, daß die Familien nach ihnen genannt wur„den." Dies scheint mir indessen durchaus nicht richtig zu sein.

„Zwischen einer Familie und ihrem Kobong besteht ein ge„wisser geheimnißvoller Zusammenhang; ein Familienglied tödtet „z. B. niemals ein seinem Kobong angehörendes Thier, falls er „dasselbe schlafend antrifft. Unter allen Umständen hütet er sich, „es zu erlegen, und läßt ihm stets die Möglichkeit des Ent„rinnens. Sie glauben nämlich, daß ein Thier der betreffenden „Gattung ihr bester Freund sei; eine zufällige Ermordung desselben „wäre ein großes Verbrechen, das sorgfältig vermieden werden „muß. In gleicher Weise darf ein Eingeborener, dessen Kobong „eine Pflanze ist, diese nur unter gewissen Bedingungen und zu „einer bestimmten Zeit im Jahre einsammeln."

In diesem Falle bemerken wir, daß dem Kobong oder dem Totem wohl Achtung gezollt wird, die jedoch nicht zur Anbetung sich steigert und die offenbar nur auf einzelne Bezirke beschränkt ist. [2]) In Amerika dagegen ist dieser Begriff zu einer wirklichen Religion geworden.

„Das Totem der Rothhäute," sagt Schoolcraft [3]), „ist ein „Symbol vom Namen des Vorfahren, gewöhnlich irgend ein „Säugethier, ein Vogel oder sonst ein Geschöpf aus dem Thier„reiche, welches, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Stelle „des Familiennamens vertritt. Es ist stets ein belebter Gegen„stand und selten oder nie dem unbelebten Theile der Natur ent„nommen. Seine bedeutsame Wichtigkeit entspringt aus dem Um„stande, daß die betreffenden Personen ihre Abstammung unbe„dingt von demselben ableiten. Gleichviel welchen Eigennamen sie „im Leben trugen, es ist nicht dieser, sondern der Totem, welcher „auf dem Grabsteine oder dem die Grabstätte bezeichnenden Abje-

---

[1]) Two Expeditions in Australia, vol. II, p. 228.

[2]) Siehe Eyre, vol. II, p. 328.

[3]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 49. Siehe ferner Lafitau, vol. I, pp. 464, 467.

„batik steht. Man hat auf diese Weise Familien nachgewiesen, „welche dadurch, daß sie zu Sippen oder Stämmen angewachsen „waren und in überaus großer Anzahl in Nordamerika auf= „traten, den Ethnologen viele Schwierigkeiten bereitet haben. Die „Schildkröte, der Bär und der Wolf scheinen die ersten und an= „gesehensten Totems der meisten Stämme zu sein; sie verleihen „den Traditionen der Irokesen und Lenapes oder Delawaren „eine bedeutsame Stellung und sollen eine mehr oder weniger „große Rolle bei den Geschlechtsregistern der sämmtlichen Stämme „spielen, welche nach dem Totem=Princip organisirt sind." Die Osages [1]) halten sich für die Nachkommen eines Biber und wer= den daher niemals ein solches Thier tödten. Auch in Peru be= haupten manche Indianerfamilien von Thieren abzustammen. [2]) „Mehrere Stämme der Khonds in Indien benennen sich nach ver= „schiedenen Thieren: einer derselben heißt der Bär=, ein zweiter „der Eulen= und ein dritter der Hirsch=Stamm." [3])

Die Kohls von Nagpor werden ebenfalls in Keelis oder Clane getheilt; diese werden gewöhnlich nach Thieren be= nannt, welche sie in Folge dessen nicht essen dürfen. Z. B. enthalten sich der Aal=, Falken= und Reiherstamm des Fleisches der entsprechenden Thiere. [4]) Die Oraons werden ebenfalls in verschiedene Stämme getheilt; dieselben tragen gewöhnlich den Namen eines Thieres oder einer Pflanze, welche von dem Stamme, dem sie ihren Namen verleihen, nicht verzehrt werden. [5])

Bei den Samoa=Insulanern „erkennt der Eine seinen Gott im „Aal, der Andere im Fisch oder der Schildkröte, im Hunde oder „in der Eule, der Eidechse u. s. w. Jedermann ißt ohne Be= „denken das Thier, welches sein Landsmann für eine Verkörperung „seines Gottes hält, wogegen er den Genuß oder die Verletzung „der Verkörperung seines eigenen Gottes als einen todeswürdigen „Frevel betrachtet". [6]) Bei den Jakuten in Nordasien „hält jeder

---

[1]) Schoolcraft, vol. I, p. 320.

[2]) Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 75.

[3]) Early Races of Scotland, vol. II, p. 495.

[4]) Dalton, Trans. Ethn. Soc., N.S, vol. VI, p. 36.

[5]) Dalton's Descr. Ethn. of Bengal, p. 254. Siehe ferner Campbell's Wild Tribes of Khondistan, p. 26.

[6]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 238.

„Stamm ein besonderes Thier für heilig und pflegt es nicht zu „verzehren". [1])

Gedenken wir überdies der Thatsache, daß der Gott eines Wilden nichts anders ist als ein Wesen, das ihm gleicht, und höchstens mit einigen größeren Kräften ausgestattet ist, so werden wir begreifen, daß manche Thiere, z. B. der Bär oder der Elephant, in hohem Grade den Vorstellungen entsprechen, die er sich von einem Gotte bildet.

Dies paßt in erhöhtem Maße auf die Thiere, welche, wie der Löwe und der Tiger, Nachts auf Raub ausgehen und durch ihr geheimnißvolles Treiben einen tiefen Eindruck hervorrufen. Wenn der Wilde in später Abendstunde an seinem Lagerfeuer kauert, hört er das Geheul und Gebrüll der nach Beute spähenden Thiere, und sieht sie schattenartig von Baum zu Baum schleichen; ist es da ein Wunder, wenn er seltsame Dinge von ihnen berichtet? Er begeht einen Irrthum, indem er die Thiere zu hoch schätzt; wer weiß, ob wir nicht vielleicht in den entgegengesetzten Fehler gefallen sind.

Unter den angebeteten Thieren nimmt die Schlange den hervorragendsten Platz ein. [2]) Sie ist nicht nur ein boshaftes und geheimnißvolles Geschöpf, sondern sie zwingt auch den Wilden durch ihren äußerlich so unbedeutenden und doch so tödlichen Biß, der anscheinend ohne entsprechende Werkzeuge in unbeschreiblich kurzer Zeit die schlimmsten Wirkungen hervorbringt, fast unwiderstehlich zu der Annahme, daß er es mit einem nach seinen Begriffen „göttlichen Wesen" zu thun hat. Es giebt noch einige weniger gewichtige, doch ebenfalls triftige Beweggründe, welche die Entwickelung dieses Cultus in hohem Grade förderten. Eine Schlange ist langlebig und leicht in der Gefangenschaft zu erhalten; daher kann dasselbe Exemplar eine geraume Zeit hindurch aufbewahrt und nach Ablauf bestimmter Zwischenräume der Menge immer wieder gezeigt werden. Auch ist die Schlange eine einträgliche Gottheit. So sagt z. B. Bosman: „In Guinea, wo das „Meer und die Schlange als oberste Götter gelten, ermahnen „die Priester mit besonderem Eifer, der letzteren Opfer darzu-

---

[1]) Latham, Des. Ethn., vol. I, p. 364.

[2]) Deane's Worship of the Serpent traced throughout de World.

„bringen; denn von den Gaben, die dem Meere geweiht werden, „fällt nichts für sie ab". [1])

Fergusson spricht in seinem Werke über den Baum- und Schlangendienst die Vermuthung aus, daß die Schönheit der Schlange oder der Glanz ihres Auges zur Entstehung ihres Cultus beigetragen habe. Ich kann jedoch dieser Ansicht nicht beipflichten; auch glaube ich nicht, daß der Schlangendienst auf Eine gemeinsame Urstätte zurückgeführt werden kann, sondern daß er im Gegentheil selbständig in vielen Gegenden und zu sehr verschiedenen Zeiten entsprang. Bei der Erwägung der weiten Verbreitung dieser Gottesverehrung dürfen wir nicht vergessen, daß die Schlange einer ganzen Species ihren Namen giebt, und daß sie mit Ausnahme der sehr kalten Regionen auf der ganzen Erde vorkommt. Der Löwe, der Bär und der Stier bewohnen dagegen weit beschränktere Gebiete; in Folge dessen konnte ihr Cultus nicht so allgemein werden. Vergleichen wir jedoch den Schlangendienst, mit dem Vierfüßler-, dem Vögel- oder dem Sonnencultus, so finden wir, daß er kein besonders ausgedehntes Gebiet umfaßt.

Wie einige ältere Schriftsteller, so war auch Fergusson sehr überrascht, als er bemerkte, daß der Schlangengott häufig für ein gütiges Wesen gehalten wird. Max Müller bemüht sich in seiner vergleichenden Mythologie diese Thatsache durch die Behauptung zu erklären, daß die Schlange nicht nur die Unfruchtbarkeit, sondern auch die Jugend und Gesundheit versinnbildliche. Ich halte diese Erklärung nicht für richtig. Es ist möglich, daß der Schlangengott anfangs als böses Wesen betrachtet ward, dem man wie allen grausamen Herrschern schmeicheln mußte, und daß diese Huldigungen, welche anfangs durch die Furcht hervorgerufen wurden, schließlich zu einer Art Glaubensbekenntniß sich gestalteten. War jedoch, wie ich vorher andeutete, die Anbetung der Schlange aus einem Totem entstanden, so besaß sie, wie alle Totemgottheiten, ursprünglich einen wohlwollenden Charakter.

Wie Fergusson in seinem Werke erwähnt, ward die Schlange in alten Zeiten nicht nur in Aegypten [2]) verehrt, sondern auch in

---

[1]) Pinkerton, vol. XVI. p. 500.

[2]) Herodot, II, Cap. 74.

Indien [1]), Phönizien [2]), Babylonien [3]) Griechenland [4]) und in Italien [5]); in den letzteren Ländern scheint sie jedoch keinen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. [6]) Bei den Lithauern ernährte jede Familie eine lebendige Schlange als Hauptgott. [7])

Fassen wir nunmehr jene Fälle in's Auge, wo die Schlange noch jetzt oder vor Kurzem angebetet ward, so bemerken wir die Beweise eines solchen Cultus in Persien [8]), Kaschmir [9]), Cambodja, Thibet [10]), Indien [11]), China (Spuren) [12]), Ceylon [13]) und bei den Kalmücken. [14])

In Afrika ward die Schlange in einigen Theilen Oberägyptens und in Abyssinien [15]) angebetet. Bei den Negern der Guineaküste war sie die Hauptgottheit. [16]) Smith sagt in seiner Reise nach Guinea [17]): „Die Eingeborenen sind sämmtlich Heiden, welche dreierlei Götter „anbeten; erstens verehren sie eine große, wundervolle Schlangen„art, welche unschädlich ist. Sie halten diese Thiere in einem

[1]) Tertullian, de Prescript. Haereticorum, C. XLVII. Epiphanius, lib. I, Haeres, XXXVII, p. 267, *et. seq*.

[2]) Eusebius, Praepar. Evang., vol. I, p. 9. Maurice, Ind. Antiq., vol. VI, p. 278.

[3]) Bell and Dragon, v. 23.

[4]) Pausanias, vol. II, pp. 137, 175. Aelian de Animal, XVI, 39 Herodot, VIII, p. 41.

[5]) Aelian, Var. Hist., XI, p. 16. Propertius, Eleg. VIII, p. 4. Deane, *loc. cit.*, p. 253.

[6]) Lord Kames' History of Man, vol. IV, p. 193. Deane, *loc. cit.*, p. 246.

[7]) Mogruil, 156; Windischmann 37; Shâh Nâmeh, Atkinson's Uebersetzung, p. 11.

[8]) Asiatic Res., vol. XV, pp. 24, 25. Ayeen Akbaree, Gladwin's Uebers., p. 137.

[9]) Hiouen-Thsang, vol. I, p. 4.

[10]) Fergusson's Tree and Serpent Worship, p. 56.

[11]) *Ibid.*, p. 51.

[12]) History and Doctrine of Buddhism in Ceylon, Upham.

[13]) Klemm, Culturg. der Menschheit, Bd. III, S. 202.

[14]) Pococke, Pinkerton's Voyages, vol. XV, p. 269.

[15]) Dillmann in der Zeitschr. der Morgenländischen Gesellsch., Bd. VII, S. 338. Ludolf, Commentar, Bd III, S. 284. Bruce's Travels, vol. IV, p. 35.

[16]) Astley's Voyages, vol. III, p. 489. Burton, vol. II, p. 139. Smith, *loc. cit.*, p. 195. Burton's Dahome, vol. I, p. 94.

[17]) Smith's Voyage to Guinea, p 195. Siehe ferner Bosman, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 184, *et. seq*.

„Fetisch- oder Gotteshauses, welche sie zu diesem Zwecke in einem „Haine bauen und opfern ihnen eine große Menge Schweine, „Schafe, Geflügel, Ziegen u. s. w. Werden diese Vorräthe nicht „von den Schlangen verzehrt, so kann man mit Sicherheit an„nehmen, daß die Fetischdiener oder Heidenpriester sie nicht um„kommen lassen". Von Liberia bis Benzuela [1]), vielleicht noch weiter, galt die Schlange als oberster Gott und ward wie an anderen Orten meistens als ein wohlwollendes Wesen betrachtet. Die Eingeborenen erflehten ihren Beistand in Zeiten der Dürre, der Krankheit, oder bei anderen Mißgeschicken. Kein Neger wird absichtlich eine Schlange verletzen, und wer zufälliger Weise eine erschlägt, wird jedenfalls mit dem Tode bestraft. Im ganzen Lande sind kleine Hütten gebaut, in denen Schlangen [2]) hausen, welche von alten Frauen gepflegt und gefüttert werden. Sie werden häufig als Orakel benutzt.

Außer diesen Behausungen besitzen sie Tempel, welche, vom Negerstandpunkt beurtheilt, eine bedeutende Pracht entwickeln, und große Höfe, geräumige Gemächer und eine zahlreiche Dienerschaft umfassen. [3]) Jeder dieser Tempel enthält eine besondere Schlange. Die von Whydah soll dem Heere während eines Angriffes auf Ardra erschienen sein. Diese angebliche Vorbedeutung des Sieges ermuthigte die Krieger und half ihnen einen vollständigen Erfolg erringen. In Folge dessen wird dieser Fetisch vor allen anderen verehrt, und alljährlich findet eine Pilgerfahrt zu seinem Tempel statt.

Bedenklich ist, daß jedes leidende junge Frauenzimmer in das Schlangenhaus gebracht wird, um curirt zu werden. Für diesen zweifelhaften Dienst erhalten die Schlangenpriester eine hohe Summe von den Eltern.

Merkwürdiger Weise werden nur harmlose Schlangen auf diese Weise angebetet. Agoye, der Fetisch von Whydah, aus dessen Haupte Schlangen und Eidechsen sprießen [4]) (Figur 19), hat eine auffallende Aehnlichkeit mit einem der Hindugötzen.

„Schlangen," sagt Schweinfurth, „sind die einzigen Ge-

---

[1]) Bosman, *loc. cit.*, pp. 494—499. Smith, *loc. cit.*, p. 195.

[2]) Astley, *loc. cit.*, pp. 27, 32

[3]) *Ibid.*, p. 29.

[4]) *Ibid.*, vol. III, S. 50.

„schöpfe, denen sowohl die Dinkas wie Schilluck (im Obern „Nilgebiet) eine Art göttlicher Verehrung zollen." [1])

Die Kaffern von Südafrika haben den Aberglauben, daß die

Fig. 19.

Agoye, Gott des Rathes.



Agoye, ein Götze von Whydah. (Astley's Collection of Voyages.)

[1]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Bd. I, S. 169.

Geister ihrer Vorfahren ihnen in Gestalt von Schlangen erscheinen. [1])

Ellis erwähnt, daß die Eingeborenen von Madagaskar jede Schlange mit abergläubischer Scheu betrachten. [2])

Auf den Fidschi-Inseln heißt der am meisten bekannte Gott Ndengei; „er ist offenbar die Verkörperung der abstracten Idee einer „ewigen Existenz". „Keiner Regung oder Empfindung unterworfen, „kennt er nur die einzige Begierde des Hungers. Die Schlange, das „weltumfassende Symbol der Ewigkeit, ist sein erwählter Schrein. „Einige Sagen erzählen, sein Kopf und ein Theil seines Leibes habe „die Gestalt dieses Reptils; der übrige Körper sei von Stein und „gelte als Sinnbild einer nie schwindenden, unveränderlichen „Dauer. Er führt ein einförmiges Dasein in einer finstern „Höhle und äußert für Niemanden ein Interesse, es sei denn für „seinen Diener „Uto". Auch giebt er nur dann ein Zeichen des „Lebens von sich, wenn er ißt, seinen Priestern Antwort giebt, „oder von der einen zur andern Seite sich wendet." [3])

Auf den Freundschaftsinseln stand die Wasserschlange in hohem Ansehen. [4])

In Amerika wurden Schlangen von den Azteken [5]), Peruanern [6]), Natchez [7]), Caraiben [8]), Monitaris [9]), Mandanen [10]), Pueblo-Indianern [11]) u. s. w. angebetet.

---

[1]) Casalis' Basutos, p. 246. Chapman's Travels, vol. I, p. 195. Callaway's Religious System of the Amazulu. Arbousset, *loc. cit.*, p. 138. Livingstone's Expedition to the Zambesi, p. 46.

[2]) Three Visits to Madagascar, p. 143.

[3]) Fiji and the Fijians, vol. II, p. 217.

[4]) Mariner, vol II. p. 106.

[5]) Squier's Serpent Symbol in America, p. 162. Gama, Descripcion Historica y Cronologica de las Pedras de Mexica, 1832, p. 39; Bernal Diaz, p. 125.

[6]) Müller, Gesch. d. Amerik. Urreligionen, S. 366. Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 48.

[7]) Ebend., S. 62.

[8]) Ebend., S. 221.

[9]) Klemm, Bd. II, S. 162.

[10]) Ebend., S. 163.

[11]) Molhausen, Tour to the Pacific, vol I, p. 264.

Alvarez soll auf seinem Wege von Peru nach Paraguay [1]) „den Tempel und die Wohnstätte einer ungeheuern Schlange ge- „sehen haben, welche die dortige Bevölkerung zum Gott erhoben „hatte, und mit Menschenfleisch fütterte; sie besaß die Dicke eines „Ochsen, war 27 Fuß lang, hatte einen sehr großen Kopf und „funkelnde, wenn auch kleine Augen. Ihr aufgesperrter Rachen „zeigte zwei Reihen zackiger Zähne. Der ganze Körper war glatt, „mit Ausnahme des Schwanzes, welcher mit runden Schuppen „von großer Stärke bedeckt war. Die Spanier, welche zwar nicht „zu überzeugen waren, daß dieses Ungeheuer Orakelsprüche aus- „theile, wie die Indianer behaupteten, erschraken bei ihrem Anblick „auf's heftigste. Ihr Entsetzen ward vermehrt, als sie, nachdem „Einer eine Kugel auf sie abgefeuert hatte, das Gebrüll eines „Löwen ausstieß und mit einem Schlag ihres Schweifes den „ganzen Thurm erschütterte".

Der Schlangendienst ist so weit verbreitet und äußert sich in so vielfacher Gestalt, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, daß viele Forscher ihn als etwas Besonderes angesehen haben, und daß man den Versuch machte, ihn bis zu einem gemeinsamen Urquell zurück zu verfolgen, und ihn sogar für die Urreligion des Menschengeschlechts gehalten hat.

Ich werde nunmehr zu anderen Zweigen der Zoolatrie über- gehen.

Die Thieranbetung spielte eine sehr hervorragende Rolle in Amerika. [2]) Die Rothhäute verehrten den Bären [3]), den Bison, den Hasen [4]), den Wolf [5]) und einige Vogelarten. [6]) Der Jaguar ward in manchen Gegenden Brasiliens und hauptsächlich in La Plata angebetet. [7]) In Südamerika scheinen Vögel und Jaguare als besonders heilige Thiere betrachtet worden zu sein. In Mexiko hielt man die Eule für einen bösen Geist. [8]) In Südamerika wurden

---

[1]) Charlevoix's History of Paraguay, vol. I, p. 110.
[2]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 60 u. f. w.
[3]) Ebend., S. 61.
[4]) Schoolcraft, vol. I, p. 316.
[5]) Müller, *loc. cit.*, S. 257.
[6]) Ebend., S. 134. Klemm, *loc. cit.*, Bd. II, S. 164.
[7]) Müller, *loc cit.*, S. 256.
[8]) Prescott, vol. I, p. 48.

ferner Kröten [1]), Adler und Nachtraben verehrt. [2]) Die Abiponen [3]) glauben, daß bestimmte kleine Enten, welche zur Nachtzeit umherfliegend einen klagenden Laut ausstoßen, die Seelen abgeschiedener Menschen sind.

In Yucatan war es Sitte, ein Kind mit Asche zu bestreuen und es dann an einem entlegenen Platze auszusetzen. Am andern Morgen ward die Asche untersucht, und zeigten sich auf derselben die Spuren der Tatze eines Thieres, so ward dieses zum Schutzgott des Kindes erwählt. [4])

Die halbcivilisirten Rassen von Mexiko [5]) und Peru hatten vorgeschrittenere religiöse Anschauungen. Die Hauptgottheit der letzteren war die Sonne. [6]) Doch wurde in Peru [7]), selbst noch zur Zeit der Eroberung, gar manchen Thierarten hohe Verehrung gezollt; unter diesen befand sich der Fuchs, der Hund, das Lama, der Condor, der Adler, das Puma, und außer der Schlange noch verschiedene Fischgattungen. Man hielt alle diese Thiere für die Vorfahren der einzelnen Indianer-Familien [8]), und behauptete, daß jede Gattung seinen Stellvertreter oder sein Urbild im Himmel habe. [9]) In Mexiko herrschte dieselbe Meinung vor, aber weder dort noch in Peru hielt zur Zeit der Eroberung das Volk die Thiere für wirkliche Götter.

Die Polynesier hatten durchschnittlich das Stadium des Totemismus überwunden. Die Himmelskörper werden nicht angebetet, und zollten sie den Thieren ihre Hochachtung, so geschah das in der Annahme, daß sie die Stellvertreter der Götter, aber nicht wirkliche Götter seien. Die Tahitier [10]) hatten jedoch eine abergläubische Verehrung für verschiedene Fische und Vögel, z. B. für den Reiher, den Königsfischer und den Baumspecht;

---

[1]) Depons, Tr. in South America, vol. I. p. 198.

[2]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 327.

[3]) Dobritzhoffer, History of the Abipones, vol. II, p. 74.

[4]) De Brosses, Du Culte des Dieux Fétiches, p. 46.

[5]) Müller, *loc. cit.*, S. 481.

[6]) Prescott's History of Peru. p. 88.

[7]) Müller, S. 366. Garcilasso de la Vega, vol. I, pp. 47, 168.

[8]) Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 75.

[9]) Prescott's History of Peru, p. 87. Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 176.

[10]) Polynesian Researches, vol. II, p. 203.

der letztere galt offenbar für heilig, weil er sich gern in der Nähe der Tempel aufhielt.

Die Sandwichsinsulaner[1]) scheinen den Raben[2]), und die Neuseeländer, nach Forster, eine Art von Baumläufer für den „Vogel der Gottheit" [3]) gehalten zu haben. Die Tonganer glaubten, daß die Götter zuweilen in die lebenden Körper der Eidechsen, Schildkröten und einer Art von Wasserschlange übergingen. Daher standen diese Thiere in hohem Ansehen.[4]) Die Kingsmill-Insulaner beteten bestimmte Fischarten an.[5])

Der Bischof von Wellington berichtet, „daß die Maoris vor„nehmlich Spinnen anbeten. Weil ihre Priester ihnen lehren, daß die „Seelen der Gläubigen auf den von diesen Thieren gesponnenen „Fäden zum Himmel eingehen, so nehmen sie sich sehr in Acht, „ein Spinnennetz oder Gewebe zu zerreißen. In gleicher Weise „glauben sie, daß ihre Götter besonders gern in Eidechsenkörpern „ihre Wohnung aufschlagen".[6])

Auf den Fidschi-Inseln[7]) „wähnen die Eingeborenen, daß „außer den Schlangen noch bestimmte Vögel, Fische, Pflanzen und „sogar einige Menschen in naher Verbindung mit den Göttern „stehen oder ihnen als Aufenthaltsort dienen; in Lakemba bean„spruchen Tui-Lakemba und auf Vanua-Lewu Rawurawu den „Falken als Wohnstätte, während Viavia und andere Götter den „Haifisch vorziehen. Einer derselben soll im Aale wohnen, ein „anderer im gemeinen Federvieh; beinahe jedes Thier ist der „Schrein irgend eines Gottes. Derjenige Eingeborene, welcher „den im Aale wohnenden Gott anbetet, darf niemals von diesem „Fische essen; das gilt auch von den übrigen Insulanern, so daß „manchen von ihnen der Genuß des Menschenfleisches verboten „ist, weil der Schrein ihres Gottes aus einem Menschen be„steht".

In Sibirien wird, wie Erman berichtet, „der Eisbär als

[1]) Cook's Third Voyage, vol. III, p. 160.
[2]) Cook's Voyage to the Pacific, vol. III, p. 161.
[3]) Voyage round the World, vol. I, p. 519.
[4]) Mariner, *loc. cit.*, vol. II, p. 160.
[5]) Hale, Ethn. of the U. S. Expl. Exp., p. 97.
[6]) Trans. Ethn. Soc., 1870, p. 367.
[7]) Williams' Fiji and the Fijians, vol. I, p. 219. Seemann, Mission to Viti, p. 392.

„das stärkste aller von Gott geschaffenen Wesen und als das dem „Menschen ähnlichste Geschöpf von den Samojeden eben so sehr „verehrt, wie sein schwarzer Bruder von den Ostiaken. Sie „schwören sogar bei der Kehle dieses starken Thieres, das sie „tödten und essen; haben sie es jedoch erlegt, so bekunden sie ihm „ihre Achtung auf mannigfaltige Weise". [1])

Bei den Jakuten „hält jeder Stamm ein besonderes Thier für „heilig, sei es nun ein Schwan, eine Gans, ein Rabe u. s. w. „Dasselbe darf nicht von dem betreffenden Stamme gegessen wer- „den, wogegen die anderen es genießen können. [2]) Der nämliche „Glaube erstreckt sich sogar auf Pflanzen, und in China, wo man „den heiligen Aprikosenbaum fällt, um daraus die Geisterfedern „anzufertigen, ist es üblich, ein Entschuldigungsschreiben an die „Rinde zu richten". [3])

Die Hindus, sagt Dubois [4]), „welche in allen Dingen extra- „vagiren, beten oder verehren in mehr oder weniger feierlicher „Weise fast jedes lebende Geschöpf, sei es nun ein vierfüßiges „Thier, ein Vogel oder ein Reptil". Die Kuh, der Affe, der unter dem Namen Garuda bekannte Adler und die Schlange empfangen die höchsten Ehrenbezeigungen, aber der Tiger, der Elephant, das Pferd, der Hirsch, das Schaf, das Schwein, der Hund, die Katze, die Ratte, der Pfau, der Hahn, das Chamäleon, die Eidechse, die Schildkröte, der Fisch, ja selbst die Insecten sind Gegenstände der Anbetung. Der Stier wird fast in ganz Indien und auf Ceylon für ausnehmend heilig gehalten. Bei den Todas [5]) „verwirren sich die Begriffe „Büffel und Glocken" zu einem unverständlichen „mystischen Ganzen oder einer Einheit und bilden den Haupt- „gegenstand ihrer Verehrung und Anbetung... Gegen Abend „wird die Heerde in den Stall getrieben; die anwesenden Familien- „glieder empfangen sie feierlich und bringen ihr ihre Huldigungen „dar".

---

[1]) Erman, vol. II, p. 55. Müller, Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. Russe, Pt. I, p. 107.

[2]) Strahlenberg, p. 383.

[3]) Tylor, Roy. Inst. Journ., vol. V, p. 527.

[4]) *Loc. cit.*, p. 445.

[5]) Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. VII, p. 250, 253. Siehe ferner Ethnologisches Journal, 1869, S. 97.

Anderson fand den Pferd- und Schlangendienst mit dem Buddhismus der Shans von West-Yunan [1]) verwoben. Die Gans wird auf Ceylon [2]), und der Alligator auf den Philippineninseln angebetet.

Die alten Aegypter neigten sich dem Thiercultus in hervorragender Weise zu, und Baker berichtet, daß die Eingeborenen am weißen Nil sogar noch jetzt keine Ochsen essen. [3]) Das gemeine Federvieh steht ebenfalls mit den abergläubischen Ceremonien der Obbo und anderer Nilstämme in engem Zusammenhange. [4])

Der König von Ardra an der Küste von Guinea erkennt bestimmte schwarze Vögel als seine Fetische an [5]), und die Neger von Benin erweisen ebenfalls mehreren Vogelarten ihre Verehrung. Die Eingeborenen von Guinea betrachten [6]) den Schwertfisch und die Makrele als Götter und hegen eine so große Verehrung für diese Fische, „daß sie dieselben niemals absichtlich fangen. Kommt „der erstere zufällig in ihren Besitz, so verzehren sie ihn nicht „eher, als bis sein Schwert abgeschnitten ist, welches sie trocknen „und als „Fetisso" betrachten." Auch das Krokodil halten sie für einen Gott. „An der Guineaküste," sagt Bosman, „glaubten „ein großer Theil der Neger von Ananſie, daß der Mensch von „einer großen Spinne erschaffen sei." [7]) In Südafrika beten die Malekutus und einige Baperis das Stachelschwein an, während andere Baperis den Affen als ihren Schutzgott verehren. [8])

Auf Madagaskar [9]) glauben die Eingeborenen, wie Ellis berichtet, daß ein Krokodil übernatürliche Kräfte besitzt; sie flehen es um Gnade an, vermeiden jeden Kampf und suchen sich vor seinem Angriff durch Zaubermittel zu schützen. Auch wagen sie nicht einmal einen Speer über dem Wasser zu schwingen. Der Herr der Fluthen würde das für eine Beleidigung halten und das

[1]) Expedition to Western Yuman *viá* Bhamô, p. 115.
[2]) Tennent's Ceylon, vol. I, p. 484.
[3]) Albert N'yanza, vol. I, p. 69.
[4]) Baker, *loc. cit.*, vol. I, p. 327.
[5]) Astley's Collection of Voyages, vol. III, pp. 72, 99.
[6]) Astley, vol. II, p. 667. Burton's Dahome, v. II, pp. 145, 148.
[7]) Pinkerton, *loc. cit.*, vol. XVI, p. 306.
[8]) Arbousset, *loc. cit.*, p. 176.
[9]) Three Visits to Madagascar, p. 297. Siehe ferner Sibree, *loc. cit.*, p. 193.

Leben des Schmähenden gefährden, falls er es wagte, sich bald darauf am Ufer zu zeigen.

Die Völker von Südeuropa hatten zum größten Theil schon in der ältesten geschichtlichen Zeit den Thiercultus überwunden. Die außerordentliche Verehrung, mit der in dem zwölften Buche der Odyssee von den Rindern des Sonnengottes gesprochen wird, ist eine vereinzelte Ausnahme in der griechischen Mythologie und wird von Gladstone einem phönizischen Ursprunge zugeschrieben. Allerdings wird von dem Pferde mit geheimnißvoller Ehrfurcht gesprochen; auch wird an verschiedenen Stellen erzählt, daß die Götter eine Vogelgestalt annahmen; von einer wirklichen Anbetung ist jedoch nicht die Rede.

Die Vergötterung von Thieren erklärt wahrscheinlich die merkwürdige Thatsache, daß es bei mehreren wilden Völkern üblich ist, sich bei den auf der Jagd erbeuteten Thieren zu entschuldigen. Die Vogulitzi [1]) von Sibirien reden z. B. einen erlegten Bären mit feierlichen Worten an und versichern ihm, „daß „die Schuld lediglich den Pfeilen und Lanzen zuzuschreiben sei, „welche die Russen anfertigten". Dieselbe Sitte herrscht bei den Ostiaken [2]), den Samojeden [3]) und den Ainos von Jesso. [4]) Schoolcraft [5]) erzählt, wie ein Indianer am Ufer des Oberen Sees einen Bären um Verzeihung bat, den er geschossen hatte.

Ehe sich die Chippeways auf eine Jagd begeben, führen sie einen „Medicintanz" auf, um die Geister der Bären und des andern Wildes gnädig zu stimmen. [6]) In Britisch-Columbia [7]) pflegten die Indianer bei Beginn der Fischzeit den Fischen, wenn sie den Fluß heraufschwammen, entgegen zu gehen und sie anzureden. Sie schmeichelten ihnen und sagten: „Ihr Fische, ihr „Fische, ihr seid alle Häuptlinge; ganz gewiß, ihr seid sammt „und sonders Häuptlinge."

Die Koussa-Kaffern [8]) haben eine sehr ähnliche Sitte. „Vor

---

[1]) Strahlenberg's Voyage to Siberia, p. 97.
[2]) Voyages, vol. IV, p. 85.
[3]) De Brosses, Dieux Fetiches, p. 61.
[4]) Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. IV, p. 36.
[5]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. III, p. 229.
[6]) Catlin's Amer. Ind., vol. II, p. 248.
[7]) Metlahkatlah, p. 96.
[8]) Lichtenstein's Travels, vol. I, p. 269

„jeder Jagdpartie findet eine sehr sonderbare, nach ihren Begriffen „nothwendige Ceremonie oder Scene statt, welche ihnen den Erfolg ihres Unternehmens sichern soll. Einer der Eingeborenen „steckt eine Hand voll Gras in den Mund, kriecht auf allen „Vieren umher und geberdet sich wie ein wildes Thier. Seine „Gefährten nähern sich ihm, thun, als wollten sie ihn mit ihren „Speeren durchbohren, und erheben ein Jagdgeschrei; zuletzt sinkt „er scheinbar todt auf den Boden. Erlegt dieser Mann bald „darauf ein Thier, so hängt er eine Tatze desselben als Siegestrophäe an seinen Arm, muß jedoch seine Beute mit seinen Ge„nossen theilen." Lichtenstein erwähnt ferner: „haben sie, wie das „gewöhnlich der Fall ist, nach einer langen, mühevollen Jagd „einen Elephanten erlegt, so entschuldigen sie sich bei dem todten „Thiere und versichern ihm feierlich, daß sein Tod nur durch „einen unglücklichen Zufall herbeigeführt und durchaus nicht von „ihnen beabsichtigt sei". [1]) Um diese Behauptung wahrscheinlicher zu machen, schneiden sie den Rüssel ab und begraben denselben unter vielen Schmeichelreden.

Gray [2]) erzählt von einem Mandingo, der einen Löwen getödtet hatte, und sagt: „Da ich zu meiner großen Ueberraschung „den Mann schlecht behandelt sah, der doch eigentlich eine Be„lohnung verdiente, weil er das Thier zuerst verwundet und uns „dadurch vor seinem Angriffe bewahrt hatte, so erkundigte ich „mich nach der Ursache dieses Benehmens und erfuhr, daß der Betref„fende ein großes Verbrechen beging, indem er, der Unterthan, „es gewagt habe, einen Herrscher zu erlegen oder zu erschießen, und „er müsse in Folge dessen seine Strafe erdulden, bis er von den „Häuptlingen des Dorfes freigesprochen werde; diese würden das „übrigens nicht nur sofort thun, sondern ihn auch wegen seines „guten Betragens belohnen, denn der Verstorbene sei ihr Feind „gewesen. Ich bemühte mich vergebens, die Entstehung dieser „merkwürdigen Scheinhandlung zu erforschen, erhielt jedoch von „den Afrikanern nur die so häufig gegebene Antwort, daß ihre „Vorfahren es stets ebenso gemacht hätten".

Die Stiens von Cambodja glauben [3]), „daß auch die Thiere

---

[1]) Lichtenstein's Travels, vol. I, p. 254.

[2]) Gray's Travels in Western Africa, p. 148.

[3]) Mouhot's Travels in the Central Parts of Indo-China, vol. I, p. 252.

„Seelen haben, welche nach dem Tode wandern; haben sie eins „erlegt, so fürchten sie, daß seine Seele kommen und sie zur „Strafe für das ihm zugefügte Leid quälen werde; sie bitten es „daher um Verzeihung und bringen ihm Opferspenden dar, die „der Stärke und der Größe des erlegten Thieres entsprechen".

Die Sumatraner [1]) reden von den Tiger mit einer gewissen Scheu; sie nennen ihn ungern bei seinem rechten Namen (**Riman** oder **Machang**), sondern bezeichnen ihn ehrfurchtsvoll als ein **Satwa** oder wildes Thier, ja häufig geben sie ihm sogar den Titel „**Nenek**", das heißt „Ahnherr"; entweder „halten sie ihn „wirklich für ihren Vorfahren, oder sie wollen ihn durch solche „Schmeicheleien gütig stimmen. Stellten die Europäer mit Hülfe „weniger abergläubischer Personen den Tigern Fallen, so sind „die umwohnenden Eingeborenen Nachts heimlich hingegangen „und haben Reden gehalten, um die Thiere davon zu überzeugen, „daß die Fallen weder von ihnen noch mit ihrer Bewilligung ge„legt seien".

Die Anbetung von unbelebten Gegenständen scheint auf den ersten Blick schwerer zu verstehen, als die von Thieren. Die Personennamen pflegen indessen nicht nur den Thieren, sondern auch den unbelebten Gegenständen entnommen zu sein, und das führte, wie ich bereits S. 217 andeutete, sowohl zur Anbetung der letzteren wie der ersteren. Einige Naturkörper sind überdies merkwürdig lebensvoll. Es ist z. B. sehr begreiflich, daß Flüsse für lebende Wesen gehalten worden sind. Ihr beständiges Fließen, das Schäumen und Wogen der Wellen, das leise Zittern des Schilfes und der übrigen Wasserpflanzen, das murmelnde, gurgelnde Rauschen der Wogen, die Klarheit und Durchsichtigkeit des Wassers üben mit vereinter Kraft einen magischen Reiz auf das Gemüth selbst jedes gebildeten Menschen aus.

Schon Seneca sagte: „Betrittst du einen Hain, der mit ur„alten Bäumen von ungewöhnlicher Dicke dicht bepflanzt ist und „dessen ineinander geschlungene Zweige das Licht des Himmels „dir rauben, so erwecken die hoch emporragenden Stämme, die „ungestörte Einsamkeit der Stätte, das tiefe, ungebrochene Dämmer-

---

[1]) **Marsden's Hist. of Sumatra, p. 292.** Siehe ferner **Depons, Travels in S. America, vol. I, p. 199.**

„licht des Schattens ein Gefühl von der Nähe der Gottheit in „deiner Seele".

Auch der Wilde ist solchen Einflüssen zugänglich und hat natürlich die Neigung, nicht nur Flüsse, sondern auch andere unbelebte Gegenstände zu personificiren.

Der Sonnen-, Mond- und Sternendienst, der für eine besondere Religion gehalten und unter dem Namen Sabaismus bekannt ist, wird uns daher nicht unbegreiflich erscheinen. Die Anbetung der Himmelskörper unterscheidet sich jedoch in seiner ursprünglichen Form nicht wesentlich vom Berg- oder Flußcultus. Unsere astronomischen Kenntnisse verleiten uns gar leicht zu der Annahme, daß der Sonnendienst eine erhabenere Religion sei; doch dürfen wir nicht vergessen, daß die niederen Rassen, welche die Gestirne anbeten, keinen Begriff von ihrer Entfernung und auch folglich keine Ahnung von ihrer eigentlichen Größe haben. Ja, gerade weil die Sonne so weit entfernt und so groß ist und einen so regelmäßigen Lauf hat, ist es nicht wahrscheinlich, daß die tieferstehenden Rassen sie als eine Gottheit betrachten. Die Religion ist bei ihnen keine tiefe Seelenempfindung, sondern ein unaussprechliches Bangen vor einem körperlichen Leid und ein heißes Verlangen nach irgend einer irdischen Wohlthat. Daher betet der Wilde zu einem Gegenstande, der ihm nahe ist, den er sehen und hören kann, und die regellose stürmische Bewegung des Meeres erweckt in seinem Gemüthe mehr ein Gefühl von Leben und Kraft, als die gleichmäßige, beständige Bewegung der Himmelskörper. Selbst da, wo diese angebetet werden, geschieht es in vollständiger Unkenntniß ihrer wirklichen Herrlichkeit und Größe. Das Volk von Chincha in Peru schätzte das Meer höher als die Sonne. Diese, behaupteten sie, „erweise ihnen nichts Gutes, „sondern belästige sie vielmehr durch ihre übermäßige Hitze".[1] Daher entstanden auch die merkwürdigen Vorstellungen, welche, wie bereits S. 192 erwähnt ist, durch Sonnen- und Mondfinsternisse hervorgerufen wurden. Die Neuseeländer glaubten, um noch ein zur Sache gehörendes Beispiel anzuführen, daß ihr Ahnherr Mawe die Sonne in einer Schlinge gefangen und sie so sehr verwundet habe, daß ihre Bewegungen seitdem langsamer und

[1] Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 149.

die Tage folglich länger geworden seien.[1]) Nach einem andern Berichte band Mawe „einen Strick um die Sonne und knüpfte „denselben an den Mond; sobald jene unterging, zog sie in „Folge ihrer größeren Kraft den Mond nach sich, und dieser ward „dadurch zum Aufsteigen gezwungen und mußte fortan sein Licht „nur in Abwesenheit der Sonne leuchten lassen".[2]) Eine ähnliche Sage kommt auch auf der Samoa-Insel vor.[3])

Wir dürfen nie vergessen, daß der Gottesbegriff der wilden Rassen sich wesentlich von dem der höheren Völker unterscheidet. Ihre Gottheit ist nicht überirdisch; sie ist nur ein Theil der Natur. Dies erklärt in hohem Grade die uns auf den ersten Blick so fremdartig erscheinende Neigung, leblose Dinge zu vergöttern.

Wie leicht Menschen, die sich auf dieser Stufe befinden, einem Gegenstand göttliche Verehrung zollen, ersehen wir aus einem Beispiel, das Lichtenstein erwähnt. Der König der Koussa-Kaffern hatte ein Stück von einem gestrandeten Anker abgebrochen und starb bald darauf. Sämmtliche Kaffern hielten nunmehr den Anker für ein lebendes Wesen und grüßten ihn ehrfurchtsvoll, sobald sie in seine Nähe kamen.[4]) Die Eingeborenen unweit Sydney machten es sich zum unverbrüchlichen Gesetz, nie zu pfeifen, wenn sie an einer bestimmten Klippe vorüberkamen; es war nämlich einst ein Stück vom Felsen herabgefallen und hatte einige Eingeborene, die gerade pfiffen, zermalmt.[5])

Einen sehr interessanten Fall berichtet Fergusson[6]): „Das „folgende selbst erlebte Beispiel von einer Baumanbetung," sagt er, „ist, wenn auch nicht belehrend, so doch vielleicht belustigend. „Während meines Aufenthalts in Tessore bemerkte ich, wie einst „eine bedeutende Menschenmenge in der Nähe der Factorei vorüber„zog, in der ich damals die Aufsicht führte. Da dieser Andrang „vielleicht nur den Besuch eines gewöhnlichen Jahrmarktes be„zweckte, so beachtete ich ihn anfangs nicht; als aber die Schaar „der Wallfahrer wuchs und der Zug mehr und mehr einen reli-

---

[1]) Polynesian Mythology, p. 35.

[2]) Yate, *loc. cit.*, p. 143.

[3]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 248.

[4]) Travels, vol. I, p. 254.

[5]) Collins' English Colony in N.S. Wales, p. 382.

[6]) Tree and Serpent Worship, p. 74.

„giösen Charakter annahm, stellte ich Nachforschungen an und er-
„fuhr, daß ein Gott in einem etwa sechs Meilen entfernten
„Baume erschienen sei. Am folgenden Morgen ritt ich zur betreffen-
„den Stelle und fand, daß man in einem mir wohlbekannten Dorfe
„einen großen freien Platz hergerichtet hatte; in der Mitte des-
„selben stand ein alter, verwitterter Dattelbaum, der war mit
„Guirlanden und Opferspenden behangen. Um denselben waren
„Wohnungen für die dienstthuenden Brahmanen errichtet, die mit
„großem Gepränge die Opfer und das Puja verrichteten. Auf
„meine Frage, in welcher Weise der Gott seine Gegenwart offen-
„bare, theilte man mir mit, daß der Baum allmorgendlich nach
„dem Aufgange der Sonne sein Haupt erhebe, um sie zu begrüßen,
„und es wieder neige, sobald sie untergegangen sei. Da dieses
„Wunder leicht zu erproben war, so kehrte ich gegen Abend zurück
„und fand es bestätigt. Nach einer kurzen Untersuchung und
„einigem Nachdenken fand ich eine Lösung dieses seltsamen Vor-
„ganges. Der Baum hatte ursprünglich mitten auf dem Haupt-
„fußweg gestanden, der durch das Dorf führte; schließlich hing
„er so tief herab, daß man ihn, um den Fußgängern den Durch-
„gang zu ermöglichen, seitwärts gedreht und am Wegesrand befestigt
„hatte. Bei diesem Verfahren war das Büschel von Fibern,
„welche die Wurzel bildeten, wie die Fasern eines Taues zusammen-
„gedreht worden. Sobald nun die Morgensonne die obere Außenseite
„derselben erwärmte, so trockneten sie ein und zogen sich zusammen;
„in Folge dessen fingen die Fibern an, sich auseinander zu
„drehen, wodurch der Gipfel des Baumes erhoben ward. Bei
„eintretendem Abendthau gaben sie nach und das Haupt des
„Baumes neigte sich, und so erwies er sich nicht nur dem leichtgläu-
„bigen Hindu, sondern auch dem Manne der Wissenschaft als ein
„Werkzeug der unmittelbaren Thätigkeit des Sonnengottes".

Der Wilde hält allerdings jede Bewegung für ein Zeichen von Leben. Daher gilt ihm der Wind für ein lebendes Wesen. Ja selbst regungslose Dinge werden von den Rassen, die auf einer tiefen Stufe geistiger Entwickelung stehen, als beseelte Gegenstände betrachtet. Der Häuptling Teah behauptete steif und fest, „daß „Lander's Uhr lebe und sich bewegen könne." [1]) Wahrscheinlich ist es diesem Grunde zuzuschreiben, daß in den meisten Sprachen

[1]) Niger Expedition, vol. II, p. 220.

selbst unbelebte Gegenstände durch eine Geschlechtsbezeichnung unterschieden werden; hielt man dieselben doch entweder für männlich oder weiblich. Daher entstand auch die Sitte, die den Todten mitgegebenen Waffen oder Werkzeuge zu zerbrechen oder zu verbrennen. Man hat meistens angenommen, daß dies nur zu geschehen pflegte, um einer Beraubung des Grabes vorzubeugen; dem ist jedoch nicht so; Wilde entweihen nie den Frieden eines Grabes. In eben der Weise jedoch, wie sie die Frauen, Sclaven, das Lieblingspferd oder den Hund eines Verstorbenen tödten, damit ihre Seelen dem Verstorbenen in das Jenseits folgen, so „tödten“ sie auch seine Waffen, damit die Geister der Bogen u. s. w. ihrem Herrn nacheilen und derselbe in voller Rüstung, wie es einem Häuptling geziemt, die andere Welt betrete. In gleicher Weise glaubten die Tahitianer [2]), „daß nicht nur alle Thiere, sondern „auch die Bäume, Früchte und selbst die Steine eine Seele be„säßen, welche beim Sterben, Verzehrtwerden oder Zerbrechen „zur Gottheit aufsteige, sich zuerst mit ihr vermische und dann „später in die eigens für sie bestimmte Wohnstätte eingehe“.

Die Fidschi-Insulaner [3]) hegten die Ansicht, „daß die Seele „eines Thieres nach dem Tode sofort nach Boloto komme. Zer„bricht ein Stein oder irgend eine andere Masse, so erhält die„selbe gleichfalls den Lohn der Unsterblichkeit; ja sogar Kunst„producte gehen zum nämlichen Glücke, wie Menschen, Schweine „und Yamsfrüchte ein. Zerbrechen oder verderben Beil oder „Meißel, so enteilt ihre Seele zum Dienste der Götter. Ist ein „Haus niedergerissen oder ein Weg zerstört, so findet ihr unsterb„licher Theil eine Stätte auf den Ebenen von Boloto“.

Die Finnen glaubten, daß alle unbelebten Gegenstände eine „Seele“ oder „Haltia“ besäßen. [4])

Sproat [5]) sagt in seiner Schilderung des nordwestlichen Amerikas, daß die Indianer „nach dem Tode eines befreundeten

[1]) Livingstone's Zambesi, p. 522. St. John's Hill Tribes of Aracan. J. Anthrop. Inst., vol. II, p. 238.

[2]) Cook's Third Voyage, vol. II, p. 166.

[3]) Mariner, *loc. cit.*, vol. II, p. 137. Seemann's Mission to Viti, pp. 392, 398.

[4]) Castren, Finn. Myth., pp. 170, 182.

[5]) Sproat's Scenes and Studies of Savage Life, p. 213.

„Mannes häufig seine Bettücher verbrennen; sind sie auf der „Oberwelt vernichtet, so wandern sie der abgeschiedenen Seele „in die Unterwelt nach“.

Die Garos, einer der indischen Hügelstämme, zerbrechen sämmtliche mit dem Todten begrabene Gegenstände und behaupten, „dieselben würden dem Hingeschiedenen nicht von Nutzen sein, „wenn sie ihm unzerbrochen mitgegeben würden“.[1])

In China[2]) „veranstalten die Bonzen beim Ableben einer „angesehenen Persönlichkeit große Processionen; die Leidtragenden „folgen denselben mit Lichtern und brennenden Wohlgerüchen in „den Händen. In gewissen Zwischenräumen bringen sie Opfer „dar und vollführen die Leichenfeierlichkeiten; bei dieser Gelegen„heit verbrennen sie Bildwerke von Männern, Frauen, Pferden, „Sätteln und anderen Dingen, sowie einen Haufen von Papier„geld; sie glauben, daß dies alles im andern Leben zum Heil „der Abgeschiedenen in wirkliche Dinge verwandelt werde“.[3])

So wird von den auf dieser Entwickelungsstufe stehenden Menschen jedem Gegenstande Leben zugeschrieben und dasselbe mehr oder weniger für ein göttliches Wesen gehalten.

„Die Afrikaner,“ sagt Burton, „beten Alles an, nur nicht „unsern Schöpfer.“[4])

„In Indien,“ sagt Dubois[5]), „pflegt eine Frau den Korb „zu verehren, welcher ihre Lebensbedürfnisse enthält, und ihm „Opfer darzubringen; das Nämliche thut sie mit der Reismühle „und allen anderen Geräthen, die sie zu ihren häuslichen Arbeiten „benutzt. Ein Tischler zollt die gleiche Ehrerbietung seinem „Hammer, seinem Beil und den übrigen Werkzeugen; er bringt „ihnen ebenfalls Opfer dar. Ein Brahmane behandelt den Stift, „mit dem er schreibt, ein Soldat die Waffen, die er im Felde „braucht, ein Maurer seine Kelle und ein Arbeiter seinen Pflug „in gleicher Weise.“

„Die Volksreligion des Andean-Volks,“ sagt Clement Mark-

---

[1]) Dalton's Des. Ethn. of Bengal, p. 67.
[2]) Astley, vol. IV, p. 94.
[3]) Primitive Culture, vol. I, p. 445.
[4]) Burton's Dahome, vol. II, p. 134.
[5]) People of India, p. 373. Siehe ferner pp. 383, 386.

ham [1]), „bestand in dem Glauben, daß Naturkörper ein Vorbild „oder eine Seele hätten, welche sie regiere und leite, und zu der „die Menschen sich Hülfe flehend, wenden dürften.“

Sir S. Baker [2]) sagt: „Wenn ein arabischer Schriftsteller „die jetzige Geschichte seines Landes aufzeichnete, so würde der „Styl seines Werkes genau der alttestamentlichen Ausdrucksweise „entsprechen; die mannigfaltigen Mißgeschicke oder die reichen „Segnungen, welche im Laufe der Natur sowohl die Stämme, wie „die einzelnen Personen betrafen, würde er als specielle Heim-„suchungen des göttlichen Zornes oder als Belohnungen für die „Ausführung guter Thaten hinstellen. Drängt sich dem Araber „in einem Traume eine besondere Vorstellung auf, so glaubt er, „daß Gott zu ihm geredet und ihm etwas befohlen habe. Der „arabische Geschichtsschreiber würde ein solches Ereigniß als die „Stimme des Herrn (Kallam el Allah) bezeichnen, die zu dem „Menschen gesprochen habe; er würde sagen. „Gott erschien ihm „„im Traume und sprach“. Der europäische Leser müßte jeden-„falls bei einer solchen Schilderung den eigenthümlichen Vorstel-„lungen und der bilderreichen Redeweise dieses Volkes Rechnung tragen“.

Fergusson hält in der That den Baumdienst im Verein mit dem Schlangencultus für die Urreligion des Menschengeschlechtes. Wake [3]) sagt ebenfalls: „Wie sollen wir die Thatsache erklären, „daß nicht nur die Polynesier einer Feigenbaumspecies, die sie „„Avabaum“ nennen, einen heiligen Charakter zuschreiben, son-„dern daß die nämliche Erscheinung bei den afrikanischen Stäm-„men am Zambesi und am Shire, bei den Negern des westlichen „äquatorialen Afrika, ja selbst in Nordaustralien vorkommt. Das „kann unmöglich ein Spiel des Zufalls sein“.

Da jedoch der Baumdienst auch in Amerika herrscht, so kann uns das keineswegs als Beweis gelten, daß sämmtliche verschiedene Rassen, welche ihn ausüben, einen gemeinsamen Ursprung haben. Die Thatsache beweist vielmehr, wie so viele andere, daß der menschliche Geist bei fortschreitender Entwickelung überall die nämlichen oder wenigstens sehr gleichartige Phasen durchschreitet.

[1]) Rites and Laws of the Incas, p. 11.
[2]) The Nile Tributaries of Abyssinia, by Sir S. W. Baker, p. 130.
[3]) Chapters on Man, p. 250.

Der Baumdienst herrschte ehemals in Assyrien, Griechenland [1], Polen [2]) und Frankreich. Der in Persien übliche Homa- oder Somacultus ist vielleicht ebenfalls hier zu erwähnen; Tacitus [3]) berichtet von den heiligen Hainen Deutschlands, und die englischen sind ebenfalls bekannt. Im achten Jahrhundert sah sich Bonifacius veranlaßt, eine heilige Eiche zu fällen; ja, noch bis vor Kurzem ward ein mit Unterholz bewachsener Eichstamm am Loch Siant auf der Insel Skye für so heilig gehalten, daß Niemand es wagte, auch nur einen ganz kleinen Zweig abzuschneiden [4]), und in Liefland [5]) soll der Eichcultus noch gegenwärtig ausgeübt werden.

Von den alten Celten wurden ebenfalls Bäume angebetet, und de Brosses [6]) leitet das Wort „Kirk", welches zu church (Kirche) abgemildert ist, von quercus, eine Eiche, ab, welche Gattung als besonders heilig geachtet ward. Die Lappländer beteten ebenfalls Bäume an. [7])

Gegenwärtig herrscht der Baumcultus in ganz Central-Afrika, im Süden von Aegypten und der Sahara. Die Schangallas waren zu Bruce's Zeit dem „Baum-, Schlangen-, Mond-, Planeten- „und Sterndienst ergeben". [8])

„Der Dattelbaum," sagt Burckhardt, „ward von dem „Stamme Khozaa angebetet; die Beni Thekyf verehrten den Felsen „„El Lat" genannt, und ein großer Baum, Namens Zat „Aroat, ward von den Koreysch für heilig gehalten." [9])

Die Neger von Guinea [10]) besaßen dreierlei Götter: die Schlangen, die Bäume und das Meer. Park [11]) bemerkte an den

---

[1]) Der Baumcultus der Helenen, Bötticher. 1856.
[2]) Olaus Magnus, Buch 3, Cap. 1.
[3]) Tacitus, Germania, 9.
[4]) Early Races of Scotland, vol. I, p. 171.
[5]) Jour. Anthr. Inst., 1873, p. 275.
[6]) *Loc. cit.*, p. 175.
[7]) De Brosses, *loc. cit.*, p. 169.
[8]) Travels, vol. IV, p. 35. Siehe ferner vol. VI, p. 344.
[9]) Travels in Arabia, vol. I, p. 299.
[10]) Voyage to Guinea, p. 195. Bosman, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 494. Merolla, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 236.
[11]) Travels, 1817, vol. I, pp. 64, 106. Siehe ferner Caillié, vol. I, p. 156.

Grenzen von Bondou einen mit zahllosen Opfergaben und besonders mit Zeuglappen behängten Baum. Er sagt: „Die sonderbare „Ausschmückung von vielen Zeugstreifen oder Flicken, welche die „durch die Wildniß reisenden Eingebornen an seine Zweige ge„heftet hatten, verliehen ihm ein sehr sonderbares Aussehen".

Die Neger von Congo [1]) verehren einen heiligen Baum, Namens Mirrone. Ein solcher pflegt vor jede Wohnung gepflanzt zu werden, „er scheint der Schutzgott des Hauses zu sein „und die Heiden verehren ihn, als sei er einer ihrer Götzen". Am Fuße des Baumes stellen sie mit Palmwein gefüllte Gefäße auf, damit er nicht Durst leide. Bosman berichtet, daß fast jedes Dorf an der Küste von Guinea einen heiligen Hain besitzt. [2]) In Abbacubah sah Oldfield [3]) einen gigantischen Baum, dessen Umfang zwölf Ellen und acht Zoll betrug. „Ich bemerkte bald," sagt er, „daß er für heilig galt; aus diesem Grunde waren „mehrere Pfeile hineingesteckt, an denen Hühner, verschiedene Vögel „und viele andere Gegenstände hingen, die ihm die Eingebornen „wegen seiner Göttlichkeit dargebracht hatten."

Chapman erzählt von einem heiligen Baume, an den die Kaffern eine Menge Opfergaben gehängt hatten. [4])

Der Bo-Baum wird in Indien [5]) und auf Ceylon [6]) verehrt. „Daß Buddha den Râjâyatana-Baum pflanzte," sagt Fergusson, „erwähnte ich bereits; doch ist der Bericht von der Verpflanzung „eines Zweiges dieses Bo-Baumes von dem Buddhgyâ nach Anu„râdhapura eben so glaubwürdig und wichtig, wie alle übrigen in „den ceylonischen Annalen verzeichnete Ereignisse. Gesandt von „Asóka, 250 vor Christo, ward er von Devanampiyatisso mit der „äußersten Unterwürfigkeit empfangen und auf dem hervorragend„sten Platz inmitten seiner Hauptstadt gepflanzt; dort sehen wir

[1]) Merolla's Voyage to Congo. Pinkerton, vol. XVI, p. 236. Astley's Collection of Voyages, vol. II, pp. 95, 97.

[2]) *Loc. cit.*, p. 399. Siehe ferner Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 26. Tuckey's Narrative, p. 181. Livingstone's South Africa, p. 495.

[3]) Expedition, vol. II, p. 117.

[4]) Travels, vol. II, p. 50. Klemm citirt ferner Villault, Relig. des Costes d'Afrique S., pp. 263, 267. Arbousset, *loc. cit.*, p. 104.

[5]) Tree and Serpent Worship, p. 56, *et seq.*

[6]) Ebenderselbe, p. 56.

„ihn als das werthvollste und köstlichste ‚Numen" von Ceylon seit mehr „als zweitausend Jahren verehrt, und noch bis auf diese Stunde wird er, „oder doch wenigstens seine dem alten Stamme entsprossenen Seiten-„schößlinge angebetet. Die Stadt ist eine Ruine; die prächtigen „Dagobas fielen in Trümmer; die Klöster verschwanden; aber der „große Bo-Baum grünt und blüht noch; der Sage nach wird er „nie wachsen und nie kleiner werden, sondern ewig zur Wonne „und Anbetung des Menschengeschlechtes fortleben. Alljährlich „pilgern Tausende und Abertausende zu den heiligen Vorhöfen, „die ihn umgeben; sie beugen sich vor ihm und senden inbrünstige „Bitten um Gesundheit und Wohlstand gen Himmel empor; denn „ihr Flehen findet ein offenes Ohr, wenn es in seiner heiligen „Nähe aufsteigt. Ich glaube, die Erde trägt kein älteres Idol; „wenigstens keins, dem mehr Huldigungen dargebracht werden."

Einige der Gebirgsvölker von Chittagong beten das Bambus-rohr [1]) an, und auf den Simla-Hügeln wird der Cypressus torulosa als heiliger Baum verehrt. [2])

In Beerbhum ist der Baumdienst allgemein verbreitet, „und „einmal im Jahre wallfahrtet die ganze Hauptstadt zu einem „Schrein im Dschungel". [3]) Derselbe besteht aus drei Bäumen, die jedoch mehr für eine Wohnstätte der Götter, als für wirkliche Götter gehalten werden. Die Khiens verehren ebenfalls einen dicken, buschigen Baum, Namens Subri. [4])

Die Jakuten in Sibirien haben heilige Bäume, an die sie verschiedene Kleinigkeiten, wie Eisen-, Kupfer- und Messingstücke zu hängen pflegen. [5]) Die Ostiaken beteten ebenfalls, wie Pallas berichtet, Bäume an. [6]) Erman sagt [7]): „Man führte uns zu einem auf „einem Kirchhofe stehenden Lärchenbaum von fünfzig Fuß Höhe, „der in Folge seines Alters nur am Gipfel mit Laub bedeckt war, „und sagte, derselbe sei ein Denkmal aus der ältesten geschichtlichen

---

[1]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 10. Dalton's Trans Ethn. Soc., vol. VI, p. 34.

[2]) Thomson's Travels in W. Himalaya, p. 19.

[3]) Hunter's Annals of Rural Bengal, 1868, p. 131.

[4]) Dalton's Descr. Ethn. of Bengal, p. 115.

[5]) Strahlenberg's Travels in Siberia, p. 381.

[6]) *Loc. cit.*, vol. IV, p. 79.

[7]) Erman's Travels in Siberia, vol. I, p. 464. Siehe ferner Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. Russe, Pt. XI, p. 43.

„Zeit von Beresow. In alten Zeiten, als die Ostiaken-Herrscher „in dieser Stadt wohnten, war jener Baum ein besonderer Gegen„stand ihrer Verehrung. Dieselbe entstand, wie so oft bei den „Russen, in Folge seiner eigenthümlichen Gestaltung. Der Stamm „theilt sich nämlich in einer Höhe von sechs Fuß in zwei gleiche „Theile, um sich bald darauf wieder zu vereinigen. Die aber„gläubischen Eingebornen pflegten allerlei werthvolle Gaben in „die also gebildete Oeffnung zu legen; auch sind sie dieser Ge„wohnheit bis heute nicht untreu geworden. Dieser Umstand ist „den erleuchteteren Kosaken wohl bekannt, denn diese bereichern „sich heimlich durch die entwendeten Opfergaben". Hanway [1]) erwähnt in seinen „persischen Reisen" einen Baum, „dessen Zweige „eine Menge Zeuglappen trugen; es waren dies die Gaben „kranker Menschen, welche, um gesund zu werden, diese Opfer „brachten". Im Uebrigen fand der Reisende in dieser trostlosen Karavanserei nichts als Wasser.

In manchen Gegenden Sumatras [2]) „herscht der Aberglaube, „daß einige Bäume, besonders solche von ehrwürdigem Aussehen „(wie zum Beispiel ein alter **Jawi-jawi** oder Feigenbaum), die „Behausung oder vielmehr der sichtbare Körper von Holzgeistern „seien. Diese Anschauung entspricht genau den Begriffen, welche „die Alten von den Dryaden und Hamadryaden hatten. Zu Ben„kunat im Lamponglande steht ein langer Stein auf einem flachen; „das Volk behauptet, derselbe besitze übernatürliche Kräfte. Man „sagt, er sei einst in's Wasser geworfen worden; da habe er sich „wieder von selbst zu seiner früheren Stellung erhoben und dabei die „Fluthen in stürmische Bewegung versetzt. Man glaubt ferner, daß „derjenige, welcher sich ihm ohne Ehrfurcht naht, ein gewisses „Mißgeschick auf sich herab beschwöre".

Auch bei den Philippinen finden wir den Baumcultus. [3]) Sie sagen, „daß die Welt im Anfange nur aus Himmel und „Wasser bestanden habe; zwischen beiden schwebte ein Geier, der, „müde vom Fliegen, vergebens nach einer Ruhestätte gesucht „und schließlich Unfrieden zwischen Wasser und Himmel gestiftet

---

[1]) Citirt in the **Early Races of Scotland, vol. I, p. 163.** Siehe ferner **De Brosses,** *loc. cit.*, **pp. 144, 145.**

[2]) **Marsden's History of Sumatra, p. 301.**

[3]) **Ebenderselbe, p. 303.**

„habe. Der letztere wollte das erstere zwingen, in seinen Grenzen
„zu bleiben; er belud es daher mit einer Anzahl von Inseln; auf
„diese konnte der Geier sich nunmehr niederlassen, und der Streit
„hatte folglich ein Ende. Das Menschengeschlecht, so heißt es
„weiter, entsprang aus einem großen Rohr mit zwei Enden,
„welches auf den Wellen umhertrieb und zuletzt von den Fluthen
„vor die Füße des am Strande stehenden Geiers gespült wurde;
„als dieser es mit seinem Schnabel öffnete, stieg ein Mann aus
„dem einen und eine Frau aus dem andern Ende. Diese beiden
„Menschen vermählten sich bald darauf mit Einwilligung ihres
„Gottes Bathala Meycapal und riefen dadurch das erste Erd-
„beben hervor; von diesem Paare stammen die verschiedenen
„Völker der Erde ab".

Die Fidschi-Insulaner beteten ebenfalls gewisse Pflanzen an.[1]) In Amerika war der Baumcultus minder vorherrschend. Die Mandanen und Monitarris beteten Bäume und Pflanzen an.[2]) Die Indianer am Oberen See verehrten eine große Esche.[3])

In Nordamerika sah Franklin[4]) einen heiligen Baum; „denselben hatten die Crees mit Stücken von Büffelfleisch und „Zeugläppchen behangen. Sie beklagten sich bei ihm über einige „Stein-Indianer, welche zwei Nächte vorher ihrem verehrten „Baume seine Opfergaben geraubt hatten". In Mexiko bemerkte Tylor[5]) eine uralte Cypresse von besonderer Größe. „Ihre „sämmtlichen Zweige waren von den Indianern mit Gaben be- „lastet worden; hunderte von dicken schwarzen Haarlocken, Zähnen, „farbigen Zeugstückchen, Lumpen und Bandschnitzel erblickte man „dort. Der Baum war viele hundert Jahre alt. Ihm ward „wahrscheinlich irgend ein geheimer Einfluß zugeschrieben, und er „mag wohl schon lange vor der Entdeckung Amerikas mit solchen „einfachen Opfergaben geschmückt worden sein." In Nicaragua wurden nicht nur große Bäume, sondern auch Mais und Bohnen

[1]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 219.
[2]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 59.
[3]) Ebenderselbe, S. 125.
[4]) Journeys to the Polar Sea, vol. I, p. 221.
[5]) Anahuac, p. 215. Er erwähnt p. 265 einen ähnlichen Fall.

angebetet. [1]) Der Mais ward ferner in der peruanischen Provinz Huanca verehrt. [2])

In Patagonien sah Darwin [3]) „einen heiligen Baum, welchen „die Indianer den Altar des Wallichu nennen. Er steht auf „einer Erhöhung inmitten einer Ebene und ist daher als Landmarke „in einer großen Entfernung sichtbar. Sobald eine Indianer„horde ihn bemerkt, so bezeigt sie ihm ihre Hochachtung durch „lautes Freudengeschrei. Die Stätte, auf der er sich erhebt, ist ein„sam; kein Baum wächst in seiner unmittelbaren Nähe. Später „fanden wir noch einige derselben Gattung; doch waren sie durch„aus nicht häufig. Da es Winter war, fehlten ihm die Blüthen, „statt ihrer trugen seine Zweige zahllose Fäden, und an diesen „waren mancherlei Gaben, zum Beispiel Cigarren, Brot, Fleisch, „Zeugstückchen 2c., befestigt. Die armen Leute, welche nichts Besseres „haben, ziehen einen Faden aus ihrem Poncho und hängen ihn „an den Baum. Die Indianer pflegen außerdem geistige Ge„tränke und Maté in ein dazu bestimmtes Loch zu gießen, und „in gleicher Weise unter ihm zu rauchen, damit der aufwärts „steigende Dampf dem Wallichu einen hohen Genuß gewähre. Um „dieses Schauspiel zu vervollständigen, war der Baum mit ge„bleichten Knochen von Pferden umgeben, welche ihm zum Opfer „gebracht waren. Sämmtliche Indianer, jedes Alters und Ge„schlechts, kommen mit ihren Spenden und wähnen, daß sie „dadurch ihre Pferde vor schneller Ermüdung bewahren und sich „selbst glücklich machen können. Der Gaucho, der mir das er„zählte, sagte, er habe in der Friedenszeit einer solchen Scene „beigewohnt; einige Genossen hätten mit ihm gewartet, bis die „Indianer vorübergezogen seien, um dann dem Wallichu seine „Schätze zu stehlen. Die Gauchos behaupten, daß die Indianer „den Baum für einen Gott halten; mir scheint es jedoch wahr„scheinlicher, daß sie ihn nur als Altar betrachten". Die Feinheit dieses Unterschiedes würde jedoch ein patagonischer Indianer wohl schwerlich begreifen.

---

[1]) Müller, *loc. cit.*, p. 494. Siehe ferner p. 491.

[2]) Martius, *loc. cit.*, p. 80. G. de la Vega, Commentar. of the Incas, vol. I, pp. 47, 331.

[3]) Researches in Geology and Natural History, p. 79.

Die Abenaquis hatten ebenfalls einen heiligen Baum.[1])

Wie wir sehen, herrscht also diese Art von Religion bei den hauptsächlichsten Rassen des Menschengeschlechtes, sobald sie eine bestimmte Stufe geistiger Entwickelung erreicht haben.[2])

Wenden wir uns nunmehr zu dem See-, Fluß- und Quellendienst, so finden wir, daß derselbe eine nicht geringere Verbreitung hat. In Westeuropa spielte er in alten Zeiten eine hervorragende Rolle. Herodot erwähnt, daß die Lybier mehrere heilige Quellen besaßen.[3]) Nach Cicero, Justin und Strabo lag unweit Toulouse ein See, in den die umwohnenden Stämme Gold- und Silberspenden senkten. Tacitus, Plinius und Virgil erwähnen heilige Seen, und im sechsten Jahrhundert giebt Gregorius von Tours einem am Berge Helanus liegenden Teiche dieselbe Bezeichnung.

In der Bretagne ist außer dem berühmten Brunnen von St. Anna von Auray noch die heilige Quelle zu Lanmeur in der Crypta der Kirche von St. Melars zu nennen, zu der noch jetzt Schaaren von Pilgern wallfahrten.[4])

In England finden sich ungemein viele Spuren des Wassercultus. Gildas erwähnt ihn ausdrücklich, und in einer zu Cambridge aufbewahrten sächsischen Predigt soll er in tadelnder Weise genannt sein.[5]) „Noch im Jahre 1791 pilgerten zahllose der „Heilung bedürftige Personen nach der St. Fillans-Quelle[6]) zu „Comrie in Pertshire. Wer nicht gehen konnte, ward an's „Wasser getragen, um dort zu baden oder zu trinken und dann „eine dreimalige Runde von Osten nach Westen um die Quelle zu „machen. Dann warf jeder Anwesende eine weißen Stein auf „einen Steinhaufen und weihte dem Geiste des Platzes einen „Flicken seiner Kleidung als Opfergabe.“ Auf den schottischen Inseln gab es ebenfalls viele heilige Quellen, und ich selbst sah eine auf einem Eilande im Loch Maree, welche von den geringen,

---

[1]) De Brosses, Du Culte des Dieux Fétiches, p. 51. Lafitau, vol. I, p. 146.

[2]) Early Races of Scotland, vol. I, p. 158.

[3]) Melpomene, Buch 4, Cap. 158 u. 181.

[4]) Mon. Hist. Brit., VII.

[5]) Wright's Superstitions of England.

[6]) Early Races of Scotland, vol. I, p. 156.

aus Zeugstückchen und Pfennigen bestehenden Opfergaben der Landbewohner umgeben war.

Forbes Leslie [1]) bemerkt, daß in Schottland nur wenige Gemeinden ohne eine heilige Quelle zu finden sind, in Irland waren sie nicht minder häufig. Der Kelpie, oder Geist des Wassers, nahm verschiedene Gestalten an; meistentheils erschien er als Mann, Frau, Pferd oder Stier. In Schottland existiren eine Fülle von Sagen über diesen Geist, und der feste Glaube an die Existenz desselben war im letzten Jahrhundert noch allgemein verbreitet; selbst gegenwärtig ist er keineswegs überwunden.

Vom Flußcultus berichtet die griechische Geschichte manche Fälle. [2]) Peleus weihte dem Flusse Spercheios eine Locke vom Haar des Achilles; die Pulianer opferten dem Alpheios einen Stier; Themis berief die Flüsse zur großen Olympischen Versammlung. Okeanos und mehrere Ströme wurden als Götter betrachtet. Die Anbetung der Gewässer war jedoch zur Zeit des Homer bereits im Abnehmen begriffen und gehörte wohl eigentlich einer früheren Entwickelungsstufe und nicht, wie Gladstone glaubt, einer andern Rasse an. [3])

Die Tungusen [4]) und Votyaken [5]) in Nordasien verehren mehrere Quellen. De Brosses sagt, daß der Fluß Sogd in Samarkand angebetet ward. [6]) Im zehnten Jahrhundert [7]) fand in Persien ein Religionsstreit statt, weil ein Theil der Armenier der heiligen Quelle von Vagarschiebat die ihr gebührende Achtung versagt hatte.

Die Buriaten sind allerdings Buddhisten, haben jedoch heilige Seen. Atkinson sah einen derselben; er sagt: „Eines Nach-„mittags [8]) kam ich auf einem Ausfluge zu dem kleinen malerischen „See Ikeougoun, der nördlich vom Berge San-ghin-dalai liegt,

[1]) Siehe Forbes Leslie's Early Races of Scotland, vol. I, p. 145. Campbell's Tales of the West Highlands.

[2]) Juventus Mundi, p. 190.

[3]) *Ibid.*, pp. 177, 187.

[4]) Pallas, vol. IV, p. 641.

[5]) Descr. des toutes les Nat. de l'Emp. Russe, Pt. II, p. 80.

[6]) *Loc. cit.*, p. 146.

[7]) Whipple, Report on the Indian Tribes, p. 44.

[8]) Siberia, p. 445.

„und hoch verehrt wird. Am Ufer desselben haben die Einge-„bornen einen kleinen hölzernen Tempel errichtet; hierher bringen „sie Opfer aus Milch, Butter und Thierfett, welche auf kleinen „Altären verbrannt werden. Der große Felsen im See gilt ihnen „als heiliger Stein; einige rohe Figuren sind auf demselben er-„kennbar, und auf dem gegenüber liegenden Strande sind kleine, „mit seidenen Fähnchen behängte Stäbe aufgepflanzt". Der See Ahusch wird in gleicher Weise von den Baschkiren verehrt. [1])

„Alle Indier glauben an die Heiligkeit des Wassers," sagt Dubois. [2]) Außer dem heiligen Ganges verehren die Stämme des Nili-Gerri-Gebirges noch andere Flüsse unter dem Namen Gangamma. [3]) Bei jeder Ueberfahrt werfen sie eine Münze als Opferspende und als Bezahlung für das sichere Geleit in's Wasser. In Dekan und auf Ceylon stehen häufig unweit der Quellen einige mit Opfergaben geschmückte Bäume und Sträucher. [4]) Der Flußdienst herrscht ferner bei manchen Gebirgsstämmen, z. B. den Karrias, Santhals, Khonds u. s. w. [5]) Das Volk von Sumatra „soll dem Meere eine Art Verehrung „darbringen, und ihm, wenn sie es zum ersten Male sehen, Kuchen „und Zuckerwerk opfern, damit es seine Macht nicht zu ihrem „Schaden anwende". [6])

In Aschanti gilt, nach Bosman, der Fluß Chamascian oder Rio de San Juan, den die Neger Bossum Pra nennen, als Gott; das wird bereits durch das Wort „Bossum" angedeutet. [7]) Der Euphratis, der größte Fluß von Whydah, gilt ebenfalls für heilig. Alljährlich wird eine Pilgerfahrt zu seinen Ufern unternommen. [8]) Phillips erzählt [9]), „im Jahre 1693 klagten die Kaboschiers ihrem „Könige, daß das Meer ungewöhnlich stürmisch sei; der Herrscher

---

[1]) Atkinson's Oriental and Western Siberia, p. 141.

[2]) The People of India, p. 125. Siehe ferner pp. 376, 419.

[3]) The Tribes of the Neilgherry Hills, p. 68.

[4]) Early Races of Scotland, vol. I, p. 163.

[5]) *Ibid.*, vol. II, p. 497. Dalton's Des Ethn. of Bengal, p. 159.

[6]) Marsden, *loc. cit.*, p. 301.

[7]) *Loc. cit.*, p. 348. Siehe ferner p. 494. Smith's Voyages to Guinea, p. 197.

[8]) Astley, *loc. cit.*, p. 26.

[9]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 411.

„gab ihnen die Versicherung, daß er am folgenden Tage die See „besänftigen werde. Zu diesem Zwecke schickte er seinen Fetisch„priester mit einem Gefäße voll Palmöl, einem Sack Reis, „einem Topf voll Pitto, einer Flasche Branntwein, einem Stück far„bigen Zeuges und mehreren anderen Dingen an's Meer. Der „Mann trat an den Strand, erhob seine Stimme (der Autor hat „diese Schilderung von Leuten, welche der Feierlichkeit beiwohnten) „und sprach, daß ihr König ein Freund des Meeres und der „weißen Männer sei, daß er und sein Volk ehrliche Menschen „wären und es mit allen ihnen zu Gebote stehenden Bedürfnissen „versorgen würden. Er flehte es an, nicht zornig zu sein und „die Landung ihrer Waaren nicht zu verhindern; er sagte ihm, „ihr König vermuthe, daß es Palmöl verlange, und schicke ihm „daher welches. Mit diesen Worten schleuderte er das Gefäß „mit Oel in's Meer. Desgleichen that er mit dem Reis, Korn, „Branntwein u. s. w." Villaut [1]) erzählt ebenfalls, daß jeder Landsee, Fluß und Teich seinen Theil vom Opfer heische. Unweit Akkra erlebte er eine merkwürdige Feierlichkeit. Eine große Anzahl Schwarzer versammelten sich um einen Teich, dem sie ein Schaf und mehrere irdene Gefäße darbrachten. Sie erzählten Herrn Villaut, „daß dieser See oder Teich einer ihrer Götter sei „und allen anderen Flüssen im Lande als Bote diene. Nun war„fen sie die irdenen Töpfe in's Wasser, flehten dabei um seinen „Beistand, baten ihn, die Töpfe in ihrem Namen zu den anderen „Flüssen und Seen zu tragen und von denselben Wasser zu kaufen. „Sie hofften, er werde bei seiner Rückkehr den gefüllten Topf über „ihr Getreide ausschütten und ihnen dadurch zu einer guten „Ernte verhelfen".

Manche Neger an der Guineaküste [2]) hielten die Weißen für Meergötter; sie meinten, der Mast sei ein göttliches Wesen, welches das Schiff vorwärts schiebe; die Pumpe erschien ihnen als ein Wunderwerk, weil sie das Wasser emporhebe, welches doch stets abwärts zu fließen pflege.

Creswick [3]) sagt in seiner Beschreibung der Veys, „im Mafa-

---

[1]) Astley's Collection of Voyages, p. 668.
[2]) Astley, vol. II, p. 105.
[3]) Trans. Ethn. Soc., vol. VI, p. 359.

„Flusse befindet sich eine gefährliche Klippe. Die Eingebornen „fahren nie an derselben vorbei, ohne dem Geiste der Fluth einige „Tabakblätter, eine Hand voll Reis oder einen Schluck Rum als „besänftigende Opferspende darzubringen".

Die Bewohner am Zambesi bringen gleichfalls an gefahrvollen Klippen ein Opfer, um die Wassergeister günstig zu stimmen.[1])

In Nordamerika beten die Dacotahs[2]) einen Wassergott, Namens Unktahe, an. Sie behaupten, „diesen Gott und seine Begleiter häufig im Traume zu sehen. Er ist der oberste Geist und „spielt in ihren abergläubischen Anschauungen eine große Rolle. „Auch verleiht er den Medicinmännern übernatürliche Kräfte, und „ein großer Theil ihrer Religion bezieht sich auf ihn". Franklin[3]) erwähnt, „daß die Frau eines seiner Indianerführer krank gewesen „sei, und ihr Gatte daher den Wassergeistern, welche angeblich „dieses Leiden verursacht hatten, ein Opfer gebracht habe. Die „Spende bestand aus einem Messer, etwas Tabak und anderen „unbedeutenden Kleinigkeiten, welche in ein kleines Paket gebunden „dem Strom überantwortet wurden". Carver[4]) bemerkt, „daß „die Rothhäute, welche an den Oberen See, an den Mississippi oder „an irgend eine andere große Wasserfläche kommen, dem dort wohnenden Geiste irgend eine Gabe verehren." „Dasselbe that auch," sagt Franklin, „der Fürst der Winnebagoes, als er mich an die „St. Anthony-Fälle geleitete." Auch Tanner erzählt ein Beispiel von dieser Sitte[5]): „Eine Rothhaut redete einst den Geist der „Gewässer an und sagte ihm, er habe einen langen Weg zurückgelegt, um ihm seine Huldigungen darzubringen; jetzt werde er „ihm das Beste opfern, was er besitze. Darauf schleuderte er „seine Pfeife, seinen Beutel mit Tabak, die Spangen, welche ihm „Arme und Handgelenke schmückten, die aus Draht und Kugeln „zusammengesetzte Halskette und seine Ohrringe in den Strom; „kurz, er schenkte seinem Gotte sämmtliche Werthsachen, die er an „sich trug".[6])

---

[1]) Livingstone's Zambesi, p. 41.

[2]) Schoolcraft's Indian Tribes, Pt. III, p. 485.

[3]) Journey to the Shores of the Polar Sea, 1819-22, vol. II, p. 245.

[4]) Carver's Travels, p. 383.

[5]) Narrative of the Captivity of John Tanners, p. 46.

[6]) *Loc. cit.*, p. 67.

Auch die Mandanen pflegen dem Wassergeiste Opfer zu weihen. [1])

In Nordmexiko fand Lieutenant Whipple unweit des 35. Breitengrades eine heilige Quelle, welche „seit undenklichen Zeiten „dem Regengotte geweiht war". [2]) Kein Thier durfte von ihrem Wasser trinken. Sie ward alljährlich mit uralten Gefäßen gereinigt, welche sich durch die Caziken von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatten und nie von der Mauer genommen wurden, auf die man sie zu stellen pflegte. Auf diesen Vasen sah man die dem Montezuma, dem Schutzgotte des Platzes, geheiligten Thiere: den Frosch, die Schildkröte und die Klapperschlange, abgebildet. Sie glauben, der Gott würde jede frevelhafte Hand, die es wagte, die Reliquien anzutasten, mit einem Blitz erschlagen. In Nicaragua ward der Regen unter dem Namen Quiateot angebetet. Der Hauptwassergott von Mexiko hieß Tlaloc; die Toltecs, Chichimecs und Azteken zollten ihm ihre Verehrung. [3]) In Neu-Mexiko, unweit Zuni, sah Bell [4]) einen acht Fuß weiten, mit Steinen ummauerten heiligen Brunnen, aus dem weder Thier noch Menschen trinken durften. „Die dem Wasser geweih„ten Frösche, Schildkröten und Schnecken waren die einzigen „Geschöpfe, welche die Erlaubniß hatten, sich ihm zu nahen. „Einmal im Jahre vollzogen der Cazike und seine Begleiter bei „diesem Brunnen bestimmte religiöse Handlungen. Eine gründ„liche Reinigung findet statt; dem Geiste Montezuma's werden „Wassertöpfe als Opfergeschenke gebracht und, mit ihrem untersten „Ende nach oben gekehrt, auf die Steinmauer gesetzt. Manche „werden gestohlen; aber einige sind geblieben; auch ist der Erd„boden ringsumher mit Thonscherben bedeckt, welche in Folge „ihres hohen Alters ganz verwittert sind." In Peru galt das Meer unter dem Namen Mama Cotscha als oberster Gott der Chinchas. [5]) „Die indianischen Küstenbewohner," sagt Garcilasso de la Vega, „welche die Nord- und Südspitze von Peru, von „Truxillo bis Tarapaca bewohnen, beten das Meer in Gestalt

---

[1]) Catlin's North American Indians, vol. I, p. 160.

[2]) Report on the Indian Tribes, p. 40.

[3]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 496.

[4]) Ethn. Journal, 1869, p. 227.

[5]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 368.

„eines Fisches an." [1]) Ein Zweig der Collas leitet seine Herkunft von einem Flusse, ein anderer von einem Brunnen ab. [2]) Sie besaßen außerdem eine besondere Regengöttin. In Paraguay wurden den Flüssen Tabakopfer gebracht. [3])

Wir wenden uns nunmehr zu dem Stein- und Bergcultus; diese Art von Religion ist nicht minder verbreitet, als die bereits erwähnten.

Dulaure erklärt in seiner „Histoire Abrégée des Cultes" den Ursprung des Steindienstes als eine Folge der den Grenzsteinen gezollten Achtung. Ich bezweifle nicht, daß die Anbetung einiger bestimmten Steine in dieser Weise entstanden sein mag. Bei Hermes oder Termes war das offenbar der Fall, und die charakteristischen Kennzeichen des Gottes Hermes oder Mercur, dessen Symbol ein aufrechtstehender Stein war, lassen sich vielleicht in dieser Weise erklären.

„Mercur oder Hermes war der Götter Bote," sagt Lemprière. „Ferner war er der Beschützer der Reisenden und Hirten, ge„leitete die Seelen der Todten in die Unterwelt und beschirmte „nicht nur die Redner, die Kaufleute und Ausrufer, sondern auch „die Räuber, Taschendiebe und sämmtliche Spitzbuben." Er erfand die Buchstabenschrift und die Lyra und war der Urheber der Künste und Wissenschaften.

Auf den ersten Blick hält es schwer, einen Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Berufsarten zu entdecken, welche durchaus nichts Gemeinsames miteinander zu haben scheinen. Doch stehen sie, wie mich dünkt, sämmtlich mit der Sitte in Beziehung, eine Grenze durch aufrecht stehende Steine zu bezeichnen. Daher der Name Hermes oder Termes. In alten Zeiten war es üblich, zur Vermeidung von Streitigkeiten, eine Strecke neutralen Gebietes zwischen den Besitzungen der verschiedenen Völker zu lassen. Die Landstrecken nannte man Marken; daher der Titel Markgraf, womit ein Schutzherr der Grenze oder Mark bezeichnet ward. Solche nicht angebaute Bezirke dienten als Weideplätze und bildeten eine Versammlungsstätte der Kaufleute, die auf diesem neu-

[1]) Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 168.
[2]) Müller, Amerikanische Urreligionen, S. 148.
[3]) *Loc. cit.*, p. 258.

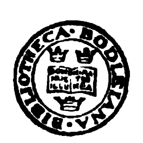
tralen Gebiete die Erzeugnisse der betreffenden Länder verhandelten; hier wurden ferner Verträge abgeschlossen und öffentliche Spiele und Belustigungen angestellt. Außerdem bezeichnete ein aufrecht stehender Stein eine Begräbnißstätte; schließlich wurde ein solcher noch als Gesetztafel und zum Aufzeichnen von Verordnungen denkwürdiger Begebenheiten und Lobreden der Todten benutzt.

Daher war der durch einen einfachen, aufrecht stehenden Stein bezeichnete Mercur zugleich der Gott der Reisenden, weil er eine Landmarke war; er galt als Beschützer der Hirten, weil ihm die Viehweiden geweiht waren; er leitete die Seelen der Todten in die Unterwelt, weil bereits in uralten Zeiten ein aufrecht stehender Stein die Grabstätte zu schmücken pflegte; er war ferner der Gott der Kaufleute, denn der Handel ward meistens auf dem Grenzgebiete abgeschlossen, und daß er die Diebe beschirmte, war ein Sarkasmus. Ein Götterbote hieß er, weil die Gesandten auf der ihm geweihten Stätte zusammenkamen, und die Beredsamkeit liebte er aus dem nämlichen Grunde. Er erfand die Lyra und bewachte die Spiele, denn alle musikalischen und sonstigen geselligen Zusammenkünfte fanden auf neutralem Gebiete statt. Da alle Inschriften auf aufrecht stehenden Steinen niedergezeichnet wurden, galt er als Erfinder der Buchstabenschrift.

Der Steincultus in seinen einfacheren Formen ist jedoch, glaube ich, in anderer Weise entstanden; er bildet nur einen Theil jener Art von Religion, welche alle Dinge ohne Ausnahme der Anbetung werth hält und ein charakteristisches Merkmal des auf einer bestimmten Entwickelungsstufe stehenden menschlichen Geistes ist.

Pallas berichtet, daß die Ostiaken [1]) und Tungusen [2]) Berge und die Tartaren [3]) Steine anbeten. Unweit des Sees Baikal [4]) befindet sich ein heiliger Felsen, welcher als der besondere Aufenthaltsort eines bösen Geistes betrachtet und folglich von den Eingebornen sehr gefürchtet wird. In Indien ist der Steindienst häufig bei den Urstämmen anzutreffen. Die Asagas von Mysore „beten einen Gott Namens Bhuma Devam an; derselbe

[1]) Voyages de Pallas, vol. IV, p. 79.
[2]) *Ibid.*, pp. 443, 648.
[3]) *Ibid.*, pp. 514, 598.
[4]) Hill's Travels in Siberia vol. II, p. 142.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·

Tafel III.

Heilige Steine unweit Belgaum (Indien).

„wird durch einen formlosen Stein veranschaulicht". [1]) „Es „steht fest," sagt Hislop, „daß der Steindienst über das ganze „Land von Berar bis zum äußersten Osten von Bustar ver„breitet ist, und daß er nicht nur bei den hinduisirten Urein„wohnern herrscht, welche jetzt Khandova u. s. w. anbeten, son„dern auch bei den rohesten und wildesten Stämmen vorkommt. „Dieser Gott wird gewöhnlich in Gestalt eines formlosen, mit „Insecten bedeckten Steines verehrt". [2]) Zwei rohe Sclavenkasten in Tulawa (Süd-Indien), die Bakadara, und Betadara beten einen „gütigen Gott, Buta genannt, an; sein Sinnbild, ein „Stein, wird in jedem Hause aufbewahrt. [3]) In der That sieht „man auf allen Feldern in Südindien vier bis fünf Steine, „welche reihenweis aufgestellt und mit rother Farbe bemalt sind. „Die Eingebornen halten sie für die Beschirmer des Feldes und „nennen sie „die fünf Pandus"". [4]) Forbes Leslie vermuthet, daß diese rothe Farbe Blut [5]) vorstellen soll. Der Gott jedes Khonden-Dorfes wird durch drei Steine vertreten. [6]) Tafel III zeigt eine Gruppe von heiligen Steinen unweit Delgaum in Dekan; dieselbe ist nach einer Zeichnung aus Leslie's interessantem Werke angefertigt. [7]) Die drei größten Steine stehen zwischen den Reihen, die beide aus dreizehn Steinen gebildet und so dicht nebeneinander gerückt sind, wie das überhaupt bei Blöcken möglich ist, welche, wenn auch offenbar ausgewählt, doch keineswegs behauen sind. Die zwischen diesen zwei Reihen stehenden Steine besitzen fast die nämliche Höhe wie die drei höchsten der vordersten Reihe. Die Größe der anderen Steine nimmt vom Mittelpunkt aus ab, und die auf den Endpunkten befindlichen ragen kaum einen Fuß über den Boden empor, in dem sie alle eingepflanzt sind. Drei nicht befestigte Steine liegen vor dem Centrum der

---

[1]) Buchanan's Journey, vol. I, p. 338. Citirt in Ethnol. Journ., vol. VIII, p. 96.

[2]) Aboriginal Tribes, p. 16. Citirt in Ethnol. Journ., vol. VIII, p. 96.

[3]) Journ. Ethnol. Soc., vol. VIII, p. 115.

[4]) *Ibid.*, vol. IX, p. 125.

[5]) Early Races of Scotland, vol. II, p. 462.

[6]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 497.

[7]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 464.

Gruppe; sie haben die nämliche Lage und sind zu dem nämlichen Zwecke bestimmt, wie die des vorher beschriebenen kreisförmigen Tempels. Sämmtliche Steine „haben eine eckige Form und rufen „den Eindruck von Obelisken hervor. Die Mittelgruppe, sowie „die beiden Reihen richten ihre vordere Seite gen Osten und sind „auf jener Seite abgewaschen. Auf dieser weißen Stelle, fast, „doch nicht ganz im Mittelpunkte jedes Steines, ist ein großer „rother Fleck gemalt, der beinahe von einer Kante bis zur andern „sich erstreckt. Zwei Drittel desselben waren überschwärzt und in „Folge dessen nur ein äußerer ringförmiger Kreis von rother „Farbe sichtbar. Diese Malerei soll, wie ich glaube, einen großen „rothen Blutfleck vorstellen und entspricht entschieden ihrem Zweck".

Bei Besprechung dieser bemalten Steine muß ich darauf aufmerksam machen, daß die rothe Farbe den Neuseeländern heilig ist. „Wollen sie einen Gegenstand für tapu oder unantastbar „erklären, so bezeichnen sie ihn mit rother Farbe. Das Haus „eines Todten wird gleicherweise bemalt; bei jedem Dinge, wel- „ches für tapu gilt, wird ein Pfeiler errichtet und vom Häupt- „ling mit dem Kura bestrichen. Auf der Stätte, wo ein Ver- „storbener ruht, pflegt irgend ein Denkmal gesetzt zu werden. „Man erwählt zu diesem Zwecke häufig einen nahen Stein, einen „Felsen oder einen Baum, der dann stets mit rother Farbe ge- „kennzeichnet wird. Will man eine Leiche zu Wasser weiterbeför- „dern, so setzen die Hinterbliebenen bei jedesmaliger Landung ein „ähnliches Zeichen, und erreichen sie ihren Bestimmungsort, so „wird das Canoe roth bemalt und nie mehr benutzt. Findet ein „Hahunga statt, so werden die abgeschabten Gebeine des Häupt- „lings auf ähnliche Weise verziert, mit einer rothgefärbten Decke „umhüllt, in einen mit heiliger Farbe eingeriebenen Kasten oder „Gefäß gethan und in ein bemaltes Grab gebracht. Unweit dieser „letzten Ruhestätte stellen sie zur Erinnerung an den Verstorbenen „ein hohes, kunstvoll geschnitztes Denkmal oder Tiki auf, welches „die nämliche Färbung erhält." [1]) Roth war ferner die heilige Farbe in Congo. [2])

Dalton [3]) beschreibt eine Feierlichkeit, welche auffallend an

---

[1]) Taylor's New Zealand and the New Zealanders, p. 95.

[2]) Merolla, Pinkerton, vol. XVI, p. 273.

[3]) Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. VI, p. 35.

die wohlbekannte Erzählung erinnert, wie Elia die Baalpriester auf der Höhe vom Carmel versammelte, um ihnen seine überlegene Kraft zu bekunden und die Kinder Israels zum alten Glauben zurück zu rufen. Die Sonthals in Mittel-Indien beten zu einem berühmten Hügel, Namens Marang Boru. In Zeiten der Dürre besteigen sie den Gipfel dieser heiligen Anhöhe und opfern auf einem großen flachen Steine. Dabei schlagen sie die Trommeln und flehen ihren Gott um Regen an. „Sie schütteln „ihre Häupter so lange hin und her, bis sie sich schließlich in „eine Art von Raserei gebracht haben und ihre Bewegungen un„willkürlich und krampfhaft werden. Unermüdlich setzen sie ihre „wilden Geberden fort, bis eine kleine Wolke emporsteigt, „,so groß „wie eine Manneshand". Dann erheben sie sich, ergreifen die „Trommeln und tanzen auf dem Berge den Kuru, bis Marang „Boru ihre Gebete mit fernem Donnergetön beantwortet, und „nun gehen sie voll Freude nach Hause. Ehe sie den Berg be„treten, müssen sie fasten und dort bleiben, bis sich die Vorboten „eines heftigen Regens zeigen; dann steigen sie hinab, um zu essen „und zu trinken. Mein Berichterstatter sagte mir, daß diese An„zeichen jedesmal vor Anbruch des Abends einzutreten pflegen."

Die Araber beteten bis zur Zeit Muhamed's zu einem schwarzen Steine. Die Beni Thekyf verehrten einen Felsen, Namens El Lat.[1]) Auch die Phönizier beteten einen Gott in Gestalt eines unförmigen Steines an.[2]) Der Götze Heliogabalus war nichts anderes, als ein schwarzer, länglich geformter Stein. Die Römer und Griechen verehrten aufgerichtete Steine unter dem Namen Hermes oder Merkur. Die Thespier besaßen einen rohen Stein, den sie als Gott betrachteten, und die Böotier beteten Herkules unter der nämlichen Form an.[3]) Die Lappländer besaßen ebenfalls heilige Berge und Felsen.[4])

Im Mittelalter wird der in West-Europa herrschende Steindienst häufig tadelnd erwähnt; diese Klagen beweisen, daß er tief in dem Herzen des Volkes wurzelte. Im siebenten Jahr-

---

[1]) Burckhardt's Tr. in Arabia, vol. I, p. 299.
[2]) Kenrick's Phoenicia, 323.
[3]) Siehe De Brosses, *loc. cit.*, p. 155.
[4]) Dulaure, *loc. cit.*, p. 50.

hundert verdammt z. B. „Theoderich[1]), der Erzbischof von „Canterbury, die Anbetung von Steinen; König Edgar verbot „sie als ein Zeichen heidnischen Lebens im zehnten und Knut im „elften Jahrhundert. Auf einem im Jahre 567 n. Chr. zu „Tours gehaltenen Concil ward den Priestern befohlen, allen „denjenigen den Eintritt in ihre Kirchen zu verbieten, welche auf= „gerichtete Steine anbeteten, und Mahé berichtet, daß in einem „handschriftlichen Protokoll über die Verhandlungen des im sie= „benten Jahrhundert zu Nantes stattgefundenen Concils des „Steindienstes der Armorikaner erwähnt wird“.

Dulaure[2]) sagt: „**Les Français adorèrent des pierres „plusieurs siècles après l'établissement du christianisme parmi „eux. Diverses lois civiles et religieuses attestent l'existence „de ce culte. Un capitulaire de Charlemagne, et le concile „de Leptine, de l'an 743, défendent les cérémonies super- „stitieuses qui se pratiquent auprès des pierres et auprès des „Fans consacrés à Mercure et à Jupiter. Le concile de „Nantes, cité par Réginon, fait la même défense. Il nous „apprend ques ces pierres étaient situées dans des lieux agrestes, „et que le peuple, dupe des tromperies de démons, y apportait „ses voeux et ses offrandes. Les conciles d'Arles, de Tours, „le capitulaire d'Aix-la-Chapelle, de l'an 789, et plusieurs „synodes, renouvellent ces prohibitions**“.

In Irland betete König Laoghaire im fünften Jahrhundert eine Steinsäule, Crom=Cruach, an; dieselbe ward von St. Patrick umgestoßen. Ein anderer zu Clogher befindlicher Stein ward von den Irländern unter dem Namen Kermand=Kelstach verehrt.[3]) Im Jura[4]) befand sich ein heiliger Stein, den das Volk von Osten nach Westen zu umgehen pflegte. „Auf einigen der Hebri= „den=Inseln[5]) schrieb das Volk einem großen schwarzen Steine „eine Orakelkraft zu. Auf der Insel Skye findet man in jedem „Bezirke einen rohen, dem Gruagach oder Apollo geweihten „Stein. MacQueen von Skye sagt, daß fast in jedem Dorfe die

---

[1]) Forbes Leslie, *loc. cit.*, vol. I, p. 256.
[2]) Dulaure, *loc. cit.*, vol. I, p. 304.
[3]) Dr. Todd's St. Patrick, p. 127.
[4]) Martin's Western Isles, p. 241.
[5]) Forbes Leslie, *loc. cit.*, vol. I, p. 257.

„Sonne unter dem Namen Grugach oder der Schönhaarige durch „einen rohen Stein veranschaulicht werde; er berichtet ferner, daß „über diese Gruaich-Steine Spenden von Milch ausgeschüttet „würden.“ „Finn Magnusen,“ sagt Professor Nilsson, „erzählt, „daß die Bauern gewisser Gebirgsgegenden Norwegens, sogar „noch am Ende des letzten Jahrhunderts, Steine von einer „runden Form aufzubewahren und sie in gleicher Weise zu ver-„ehren pflegten, wie ihre heidnischen Vorfahren ihre Götzenbilder. „Sie wuschen dieselben an jedem Donnerstag Abend, beschmierten „sie am Feuer mit Butter oder anderem Fett, trockneten sie und „legten sie, mit frischem Stroh versehen, auf den Ehrenplatz; zu „gewissen Zeiten des Jahres wurden sie in Bier getaucht; dies „Alles geschah in der zuversichtlichen Hoffnung, daß sie dem „Hause Glück und Wohlstand verleihen würden.“ [1])

Wenden wir uns zu Afrika, so bedarf es der Erwähnung, daß Caillié unweit des Negerdorfes N'pal einen heiligen Stein bemerkte, auf den jeder Vorübergehende einen Faden aus seinen Pagne oder Beinkleidern als Opfergabe legte. Die Eingeborenen glauben fest, daß, sobald dem Dorfe eine Gefahr drohe, dieser Stein, um seine Anbeter zu warnen, „in der vorhergehenden „Nacht seinen Platz verlasse und ihn drei Mal umschreite“. [2])

Bruce erwähnt, daß die heidnischen Abyssinier „einen Baum „und einen Stein anbeten“. [3])

Die Tahitier glaubten an zwei Hauptgötter; „den einen nennen „sie Taroataihetumu und der andere, von dem sie behaupten, „daß er ein Fels gewesen sei, heißt Tepapa“. [4]) Der Vulkan Tongariro ward „von den Neuseeländern, einem alten Herkommen „gemäß, angebetet“. [5]).

Auf den Fidschi-Inseln [6]) sieht man unweit Vuna „rohe „heilige Steine (Fig. 20); denselben werden zuweilen Opferspen-„den gebracht. Auf einer Klippe in der Nähe von Naloa steht „ein Stein, zu dem die Eingeborenen wallfahrten (oder tama);

---

[1]) Nilsson on the Stone Age, p. 241.
[2]) Caillié, vol. I, p. 25.
[3]) Bruce's Travels, vol. VI, p. 343.
[4]) Hawkesworth's Voyages, vol. II, p. 238.
[5]) Dieffenbachs New Zealand, vol. I, p. 347.
[6]) Williams' Fiji and the Fijians, vol. I, p. 220.

„in Na Fiti Levu bei Thokova ist ein zweiter, derselbe heißt „Lovekaveka und wird als Wohnsitz einer Göttin betrachtet, „die man mit Nahrung versorgt. Dieser Stein gleicht, wie „die Abbildung zeigt, einem runden, schwarzen, schrägstehenden „Meilensteine; ein Gürtel oder Liku umgiebt seine Mitte. „Der Schrein des O Revau ist ein großer Stein, welcher, wie „der bei Naloa, die Muskitos haßt und sie verhindert, seinem „Gebiete schaarenweise zu nahen; zwei andere große Steine sind „seine Frauen, von denen die eine von Yandua, die andere von „Yasava stammt. Obgleich Niemand die Herkunft des Ndengei „nachweisen kann, so glaubt man doch, daß seine Mutter in „Gestalt zweier großer Steine auf dem Grunde eines Grabens „liegt. Steine gelten außerdem als dauernde Wohnstätten einiger, „und als gelegentliche Wohnplätze anderer Götter. An der Süd„küste von Vanua Levu befindet sich ein großer Stein, der auf einen „kleineren gefallen ist. Diese beiden repräsentiren die Schutzgötter „zweier Städte; man glaubt, daß sie mit einander kämpfen, und „ihr Streit erstreckt sich schon seit Jahren auf die betreffenden „Städte". Auf einem dieser heiligen Steine in der nämlichen Gegend sieht man kreisförmige Zeichen, die auffallend an die Figuren auf unseren europäischen Menhirs u. s. w. erinnern.

Auf den Apamama- und Tarava-Inseln von Mikronesien „wird der Gott Tabueriki in Gestalt eines unregelmäßig geform„ten, flachen Korallensteines angebetet, welcher etwa 3 Fuß und „18 Zoll lang ist und aufgerichtet unter freiem Himmel steht".[1]) Die Tannesen verehren ebenfalls Steine, und der Hauptgötze von Tokalau soll in einem Steine verborgen liegen, welcher auf's sorgfältigste in eine prächtige Decke eingewickelt ist.[2]) Die Sumatraner hatten, wie bereits Seite 244 erwähnt, ebenfalls heilige Steine.

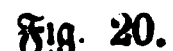
Prescott[3]) sagt, „ein Dacota-Indianer hebt einen beliebigen „runden Stein vom Erdboden auf und bemalt ihn; dann jätet er „einige Schritte von seiner Wohnung entfernt ein Stück Rasen „von ein bis zwei Fuß im Durchmesser aus und legt dort

[1]) Hale's Ethn. of the U.S. Ex. Exp., p. 97.

[2]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, pp. 88, 527.

[3]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 229. Lafitau, vol. II, p. 321.

„seinen Stein oder Gott nieder, opfert ihm etwas Tabak oder „Federn und fleht den Stein an, ihn vor der nahenden Gefahr „zu behüten, von der er etwa geträumt hat, oder die sonst seine „Einbildungskraft in Furcht setzt“.


Fig. 20.



Heilige Steine (Fidschi-Inseln).

Die Monitarries pflegten ebenfalls vor jedem großen Unternehmen einem heiligen Stein, Namens Mih Choppenisch, Opfer zu bringen.[1] In Florida ward ein Berg angebetet, der Olaimi hieß, und die Natchez von Louisiana verehrten einen kegelförmigen Stein.[2]

In Süd-Amerika hatten die Peruaner „Steine in ihren „Häusern; sie behandelten dieselben als Götter und brachten ihnen „Menschenopfer dar“.[3]

---

[1]) Klemm, Culturgeschichte, Bd. II, S. 178.
[2]) Lafitau, vol. I, p. 146.
[3]) Garcilasso de la Vega, vol. II, p. 138. Siehe ferner vol. I, p. 47.

Die Feueranbetung ist so weit verbreitet, daß man sie wohl als universell bezeichnen kann. Seit der Erfindung der Schwefelhölzer haben wir kaum noch einen Begriff von der Mühe, die einem Wilden das Anzünden eines Feuers, besonders bei feuchtem Wetter verursacht. Bekanntlich wird behauptet, daß einige australische Stämme diese Kunst überhaupt nicht kannten; andere gingen viele Meilen weit zu einem benachbarten Stamme, um sich ihr erloschenes Feuer durch einen frischen Brand zu ersetzen; sie scheuten weniger die Beschwerden des Weges, als die Mühe des Feueranmachens. Aus dem nämlichen Grunde entstand in mehreren weit von einander entfernten Weltgegenden die Sitte, eine oder mehrere Personen anzustellen, deren einziger Beruf die beständige Unterhaltung des Feuers war. Die Vestalischen Jungfrauen und die Heiligkeit des Feuers sind in gleicher Weise zu erklären.

Nach Lafitau [1]) macht Huet in einem Werke, welches ich leider nicht in Händen habe: „une longue énumération des „peuples qui entretenoient ce feu sacré, et il cite partout ses „autorités, de sorte qu'il paroît qu'il n'y avoit point de partie „du monde connu, où ce culte ne fût universellement répandu. „Dans l'Asie, outre les Juifs et les Chaldéens dont nous „venons de parler, outre les peuples de Phrygie, de Lycie, et de „l'Asie-Mineure, il étoit encore chez les Perses, les Mèdes, „les Scythes, les Sarmates, chez toutes les nations du Ponte „et de la Cappadoce, chez toutes celles des Indes, où l'on „se faisoit un devoir de se jeter dans les flammes, et de „s'y consumer en holocauste, et chez toutes celles des deux „Arabies, où chaque jour à certaines heures on faisoit un „sacrifice au feu, dans lequel plusieurs personnes se dévouoient. „Dans l'Afrique il étoit non seulement chez les Égyptiens, qui „entretenoient ce feu immortel dans chaque temple, ainsi „que l'assure Porphyre, mais encore dans l'Éthiopie, dans „la Lybie, dans le temple de Jupiter Ammon, et chez „Atlantiques, où Hiarbas, roy des Garamantes et des Getules, „avoit dressé cent autels, et consacré autant de feux, que „Virgile appelle des feux vigilans et les gardes éternelles des „dieux. Dans l'Europe le culte de Vesta étoit si bien établi,

[1]) Lafitau, p. 153.

„que, sans parler de Rome et de l'Italie, il n'y avoit point „de ville de la Grèce qui n'eut un temple, un prytanée, et un „feu éternel, ainsi que le remarque Casaubon dans se „Notes „sur Athénée". Les temples célèbres d'Hercule dans les Es- „pagnes et dans les Gaules, celui de Vulcain au Mont Ethna, „de Vénus Erycine, avoient tous leurs pyrèthes ou feux sacrés. „On peut citer de semblables témoignages des nations les plus „reculées dans le nord, qui étoient toutes originaires des „Scythes et des Sarmates. Enfin M. Huet prétend qu'il n'y „a pas encore long-temps que ce culte a été aboli dans l'Hy- „bernie et dans la Moscovie, qu'il est encore aujourd'hui, non- „seulement chez les Gaures, mais encore chez les Tartares, les „Chinois, et dans l'Amérique chez les Mexiquains. Il pouvoit „encore en ajouter d'autres".

Bei den alten Preußen ward zu Ehren des Gottes Potrimpos ein ewiges Feuer unterhalten; ließ der Priester, dessen Obhut es anvertraut war, dasselbe erlöschen, so büßte er sein Vergehen mit dem Feuertode. [1])

Die Ainos von Yesso haben viele Götter, „doch ist das „Feuer ihr höchster Gott und nicht etwa die Sonne, der Mond „oder die Sterne; sie beten es unter verschiedenen Benennungen „an und stellen ihm ihre Wünsche anheim". [2]) „Manche Ton- „gusen-, Mongolen- und Türkenstämme," sagt Tylor, „opfern „dem Feuer, und einige Clane essen kein Fleisch, ohne zuvor ein „Stückchen auf den Herd zu werfen." [3])

Die Natchez und Cherokesen [4]) besaßen einen Tempel, in dem ein beständiges Feuer brannte. [5]) Die Ojibwas [6]) behaupteten, „ihr immerwährendes Feuer sei das Symbol ihrer Volksthümlichkeit. „Sie besaßen ferner eine Obrigkeit, welche jedoch bedeutend von „ihren religiösen und medicinischen Ansichten beeinflußt ward". In Mexiko herrscht dieselbe Auffassung von dem heiligen Feuer.

---

[1]) Voigt, Gesch. Preußens, Bd. I, S. 582. Schwenk, Die Mythol. der Slawen, S. 55.

[2]) Bickmore, Trans. Ethn. Soc., vol. II, p. 20.

[3]) Tylor's Primitive Culture, vol. II, 254.

[4]) Prichard's Nat. Hist. of Man, 1855, vol. II, p. 535.

[5]) Lafitau, vol. I, p. 167.

[6]) Warren in Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 138. Siehe ferner Whipple's Report on Indian Tribes, p. 36.

Oberst McLeod sah heilige Feuer in einigen Thälern von Süd-Mexiko brennen.[1]) Bei der großen Festlichkeit von Xiuhmolpia gingen die Priester und das Volk in Procession zum Berge Huixachtecatel; darauf ward ein unglückliches Schlachtopfer auf den „Opferstein" gelegt und von dem Priester mit einem Obsidian-Messer getödtet; die zum Anzünden des neuen Feuers erforderliche Platte ward sodann auf die Wunde gelegt und der Funke durch Reibung hervorgebracht.[2])

In Peru[3]) „ward die geweihte Flamme den Sonnen-Jung-„frauen anvertraut; erlosch sie im Laufe des Jahres in Folge „einer Nachlässigkeit, so hielt man das für ein böses Omen und „glaubte, daß dem Reiche irgend ein schweres Unheil bevorstehe".

Auch in Congo wird das Feuer heilig gehalten, und der Feuer-Fetisch von Dahomey heißt Zo. Ein Krug wird in ein Zimmer gestellt, und dann werden Opfer gebracht, damit das Feuer daselbst „seine Wohnung aufschlagen möge".[4])

Daß der Sonnen-, Mond- und Sternendienst ein weites Gebiet beherrscht, ist sehr begreiflich. Man kann jedoch kaum behaupten, daß die Anbetung der Himmelskörper auf einer höheren Stufe steht, als die bisher angeführten Formen des Totemismus; sie ist weder auf dem Continent von Australien, noch in Polynesien heimisch.

In heißen Ländern wird die Sonne in der Regel als ein böses und in kalten als ein gütiges Wesen angesehen; den Natchez galt sie als erste Gottheit.[5]) Auch die Navajos und andere ihnen verwandte nordamerikanische Stämme beteten sie an.[6]) Die Comanchen von Texas betrachten die Sonne, den Mond und die „Erde als die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer Verehrung".[7]) Lafitau erwähnt, daß die amerikanischen Rothhäute nicht den Ge-

---

[1]) Jour. Ethn. Soc., 1869, p. 225. Siehe ferner p. 246.

[2]) Humboldt's Researches, London, 1824, vol. I, pp. 225, 392. Siehe ferner Lafitau, vol. I, p. 170. Garcilasso de la Vega, vol. II, p. 162.

[3]) Prescott, vol. I, p. 99. Wuttke, Gesch der Mensch., Bd. I, S. 276.

[4]) Burton's Dahome, vol. II, p. 148.

[5]) Robertson's America, IV, p. 126.

[6]) Whipple's Report on Indian Tribes, p. 36. Lafitau, vol. II, p. 189. Tertre's History of the Caribby Islands, p. 286.

[7]) Neighbors, in Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, 127.

stirnen im Allgemeinen, sondern nur der Sonne huldigen.[1]) Die Ahts im nordwestlichen Amerika beten dagegen nicht nur die Sonne, sondern auch den Mond an, und stellen den letzteren höher als die erstere. Sie halten die Sonne für ein Femininum und den Mond für ein Masculimun und glauben, daß sie ein Ehepaar sind.[2]) Die Kaniagmiautes erklären sie für Geschwister.[3]) Die Annahme, daß die Eskimos von Grönland die Sonne anbeten, scheint auf einem Irrthume zu beruhen; Crantz bestreitet es entschieden.[4])

Die Peruaner beteten die Sonne an; sie brachten ihr in einer goldenen Schale ein Trankopfer dar und versicherten nachher, daß sie dasselbe ausgetrunken habe. Sie sprachen die Wahrheit, denn in Folge der Sonnenhitze war allerdings die geistige Flüssigkeit verdunstet.[5]) Der Yuca Huayna Capac soll jedoch die Göttlichkeit der Sonne bezweifelt und die Frage aufgeworfen haben, ob sie wohl, falls sie wirklich ein Gott sei, Tag für Tag den nämlichen Weg zurücklegen würde? „Wäre sie der allmächtige „Herr der Welt," sagte er, „so würde sie nach eigenem Gutdünken „ihre Bahn verändern und sich manchmal nach Belieben ausruhen, „auch wenn sie keine Ermüdung fühlte."[6]) Der Mond galt für die Schwester und Gemahlin der Sonne. Garcilasso berichtet, daß er keinen eigenen Tempel gehabt habe, und daß ihm keine Opfer gebracht worden seien.[7]) Sie beteten außerdem noch mehrere Sterne an, welche sie für die Dienerschaft des Mondes hielten.[8])

Die Coroados von Brasilien verehren die Sonne und den Mond; der letztere gilt als die mächtigere Gottheit.[9]) Die Abiponen[10]) hielten sich für die Enkel der Pleyaden. „Jedesmal, „wenn dies Sternbild, wie das alljährlich geschieht, vom süd-

[1]) *Loc. cit.*, vol. I, p. 146.

[2]) Sproat's Scenes and Studies of Savage Life, p. 206.

[3]) Pinart, Revue d'Anthropologie, 1873, p. 678.

[4]) *Loc. cit.*, vol. I, p. 196. Siehe Graah's Voyage to Greenland, p. 124.

[5]) Garcilasso de la Vega, vol. II, pp. 60, 131, vol. I, p. 271.

[6]) *Loc. cit.*, p. 446. Molina, Fables and Rites of the Incas, p. 11.

[7]) *Loc. cit.*, vol. I, pp. 108, 275.

[8]) *Loc. cit.*, pp. 275, 183, 176.

[9]) Spix and Martius, vol. II, p. 243.

[10]) Dobritzhoffer, *loc. cit.*, vol. II, p. 65.

„amerikanischen Himmel verschwindet, so glauben sie, daß ihr „Großvater schwer erkrankt sei und befürchten das Herannahen „seines Todes. Sobald aber im Monat Mai die sieben Sterne „abermals sichtbar werden, erheben sie ein lautes Freudengeschrei, „begrüßen mit Trommeln und Flötenschall ihren wiedergenesenen „Ahnherrn und wünschen ihm zu seiner Herstellung Glück.“

Im mittleren Indien herrscht der Sonnendienst bei vielen Gebirgsstämmen. „Die Sonne gilt nicht nur den Hos und „Oraons, sondern auch den Mundahs als höchste Gottheit; sie „bildet die Grundlage ihrer Religion. Die Ersteren rufen sie „unter dem Namen Dhurmi, die Heilige, an. Sie ist eine schaffende, „erhaltende Kraft, der wegen ihrer Reinheit weiße Thiere ge„opfert werden.“ [1]) Beide Gestirne, die Sonne und der Mond, werden von den Korkus [2]), Khonds [3]), Tungusen [4]) und Buraeten [5]) für Götter gehalten. Im nördlichen Asien soll die Sonne von den Samojeden angebetet worden sein.

Im westlichen Afrika ist der Monddienst vorherrschend. „Beim Beginn jedes Neumondes,“ sagt Merolla [6]), „fallen diese „Leute auf ihre Kniee oder erheben stehend und in die Hände „klatschend, das laute Geschrei: „Möge sich mein Leben verjüngen, „wie das deinige sich verjüngte“.“ Sie scheinen jedoch weder die Sonne noch die Sterne anzubeten. Bruce erwähnt das Vorkommen des Mondcultus bei den Schangallas. [7])

Weiter im Süden erwarten die Betschuanen mit großer Begierde den ersten Strahl des Neumondes; sobald die Sonne im Westen niedergesunken ist und die schwachen Umrisse des Mondes am Himmel erscheinen, rufen sie unter lautem Jubel Kua! Kua! und senden ihre Gebete empor. [8]) Herodot [9]) erzählt, die Ataranten hätten der Sonne geflucht, wenn sie recht hoch über ihrem Haupte stand.

---

[1]) Colonel Dalton, Trans. Ethn. Soc., vol. VI, p. 33.

[2]) Forsyth's Highlands of Central India, p. 146.

[3]) Forbes Leslie's Early Races of Scotland, vol. II, p. 496. Campbell, Wild Tribes of Khondistan, p. 120.

[4]) Bell's Travels from St. Petersburg, vol. I, p. 274.

[5]) Klemm, Culturgesch. der Menschh., Bd. III, S. 101, 109. Müller. Descr. de toutes les Nat. de l'Empire Russe, Pt. III, p. 25.

[6]) Voyage to Congo, Pinkerton, vol. XV, p. 273.

[7]) Travels, vol. IV, p. 35, vol. VI, p. 344.

[8]) Livingstone's Journeys in South Africa, p. 235.

[9]) Herodot, IV, 184.

Es ist auffallend, daß die Polynesier die Himmelskörper nicht anbeteten.

Die Eingeborenen von Erromango verehren nach Brenchley den Mond; sie besitzen steinerne Embleme für den Neu- und Vollmond [1]) Wie Lord Kames sagt, hatten ehemals die Bewohner von Celebes keine Götter außer der Sonne und dem Monde. [2]) Von den Eingeborenen auf Borneo gilt das Nämliche.

Der Ahnendienst oder die Anbetung von Vorfahren ist eine natürliche Folge der Geisterfurcht und ebenfalls eine weit verbreitete Religionsart, welche ich jedoch nicht in diesem Capitel, sondern bei der Besprechung des Bilderdienstes oder der Idolatrie näher zu erörtern gedenke.

Wir haben nunmehr die hauptsächlichsten Götter betrachtet, welche die auf dieser Stufe der religiösen Entwickelung stehenden Menschen anbeten; sie sind jedoch, wie ich bereits erwähnt, nicht die einzigen. Himmel und Erde, Donner, Blitz und Wind genießen auf den verschiedenen Erdtheilen göttliche Verehrung. Die Scythen beteten ein eisernes Schwert als Symbol des Kriegsgottes an. „Sie brachten demselben alljährlich Ochsen- und Pferde-„opfer; ja, sie spendeten ihm sogar reichere Gaben, als sämmt-„lichen übrigen Göttern." [3]) In den Sagas haben viele Schwerter Eigennamen und werden mit größter Hochachtung behandelt. In gleicher Weise betrachten die Fidschi-Insulaner manche ihrer Keulen mit abergläubiger Scheu [4]), und die Neger von Irawo, einer Stadt im westlichen Yoruba, veranstalten kostspielige Feste [5]) zu Ehren einer eisernen Stange. Die Neuseeländer, einige der Melanesier und die Dahomanen beteten den Regenbogen an. [6])

Nach Williams' Ermordung bei der Dillons-Bay, fanden die Eingeborenen ein Stück rothes Siegellack in seiner Tasche; sie hielten dasselbe für einen Gott und begruben es deshalb mit großer Vorsicht. [7])

---

[1]) Cruise of the „Curaçoa", p. 320.

[2]) History of Man, vol. IV, p. 252.

[3]) Herodot IV, 62. Siehe ferner Klemm, Werkzeuge und Waffen, S. 225.

[4]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 219.

[5]) Burton's Abbeokuta, vol. I. p. 192.

[6]) Burton's Mission to Dahome, vol. II, 148. Trans. Ethn Soc. 1870, p. 367.

[7]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 487.

Wie ich Seite 239 erwähnte, werden in Mittelindien eine Menge unbelebter Gegenstände als Götter verehrt. Die Todas sollen eine Büffelglocke anbeten.[1] Die Kotas verehren zwei silberne Teller, die sie für ein Ehepaar halten; „dies sind ihre einzigen Götter".[2] Die Kurumbas beten Steine, Bäume und Ameisenhaufen an.[3] Die Toreas, ein anderer Stamm des Nili-Gerry-Gebirges, verehren einen goldenen Nasenring, der wahrscheinlich einst einer eingeborenen Frau gehörte.[4] Nach Nonnius besang die heilige Lyra, ohne berührt zu werden, Jupiters Sieg über die Titanen.[5] Viele andere unbelebte Gegenstände sind in gleicher Weise angebetet worden. De Brosses erzählt zum Beispiel, wie ein Coeurkönig zum Gott erhoben ward.[6]

Nach Berichten früherer Reisenden in Amerika galt daselbst die Klapper als Gottheit.[7]

So habe ich denn nachzuweisen versucht, daß Thiere, Pflanzen, Wasser, Berge, Steine, das Feuer und die Himmelskörper sämmtlich in sehr ausgedehnter Weise und häufig gleichzeitig Gegenstände der Anbetung waren und sind, und daß sie daher nicht die Grundlage einer naturgemäßen Classification der Religion bilden können.

---

[1]) The Tribes of the Neilgherries. p. 15.
[2]) *Ibid.*, p. 114.
[3]) Trans Ethn Soc., vol. VII, p. 278.
[4]) The Tribes of the Neilgherries, p. 67.
[5]) Lafitau, vol. I, p. 205.
[6]) *Loc. cit.*, p. 52.
[7]) *Ibid.*, p. 211.

Siebentes Capitel.

Religion.

(Schluß.)

Nachdem ich somit meine Gründe angegeben habe, weßhalb ich die bisher übliche Classification der Religonen nicht für richtig halte, werde ich nunmehr die allmähliche Entwickelung des religiösen Glaubens nachzuweisen suchen und dabei mit den Australiern beginnen, die nichts als eine dunkle, unklare Vorstellung von der Existenz böser Geister und eine große Furcht vor Zauberei besitzen. Man kann nicht sagen, daß dieser Glaube sie bei Tage beeinflußt; doch bewirkt er, daß sie Nachts ungern ihr Lagerfeuer verlassen und es vermeiden, in der Nähe eines Grabes zu schlafen. Sie machen sich kein Bild von der Schöpfung; sie haben keine Gebete, keine religiösen Gebräuche, keine heiligen Handlungen und keinen Gottesdienst. Sie glauben nicht an die Existenz eines Gottes [1]); auch hat die Sittlichkeit nicht das Mindeste zu schaffen mit ihrer Religion, wenn man diese so nennen kann. Die Worte „gut" oder „böse" beziehen sich bei ihnen lediglich auf den Geschmack oder das körperliche Befinden und drücken keineswegs den Begriff von Recht oder Unrecht aus; [2]) die Australier haben ferner den seltsamen Aberglauben, daß die weißen Menschen von

---

[1]) Report of the Committee of the Legislative Council on Aborigines, Victoria, 1859, pp. 9, 69, 77.

[2]) Eyre's Discoveries in Central Australia, vol. II, pp. 354, 355, 356.

den Todten auferstandene Schwarze sind. Bereits im Jahre 1795 fand man diese Vorstellung bei den im Norden von Sidney wohnenden Eingeborenen; sie kann daher schwerlich durch die Missionare hervorgerufen sein. [1]) Sie kommt auch bei den Negern von Guinea und anderswo vor. [2]) Die Begriffe, welche die Australier über diesen Punkt hegen, scheinen sehr unbestimmt und verwirrt zu sein; eine genaue umfassende Ansicht haben sie jedenfalls nicht.

Ueber die Nord-Australier besitzen wir durch eine Schottin, Frau Thomson, glaubwürdige Berichte. Diese Dame erlitt Schiffbruch an der östlichen Prince of Wales-Insel. Ihr Gatte und die übrige Mannschaft des Schiffes ertranken; sie allein ward von den Wilden gerettet und lebte fast fünf Jahre unter ihnen, bis sie mit der eintreffenden „Rattlesnake" nach manchen Hindernissen glücklich entkam. Im Ganzen ward sie von den Männern freundlich behandelt; die Frauen dagegen waren eifersüchtig und gingen sehr grausam mit ihr um. Diese Menschen hatten keine Ahnung von einem allmächtigen Wesen. [3]) Sie glaubten nicht an die Unsterblichkeit der Seele, sondern meinten, daß sie „nach dem „Tode in weiße Männer oder Europäer verwandelt würden, und „als solche die zweite und letzte Periode ihres irdischen Daseins „durchzumachen hätten; auch lehrt sie ihre Religion nicht, daß „ihrer in einem zukünftigen Leben eine Belohnung oder Strafe „harrt". [4])

Sie hielten Frau Thomson für den Geist von Giom, der Tochter eines Mannes, Namens Piaquai, und wenn die Kinder ihrer spotteten, so pflegten die Männer ihnen diese Unart mit den Worten zu verbieten: „Quält das arme Geschöpf nicht, es ist ja Nichts — nur ein Geist". Diese Annahme hinderte jedoch den Eingeborenen Boroto nicht, sie zu seiner Gattin zu machen. Dies zeigt, wie wenig man aus der Behauptung, daß die Australier an Geister glauben, folgern kann. Ihr Glaube beschränkt sich eigentlich nur auf Wesen, die mit Ausnahme weniger Eigenschaften

---

[1]) Collin's English Colony in N.S. Wales, p. 303.

[2]) Smith's Guinea, p. 215. Bosmas, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 401.

[3]) Macgillivray's Voyage of the „Rattlesnake", vol. II, p. 29.

[4]) *Loc. cit.*, p. 29.

den Menschen gleichen und sie kaum an Macht übertreffen. Die von Stephens beschriebenen Süd-Australier hatten keine religiösen Gebräuche, keine heiligen Handlungen und übten keinerlei Cultur; sie wußten nichts von Gott, empfanden aber eine unbeschreibliche Angst vor bösen Geistern. [1])

Die Veddahs von Ceylon glauben nach Davy an Dämonen, „haben jedoch keine Idee von einem gütigen, allmächtigen Gott, „einem zukünftigen Leben, oder sie denken nicht, daß irgend welche „Strafen oder Belohnungen ihrer harren; folglich sind sie der „Meinung, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob Einer gut oder „böse handle". [2])

Die Indianer von Californien sind uns vortrefflich geschildert von dem Jesuitenmissionar Pater Baegert, welcher nicht weniger als siebzehn Jahre unter ihnen lebte. [3]) „Was ihre Regierung „und Religion betrifft," sagt er [4]), „so hatten sie weder die „eine noch die andere. Sie besaßen keine Obrigkeit, keine Ge„richtspersonen und keine Gesetze; Götzenbilder, Tempel, religiöse „Handlungen oder Gottesdienst waren ihnen unbekannt. Sie „glaubten weder an den einzigen wahren Gott, noch beteten sie „falsche Götter an. Einer stand dem Andern gleich; Jeder that, „was ihm gefiel, und Keiner kümmerte sich um seines Nächsten „Meinung. Natürlich blieben alle Laster und Frevelthaten un„gestraft; es sei denn, daß der Beleidigte oder seine Angehörigen „sich das Recht anmaßten, den Schuldigen zu züchtigen. Die „verschiedenen Stämme bildeten keineswegs eine Gesellschaft ver„nünftiger Wesen, welche Recht und Gesetz anerkennen und einer „Obrigkeit gehorchen; sie glichen vielmehr einer Horde wilder „Schweine, die heute zusammenhalten, morgen auseinanderlaufen „und sich gelegentlich wieder vereinigen.

„Mit einem Worte, die Californier lebten, **salva venia**, als „seien sie Freigeister und Materialisten.

„Ich forschte fleißig, um zu erfahren, ob die Wilden, unter „denen ich lebte, nicht irgend eine Vorstellung von Gott, von

---

[1]) Stephen's South Australia, p. 78.

[2]) Davy's Ceylon, p. 118.

[3]) Nachrichten von den amerikanischen Halb-Californiern, 1773.

[4]) Smithsonian Reports, 1864, p. 390.

„einem zukünftigen Leben und ihrer eignen Seele hatten, fand „aber nie das leiseste Anzeichen einer solchen Erkenntniß. Ihre „Sprache enthielt keine Worte für „Gott" und „Seele", aus „welchem Grunde die Missionare genöthigt waren, in ihren „Predigten und Religionsstunden die spanischen Ausdrücke „dios" „und „alma" anzuwenden. Es konnte kaum anders sein; „diese Menschen hatten eben nur Sinn für's Essen und für „Vergnügungen; sie beschäftigten sich nie mit ernsten Ge„danken, sondern schoben jede Frage, die ihren engen Gesichts„kreis überschritt, mit der Redensart „aipekériri", das heißt, „„wer weiß das?" von sich. Ich fragte sie häufig, ob sie nie „darüber nachgedacht hätten, wer der Schöpfer und Erhalter der „Sonne, des Mondes und der übrigen Naturkörper sei, und „ward dann regelmäßig mit der Antwort „vára" abgespeist, „was in ihrer Sprache so viel wie „nein" bedeutet." Sie hatten jedoch Zauberer, die nach ihrer Meinung Macht über Krankheiten besaßen, die Blattern, Hungersnoth u. s. w. zu erzeugen vermochten, und vor denen sie daher große Furcht hegten.

Gibbs erzählt in seiner Schilderung der am Sakramento und am San Joaquin wohnenden Indianer, „wie einer dieser „Wilden, der drei bis vier Jahre unter den Weißen gelebt und „sie auf einer Expedition begleitet hatte, bei der Frage, ob er an „einen Gott glaube, sich völlig unwissend gezeigt habe. Mit „Gedanken über ein Fortleben nach dem Tode hatte er sich „ebenfalls nicht beschwert; und in der That glaubte er nicht, daß „es ihm und seinen Landsleuten beschieden sei. Als Grund dafür, „warum sein Volk ein Fortleben nach dem Tode bei den Weißen „für möglich halte und dagegen meine, dasselbe Loos widerfahre „nicht den Indianern, gab er an, daß diese ihre Todten verbrenn„ten, und es dann doch mit ihnen aus sein müsse". [1])

Die Religion der Bachapins, eines Kafferstammes, ist von Burchell auf's Trefflichste beschrieben. Diese Wilden kannten keinen öffentlichen Gottesdienst; sie hielten, so weit er es zu beurtheilen vermochte, keine häusliche Andacht und glaubten in der That nicht an eine gütige Gottheit, fürchteten sich jedoch vor einem bösen Geiste, den sie „Mulimo" oder „Murimo" nannten. Sie

[1]) Schoolcraft's Indian Tribes vol. III, p. 107.

hatten nie über die Erschaffung der Welt nachgedacht. Selbst als Burchell ihnen diese Frage ganz nahe legte, bezeichneten sie nicht etwa Mulimo als den Schöpfer, „sondern behaupteten, jedes „Ding entstehe von selbst, und Bäume und Pflanzen wüchsen „durch eignen Willen".[1]) Sie glaubten an Zauberei und an die Wirksamkeit von Amuletten.

Vanderkemp, der erste Missionar unter den Kaffern, sagt, daß er „niemals irgend eine Religion oder ein Zeichen von einem „Glauben an irgend einen Gott bei ihnen entdeckt habe". Moffat, der manches Jahr unter den Südafrikanern lebte, versichert, daß diese Eingeborenen aller theologischen Begriffe ermangeln, und Gardner äußert sich in seinem „Faith of the World" folgendermaßen [2]): „Alle Nachforschungen über die Religion der Kaffern „zwingen uns, anzunehmen, daß alle diejenigen, welche noch in „einem heidnischen Zustande leben, 1) keinen Begriff haben von „einem allmächtigen, allweisen Beherrscher des Weltalls; 2) von „der Einsetzung des Sabbath; 3) von einem Tage des Gerichts; „4) von der Schuld und der Verunreinigung der Sünde und „5) von einem sie vor dem künftigen Zorn errettenden Heiland".

Callaway hat kürzlich eine sehr interessante Schrift über das „Religionssystem der Amazulu" veröffentlicht, welche in religiöser Beziehung etwas weiter vorgeschritten sind. Der erste Band trägt den Titel „Unkulunkulu oder die Sage von der Schöpfung". Es scheint jedoch nicht, als ob Unkulunkulu als Schöpfer oder überhaupt nur als Gott betrachtet werde. Er ist nichts anderes, als der erste Mensch oder der Adam der Zulus. Es ist eine Thatsache, daß nicht nur der Urahnherr der Menschheit, sondern auch jeder Ahnherr der verschiedenen Stämme Unkulunkulu oder Onkulunkulu heißt und es daher viele dieses Namens giebt. Keiner von ihnen hat die Eigenschaften eines Gottes und Keinem werden Gebete oder Opfer dargebracht [3]); sie existiren nicht einmal mehr, sondern sind längst gestorben.[4]) Unter keiner Bedingung war Unkulunkulu ein Schöpfer [5]); auch werden ihm

---

[1]) Travels, vol. II, p. 550.

[2]) *Loc. cit.*, p. 260.

[3]) *Loc. cit.*, pp. 9, 25, 34, 75.

[4]) *Loc. cit.*, pp. 15, 33. 62.

[5]) *Loc. cit.*, p. 137.

keinerlei besondere Kräfte zugeschrieben.[1]) Er, das ist der Mensch, entstand aus einem „Umklangla" oder einem Büschel Schilf; wie dies aber vor sich ging, weiß Niemand.[2]) Callaway und Casalis versichern, daß der Gedanke, Erde und Himmel sei das Werk eines unsichtbaren Wesens, nie einem Zulukaffern in den Sinn kommen werde.[3]) Einer der Eingeborenen glaubte, die Welt sei von den weißen Menschen erschaffen.[4]) Sie hatten in der That weder einen Begriff von, noch ein Wort für Gott.[5]) Als Moffat einem Häuptling von Gott erzählte, rief derselbe aus: „O, könnt' ich ihn doch fangen; ich wollte ihn sofort mit meinem Speere durchstechen," und dieser Mann nahm unter seinen Landsleuten eine hohe und angesehene Stellung ein.[6])

Diese Wilden sind jedoch nicht ganz ohne einen Glauben an unsichtbare Wesen. Derselbe beruht theils auf dem Schatten, jedoch hauptsächlich auf dem Traum. Sie halten den Schatten für einen Geist, welcher den Körper begleitet (diese Vorstellung erinnert uns an eine ähnliche bei den Griechen herrschende Auffassung), und sie haben den merkwürdigen Aberglauben, daß ein Todter keinen Schatten wirft.[7])

Noch wichtiger ist der Einfluß der Träume gewesen. Erscheint einem Eingeborenen im Traum ein todter Vater oder Bruder, so bezweifelt er keinen Augenblick die Wirklichkeit dieser Erscheinung, und schließt daraus, daß sein Geist noch lebt. Da sie indessen weit seltener von ihren Großvätern träumen, so halten sie dieselben für vollständig todt.[8])

Krankheiten werden häufig als eine von den Geistern mißvergnügter Verwandten hervorgerufene Störung betrachtet.

Die Samoa-Insulaner behaupten, daß „die Geister der Entschlafenen die Macht hätten, zurückzukehren, und den Tod oder „die Erkrankung anderer Familienmitglieder herbeizuführen. Daher

[1]) *Loc. cit.*, p. 48.
[2]) *Loc. cit.*, pp. 9, 40.
[3]) *Loc. cit.*, pp. 54, 108.
[4]) *Loc. cit.*, p. 55.
[5]) *Loc. cit.*, pp. 107, 113, 136.
[6]) *Loc. cit.*, p. 111.
[7]) *Loc. cit.*, p. 91.
[8]) *Loc. cit.*, p. 15.

„waren sie eifrig bemüht, sich die Gunst jedes sterbenden Ver-
„wandten zu sichern. Glaubten sie doch, daß derselbe, falls er
„mit zornigen Gefühlen von hinnen scheide, jedenfalls zurückkehren
„werde, um irgend ein Unglück auf die betreffende Person oder
„einen ihm Nahestehenden zu bringen".[1])

Uebrigens glauben sie nicht, daß diese Geister irgend welche besondere Kräfte besitzen; obgleich sie zu ihnen beten, so geschieht dies doch nicht in solcher Weise, daß man daraus einen Glauben an irgend welche übernatürliche Einwirkung folgern kann; auch halten sie dieselben offenbar nicht für unsterblich. Häufig zeigt sich der Glaube, daß die Geister der Verstorbenen in Gestalt von Schlangen[2]) erscheinen; dieselben kann man von den gewöhnlichen Schlangen durch bestimmte Zeichen[3]) unterscheiden; sie halten sich gern in der Nähe menschlicher Wohnungen auf, fressen keine Mäuse und haben keine Furcht vor Menschen. Zuweilen wird eine Schlange wegen irgend eines bestimmten Zeichens oder Gebrechens, des Fehlens eines Auges oder wegen eines anderen ähnlichen Körperfehlers für die Behausung eines verstorbenen Bekannten gehalten.

In solchen Fällen werden der Schlange öfters Opfer gebracht; und wird ein Stier geschlachtet, so setzt man einen Theil davon als Speise des Todten oder des „Amatongo" zurück, der eine besondere Einladung zu dem Schmause erhält, dessen Beistand dabei angefleht wird, und dessen Zorn sie dadurch zu besänftigen suchen. Doch kann man dies kaum einen Ahnen-Cultus nennen. Die Verstorbenen haben allerdings den Vortheil der Unsichtbarkeit, aber sie werden nicht für allgegenwärtig, allmächtig oder unsterblich gehalten. Es giebt sogar Mittel, die lästigen Geister zu vernichten, oder zur Ruhe zu bringen.[4]) Hier sehen wir die Religion auf einer außerordentlich niedrigen Stufe; sie besteht eben in dem Glauben an eine Existenz böser Geister, die weniger stofflich, aber ebenso sterblich sind als wir, und die, wenn sie den Menschen auch in einigen Beziehungen an Macht übertreffen, doch in anderen unter ihm stehen.

---

[1]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 236.
[2]) *Loc. cit.*, p. 8.
[3]) *Loc. cit.*, pp. 198, 199.
[4]) *Loc. cit.*, p. 160.

Fetischismus.

Im Fetischismus der Neger zeigt sich die Religion, wenn man diese so nennen kann, systematisch geordneter, auch hat sie bedeutend an Einfluß gewonnen. Nichtsdestoweniger kann man den Fetischismus, von einem anderen Gesichtspunkte betrachtet, fast als das gerade Gegentheil von Religion bezeichnen. Man hat ihn bisher eine Anbetung körperlicher Dinge genannt. Dies scheint mir jedoch keine richtige Charakterisirung desselben zu sein. Der Fetischismus ist eigentlich gar keine „Anbetung". Denn der Neger glaubt, daß er mit Hülfe des Fetisches seine Gottheit zwingen und beherrschen könne. In der That ist Fetischismus gleichbedeutend mit Zauberei. Wir sahen bereits Seite 204, daß die Zauberer aller Weltgegenden eine Macht über einen Feind zu haben glauben, falls sie von demselben etwas in Besitz erhalten können. Selbst ein Stückchen von seiner Kleidung entspricht ihrem Zweck, oder können sie dies nicht erhalten, so wähnen sie, eine seinem Bilde zugefügte Verletzung beeinflusse ihn selbst; mit anderen Worten: der Mann, welchem es gelingt, das Abbild einer beliebigen Person zu vernichten oder zu quälen, ruft dasselbe Leid bei dieser hervor, und dieses magische Bild ist unabhängig von der Macht seines Originals. Selbst in Europa wurden noch im elften Jahrhundert mehrere unglückliche Juden beschuldigt, einen gewissen Bischof Eberhard auf diese Weise ermordet zu haben. Sie hatten ein Wachsbild von ihm gefertigt, hatten dasselbe getauft, und es dann verbrannt, und so starb der Bischof.

Lord Kames sagt, zur Zeit der Katharina von Medicis „sei „es üblich gewesen, Wachsbilder von seinen Feinden anzufertigen, „um diese vermöge der Figuren durch ein Rösten auf langsamem „Feuer, und Prickeln mit Nadeln zu peinigen". [1])

Dubois [1]) sagt, daß man in Indien „kleine Figuren aus „Lehmklumpen forme; auf die Brust derselben schreibe man den „Namen derjenigen, die man zu peinigen wünsche..... Sie durch-

[1]) Lord Kames' History of Man. vol. IV, 261.

[1]) *Loc. cit.*, p. 347.

„stechen die Bilder mit Dornen, oder verstümmeln sie, und glau=
„ben dann das nämliche Unheil dem Betreffenden zuzufügen".

Nun scheint es mir, daß der Fetischismus eine Erweiterung dieses Glaubens ist. Der Neger denkt, daß der Besitz eines einen Geist darstellenden Fetisches bewirkt, daß der Geist sein Diener wird. Bekanntlich schlagen die Neger ihren Fetisch, wenn ihre Gebete keine Erhörung finden; und ich glaube, daß sie dadurch allen Ernstes der wirklichen Gottheit ein Leid zuzufügen wähnen. Daher kann man den Fetisch eigentlich kein Idol nennen. Das nämliche Bild oder Ding kann in der That von dem einen Menschen als ein Fetisch, von dem andern als ein Idol betrachtet werden; doch unterscheiden sich die beiden Auffassungen wesentlich von einander. Ein Idol ist ein Gegenstand der Anbetung, während dagegen ein Fetisch die Gottheit unter die Herrschaft des Menschen bringen soll; — es ist dies ein Wunsch, welcher auf den ersten Blick zwar widersinnig erscheint, der jedoch diesen niedrigen Religionsbegriffen entspricht. So wenig nun die Zauberei mit der Religion verwechselt werden darf, so können wir auch kaum den Fetischismus als eine Religion bezeichnen; steht sie doch mit dem echten Geist derselben in vollständigem Widerspruch.

Jeder Gegenstand kann zu einem Fetisch werden; es bedarf nicht der Nachahmung einer Menschengestalt, obgleich dieselbe auch anwendbar ist. Selbst eine Maisähre entspricht dem Zwecke. Ein intelligenter Neger sagte zu Bosman [2]): „Wünscht einer von uns ein wichtiges Unternehmen zu beginnen, so suchen wir vor allen Dingen einen Gott aufzufinden, der das beabsichtigte Werk begünstigt. Zu diesem Zwecke verlassen wir unsere Hütten und erwählen das erste Geschöpf, das uns in den Weg läuft, sei es ein Hund, eine Katze, ja selbst das verächtlichste Thier, das die Erde trägt, zu unserem Gott. Statt dessen genügt auch ein unbelebter Gegenstand, der uns gerade in den Wurf kommt, zum Beispiel ein Stein, ein Stück Holz oder sonst etwas Derartiges. Dem neu erwählten Gott wird sofort eine Opferspende dargebracht; wir schwören dabei auf's Feierlichste, daß er, falls er uns in Zukunft Gedeihen und Segen bringt, stets angebetet und hochge=

---

[2]) Bosman's Guinea, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 493. Siehe ferner Loyer, (1701), Astley's Collection, vol. II, p. 440.



halten werden soll. Wenn unser Unternehmen Erfolg hat, so sind wir um einen Schutzgott bereichert, den wir täglich mit frischen Opferspenden versehen; tritt das Gegentheil ein, so wird der neue Gott als nutzloses Werkzeug verworfen und folglich wieder in seinen alten Zustand zurück versetzt. Wir erschaffen uns täglich unsere Götter und zerbrechen sie wieder; folglich sind wir die Herren und Schöpfer derer, denen wir Opfer bringen".

Der Ausdruck Fetischismus wird gewöhnlich im Zusammenhang mit der Negerrasse angewandt. Doch herrscht ein ähnlicher Geisteszustand in vielen anderen Weltgegenden, ja, man kann ihn fast universal nennen, denn er ist eigentlich nichts Anderes als Zauberei; und sogar in den am weitesten vorgeschrittenen Ländern — selbst in England — ist der Glaube an Zauberei noch nicht ganz ausgerottet.

Die Badagas (Hindustan) befinden sich nach Metz in einem Zustande, der kaum über dem Fetischismus steht. „Jedes Ding „kann ihnen zum Gegenstand der Verehrung werden, sobald es „dem Häuptling oder dem Dorfpriester beliebt es heilig zu spre- „chen. Die Folge davon ist natürlich, daß sie keine wirkliche „Ehrfurcht vor ihren Göttern hegen, und man hört häufig sie „Lügner nennen oder ihnen andere wenig schmeichelhafte Benen- „nungen beilegen."[1]) Ferner sagt Dalton in seiner Schilderung der Chota-Nagpore-Stämme von Mittelindien, „gewisse Eigen- „thümlichkeiten in dem Heidenthume der Oraon, auch ausge- „führt von den Muhads, welche in demselben Dorfe mit ihnen „leben, scheinen mir gänzlich vom Fetischismus durchdrungen zu „sein".[2])

In Jeypore[3]) gilt der Körper einer kleinen Moschusratte als wirksamer Talisman. Der getrocknete Kadaver dieses Thieres wird je nach den Mitteln der betreffenden Person in einem Kasten von Messing, Silber oder Gold aufbewahrt, und um den Hals getragen oder am Arme festgebunden, damit es seinen Träger gegen jedes Mißgeschick, ja sogar gegen Schwertstiche und Flintenkugeln, schützen möge.

Die Abors von Bengal beten Bäume an und sobald sie ein

---

[1]) The Tribes of the Neilgherries, p. 60.
[2]) Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. VI, p. 33.
[3]) Shortt, Trans. Ethn. Soc., vol. VI, p 278.

Mißgeschick trifft, „rächen sie sich an den Geistern durch das Um„hauen der Bäume“.[1])

Sämmtliche Fälle scheinen mir auf den Zustand des Fetischismus hinzudeuten, der jedoch verhüllt und modificirt wird durch unverstanden angenommene Bruchstücke der höheren hindustanischen Religionen. Obgleich die Rothhäute von Nordamerika eine höhere Stufe religiöser Entwickelung erreichten, so besitzen sie doch noch Fetische in Gestalt von „Medicinsäcken“. „Jeder Indianer in „seinem Urzustande,“ sagt Catlin[2]), „trägt seinen Medicinsack in „der einen oder anderen Form bei sich, damit derselbe ihm „Schutz und Hülfe gewähre. Die Anfertigung eines solchen wird „folgendermaßen bewerkstelligt: — In dem Alter von vierzehn „oder fünfzehn Jahren wandert der Knabe allein in die Prairie, „bleibt dort zwei, drei, vier oder gar fünf Tage, und liegt sin„nend und fastend auf dem Boden. Er widersteht dem Schlafe, „so lange er kann; überwältigt ihn derselbe, so wird das erste „Thier, von dem er träumt, seine Medicin. Sobald als möglich „schießt er ein Thier der betreffenden Gattung, und fertigt aus „dessen Haut einen Medicinsack. Von diesem erhofft er Schutz; „diesem bringt er Opfer dar; doch wechselt der Indianer niemals „seinen Fetisch, wie der wankelmüthige Neger. Er ist ihm eine „Bürgschaft des Erfolges, wie den Griechen der Schild und den „Rittern das Schwert; sein Verlust bringt Schande.“

Die Indianer von Columbia haben kleine Figuren in Gestalt von vierfüßigen Thieren, Vögeln oder Fischen. Diese sind, obgleich man sie Idole nennt, doch eigentlich Fetische, denn die Eingeborenen, welche ihnen alle Erkrankungen zur Last legen, schlagen sie an einander, sobald sich Jemand unwohl fühlt, und der Götze, welcher zuerst einen Zahn oder eine Tatze verliert, gilt für den Schuldigen.[3])

In China[1]) entledigen sich die geringen Leute „ebenfalls „ihrer Götzenbilder, falls sie, was häufig geschieht, trotz ihres „vielen Flehens, keine Erhörung finden; andere behandeln sie in „höchst unfreundlicher Weise, geben ihnen böse Namen und schla„gen sie zuweilen. „Du Hund von einem Geist!“ sagen sie zu

[1]) Dalton, Descr. Ethn. of Bengal, p. 25.
[2]) American Indians, vol. I, p. 36.
[3]) Dunn's Oregon, p. 125.

„ihm, „wir ließen dich in einem prächtigen Tempel wohnen; wir „vergoldeten dich hübsch, wir fütterten dich gut; wir brachten „dir Opfer dar, und doch bist du trotz aller unserer Sorge so „undankbar, uns unsere Wünsche zu versagen.“ Darauf umwin„den sie das Bild mit Stricken, reißen es nieder, schleifen es „durch die Straßen über Lehm- und Düngerhügel, um es für „die vergeblich an sie gewendeten Ausgaben an Wohlgerüchen „zu bestrafen. Wird in diesem Augenblicke zufällig ihr Verlangen „erfüllt, so waschen sie und reinigen sie den Gott unter feierlichen „Ceremonien und tragen ihn in seine Nische zurück; hier fallen „sie vor ihm nieder, und flehen ihn um Vergebung an. „Wahr„haftig,“ sagen sie, „wir handelten zu vorschnell und du warst „zu langsam in der Gewährung deiner Gunst. Warum hast du „dir diese Schläge zugezogen? Aber was geschehen ist, ist ge„schehen, es sei daher Alles vergessen. Vergieb uns unsere That; „dann wollen wir Dich auf's Neue vergolden“.“

Pallas sagt in seiner Schilderung der Ostiaken: „Malgré la „vénération et le respect qu'ils ont pour leurs idoles, malheur „à elles lorsqu'il arrive un malheur à l'Ostiak, est que l'idole „n'y remédie pas. Il la jette alors par terre, la frappe, la „maltraite, et la brise en morceaux. Cette correction arrive „fréquemment. Cette colère est commune à tous les peuples „idolâtres de la Sibérie“.[2]) Müller liefert einen sehr ähnlichen Bericht.[3]) Gerland erwähnt in seiner Fortsetzung von Waitz Anthropologie mehrere Beispiele von dem Vorkommen des Fetischismus in Polynesien.[4])

In Madagascar hing in jedem Hause einer kleiner Korb am nördlichen Dachpfosten; in demselben lag der Fetisch, welcher aus einem Stein, einem Blatt, einer Blume oder einem Stück Holz bestand. Dies ist der Sampy oder der Talismann des Hauses, dem man vertraut und den man um Schutz gegen Mißgeschick anfleht.[5])

---

[1]) Astley's Collection of Voyages, vol. IV, p. 218.
[2]) Pallas' Voyages, vol. IV, p. 79.
[3]) Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. Russe, Pt. III, p. 151.
[4]) *Loc. cit.*, vol. VI. pp. 322, 341.
[5]) Sibree's Madagascar and its People, p. 204.

Bei den Eingeborenen von Whydah (West-Afrika) wird, wie wohl bei fast allen Negern, das Thier oder die Pflanze, die zum Fetisch erwählt ist [1]), nicht gegessen. In Issini ist dagegen „das Verzehren des Fetisch" eine feierliche Handlung, die zur Bekräftigung eines Schwures oder eines Freundschaftsbundes dient. [2])

Der eigentliche Fetischismus hat keine Tempel, Idole, Priester, Opfer oder Gebete. Er lehrt keinen Glauben an eine Schöpfung oder an ein zukünftiges Leben und weiß nichts von einem Orte der Belohnungen oder Bestrafungen. Er ist vollständig unabhängig von der Sittlichkeit. Doch hat die Religion in den meisten der mächtigen Negermonarchien einen Fortschritt in der Organisation gemacht; aber obgleich wir dort sowohl Tempel als Priester finden, so zeigt die Religion selbst keine oder doch nur eine geringe Veredlung.

Totemismus.

Die nächste Stufe religiöser Entwickelung können wir mit dem Namen „Totemismus" bezeichnen. Der Wilde streift den Glauben an den Fetischismus nicht ab, von dem sich in der That bis jetzt noch keine Rasse vollständig losgesagt hatte. Doch baut er auf demselben einen Glauben an Wesen höherer und nicht so materieller Art. In diesem Stadium können alle Dinge angebetet werden — Bäume, Steine, Flüsse, Berge, Himmelskörper und Thiere; aber diese höheren Gottheiten werden nicht mehr als unter dem Einfluß der Zauberei stehend gedacht. Sie gelten allerdings noch nicht als Schöpfer; sie belohnen weder die Tugendhaften, noch bestrafen sie die Uebelthäter. Die Geister der Hingeschiedenen haben eine ermüdende und gefahrvolle Reise zu bestehen, und Viele kommen auf dem Wege um; der Himmel scheint jedoch nur ein entlegener Theil der Erde zu sein.

Selbst die Götter wohnen noch auf der Erde; sie sind ein Theil der Natur und nicht überirdisch; in der That dürfen wir sagen, daß die Götter im Fetischismus unter den Menschen, im

---

[1]) Phillips, 1639. Astley, vol. II, p. 411.

[2]) Loyer, 1701, *loc. cit.*, p. 436.

Totemismus über den Menschen stehen, doch erst auf einer noch höheren Stufe geistiger Entwickelung überirdisch werden.

Ferner ist der Totemismus eine Vergötterung von Gattungen; der Fetisch ist ein Individuum. Der Neger z. B., dessen Fetisch aus einer Maisähre besteht, verehrt diese einzelne Aehre je nach den Umständen mehr oder weniger, doch erstreckt sich sein Gefühl nicht auf den Mais als Species. Der Indianer dagegen, welcher den Bären oder Wolf als seinen Totem betrachtet, fühlt, daß er in einem innigen, obgleich geheimnißvollen Verhältniß zu der ganzen Species steht.

Der Name Totemismus ist nordamerikanischen Ursprungs und diente Anfangs zur Bezeichnung der unter den Indianern jenes Erdtheils verbreiteten Religionsform; doch giebt es ähnliche religiöse Anschauungen auch in verschiedenen anderen Weltgegenden.

Um uns die wesentlichen Kennzeichen der Religionen der verschiedenen Rassen deutlich zur Anschauung zu bringen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß auf der Stufe, die wir im Laufe der Betrachtung erreichten, die Umgestaltungen, welchen eine Religion unterworfen ist, sich in zwei Arten scheiden lassen, nämlich in solche, die durch die Entwickelung hervorgerufen, und solche, die durch die Umstände bedingt sind. Ich benutze den Ausdruck „durch die Entwickelung hervorgerufen", um diejenigen Umgestaltungen zu bezeichnen, welche durch das geistige Fortschreiten der Rassen entstehen; so ist z. B. eine erhabenere Auffassung von der Gottheit eine durch die Entwickelung hervorgerufene Veränderung. Was den anderen Fall betrifft so pflegt ein nördliches Volk die Sonne als eine wohlthätige Gottheit zu betrachten, während sie bei einer tropischen Rasse die Empfindung von Verdorren und Verderben hervorruft. In gleicher Weise pflegen Jäger den Mond, und Ackerbauer die Sonne anzubeten. Dies nenne ich durch Umstände bedingte Umgestaltungen. Es sind Veränderungen, welche hervorgerufen sind, nicht durch die Verschiedenheit der Rasse oder der Civilisation, sondern durch physische Ursachen.

In einigen Fällen hat der Charakter der Sprache wahrscheinlich einen bedeutenden Einfluß auf die Religion ausgeübt. Der zwischen den griechischen, den arischen und semitischen Religionen bestehende Unterschied muß jedem in die Augen fallen. Alle arischen Rassen haben eine verwickelte Mythologie, was bei den semi-

tischen Rassen nicht der Fall ist. Ueberdies ist der Charakter der Götter ein ganz verschiedener. Die Letzteren haben El, Stark; Bel oder Baal, Herr; Adonis, Herr; Shet, Meister; Moloch, König; Ram und Rimmon, den Erhabenen, und andere ähnliche Namen für ihre Götter. Die Arier dagegen: Zeus, den Himmel; Phoebus Apollo, die Sonne; Neptun, das Meer; Mars, den Krieg; Venus, die Schönheit u. s. w. Max Müller [1]) hat sich mit großem Scharfsinn bemüht, diese Unterschiede durch den verschiedenen Charakter der Sprache dieser beiden Rassen zu erklären. In der Regel besitzen die Nationen, in deren Sprachen die Eintheilung der Nomia in Classen nicht in Beziehung zu der Unterscheidung des Geschlechtes steht, keine Mythologie, und obgleich wir scheinbar einige Ausnahmen besitzen, so ist es doch wahrscheinlich, daß, wie Dr. Black [2]) vermuthet hat, in solchen Fällen die Sprachen, welche gegenwärtig nicht den Unterschied der Geschlechter hervorheben, es vielleicht früher gethan haben, und daß auf diese Weise das Vorhandensein ererbter mythologischer Anschauungen von dem früheren Zustande einer Sprache Zeugniß geben kann, einem Zustande, von dem vielleicht alle anderen Zeugnisse verschwunden sind.

Ferner bleiben in den semitischen Worten die Wurzeln immer deutlich und unverkennbar. Bei den arischen werden sie dagegen bald verändert und verdeckt. Daher sind die semitischen Wörterbücher meistens nach den Wurzeln geordnet, eine Methode, welche bei den arischen Sprachen, deren Wurzeln häufig dunkel und in manchen Fällen zweifelhaft sind, höchst unbequem sein würde. Nehmen wir z. B. einen Ausdruck, wie: der Himmel donnert! In jedem semitischen Dialect würde das Wort „Himmel" unverändert bleiben, und eine so klare Bedeutung behalten daß es schwerlich jemals als Eigenname aufgefaßt werden könnte. Bei den Ariern ist es anders, und wir finden in den älteren vedischen Dichtungen die Namen der griechischen Götter als bloße, Naturerscheinungen bezeichnende Worte. So ward das sanskritische Dyaus, der Himmel, zum griechischen Zeus und sagte der Grieche:

---

[1]) Siehe Müller's Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft B. I, S. 310.

[2]) On Resemblances and Australian Mythology, Cape Monthly Magazine, February 1874.

Ζεὺς βροντᾷ, so meinte er damit nicht „der Himmel donnert", sondern „Zeus donnert". Waren die Götter auf diese Weise einmal geschaffen, so entstand natürlich eine Mythologie. Manche Sagen sind freilich dunkel; doch wenn man uns erzählt, daß Hüpnos, der Gott des Schlafes, der Vater von Morpheus, dem Gott der Träume, war; oder daß Venus, die Gattin des Vulkan, ihr Herz an Mars verschenkte, und daß Apollo, die Sonne, diesen Liebesbund dem Vulkan hinterbrachte, so sehen wir deutlich die wahrscheinliche Entstehung solcher Mythen.

Die Stellung, welche die Alten zu ihnen einnehmen, ist sehr interessant. Homer und Hesiod erzählen sie offenbar ohne jeden Argwohn, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß das ungebildete Publicum sie ohne Bedenken hinnahm. Socrates erklärt jedoch die Sage, daß Boreas die Oreithyia vom Ilissus entführte, durch die Behauptung, daß Oreithyia durch den Nordwind vom Felsen geweht sei. Ovid sagt ebenfalls, daß der Name Vesta nur „Feuer" bedeute. Wir können kaum bezweifeln, daß noch Viele außer ihnen den Ursprung von wenigstens einem Theil dieser Mythen klar erkannt haben müssen; doch wagten sie wahrscheinlich nicht, ihre Meinung zu äußern, aus Furcht, in den Ruf der Ungläubigkeit zu kommen.

Eine solche Erklärung entfernt, — und das ist eben ihr Hauptreiz — aus den alten Mythen manchen widerstrebenden Zug. Gleich wie die Sonne die sie umhüllende Finsterniß zerzerstreut und am Abend in die Dämmerung übergeht, so hat auch Oedipus — sagt die Sage — seinen Vater getödtet und dann seine Mutter geheirathet. Auf diese Weise deutet der Inhalt dieser entsetzlichen Erzählung nicht auf die Verderbtheit des menschlichen Herzens, sondern auf eine mißverstandene Auslegung des Berichtes, daß die Sonne die Dunkelheit zerstreut und sich schließlich mit der Dämmerung gleichsam vermählte, aus der sie entsprang. Aber obgleich die Dichtwerke viel Licht auf die Entstehung der Mythen werfen, welche die Religion der Griechen und Römer bildeten, so vermag sie doch nicht den Ursprung oder das Wesen der Religion der niederen Wilden zu erklären; denn eine Mythologie wie die der Griechen und Römer kann nur bei einem Volke entstehen, das bereits bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Die niedrigsten Rassen haben keine Mythen. Nach verbürgten

Berichten [1]) besitzen sogar die Madagassen „Nichts, was man mit „dem Namen Mythologie bezeichnen könnte; sie haben keine einzige „Sage von Göttern oder Göttinnen". So nahe daher die Versuchung liegt, in dem Wesen der Sprache und dem Gebrauch der poetischen Ausdrücke eine Erklärung für die Religionssysteme der niedern Rassen zu finden, und obgleich wir vollständig den Einfluß zu würdigen wissen, welchen sie ausüben, so müssen wir doch den Ursprung der Religion in einer tieferen Sphäre suchen und können uns nur mit einer Erklärung zufrieden geben, welche anwendbar ist auf die niedrigsten Rassen, die religiöse Ansichten besitzen. Ich machte diesen Versuch in den vorhergehenden Capiteln und bestrebte mich dabei, zu zeigen, wie gewisse Erscheinungen, zum Beispiel der Schlaf und die Träume, der Schmerz, die Krankheit und der Tod, in dem Gemüthe des Wilden in naturgemäßer Weise den Glauben an geheimnißvolle unsichtbare Wesn hervorrufen.

Schamanismus.

Wie der Totemismus den Fetischismus verdrängt, so verdrängt der Schamanismus den Totemismus. Dies Wort verdankt seine Entstehung einem Namen, der in Sibirien üblich ist, wo die Schamanen sich in eine Raserei hinein arbeiten und glauben oder behaupten, daß sie in diesem Zustande von dem Geiste inspirirt seien, in dessen Namen sie sprächen und dessen Eingebung sie befähigte, alle Fragen zu beantworten und die Zukunft vorauszusagen. In den eben besprochenen Religionsphasen wurden die Götter (wenn sie überhaupt diesen Namen verdienen) als sichtbar und unter den Menschen wohnend betrachtet. Der Schamanismus ist ein bedeutender Fortschritt insofern, als er uns mit einer höheren Religionsanschauung bekannt macht. Obgleich der Name sibirischen Ursprungs ist, so ist doch diese Art von Vorstellungen weit verbreitet und scheint eine nothwendige Stufe in dem Fortschritt religiöser Entwickelung zu sein. Diejenigen, die sich der in diesem Werke ausgesprochenen Ansicht zuneigen, werden

[1]) Sibree's Madagascar and its People, p. 396.

nicht überrascht sein, wenn sie bemerken, daß der „Schamanismus" kein scharf abgegrenztes theologisches System ist. Wrangel indessen, der den Schamanismus für eine Religion im gewöhnlichen Sinne des Wortes hielt, war darüber erstaunt. Er sagt: „Es ist „merkwürdig, daß der Schamanismus keinerlei Glaubenssätze auf„zuweisen hat; er ist kein System, das durch Ueberlieferung von „Einem zum Anderen übergehen kann, und obgleich er so weit „verbreitet ist, so scheint er mir doch in jedem einzelnen Menschen „als die Frucht einer bis auf's äußerste gesteigerten Einbildungs„kraft zu entstehen, welche durch die in den Einöden von Nord„Sibirien in höchst gleichartiger Weise auftretenden äußeren Ein„drücke Nahrung erhält".[1])

Es ist durchaus nicht leicht, den Schamanismus von Totemismus einerseits und der Idolatrie andrerseits zu unterscheiden. Der Hauptunterschied liegt in der Auffassung der Gottheit. Nach dem Totemismus bewohnen die Gottheiten unsere Erde; nach dem Schamanismus bewohnen sie gewöhnlich eine andere Welt und kümmern sich wenig um die Vorgänge hienieden. Dem Schamanen wird jedoch gelegentlich die Ehre eines göttlichen Besuches zu Theil, oder es wird ihm gestattet, die himmlischen Regionen zu betreten.

Die Angekoks der Eskimos entsprechen genau den Schamanen. Graah erlebte folgende Scene in Grönland. „Der An„gekok kam am Abend und nahm, als die Lampen[2]) ausgelöscht „und die Fenster mit Häuten verhängt waren (denn derartige „Künste werden aus einleuchtenden Gründen am besten im Dun„keln ausgeübt) seinen Platz auf dem Fußboden in der Nähe einer „gut getrockneten, dort ausgespannten Seehundshaut ein, begann „auf derselben zu trommeln, schlug dabei das Tambourin und er„hob einen Gesang, in den alle Anwesenden einstimmten. „Von Zeit zu Zeit ward sein Lied durch den Ruf „Goie, Goie, „Goie, Goie, Goie, Goie!" unterbrochen, dessen Bedeutung ich „nicht verstand, und der zuerst aus dem einen Winkel der Hütte, „dann aus dem andern hervortönte. Plötzlich war Alles still; „kein Laut ließ sich vernehmen; nur der Angekok rang stöhnend

[1]) Siberia and Polar Sea, p. 123.

[2]) Graah's Voyage to Greenland, p. 123. Siehe ferner Egede's Greenland, p. 183, und Lyon's Journ., p. 359.

„nach Athem, als kämpfe er mit einem, ihm an Kräften über-
„legenen Wesen. Dann hörte man auf's neue einen Ton, der
„an das Klappern von Castagnetten erinnerte, und darauf erhob
„sich abermals derselbe Gesang und dasselbe Geschrei „Goie, Goie,
„Goie!" So verfloß eine volle Stunde, ehe es dem Zauberer
„gelang, den Torngak oder Geist zu beschwören. Er kam aller-
„dings zuletzt, und sein Nahen ward durch einen fremdartig rau-
„schenden Ton angekündigt, welcher klang, als ob ein großer
„Vogel unter dem Dache dahinfliege. Der Angekok stellte singend
„seine Fragen, die von einer Stimme beantwortet wurden, wie
„ich sie noch nie vernommen hatte; doch schien mir dieselbe vom
„Eingang herzukommen, in deren Nähe der Angekok seinen Platz
„eingenommen hatte".

Der uns von Cranz gelieferte Bericht stimmt in den wesentlichen Einzelheiten mit der obigen Schilderung überein.[1])

Williams[2]) erlebte folgende sehr ähnliche Scene bei den Fidschi-Insulanern. „Lautlose Stille herrscht; der Priester versinkt in
„tiefes Nachdenken; alle Augen sind unverwandt auf ihn gerichtet.
„Nach wenigen Minuten beginnt er zu zittern; leise Verzuckungen
„machen sich in seinem Gesichte bemerkbar, seine Glieder bewegen
„sich unwillkürlich. Diese Convulsionen steigern sich zu einer
„heftigen Muskelbewegung, welche, sich über den ganzen Körper
„erstreckend, heftige fieberschauerartige Anfälle hervorrufen. Zu-
„weilen werden dieselben durch Gestöhn und Murmeln unterbrochen;
„die Adern heben sich bedeutend und das Blut jagt in raschem Lauf
„durch die Pulse. Jetzt ist der Priester von seinem Gott besessen;
„all' seine Worte und Bewegungen gelten nun nicht mehr für die
„seinigen, sondern für die des in seinen Körper übergegangenen
„Gottes. Der schrille Ruf „Koy au, Koy au!" „Ich bin es;
„ich bin es!" erfüllt die Luft und kündigt das angebliche Nahen
„des Gottes an. Bei der Ertheilung der Antworten treten die
„Augen des Priesters aus ihren Höhlen und rollen wie im
„Wahnsinne hin und her; seine Stimme klingt unnatürlich; sein
„Gesicht ist blaß, sein Athem gehemmt und seine ganze Erschei-
„nung gleicht der eines Tobsüchtigen; große Schweißtropfen rin-

[1]) History of Greenland, vol. I, p. 210.
[2]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 224.

„nen aus jeder Pore, und Thränen stürzen aus seinen glasigen „Augen, wonach die Symptome allmählich nachlassen; der Priester „schaut starren Blickes um sich, und wenn der Gott ruft „ich „scheide", so wirft er sich in leidenschaftlicher Erregung auf die „Matte, oder kündet das Verschwinden des Gottes durch Keulen„schläge gegen den Fußboden an. Die krampfartigen Bewegungen „verschwinden nicht gleich, sondern erst nach einiger Zeit." Dobritzhoffer [1]) beschreibt ein ähnliches Verfahren bei den Abiponen.

Bei den Negern von Westafrika erwähnt Bruce [2]) eines Propheten, „der vorgab, von der Gottheit begeistert zu sein und „die verborgensten Geheimnisse zu wissen. Er konnte unsichtbar „jeden Platz betreten, wenn es ihm gefiel, und seine Stimme in der „weitesten Entfernung hörbar machen. Seine Jünger und An„hänger bestätigten die Wahrheit dieser Aussage durch tausend „fabelhafte Erzählungen, so daß das stets leichtgläubige und „neuerungssüchtige Volk sich ohne Weiteres betrügen ließ". „Burton erzählt dasselbe von Dahomey. [3])

Oberst Dalton versichert, „das Heidenthum der Ho und „Mundah sei in seinen Grundzügen durchaus schamanistischer „Art". [4])

Bei den Karens [5]) arbeitet sich der „Wee" oder Prophet in einen Zustand hinein, in dem er die Geister der Abgeschiedenen „zu sehen, ihre fernen Wohnungen zu besuchen und sogar ihre Seelen „in den Körper zurückzurufen vermag und auf diese Weise die „Todten auferstehen läßt. Die Wees sind nervöse, reizbare „Menschen, die sich vortrefflich zu einem Medium eignen würden; „beim Orakelertheilen verfallen sie in wirkliche Zuckungen".

---

[1]) History of the Abipones, vol. II, p. 73.
[2]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 83.
[3]) Mission to Dahome, vol. II, p, 158.
[4]) Trans. Ethn. Soc., 1868, p. 32.
[5]) Tylor's Primitive Culture, vol. II, p. 120.

Idolatrie.

Die Anbetung von Idolen kennzeichnet eine etwas höhere Stufe menschlicher Entwickelung. Bei den niedrigsten Rassen finden wir keine Spuren derselben und Lafitau bemerkt sehr richtig [1]: „On peut dire en général que le grand nombre des peuples „sauvages n'a point d'idoles." Der Irrthum, die Idolatrie als die allgemeine Religion der niederen Rassen anzusehen, ist hauptsächlich aus einer Verwechselung von Fetisch und Idol entstanden. Der Fetischismus ist jedoch ein Angriff auf die Gottheit; die Idolatrie ist ein Act der Unterwerfung unter sie; ein roher allerdings, aber doch ein demüthiger. Daher sind Fetischismus und Idolatrie nicht nur verschieden, sondern einander entgegengesetzt, so daß sich die eine nicht unmittelbar aus der andern entwickeln kann. Es muß daher zwischen beiden eine Stufe liegen, und in der That ist das auch der Fall.

Capitain Lyon versichert, daß die Eskimos keine Idole haben. [2] „Weder bei den Eskimos, noch bei den Tinnehindianern," sagt „Richardson, „bemerkte ich ein Bildniß oder irgend einen sichtbaren „Gegenstand der Anbetung." [3]

Carver bemerkt, daß die canadischen Indianer keine Idole besaßen [4], und diese Behauptung scheint sich auf alle nordamerikanischen Indianer anwenden zu lassen. Lafitau erwähnt als eine Ausnahme das Vorkommen eines Idols, Namens Oki, in Virginien. [5]

In Ostafrika giebt es nach Burton's Angaben nur ein einziges Volk, die Wanyika, welche kleine Götzenbilder, „Kisukas" genannt, besitzen. Prichard erwähnt indessen einen Bericht von Dr. Kraff, in dem es heißt, „daß die Wanyika Heiden sind, obwohl sie keine Götzenbilder haben." [6] Weder die Kaffern, noch die Betschuanen haben Idole. [7]

[1] Moeurs des Sauvages Américains, vol. I, p. 151.

[2] Journal, p. 372.

[3] Boat Journey, vol. II, p. 44.

[4] Travels, p. 387.

[5] Vol. I, p. 168.

[6] Prichard's Nat. Hist. of Man, vol. II, p. 398.

[7] Livingstone's Travels in South Africa, p. 158. Maclean's Comp. of Kaffir Laws and Customs, p. 78.

Auch die westafrikanischen Neger beten keine Bildwerke an.[1]) Allerdings haben einige Berichterstatter von Idolen gesprochen; bei näherer Betrachtung jedoch erwiesen diese Stellen, daß in Wirklichkeit Fetische gemeint waren. Im Königreiche Whydah ward „Agoye" in Gestalt eines unförmlichen schwarzen Mannes veranschaulicht, aus dessen Kopfe Eidechsen und Schlangen hervorgingen[2]), und der dadurch eine auffallende Aehnlichkeit mit einem der indischen Idole darbot. Dies ist indessen ein Ausnahmefall. Battel erwähnt nur zweier Idole[3]); und Bosman sagt ausdrücklich[4]), „daß die Eingeborenen an der Gold„küste nicht im mindesten mit dem Bilderdienst vertraut sind," und fügt hinzu, „aber in Ardra giebt es Tausende von Idolen," d. h. Fetischen. Zu Loango befand sich ein kleiner, schwarzer Götze, Namens Chikokke, der in einem kleinen Hause unweit des Hafens stand.[5]) Dieses waren übrigens nur Fetische in Menschengestalt; denn derselbe Schriftsteller erzählt, daß die Eingeborenen von Kakongo, einem Königreiche, welches im Süden von Loango liegt, während der Pest ihre Idole verbrannten, weil sie sagten: „Wenn sie uns nicht in dieser Noth helfen, wie werden sie es dann bei einer andern Gelegenheit thun?"[6]) So zweifelten sie offenbar nicht so sehr an ihrer Macht, als an ihrem guten Willen. Ebenso stellten die Eingeborenen von Kongo ihre sogenannten Idole in's Feld, damit sie die keimende Ernte beschützten.[7]) Dies ist offenbar die Verrichtung eines Fetisches, nicht eines echten Idols.

Auf Madagaskar hat man allerdings in den letzten Jahren einige Idole mit großer Ehrfurcht behandelt; doch haben wir Grund zur Annahme, daß „dieser Götzendienst verhältnißmäßig neueren Datums ist."[8]) Die Australier und Tasmanier besaßen keine Idole.

---

[1]) Astley's Collection of Voyages, vol. II, p. 240, for Futa, and for Guinea, as far as Ardrah, p. 666.

[2]) Ibid., pp. 26, 50.

[3]) Adventures of A. Battel. Pinkerton, vol. XVI, p. 331.

[4]) Bosman's Guinea. Pinkerton, *loc. cit.*, p. 403.

[5]) Astley, *loc. cit.*, p. 216.

[6]) *Ibid.*, p. 217.

[7]) Ibid, *loc. cit.*, vol. III, p. 229. Livingstone, Expedition to the Zambesi, p. 523.

[8]) Sibree, Madagascar and its People, p. 396.

Die Idolatrie, sagt Williams, scheint der Fidschi-Insulaner nie gekannt zu haben, denn er machte keinen Versuch, seine Götter in Körperform zu veranschaulichen.[1]) Was die Neuseeländer betrifft, so sagt Yate[2]): „Obgleich sie sehr abergläubisch „sind, haben sie keine Götter, die sie anbeten; auch haben sie sich „kein Abbild gemacht, welches sie Gott nennen". Dieffenbach bemerkt ebenfalls, „daß es in Neuseeland keinen Gottesdienst und „keine körperliche Darstellung des Atoua gäbe".[3])

Dasselbe kann man von den Tonganern sagen; wogegen das Umgekehrte bei den Gesellschafts-Insulanern der Fall ist. Die Tannesen haben keine Idole[4]) und nach Hall bezieht sich diese Aussage auf alle Mikronesier.[5])

In der Schilderung der Singè Dyaks[6]) sagt Sir James Brooke: „Sie haben keine Religion und obgleich sie den Namen „eines Gottes zu nennen pflegen (den sie wahrscheinlich den Hindus entlehnten), so haben sie weder Priester noch Idole; ja, sie „beten und opfern nicht einmal". Nachträglich verändert er seine Meinung über einige Punkte; seine Behauptnng in Betreff des Fehlens vonGötzenbildern scheint jedoch richtig zu sein.

Die Khasiaten in Indien haben weder Tempel noch Idole.[7]) Die Kols von Mittelindien beten die Sonne an; „den Cultus eines körperlichen Bildwerkes kennen sie nicht".[8]) „Ursprünglich," sagt Dubois, „nahmen die Hindus ihre Zuflucht nicht zu Bil„dern von Stein oder andern Stoffen;...sobald aber die Indier „ihre Helden und andere Sterbliche vergötterten, so fingen sie an, „sich Statuen und Bildwerke anzufertigen, aber nicht eher."[9]) „Es ist auffallend, daß man in den kanonischen Büchern der „Chinesen nicht die leiseste Spur eines Bilderdienstes findet

---

[1]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 216. Seeman's Mission to Viti, p. 154.

[2]) *Loc. cit.*, p. 141.

[3]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 118.

[4]) Turner's Nineteen Years in Polynesia, p. 88.

[5]) Ethnol. of the United States Expl. Exp., pp. 77, 84.

[6]) Keppel's Expedition to Borneo, vol. I, p. 231.

[7]) Dalton, Descr. Ethn. of Bengal, p. 57. Jour. Anthr. Ins. 1871, p. 180.

[8]) Dalton, Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. VI, p. 32.

[9]) Dubois, The People of India, p. 370.

„bis mehrere Jahrhunderte nach Confucius die Statue des Fo „nach China gebracht ward.[1])“

Die Ostiaken machten sich nie ein Bildniß von ihrem Gotte „Torium“ [2]); einige andere sibirische Stämme waren ebenfalls ohne Idole.[3]) In der That zeigen diese sich nicht eher, als wir zur Stufe der höchsten Polynesischen-Insulaner kommen. Selbst bei diesen finden wir häufig, wie Ellis ausdrücklich erwähnt[4]), nur formlose Holzstücke, die der Einbildungskraft viel Spielraum lassen. Man kann es fast als eine ausnahmslose Regel aufstellen, daß die staatlichen Verhältnisse sich eher zur Monarchie, als die religiösen zur Idolatrie entwickeln.

Die Idole tragen meistens Menschengestalt und der Götzendienst ist nahe verwandt mit der Religionsform, welche in der Anbetung der Ahnen besteht. Wir sahen bereits, welche unvollkommenen Vorstellungen der uncivilisirte Mensch vom Tode hat und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß Tod und Schlaf lange Zeit in innigster Verbindung gedacht wurden, der Wilde weiß jedoch sehr wohl, daß der Geist während des Schlafes lebt, obgleich der Körper anscheinend todt ist. Er selbst erwacht Morgen für Morgen und sieht Andere aus dem Schlafe sich erheben. Natürlich bemüht er sich daher, auch die Todten zu erwecken. Auch können wir uns nicht über die allgemein verbreitete Sitte wundern, die Todten mit Nahrung und andern Lebensbedürfnissen zu versehen. Bei Rassen, die ein seßhaftes und ruhiges Leben führten, erhielt sich ein solcher Gebrauch sehr lange. An die Hingeschiedenen wurden, einer solchen Sitte gemäß, Gebete gerichtet; denn selbst ohne ihnen eine größere Macht als den Lebenden zuzuschreiben, konnten sie doch in Folge ihrer andern Wohnstätte und Beschaffenheit möglicher Weise eine bedeutende Macht, sei es zum Guten oder Bösen, ausüben. Doch ist es unmöglich, das Flehen zu einem unsichtbaren Wesen von einem Gebete sowie einen mächtigen Geist von einem Halbgott zu unterscheiden.

Die Kaffern bringen ebenfalls ihren entschlafenen Verwandten Opfer und Gebete dar, obgleich „es vielleicht zu viel

---

[1]) Astley, vol. IV, p. 203.
[2]) Erman, *loc. cit.*, vol. II, p. 50.
[3]) Müller, Descr. de toutes les Nat. de l'Empire Russe, pt. I. pp. 54, 63.
[4]) Polynesian Researches, vol. II, p. 220.

„gesagt wäre, wollte man behaupten, daß sie an die Existenz und „die Unsterblichkeit der Seele glauben". [1]) Ihr Glaube scheint sich in der That nur darauf zu beschränken, daß die Geister der Todten nur für eine bestimmte Zeit ihre ehemaligen Wohnstätten umschwärmen, um den Ueberlebenden zu helfen oder sie zu quälen. Es werden ihnen keine besonderen Kräfte zugeschrieben, und die Bezeichnung „Götter" würde daher nicht auf sie passen.

In uncivilisirten Gemeinschaften, wo es keine Rangesunterschiede giebt, pflegen die Geister der Entschlafenen in der That kaum das Ansehen eines Gespenstes zu überschreiten; bei einer mehr geregelten Regierung werden die Geister der Großen zu Göttern. In Polynesien hat z. B. der Ahnendienst zur Verdrängung der früheren Götter geführt. [2])

Die Völker von Mysore halten zur Zeit des Neumondes einen Schmaus zu Ehren ihrer entschlafenen Eltern. [3]) Die Kurumbars von Dekan bringen ebenfalls den Geistern ihrer Ahnen Opferspenden dar, und dasselbe ist bei den Santals der Fall. [4]) In der That scheint der Ahnendienst mehr oder weniger bei allen Urstämmen von Mittelindien zu herrschen.

Burton [5]) behauptet, daß einige der Egba-Götter wahrscheinlich ehemals berühmte Männer und Frauen waren.

„Die Götter, welche der Neuseeländer fürchtet," berichtet Shortland, „sind die Geister der Todten, welche, wie sie sagen, „die Lebenden beständig mit eifersüchtigen Augen beobachten." [6]) Ich erwähnte bereits, daß der Ahnendienst in ganz Polynesien die älteren Religionsformen verdrängt zu haben scheint; und Hale eingehend sagt [7]), „daß die Religion der Mikronesier in der „Anbetung der Geister ihrer Ahnen bestehe". In Peru wurden die hingeschiedenen Inkas als Götter verehrt [8]) „und in Mexiko war

---

[1]) The Basutos; Casalis, p. 243. Siehe ferner Callaway's Religious System of the Amazulu. Livingstone, Zambesi, p. 46.

[2]) Gerland Fortsetzung von Waitz' Anthropologie, Bd. VI, S. 330.

[3]) Buchanan, citirt in Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. VIII, p. 96.

[4]) Elliott, Trans. Ethn. Soc., N.S., vol, VIII, pp. 104, 106.

[5]) Abeokuta, vol. I, p. 191.

[6]) Traditions of the New-Zealanders, p. 81.

[7]) U.S. Expl. Expedition, p. 77.

[8]) Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 93. Markham, Rites and Laws of the Yncas, p. 12.

„Quetzalcoatl ohne Zweifel," sagt Prescott „einst ein wohlthätiger „Mensch, den die dankbare Nachkommenschaft zum Gott erhob".[1]) In Tanna und auf den benachbarten Inseln werden die Geister der Vorfahren angebetet.[2]) „Es unterliegt keinem Zweifel," sagt Hale[3]) in seiner Schilderung der Mikronesier, „daß die Götter „der südlicheren Inselgruppen nur vergötterte Häuptlinge waren, „deren irdische Laufbahn mit der Zeit aus dem Gedächtniß der „Eingeborenen verschwand; in manchen Fällen zollen sie den „Geistern ihrer Ahnen eine bewußte Anbetung."

Andere Rassen suchen das Gedächtniß der Todten durch rohe Bildwerke zu erhalten. Der Ahnencultus ist z. B. in Sibiren sehr verbreitet und Pallas[4]) erwähnt, daß die Ostiaken: „rendent „aussi un culte à leurs morts. Ils sculptent des figures de „bois pour représenter les Ostiaks célèbres. Dans les repas „de commémoration on place devant ces figures une partie „des mets. Les femmes qui ont chéri leurs maris ont de „pareilles figures, les couchent avec elles, les parent, et ne „mangent point sans leur présenter une partie de leur portion." Erman[5]) erwähnt ebenfalls, „daß die Verwandten nach dem „Tode eines Angehörigen ein rohes, hölzernes Abbild anzuferti„gen pflegen, welches in ihre Jurte gestellt wird und dem sie „göttliche Ehren erweisen". Doch nur für eine gewisse Zeit. „Bei jeder Mahlzeit setzen sie ein Speisopfer vor das Bild und „ist dasselbe die Nachahmung eines verstorbenen Mannes, so um„armt es die Wittwe von Zeit zu Zeit und überhäuft es mit „Liebkosungen." Gewöhnlich währt dieser Halb-Cultus nur wenige Jahre; dann wird das Bild beerdigt. „Stirbt jedoch ein Scha„mane, so ändert sich die Sitte zu seinem Gunsten in eine voll„ständig ausgeprägte Canonisation; denn man hält es in diesem „Falle für nicht ausreichend, dem bekleideten Holzblocke, welcher „den Verblichenen darstellt, Huldigungen für eine gewisse Zeit „darzubringen, sondern die Nachfolger der Priester beeifern sich, „sein Ansehen von Geschlecht zu Geschlecht aufrecht zu erhalten.

---

[1]) Hist. of Mexico, vol. I, p. 46. Siehe ferner Wuttke, Gesch. der Menschh., Bd. I, S. 262.

[2]) Turner, Nineteen Years in Polynesia, pp. 88, 394, 411.

[3]) Ethn. of the U.S. Expl. Exp., 97.

[4]) Pallas' Voyages, vol. IV, p. 79.

[5]) Erman, *loc. cit.*, vol. II, p. 51.

„Sie verstehen es, diesen ihren Hausgöttern durch wohlerdachte „Orakelsprüche und andere Künste eben so reiche Opferspenden zu „verschaffen, wie den allgemein anerkannten Götzen. Doch scheint „es keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese letzteren ebenfalls einen „historischen Ursprung haben, und daß sie anfangs nicht anders als „Denkmale hervorragender Männer waren, welche durch die Be„strebungen und das Interesse der Schamanen allmählich eine „willkürliche Bedeutung und Wichtigkeit erhielten. Diese Ansicht „wird ferner durch den Umstand unterstützt, daß unter allen den „geweihten Jurten, in welchen diese Heiligen angebetet werden, „und die sich seit uralten Zeiten in großer Menge in der Nähe „der Flüsse erheben, nur eine sich befindet (unweit Samorovo), „in der das Bildwerk einer Frau steht."

Auch in anderen Ländern ist die Verehrung für Bildwerke zu einem Cultus ausgeartet.

Der Verfasser der „Weisheit Salomonis" [1]) bemerkte sehr richtig:

„13. Von Anfang an sind sie nicht gewesen, werden auch „nicht ewig bleiben.

„14. Sondern durch eitle Ehre der Menschen sind sie in „die Welt gekommen; und darum erdacht, daß die Menschen eines „kurzen Lebens sind.

„15. Denn ein Vater, so er über seinen Sohn, der ihm „allzufrüh dahin genommen ward, Leid und Schmerzen trug, „ließ er ein Bild machen, und fing an, den, der ein todter Mensch „war, nun für Gott zu halten, und stiftete für die Seinen einen „Gottesdienst und Opfer.

„16. Darnach mit der Zeit ward solche gottlose Weise für „ein Recht gehalten, daß man auch mußte Bilder ehren aus der „Tyrannen Gebot.

„17. Desselbigen gleichen, welche die Leute nicht konnten „unter Augen ehren, darum daß sie zu ferne wohneten, ließen „sie aus fernen Ländern das Angesicht abmalen, und machten „ein löbliches Bild des herrlichen Königs, auf daß sie mit Fleiß „heucheln möchten dem Abwesenden, als dem Gegenwärtigen.

„18. So trieb auch der Künstler Ehrgeiz die Unverständigen „zu stärken solchen Gottesdienst.

[1]) Weish. Sal. Cap. XIV. V. 13—20.

„19. Denn welcher den Fürsten wollte wohl dienen, der „machte das Bild mit aller Kunst aufs Feinste.

„20. Der Haufe aber, so durch solches feine Gemächte ge= „reizt ward, fing an den für einen Gott zu halten, welcher kurz „zuvor für einen Menschen geehret war."

Das Idol wird keineswegs als bloßes Emblem betrachtet. In Indien [1]) pflegen die Brahmanen, falls die Opferspenden des Volkes ungewöhnlich spärlich ausgefallen sind, „ihre Idole in „Eisen zu legen und sie an Händen und Füßen zu fesseln. In „diesem unwürdigen Zustande zeigen sie dieselben der Menge, „und behaupten, sie seien durch harte Gläubiger, von denen sie „in Zeiten der Noth Geld liehen, um ihre Bedürfnisse zu be= „friedigen, in diese Bedrängniß gebracht worden. Sie versichern, „daß die unerbittlichen Borger den Göttern nicht eher die Freiheit „schenken würden, bis sie die ganze Summe sammt den Zinsen „bezahlt hätten. Das herbeieilende Volk erschrickt bei dem An= „blick der gefesselten Gottheit; es meint ein gutes Werk zu seiner „Befreiung thun zu müssen und bringt daher die zu diesem „Zwecke von den Brahmanen geforderte Summe auf."

„Zu Tyrus ward eine Bildsäule des Hercules nicht als „Sinnbild, sondern als wirkliche Gottheit angebetet; als „Alexander Tyrus belagerte, ward sie mit Ketten festgebunden, „damit sie nicht zum Feinde übergehe."

Wir können uns kaum die Schwierigkeiten vergegenwärtigen, welche sich einem ungebildeten Gemüthe entgegenstellen, das sich zu irgend welcher erhabeneren Anschauung zu erheben sucht. Campbell erwähnt z. B. daß ein Hochländer, der ein überaus prächtiges Schloß zu beschreiben wünschte, seinen Bericht mit dem begeisterten Ausrufe endete: „Das war ein herrliches Schloß! „Nichts, gar nichts fehlte, sogar ein Hirt für die Gänse war „da." Sobald aber die Civilisation fortschreitet, die Häuptlinge despotischer werden und mehr Huldigungen beanspruchen, so nimmt das Volk Anschauungen von Macht und Herrlichkeit in sich auf, welche alle früher gehegten übertreffen.

Daher kommt es, daß der Ahnen=Cultus, welcher bereits bei

---

[1]) Dubois, The People of India, p. 407.
[2]) History of man, vol. V. p. 316.

den auf der Stufe des Totemismus stehenden Rassen auftritt, diesen noch lange Zeit überlebt und als ein charakteristisches Kennzeichen der Idolatrie angesehen werden kann, welche in Wahrheit eine höhere Religion ist und meistens einen weiter vorgeschrittenen Geisteszustand andeutet als der Thier- oder Himmelskörperdienst. Auf den ersten Blick scheint das Gegentheil der Fall zu sein: die meisten Leser werden denken, die Sonne sei eine weit erhabenere Gottheit als die, welche eine Menschengestalt trägt. In der Regel jedoch ist dem nicht so; der Sonnen-Cultus ist gewöhnlich, wenn auch nicht ausnahmslos, mit unentwickelteren Gottesbegriffen verknüpft, als die Idolatrie.

In der That, gerade die Eigenschaften, welche uns die Sonne als fast vergötterungswürdig erscheinen lassen, bewirken, daß der Sonnendienst eine bei den niederen Rassen verhältnißmäßig selten vorkommende Religionsform ist. —

Ferner macht sich der Mensch auf der tiefsten Religionsstufe überhaupt keine klare Vorstellung von der Gottheit. Fragen wir, in welchem Sinne ein Wilder einen Baum oder eine Schlange als Gott auffaßt, so stellen wir eine Frage, die ihm selbst nie in den Sinn kommen würde. Aber sobald die Religion einen geistigeren Charakter annimmt, sobald sie Treue sowohl wie Hingabe, Glauben sowohl wie Schwärmerei in sich schließt, dann faßt der Mensch die Gottheit zuerst als ein Wesen auf, das ihm an Gestalt, Charakter und Eigenschaften gleicht, aber ihn an Weisheit und Macht übertrifft. Dies ist ein Grund, warum die Götter auf dieser Stufe anthropomorphistisch sind.

Ein zweiter beruht auf der Thatsache, daß die allmählich wachsende Macht der Häuptlinge und Könige das Gemüth an das Vorhandensein einer Macht gewöhnte, die größer als alle bisher geahnte war. So hat im westlichen Afrika der Sclavenhandel in hohem Grade zur Vermehrung des Reichthums und folglich auch der Macht der Häuptlinge oder Könige beigetragen, die große Pracht entfalteten und eine knechtische Huldigung verlangen. Niemand darf an ihrem Mahle theilnehmen, oder sich ihnen anders als auf den Knieen kriechend und mit einer Geberde von Furcht nahen, welche in den meisten Fällen gar wohl begründet sein mag.

Diese Ehrfurchtsbezeugungen tragen so sehr das Gepräge

einer Anbetung, „daß die geringeren Leute[1]) sich gar leicht einreden lassen, jene Macht (des Königs) beschränke sich nicht nur auf die Erde."

Batel sagt: „der König von Loango werde von den Eingebornen „geehrt als sei er ein Gott".[2]) Er ist so heilig, daß Niemand ihn essen oder trinken sehen darf. „Die Tyrannen von Natal," erzählt Casalis, „beanspruchten eine fast göttliche Huldigung."[3])

In Peru ward der Ynka Uiraccocha noch bei seinen Lebzeiten als Gott angebetet, „obgleich er selbst wünschte, die Indianer „möchten ihn nicht so verehren".[4])

Auch auf Madagascar ward der regierende Fürst fast als ein Gott betrachtet.[5])

Hale[6]) sagt: „Auf Neuseeland beanspruchte der große Kriegs„häuptling Hongi den Titel eines Gottes, und seine Anhänger „gaben ihm denselben. Auf den Gesellschaftsinseln ward Tamatoa, „der letzte Heidenkönig, von Raitea als Gott verehrt. Auf allen „Marquesasinseln befinden sich Männer, welche als Atua oder „Götter bezeichnet werden; diese erhalten göttliche Verehrung und „sollen mit denselben Kräften ausgestattet sein wie die anderen „Götter.

. . . .

„Auf den Depeystersinseln im westlichsten Winkel von Poly„nesien erhielten wir einen Besuch von einem Häuptlinge, welcher „sich selbst als der Atua oder Gott der Inseln vorstellte und „auch von den anderen Eingebornen als solcher betrachtet ward."

Der König und die Königin von Tahiti galten für so heilig, daß nichts, was sie einmal benutzt hatten, ja nicht einmal die Laute, aus denen ihre Namen bestanden, zu gewöhnlichen Zwecken benutzt werden durften.[7]) Die Hofsprache war aus den lächerlichsten Schmeicheleien zusammengesetzt. — „Die Wohnungen des

[1]) Proyart's History of Loango, Pinkerton, vol. XVI, p. 577. Siehe ferner Bosman, *loc. cit.*, pp. 488, 491. Astley's Collection of Voyages, vol. III, pp. 70, 223, 226.

[2]) Pinkerton's Travels, vol. XVI, p. 330.

[3]) The Basutos, p. 219.

[4]) Garcilasso de la Vega, vol. II, p. 67.

[5]) Sibree, Madagascar and its People, p. 315.

[6]) U.S. Expl. Exped., p. 21.

[7]) Ellis' Polynesian Researches, vol. II, pp. 348, 360.

„Königs wurden Aarai oder Wolken des Himmels genannt; das „Canoe, in welchem er fuhr, hieß Annanua oder Regenbogen; „seine Stimme ward als Donner bezeichnet. Der Schein der „Fackeln, welcher seine Behausung erleuchtete, wurde mit dem „Blitze verglichen, und die Vorübergehenden pflegten nicht zu „sagen „heute Abend brennen die Fackeln im Palaste", sondern „„der Blitz zuckt durch die Wolken des Himmels"."

Der Menschencultus beschränkte sich übrigens nicht lange auf die Todten. Er erstreckte sich häufig auch auf die Lebenden. Und in der That hat für einen Wilden, welcher einem Thiere oder einem Baume göttliche Verehrung zollt, die Anbetung eines Menschen durchaus nichts Widersinniges. In seinen Augen ist sein Häuptling fast eben so mächtig, wenn nicht mächtiger als sein Gott. Der Menschencultus herrscht jedoch nicht in vollständig uncivilisirten Gemeinschaften, weil die Häuptlinge, welche beständig in der Gesellschaft ihrer Anhänger sind, jenes geheimnißvollen Dunkels ermangeln, welches die Religion erfordert, und welches die Anbetung der nachts auf Raub ausgehenden Thiere in so hohem Grade begünstigt. Sobald indessen die Civilisation fortschreitet, und die Häuptlinge sich mehr und mehr von ihren Untergebenen absondern, so ist dies nicht mehr der Fall, und von nun an wird der Menschendienst ein wichtiger Bestandtheil der Religion.

Die Anbetung eines großen Häuptlings scheint dem Wilden ebenso naturgemäß, als die Anbetung eines Idols. Ein Mongole [1]) sagte einst zum Bruder Ascelin: „Wenn ihr Christen „euch kein Gewissen daraus macht, Stöcker und Steine zu ver„ehren, warum wollt ihr uns denn wehren, dieselben Hul„digungen dem Bayoth-Noy darzubringen, dem der Khan dieselbe „Hochachtung gezollt zu wissen wünscht wie sich selbst?"

„Tuikilakila [2]), ein Häuptling von Somosoma, machte Herrn „Hunt folgendes schmeichelhafte Versprechen: „Wenn Sie zuerst „sterben," sagte er, „so will ich Sie zu meinem Gott erheben". „In der That scheint zwischen den Geistern der Hingeschiedenen „und den Göttern, so wie zwischen den Göttern und lebenden Men„schen keine bestimmte Grenzlinie gezogen zu sein; denn viele

[1]) Astley, vol. IV, p. 551.
[2]) Erskine's Western Pacific, p. 246.

„Priester und alte Häuptlinge werden als Heilige betrachtet, und „nicht wenige von ihnen erheben selbst den Anspruch auf göttliche „Verehrung. „Ich bin ein Gott," pflegte Tuikilakila zu sagen, „und er glaubte das wirklich. Es war dies nicht etwa eine „Redensart; er hielt sich in Wahrheit für etwas Höheres als „einen Menschen."

Dieser Cultus ist indessen fast stets von einem Glauben an höhere Wesen begleitet. Wir sahen bereits, daß die Neuseeländer und einige andere Völker dem Thierdienst u. s. w. beinahe vollständig entsagt haben, ohne sich bis jetzt der höherstehenden Idolatrie zuzuwenden; wahrscheinlich ist dies eine Folge ihrer staatlichen Verhältnisse. In anderen Fällen, wo es dem Schamanismus nicht vollständig gelang, den Totemismus zu verdrängen, führte die Einsetzung einer monarchischen Regierung mit dem sie stets begleitenden Pomp und Ceremoniel zu einem besser organisirten Cultus der alten Götter. Der Schlangendienst im westlichen Afrika und der Sonnencultus in Peru sind hierfür schlagende Belege.

Ich wundere mich daher keineswegs, daß weiße Menschen gar häufig für Götter gehalten sind. Dies war der Fall mit Capitän Cook auf den Pacificinseln, mit Lander im westlichen Afrika [1]); auch die Nordaustralier hielten, wie bereits erwähnt, eine Frau Thomson für einen Geist, obgleich sie mehrere Jahre unter ihnen lebte. In der Reisebeschreibung von Franz Drake heißt es [2]): „Einige nordamerikanische Indianer brachten uns „Federn und Beutel von Tobah als Geschenk oder vielmehr als „Opfergabe dar, denn sie hielten uns für Götter".

Hale erzählt, daß die Eingebornen von Oatufu und mehreren anderen Inseln glaubten, „sie kämen vom Himmel herab und seien Gottheiten." [3])

Es scheint auf den ersten Blick kaum begreiflich, daß Menschen als Unsterbliche betrachtet werden können. Doch herrscht gerade dieser Glaube in den verschiedensten Ländern.

---

[1]) Siehe Seite 216.

[2]) Jones, Antiquities of the Southern Indians, p. 396. Stevens, Flint Chips, pp. 318, 319.

[3]) U.S. Expl. Exp., pp. 153, 156. Siehe ferner Gerland, Anthropologie der Naturvölker, vol. VI, p. 667.

Merolla erzählt uns[1]), daß die Zauberer von Congo zu seiner Zeit Scinghili genannt seien, d. h. zu Deutsch, Götter der Erde. Der Oberste derselben trägt den Titel „Ganga Chitorne", d. h. „Gott der ganzen Erde". „Er behauptet außerdem, daß „sein Körper keines natürlichen Todes sterben könne, und um „seine Anbeter in dieser Meinung zu bestärken, ruft er, sobald „er sein Ende durch Krankheit oder Alter herrannahen fühlt, seine „Jünger um sich, verleiht demjenigen, welchen er zum Nachfolger „bestimmt hat, seine Wunderkräfte und befiehlt demselben, ihm „vor der versammelten Menge (denn vor einer solchen wird dies „Trauerspiel aufgeführt), einen Strick um den Hals zu binden „und ihn zu erdrosseln oder mit einer Keule zu erschlagen. Diesem „Befehle wird sofort Folge geleistet, und der Zauberer fährt dann „als Märtyrer zum Teufel. Der Grund, weshalb dies vor dem „ganzen Volke geschieht, ist einleuchtend: der Nachfolger wird „durch das letzte Wort des Vorgängers feierlich eingesetzt, und „hat von nun an gleich ihm die Macht, Regen u. s. w. herbei „zu beschwören. Die Eingebornen versichern, daß die Erde un„fruchtbar bleiben und die Menschen sterben würden, falls dies Amt „unbesetzt bliebe. Zur Zeit meiner Anwesenheit ward einer dieser „Zauberer in's Meer, ein anderer in den Fluß geworfen, eine „Mutter mit ihrem Sohne hingerichtet und viele Andere (wie „bereits erwähnt) durch unsern Orden verbannt."

Auch der „Groß-Lama" von Thibet gilt für unsterblich; obgleich sein Geist gelegentlich von einer irdischen Behausung zur andern übergeht.

Dies also sind die niedrigsten Geistesstufen, welche die Religion durchschritten hat. Es liegt nicht in meiner Absicht, die verschiedenartigen Glaubenslehren der höheren Rassen zu erwägen. Ich habe jedoch eher aufgehört, als ich es sonst gethan haben würde, weil ich die Anbetung der personificirten Grundbegriffe, wie z. B. Furcht, Liebe, Hoffnung u. s. w., nicht erörtern kann, ohne des Phallus oder Lingam zu gedenken, mit welchem sie in Griechenland, Indien, Mexiko und anderen Ländern auf's Innigste verschmolzen ist, und welche, obgleich sie anfangs wie alle im Entstehen begriffenen Religionen anspruchslos und rein auftreten, doch zu so entsetzlichen Gebräuchen führen, daß sie einen

[1]) Pinkerton, vol. XVI, p. 226, *et seq.*

der allertraurigsten Abschnitte in der Geschichte des Menschengeschlechtes bilden.

Ich werde daher nunmehr zu einigen, eng mit der Religion verknüpften Punkten übergehen, auf die ich jedoch nicht in einem früheren Theile dieses Werkes genauer einzugehen vermochte.

Es ist leicht begreiflich, daß der Mensch — wenn ihm einmal die Idee überirdischer Wesen geläufig geworden ist, — wenn er anfängt ihnen einen bedeutenden Einfluß, sei es nun im Guten oder Bösen, zuzuschreiben, — sich bestreben wird, sich ihrer Hülfe und ihres Beistandes zu vergewissern. Vor dem Ausbruch eines Krieges wird er sie durch das Versprechen, ihnen einen Antheil an der Siegesbeute zu geben, günstig zu stimmen suchen, und aus Furcht, — wo nicht aus einem höheren Beweggrund, wird er sein Gelöbniß erfüllen. —

Wir halten natürlich mit vollem Recht die Opfer für überflüssig. „Ich werde keinen Farren nehmen aus deinem Hause noch einen „Bock aus deinen Ställen," sagt David. [1]) Dieses Wort bekundet ein Urtheil daß seiner Zeit voraus geeilt war, und selbst Salomo empfand noch, daß die Opfer bei dem damaligen Zustande der Juden eine Nothwendigkeit seien. Sie bilden in der That eine Stufe, welche die Religion bei jedem naturgemäßen Entwicklungsgange überschreiten muß. Anfangs glaubt der Mensch, daß die Geister wirklich die ihnen dargebotene Speise verzehren; bald jedoch macht er die Bemerkung, daß die geopferten Thiere nicht verschwinden, und er kommt dann auf den Gedanken, daß der Geist nur den geistigen Theil der Schlachtopfer esse, den stofflichen Theil dagegen seinen gläubigen Anbetern zurücklasse. So verspeisen z. B. die Limboos unweit Darjeeling ihre Opferthiere selbst und bemerken dabei ausdrücklich, daß den Göttern der Athem, ihnen aber das Fleisch gebühre. [2])

So erzählt uns auch Grey, daß die Feen der Neuseeländer nur den Schatten der ihnen von Te Kanawa geschenkten Juwelen mitnahmen, und für die irdische Substanz kein Interesse zeigten. [3]) „In Guinea nimmt, nach Bosman, der Götze mit dem Blute „vorlieb, denn das Fleisch essen die Eingebornen selber." Häufig wer-

---

[1]) Psalm 50, siehe d. Anmerkungen.

[2]) Campbell, in Trans. Ethn. Soc. N.S. vol. VII, p. 153.

[3]) Polynesian Mythology, p. 291.

den die Idole nur mit Blut beschmiert, während die Gläubigen sich am Fleische gütlich thun.[1]) Wenn die Ostyaken ein Thier schlachten, so reiben sie ihren Götzen etwas Blut auf den Mund. Selbst dies scheint manchmal, wie Herr Tylor behauptet, durch rothe Farbe ersetzt zu werden. Die von Forbes Leslie gezeichneten heiligen Steine in Indien sind häufig mit rother Farbe bemalt.[2]) Auch in Congo war es Sitte, die Fetische an jedem Neumond mit rother Farbe zu bestreichen.[3])

Bei den großen Opferspenden, welche die Fidschi-Insulaner darbringen, glauben die Eingeborenen, wie Williams[4]) sagt, „daß die Götter, welche starke Esser sein sollen, nur die Seelen „der Speisen verzehren, während die irdische Masse von den Anbetern vertilgt wird."

Auf Madagaskar scheinen die Gläubigen „fast stets das „Fleisch selbst verzehrt zu haben."[5])

Ja, nach und nach ward es sogar zu einem nothwendigen Theil der Ceremonie, daß das Opfer von den Anwesenden verzehrt wurde. So tritt zum Beispiel „in Indien[6]) der Priester „jedes Mal nach vollbrachtem Opfer heraus und vertheilt etwas „von den geopferten Eßwaaren. Diese werden als heilig ange- „sehen und sofort genossen."

Ellis[7]) erwähnt, daß man die Spuren dieses Brauches auf Tahiti zu einer Zeit bemerkt habe, wo die Menschenopfer noch üblich, jedoch der Cannibalismus bereits abgeschafft war. Der Priester reichte dem König ein Stück von dem Schlachtopfer; „dieser führte es zum Munde, als wolle er es essen, gab es dann „aber einem seiner Begleiter." Bei den Rothhäuten[8]) „ist es Sitte, „daß alle die, welche das vor dem Beginn der Jagdzeit gehaltene „Fest mitfeiern, von dem Opfer essen, und nichts übrig bleibe".

---

[1]) Bosman. Pinkerton's Voyages, vol. XVI. p. 531. Astley's Collection of Voyages, vol. II. p. 97.

[2]) Siehe z. B. Early Races of Scotland, vol, II. p. 464.

[3]) Siehe Seite 256.

[4]) Fiji and the Fijians, vol, I. p. 231. Siehe ferner p. 223.

[5]) Sibree, Madagascar and its People, p. 389.

[6]) Dubois, The People of India, p. 401.

[7]) Polynesian Researches, vol, II. p. 214.

[8]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol, III. p. 61. Tanner's Narrative, p. 287.

Bei den Algonkinen gilt bei dem nämlichen Fest die merkwürdige Regel, daß kein Knochen des Opfers zerbrochen werden darf. [1])

Häufig entsteht eine eigenthümliche Verwechslung zwischen dem Opfer und dem Gotte; und das erstere wird angebetet, ehe man es opfert und verzehrt. In gleicher Weise ward im alten Aegypten der Opferstier, Apis, als Gott angesehen; [2]) Iphigenie ist von einigen für Artemis selbst gehalten. [3])

In Mexiko [4]) formte zu einer bestimmten Zeit im Jahr der Priester des Quetzalcoatl ein Götterbild aus Mehl, welches mit Kinderblut vermischt war; und dann vernichtete er dasselbe nach Ausführung vieler ausdrucksvollen Ceremonien, indem er es mit einem Pfeile zerschoß und ihm das Herz ausriß, welches von dem Könige gegessen wurde, während der übrige Körper unter das Volk vertheilt ward, und Jeder suchte sich ein wenn auch noch so kleines Stück zu verschaffen.

Das große, alljährlich zu Ehren des Tezcatlipoca stattfindende Opfer war ebenfalls sehr bemerkenswerth. Irgend ein schöner Jüngling, gewöhnlich ein Kriegsgefangener, ward zum Opfer auserlesen. Das ganze Jahr hindurch behandelte man ihn als Gott und betete ihn an. Auf seinen Spaziergängen begleitete ihn ein zahlreicher Hofstaat; das Volk, das ihn vorübergehen sah, beugte sich vor ihm, und huldigte ihm, als einem in Menschengestalt erschienenen guten Gott. Jeder seiner Wünsche ward erfüllt und im Anfang des letzten Monats wurden ihm vier schöne Jungfrauen als Gemahlinnen zugeführt. Beim Anbruch des verhängnißvollen Tages stellte man ihn an die Spitze einer feierlichen Procession, führte ihn zum Tempel; nachdem man ihn unter vielen Ceremonien und Beweisen der größten Ehrerbietung geopfert hatte, ward er von den Priestern und Häuptlingen verzehrt. [5])

Auch bei den Khonds [6]) von Mittelindien waren Menschen-

[1]) Tanners Narrative, p. 195.

[2]) Cox's Manual of Mythology, p. 213.

[3]) Ibid p. 158.

[4]) Siehe Müller Gesch. d. Amerik. Urr. S. 605. Wuttke, Gesch. der Mensch., Bd. I. S. 314.

[5]) Müller *loc. cit.*, S. 617. Prescott, *loc cit.*, vol, I. p. 5. Rites and Laws of the Incas, p. 28.

[6]) Dr. Shortt, Trans. Ethn. Soc., N.S., vol, VI. p. 273. Campbell, Wild Tribes of Khondistan, p. 112.

opfer noch bis vor Kurzem üblich. „Ein starker Stock wird in „die Erde gepflanzt; an denselben wird das Opfer fest gebunden, „mit Oel und Safran bestrichen, mit Blumen geschmückt und wäh- „rend des ganzen Tages von der versammelten Menge angebetet. „Beim Einbruch der Nacht wird die Schwelgerei fortgesetzt, und „am dritten Morgen erhält das Opfer etwas Milch zu trinken, „wobei der vorsitzende Priester die Gottheit anfleht, das Volk mit „ihren Segnungen zu überschütten, damit es wachse und sich „mehre, damit sein Horn- und Hühnervieh gedeihe, seine Felder „reiche Frucht trügen und Alle glücklich würden. Der Priester „erzählt den Ursprung und den Nutzen dieses Brauches und „schließt mit der Versicherung daß das Gebot der Göttin erfüllt und „ das Volk versammelt sei . . . .

„Manche rührende Worte werden gesprochen, um das Mit- „leid der Menge zu erregen. Nach Beendigung der Scheinhand- „lung wird das Schlachtopfer in den Hain geführt, wo die heilige „Handlung stattfinden soll. Um einen Widerstand zu verhüten, „werden ihm die Knochen in den Armen und Beinen gebrochen, „oder ein Betäubungsmittel aus Opium oder Datura gereicht, „worauf es der Janny mit seiner Axt tödtet. Bei dieser Hand- „lung versammeln sich eine Menge Menschen; eine Anzahl dersel- „ben stürzen sofort herbei, um ein Stück Fleisch zu erhalten, und „nach einem Augenblick ist er bis auf die Knochen abgestreift."

Fast der nämliche Brauch herrscht bei den Marimos, einem südafrikanischen Stamme, der den Betschuanen ungemein gleicht. „Wir finden bei ihnen," sagt Arbousset, „die Sitte der Menschen- „opfer bei Gelegenheit einer Festlichkeit, welche sie „meseletso „oa mabele oder das Kochen des Kornes" nennen. Sie erwäh- „len gewöhnlich zu diesem Zwecke einen zwar kräftigen, doch unter- „setzten Jüngling, und bemächtigen sich seiner entweder durch „Gewalt, oder vermittelst des betäubenden Yoala. Dann führen „sie ihn aufs Feld und opfern ihn hier, wie sie sagen, des Samens „wegen. Sein von den Sonnenstrahlen coagulirtes Blut wird mit „dem Stirnknochen, dem ihn umgebenden Fleische und dem Gehirn „verbrannt. Die Asche wird dann auf das Land gestreut, um es „fruchtbar zu machen; der Rest der Leiche wird gegessen. [1]"

In einigen Gegenden Afrikas ist das „Verzehren des Feti-

[1]) Tour to the N.E. of the Cape of Good Hope, p. 58.



sches" eine heilige Handlung, bei welcher die Frauen ihren Gatten und die Männer ihren Freunden stete Treue geloben. In Issini ist es bei der Vermählung Sitte, „daß das betreffende Paar „zum Zeichen der Vereinigung und Treue der Frau gegen ihren „Mann einen Fetisch gemeinsam genießt." [1]) Beim Ablegen eines Eides wird dieselbe Ceremonie vollzogen. „Um zu erfahren," sagt „Loyer, „ob ein Neger die Wahrheit spricht, braucht man nur eine „beliebige Substanz in etwas Wasser zu schütten, ein Stück Brod „hineinzutauchen, und dann den Neger zu ersuchen, diesen Fetisch „als Beweis der Wahrheit seiner Aussage zu essen oder zu trinken. Hat er ein gutes Gewissen, dann thut er ihn ohne Bedenken; ist es nicht der Fall, so wird er es nicht berühren, aus „Furcht, er möge, wegen seines falschen Schwures auf der Stelle „sterben. Auch haben sie die Gewohnheit, ein Bischen von ihrem „Fetisch in Wasser oder auf irgend eine Eßwaare zu bröckeln „oder zu schaben und das in den Mund zu nehmen, ohne es hinunter zu schlucken."

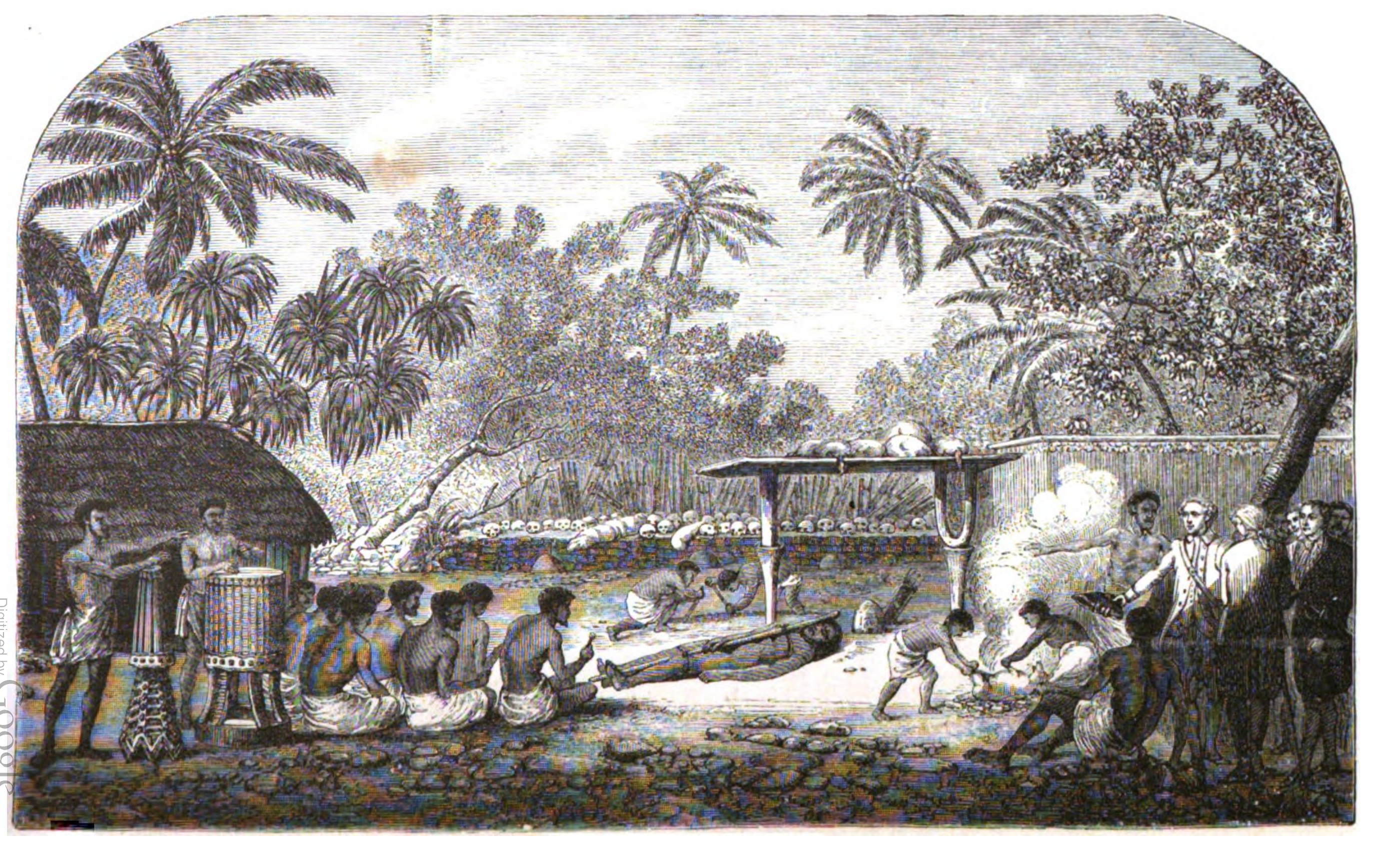
An den Opfermahlen nehmen in der Regel nicht alle Personen Theil. Auf den Fidschiinseln ist es nur den Männern und Priestern gestattet. Frauen und Jünglinge sind ausgeschlossen.

Häufig erhoben die Priester im Laufe der Zeit einen Anspruch auf das gesammte Opfer, ein Vorrecht, das sie natürlich durch Anreizung zum Opfern auszubeuten wußten. Dies beeinflußte außerdem den Charakter der Anbetung. So sagt uns z. B. Bosman, daß die Priester mehr die der Schlange, als die dem Meere gebrachten Opfer begünstigten, weil sie in dem letzteren Falle keine Ueberreste erhalten konnten.

Wie bereits erwähnt, hat das Gefühl, welches zur Opferung von Thieren führt, seinen Gipfelpunkt in den Menschenopfern. Dem auf dieser Stufe stehenden Menschengeiste scheint in der That die Idee des Menschenopfers so nahe zu liegen, daß wir es über die ganze Erde verbreitet finden, und es ist unrichtig, es wie Prescott [2]) für einen Beweis höllischer Leidenschaften zu halten; im Gegentheil, es zeugt von einem tiefen, ernsten, religiösen Ge-

[1]) Loyer, in Astley's Collection of Voyages, vol. II, pp. 436. 441.
[2]) History of Mexiko, vol. I, p. 68.


BIBLIOTHECA BODLEIANA



Tafel IV.

Menschenopfer auf Otaheite.

fühl, welches nur durch eine irrige Auffassung des göttlichen Wesens auf Abwege gelenkt ist.

Menschenopfer kommen auch in Guinea vor,[1]) und Burton[2]) „sah, wie in der Stadt Benin eine junge Frau auf dem Gipfel „eines Hügels geopfert und den brasilianische Geyern als Beute „preisgegeben ward. Das Volk behauptete, dies sei ein Fetisch oder „Zaubermittel, welches Regen bringe." Ich habe bereits das Vorkommen von Menschenopfern bei den Marimos von Südafrika erwähnt.

Capitain Cook berichtet, daß die Menschenopfer häufig bei den Südseeinsulanern[3]) vorgekommen seien, und zwar besonders bei den Eingeborenen der Sandwichinseln.[4]) Er hebt besonders eine Opferfeier hervor, die von Towha[5]), dem Häuptling des Bezirkes Tettaha in Tahiti, dargebracht sei um vor einem Feldzuge gegen Eimeo die Gottheit günstig zu stimmen. (Tafel 4.) Er erwähnt, während der heiligen Handlung „habe ein Königs„fischer ein Geräusch in den Bäumen verursacht, worauf der König „sich zu ihm wandte und sagte: „das ist der Eatua," das heißt „die Gottheit." Kriegsgefangene wurden häufig in Brasilien geopfert.

Auf Madagaskar scheinen die Menschenopfer in Vangaibrano, doch in keiner andern Provinz üblich gewesen zu sein.[6])

Außer den Khonds, die ich bereits erwähnte, pflegten mehrere indische Völker bei außerordentlichen Gelegenheiten Menschenopfer darzubringen; ja, noch in den Jahren 1865 und 66 nahmen sie in der Hoffnung, die Hungersnoth dadurch abzuwenden, ihre Zuflucht zu denselben[7]), und selbst jetzt noch formen sie an einigen Orten, obgleich das wirkliche Opfern nicht mehr erlaubt ist, menschliche Figuren aus Mehl, Teig, oder Lehm und schneiden denselben den Kopf ab, um ihre Götter[8]) zu ehren; in gleicher Weise pfleg-

---

[1]) Astley's Collection of Voyages, vol. III, p. 113.
[2]) Abeokuta, vol. I, p. 19
[3]) Cook, Voyage to the Pacific, vol. II, p. 41.
[4]) *Loc. cit.*, vol. III, p. 161.
[5]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 30.
[6]) Sibree, Madagascar and its People, p. 390.
[7]) Hunter, Annals of Rural Bengal. 1868, p. 128.
[8]) Dubois, *loc. cit.*, p. 490.

ten die Römer, als Ersatz für die Menschenopfer, Puppen in die Tiber zu werfen.

Das Alterthum hat viele Beispiele von Menschenopfern aufzuweisen. Nach der Niederlage von Agathokles opferten die Karthager einige ihrer Kriegsgefangenen; die Assyrier brachten dem Gotte Nergal ebenfalls Menschenopfer dar.

Obgleich sie von den Griechen bei verschiedenen kritischen Gelegenheiten angewandt wurden, so scheinen sie doch ihrer Mythologie fremdartig und dem Geiste der Nation widerstrebend gewesen zu sein. Die Menschenopfer gehören einer weit ernsteren, düsteren Götterlehre an. In der römischen Geschichte treten sie ungleich häufiger auf und erhielten sich ungemein lange. Im Jahre 46 v. Chr. Geb. opferte Cäsar auf dem Altar im Campus Martius zwei Soldaten.[1]) Augustus soll eine Jungfrau Namens Gregoria[2]), geopfert haben. Trajan opferte Calliope bei der Wiedererbauung von Antiochien, und stellte ihre Bildsäule im Theater auf.[3]) Unter Commodus und einigen späteren Kaisern scheinen die Menschenopfer häufiger geworden zu sein; und noch zur Zeit Constantin's ward dem Jupiter Latialis ein Gladiator geopfert.[4]) Und doch waren diese entsetzlichen Gebräuche bereits im Jahre 95 v. Chr. ausdrücklich verboten worden, und Plinius versichert, daß sie zu seiner Zeit niemals öffentlich stattgefunden hätten.[5])

Im nördlichen Europa waren Menschenopfer nichts Ungewöhnliches. Der Yarl der Orkneys-Inseln hat im Jahre 893[6]) einen Sohn des Königs von Norwegen dem Odin geopfert. Im Jahre 993 opferte Hakon Yarl seinen eigenen Sohn den Göttern. Domald, König von Schweden, ward in Folge einer schweren Hungersnoth von seinem Volke dem Odin geopfert.[7]) In Upsala stand ein berühmter Tempel, um den einst, wie ein

---

[1]) Dio, H. R., XLIII, 24.

[2]) Malalas, Chron., p. 221.

[3]) *Ibid.*, p. 275.

[4]) Porphyr, De Abstin., II, 56.

[5]) Nater. Hist., XXX, 1, 12.

[6]) Snorre, Heimskringla, vol. II, p. 31. Torfaeus, Hist. Rer. Norvegicarum, vol. II, p. 52.

[7]) Snorre, vol. I, 56.

Augenzeuge dem Adam von Bremen versicherte, die Leichen von zweiundsiebzig Opfern hingen.[1])

In Rußland, sowie in Skandinavien dauerten die Menschenopfer noch bis zur Einführung des Christenthums fort. In Mexiko und Peru scheinen sie besonders häufig vorgekommen zu sein. Müller[2]) hat die Vermuthung ausgesprochen, dieser Umstand sei vielleicht eine Folge der Thatsache gewesen, daß diesen Völkern die den Sinn besänftigenden Hausthiere gefehlt haben. Die Zahl der jährlich in den mexikanischen Tempeln geopferten Menschen wird verschieden angegeben. Müller hält 2,500 für eine mäßige Schätzung. In einem Jahre sollen an 100,000 Personen geschlachtet sein.

Bei den Juden war der Thieropfercultus als Symbol für das Menschenopfer sehr ausgebildet, was, wie ich glaube, nur durch die Hypothese zu erklären ist, daß das letztere einst üblich war. Die Opferung der Tochter Jephtha's wird gewöhnlich für einen seltenen Ausnahmefall gehalten[3]), doch scheinen der 28. und 29. Vers des 27. Capitels des 3. Buches Mose darauf hinzudeuten, daß die Menschenopfer in älteren Zeiten bei den Juden Sitte waren.

Ich beziehe mich hier nicht auf die bei den Begräbnissen üblichen Menschenopfer; denn diese tragen streng genommen keinen religiösen Charakter, sondern sollen nur die Hingeschiedenen mit Frauen oder Sclaven im Lande der Geister versorgen.

Die niedern Wilden haben keine Tempel oder heilige Gebäude. Mit Ausnahme der von den halbcivilisirten Rassen bewohnten Länder in Mittel-Amerika und Peru befand sich in der neuen Welt kein einziges tempelartiges Gebäude.

Die Stiens von Cambodja haben „weder Priester noch Tempel".[4]) „Vergebens suchen wir," sagt Casalis[5]), „in Afrika von „der äußersten Spitze des südlichsten Vorgebirges bis zu dem „Gebiete jenseits des Ufers des Zambesi nach einem Bauwerk,

[1]) Adami G sta Hammaburg. eccles. pont., lib. IV, c. 27.

[2]) Müller, Gesch. der Amerikanischen Urreligionen, S. 23.

[3]) Siehe Kalisch, Commentary on the Old Testament, Lev., pt. I. p 409.

[4]) Mouhot's Travels in the Central Parts of Indo-China, vol. I, p. 250.

[5]) The Basutos, p. 237.

„das sich mit den Pagoden von Indien, den Maraes von Poly-
„nesien, oder den Fetischhütten von Nigritia vergleichen läßt".
„Die Eingeborenen von Madagaskar," sagt Drury[1]) aus fünf-
zehnjähriger Erfahrung, „besitzen, obgleich sie feste Wohnstätten
„haben, geschickte Viehzüchter und fleißige Ackerbauer sind, doch
„keine Tempel, keine Haine, keine Heiligthümer zur öffentlichen
„Ausübung ihres Gottesdienstes; sie halten weder Fasten noch
„Feste noch bestimmte Feiertage oder Zeiten, und ihre Priester
„thun es auch nicht für sie." Die „Turkomannen," sagt Burnes[2]),
„haben keine Moscheen." Die Mikronesier haben, nach Hale[3]),
weder Tempel noch Götzen, noch Opferdienst. Die Kassiaaten[4])
„haben keine Tempel". Das Nämliche ist bei den Ostyaken und
anderen wilden Völkern von Sibirien der Fall.[5])

Ich glaube, Professor Nilsson war der erste, welcher nach-
wies, daß manche Völker die Todten in ihren Häusern beisetzen,
und daß die mit Kammern versehenen Grabhügel im nördlichen
Europa wahrscheinlich Nachbildungen der damals üblichen Woh-
nungen, zuweilen vielleicht die wirklichen Wohnungen selbst gewe-
sen sind. Wir wissen, daß, als die Macht der Häuptlinge zu-
nahm, auch ihre Gräber größer und prächtiger wurden, und Fer-
gusson hat uns deutlich gezeigt, wie sich in Indien die Tempel
aus den Grabhügeln entwickelten.

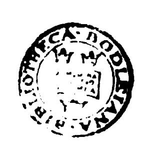
Manchmal, wie z. B. in dem ebengenannten Lande, ist es
durchaus nicht leicht, eine Gruppe von Steingöttern von einem
Tempel zu unterscheiden. In der That dürfen wir annehmen,
daß die nämlichen Steine von einigen Menschen für wirkliche
Götter gehalten werden, während gebildetere Leute sie nur als zu
einem religiösen Zwecke dienend betrachten. Einige der roheren
hindustanischen Stämme beten solche aufrecht stehende Steine wirk-
lich an. Doch glaubt Forbes Leslie, daß die auf Tafel 3 darge-
stellten Steine einen heiligen Platz bezeichnen und keine wirk-
liche Götter sein sollen, und dies ist jedenfalls auch mit einer

---

[1]) Adventures of Robert Drury, p. 10.
[2]) Travels into Bockhara, vol. II, p. 260.
[3]) U.S. Explor. Exped. pp. 77, 84.
[4]) Godwin-Austen, Jour. of the Anthr. Inst, 1871, p. 130.
[5]) Müller, Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. Russe, Pt. II. p. 105, Pt. III. p. 141.



Tafel V. Ein Kreis von heiligen Steinen in Dekan.


BIBLIOTHECA BODLEIANA

anderen ähnlich bemalten Gruppe der Fall, welche er unweit Andlee, also ebenfalls in Dekhan, bemerkte, und die durch ihre Aehnlichkeit mit den in England häufigen Steinkreisen, von welchen Stonehenge (siehe das Titelblatt) der großartigste ist, ein besonderes Interesse erweckt. Figur 18 S. 214 veranschaulicht einen religiösen Tanz, wie ihn die Rothhäute von Virginien ausführen.[1]) Wie bereits erwähnt, sehen wir hier ebenfalls einen heiligen Steinkreis, der an die englischen und indischen erinnert und sich nur durch einen an jedem Steine roh ausgehauenen Menschenkopf unterscheidet. Die niederen Rassen haben keinen richtigen Priester. Man könnte indessen viele Berichte anführen, welche auf den ersten Blick dieser Behauptung widersprechen. Untersuchen wir jedoch die eigentlichen Verrichtungen dieser sogenannten „Priester" genauer, so werden wir uns bald davon überzeugen, daß dieser Ausdruck ein falscher ist, und er eigentlich durch „Zauberer" ersetzt werden müßte. Wo keine Tempel und keine Opfer sind, können auch keine Priester sein.

Nach Drury fehlten sie auf Madagaskar; neuerdings haben die Hüter der Idole sich das Priesteramt angemaßt, und sogar von der richterlichen Gewalt eine Befreiung beansprucht, wie sie auch in unserem Lande bis noch vor Kurzem das Vorrecht der Geistlichkeit war.[2])

Selbst die Neuseeländer[3]) „besitzen keine eigentliche Priesterschaft". Gladstone[4]) erwähnt, daß die Priester als Stand zu keiner Zeit eine hervorragende Rolle in Griechenland spielten. Auch befanden sich die Priester eines Ortes oder einer Gottheit, soviel wir wissen, in keiner organisirten Verbindung mit den übrigen Priestern, so daß es zwar Priester, aber keine Priesterschaft gab.

Auch Müller macht eine sehr ähnliche Aeußerung. Er sagt: „daß in Griechenland jemals eine eigentliche Priesterschaft im Gegensatz zu einer Laienwelt bestand, das ist eine Behauptung, „welche sich nach meiner Meinung durchaus nicht begründen läßt."[5])

---

[1]) Moeurs des Sauv. Amér., vol. II, p. 136.
[2]) Sibree, Madagascar and its People, p. 400.
[3]) Yate, p. 146.
[4]) Juventus Mundi, p. 181.
[5]) Scientific System of Mythology, p. 188.

Wahrscheinlich standen anfangs alle Menschen wenigstens in dieser Beziehung einander gleich; später zeichneten sich einige als Zauberer und Wahrsager aus. Diese Männer verbanden sich allmählich zu einer bestimmten Klasse oder Kaste, und maßten sich außerdem die ärztlichen und priesterlichen Verrichtungen an. Nach und nach gewannen diese Dienstleistungen an Bedeutung. Es ist daher manchmal sehr schwer zu bestimmen, ob die „Medicin-Männer" oder „Geheimniß-Männer" Aerzte oder Priester sind. Bei den Kaffern z. B. giebt es gewisse Leute, welche unter dem Titel „Isanusi, Intonga oder Igquira bekannt sind. „Diesen Ausdruck," sagt Warner [1]) „möchte ich lieber durch das Wort Prie-„ster, als durch den meistens in Europa dafür angewandten Ausdruck Doctor bezeichnen."

Ein wichtiger Theil ihrer Pflichten besteht in der Bestimmung des Wetters. „Dies," sagt Warner [2]), „gehört zu den „vielen heidnischen Einbildungen welche die umnachteten Kaffern hegen. Sie glauben mit Zuversicht, daß einige ihrer Priester die Macht haben, es regnen zu lassen."

Ich habe bereits den großen Unterschied zwischen dem Glauben an Geister und dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele nachgewiesen. Einige Rassen bestreiten auf's Entschiedenste, daß die Seele den Körper überlebe; ja selbst die Ansichten höher stehender Völker unterscheiden sich gar häufig von den unsrigen, und in der That beschränkt sich der Glaube an ein allgemeines, selbständiges, ewiges Leben nur auf sehr gebildete Rassen. Der Neuseeländer glaubt, daß ein getödteter und verzehrter Mensch sowohl geistig wie leiblich vernichtet ist. [3]) Auch sogar diejenigen, welche ein ordentliches Begräbniß erhalten haben, sind noch nicht sicher, die glücklichen Regionen des Geisterlandes zu erreichen. Der Weg dahin ist lang und gefährlich, und manche Seele kommt unterwegs um.

Auf den Tonga-Inseln hält man die Seelen der Häuptlinge für unsterblich, die der Tuas oder geringen Leute dagegen vergehen, und über die mittlere Klasse oder Muas herrscht eine verschiedene Meinung.

---

[1]) **Kaffir Laws and Customs, p. 80.**

[2]) *Ibid.*, p. 104.

[3]) **Taylor, New Zealand and its Inhabitants, p. 101.**

Ein Freund von Lang [1]) versuchte es zu verschiedenen Malen, einem sehr klugen, aufgeweckten, australischen Schwarzen begreiflich zu machen, daß er auch ohne Körper fortzuleben vermöge, aber der Schwarze wollte ihm nie Stand halten, sondern suchte gewöhnlich einen Grund zu entwischen. Eines Tages folgte ihm der Lehrer und bemerkte, daß er nur herausgehe, um sich von Herzen auszulachen über die thörichte Behauptung, daß ein Mann leben und umherwandern könne ohne Arme, Beine und einen Mund zum Essen; geraume Zeit meinte er, der Herr treibe einen Scherz mit ihm, und als er sich von dessen Ernst überzeugt hatte, wurde ihm die Sache erst recht lächerlich.

Die Auferstehung des Fleisches, wie sie die Missionare predigen [2]), erschien den Eingeborenen von Haiti erstaunlich und unglaublich; „und als der Gegenstand in ihrer Gegenwart durch „öffentliche Reden oder durch das Vorlesen heiliger Schriften häu„figer erörtert ward und sie darauf aufmerksam gemacht wurden, „daß er in Bezug auf ihre Ahnen, auf sie selbst und ihre Nach„kommen von großer Wichtigkeit sei, so stellte sich heraus, daß „dem Verständnisse desselben außergewöhnliche, ja fast unüber„steigbare Hindernisse entgegenstanden."

Obgleich die Fidschi-Insulaner fast jedem Gegenstande einen Geist zuschreiben, so halten sie doch nur wenige Geister für unsterblich: Ist doch der Weg nach Mbulu weit und gefahrvoll, so daß nur Vereinzelte zur Unsterblichkeit eingehen. [3])

Wir finden einen sehr ähnlichen Glauben bei den Eskimos [4]) und den Kaffern. [5])

Von Mittelindien sagt Dalton [6]): „Ich bezweifle, daß die jetzi„gen Kols irgend eine Vorstellung vom Himmel oder von der „Hölle haben, welche sich nicht auf brahminische oder christliche „Lehren zurückführen läßt. Der alte Glaube lehrt, daß die „Seelen der Todten zu Bhoots oder Geistern werden; doch ist mit

---

[1]) The Aborigines of Australia, p. 31.

[2]) Ellis' Polynesian Researches, vol. II, p. 165.

[3]) Fiji and the Fijians, Vol. I, p. 247. Seemann, Mission to Viti, p. 400.

[4]) Crantz's Greenland, p. 259, citirt in Tylor's Primitive Culture, vol. II. p. 20.

[5]) Callaway, Amazulu Religion, p. 355.

[6]) Trans. Ethn. Soc., 1867, p. 38.

„dieser Veränderung keine Belohnung oder Bestrafung verknüpft. „Der Schwur eines Ho bezieht sich in keiner Weise auf einen „zukünftigen Zustand. Er lautet: „wenn ich nicht die Wahrheit „spreche, so soll mir hienieden Alles genommen werden, was mir „werth ist — Gesundheit, Reichthum, Frau und Kinder, ich möge „säen ohne zu erndten und schließlich von einem Tiger verschlun„gen werden.“ Auf irgend ein Glück jenseits des Grabes beruft „er sich dabei nicht. Er ist zu ungebildet, um eine derartige „Hoffnung zu hegen, und ich glaube, die meisten indischen Urein„wohner haben wohl eine dunkle Vorahnung von einer fort„dauernden Existenz, doch keine selbständige Vorstellung von einem „kommenden Gericht.“

In seiner „Descriptive Ethnology of Bengal“ berichtet Dalton das Nämliche von den Chalikatas, einem andern Gebirgstamme, von dem er sagt, daß sie „jede Lehre von einem zukünf„tigen Leben von sich weisen.“ „Die Geister, die sie zu beschwören „suchen, halten sie für eben so sterblich wie sich selbst.“[1]) Die Buihers[2]), Oraons[3]) und Juangs[4]) hatten sehr ähnliche Ansichten. Ferner heißt es: „sämmtliche Forscher scheinen zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß die Santals nicht an ein ewiges Leben glauben“[5]).

Bei den Mikronesiern dürfen, wie Hale[6]) berichtet, „nur die „Seelen der tätowirten, also freien Menschen die Hoffnung hegen, „das „Kainakaki“ zu erreichen. Alle andern werden auf „ihrem Wege aufgehalten und von einem ungeheuren Riesen, „Namens Baine, verschlungen“. Einige Neger von Guinea versicherten, daß die Seele eines Verstorbenen einer Prüfung über ihren bisherigen Lebenswandel unterworfen werde; bestehe sie dieselbe nicht, „so werfe sie ihr Gott in den Fluß, woselbst sie ertrinke und in ewige Vergessenheit versenkt werde“[7]).

Selbst bei der Annahme, daß der Geist den Körper überlebe,

---

[1]) Trans. Ethn. Soc., 1867, p. 21.
[2]) Des. Ethn. of Bengal, p. 133.
[3]) *Loc. cit.*, p. 257.
[4]) *Loc. cit.*, p. 157.
[5]) *Loc. cit.*, p. 218.
[6]) U.S. Expl. Exped., p. 99.
[7]) Bosman, Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 401.

wird doch der Zustand der Seele nach dem Tode als ein sich nicht wesentlich von dem irdischen unterscheidender gedacht. Der Himmel ist nur ein entlegener Theil der Erde. So zum Beispiel werden „von einigen hindustanischen Schriftstellern die Wohn-„sitze der Seligen auf die ungeheuren Berge im Norden von „Indien verlegt.“ [1])

Die Haitier versicherten, das Paradies der Todten liege in den lieblichen Thälern im Westen ihrer Insel. [2])

Auch auf Tonga glaubt man, daß die Seelen nach Bolotoo, einer großen nordwestlich gelegenen Insel, wanderen. Dieselbe ist mit allerlei Nutz- und Zierpflanzen bewachsen [3]), „trägt stets das „reichste Obst und die schönsten Blumen, und sobald eine Frucht „oder eine Blüthe gepflückt wird, entsteht sofort eine neue an ihrer „Stelle... Die Insel Bolotoo ist wegen ihrer großen Entfer-„nung nicht mit Canoes zu erreichen; überdies würden diejeni-„gen, welche gegen den ausdrücklichen Willen der Götter diese „Fahrt wagten, höchst wahrscheinlich den Weg verfehlen“.

Es soll jedoch wirklich einmal ein Canoe in den Hafen von Bolotoo eingelaufen sein. Die Männer stiegen an's Land; die Gegenstände aber, „welche sie zu berühren versuchten, ließen sich „eben so wenig anfassen, wie ein Schatten“. In Folge dessen bemächtigte sich ihrer ein großer Hunger und zwang sie zur Rückkehr, die sie auch glücklich ausführten.

Ein bereits erwähnter merkwürdiger Aberglaube besteht in der Annahme, daß jeder Mensch mehrere Seelen habe. Er kommt in verschiedenen Theilen Amerikas vor [4]), findet sich auf Madagaskar sowie bei den Khonds von Hindustan und ist offenbar durch die Vorstellung entstanden, daß jeder Puls der Sitz eines selbstständigen Lebens sei. Er erhält ferner eine größere Wahrscheinlichkeit durch die besonders bei den Wilden so häufig auftretenden Widersprüche des menschlichen Charakters. Die Fidschi-Insulaner behaupteten ebenfalls, daß jeder Mensch zwei Geister besitze. [5])

---

[1]) Dubois, *loc. cit.*, p. 482.

[2]) Tylor's Primitive Culture, vol. II, p. 56.

[3]) Mariner, *loc. cit.*, vol. II, p. 108.

[4]) Tertre's History of the Caribby Islands, p. 288. Er herrscht ferner in Greenland. Müller, Gesch. der Amer. Urreligionen, S. 66.

[5]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 241.

Bei den alten Griechen und Römern finden wir Spuren eines ähnlichen Glaubens.[1])

Der Glaube an ein zukünftiges Leben tritt, wenn auch weniger erhaben als der unsrige, doch in besonders lebhafter Weise bei einigen barbarischen Rassen auf. So zum Beispiel wird berichtet, daß den alten Britten Geld mitgegeben sei, welches gleichsam als Eintrittsgeld in die andere Welt dienen sollte; und derselbe Brauch soll noch heute in Japan üblich sein.

Ein schlagendes Beispiel von einem unbedingten Glauben an das Fortleben der Seele wird uns von Tylor berichtet. Ein Hindu, dem 40 Rupien gestohlen waren, schlug seiner leiblichen Mutter auf ihren eignen Wunsch den Kopf ab, damit ihr Geist im Stande sei, den Dieb und seine Genossen zu beunruhigen und zu quälen.[2])

Die Fidschi-Insulaner denken, „daß sie in dem nämlichen Zustande, in dem sie sterben, zur andern Welt eingehen; daher hegen sie den Wunsch möglichst ohne Gebrechen diese Erde zu verlassen.“[3]). Der Pfad nach Mbulu ist, wie bereits erwähnt, lang und beschwerlich; Viele kommen um und kein kranker oder altersschwacher Mensch vermag die vielen Gefahren des Weges zu überwinden. Aus diesem Grunde pflegt derjenige, welcher das Nahen des Greisenalters empfindet, seinen Nachkommen anzukündigen, daß er zu sterben wünsche. Versäumt er dies, so nehmen die Kinder die Angelegenheit selbst in die Hand. Eine Familienberathung findet statt. Ein Tag wird festgesetzt und das Grab gegraben. Der oder die Alte hat die Wahl zwischen einer Erdrosselung oder einem lebendig Begrabenwerden. Hunt giebt uns folgende interessante Schilderung von einer solchen selbst erlebten Handlung. Ein junger Mann kam zu ihm und lud ihn ein, dem Begräbnisse seiner Mutter beizuwohnen. Herr Hunt leistete der Aufforderung Folge und schloß sich dem Zuge an. Da er jedoch zu seiner großen Ueberraschung nirgends eine Leiche bemerkte, so wandte er sich an den jungen Mann mit der Bitte um Aufklärung; dieser „deutete auf seine Mutter, welche neben „ihm ging, ebenso lustig und gesund aussah, wie die übrigen An„wesenden, und sich offenbar in gleich guter Laune befand.

[1]) Lafitau, vol. II, p. 424.

[2]) Primitive Culture, vol. II, p. 103.

[3]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 183.

„Herr Hunt drückte dem jungen Manne sein Erstaunen aus und „fragte ihn, warum er ihm vorgelogen habe, seine Mutter sei „todt, während sie sich doch bei voller Gesundheit befinde. Der „Wilde erwiederte: Sie hätten soeben ihren Todtenschmaus ge„halten und beabsichten nunmehr, sie in's Grab zu legen, da sie „bereits recht alt sei. Sein Bruder und er wären der Meinung, „daß sie jetzt lange genug gelebt hätte, und daß es an der Zeit „sei, sie zu tödten, was ihr ganz recht sei, und was sie jetzt aus„führen würden. Er sei zu Herrn Hunt gekommen, damit der„selbe als Priester ein Gebet spreche.

„Er fügte hinzu, daß diese That ein Beweis seiner kindlichen „Liebe sei, daß eben diese Liebe ihn treibe, ihr die letzte Ehre zu „erweisen, und daß Niemand außer ihm und seinem Bruder diese „heilige Pflicht vollziehen könne und dürfe! Herr Hunt wandte „seine ganze Beredsamkeit auf, um diese diabolische Handlung zu „verhüten; doch die einzige Antwort, die er erhielt, war, sie sei „nun einmal ihre Mutter und daher käme es ihnen als ihren „Kindern zu, dieser an sie gestellten Anforderung zu genügen. „Am Grabe angelangt, setzte sich die Mutter nieder, worauf alle „Anwesenden, bestehend aus Kindern, Enkeln, Verwandten und „Freunden, einen zärtlichen Abschied von ihr nahmen. Ein aus „Taxa gefertigter Strick ward ihr zweimal von ihren Söhnen um „den Hals gewunden; die jungen Männer faßten ihn an und „erdrosselten sie, worauf sie unter den üblichen Ceremonien in „das Grab gelegt ward." [1])

Diese Sitte war so allgemein, daß Capitän Wilkes in einer mehrere Hundert Einwohner umfassenden Stadt keinen einzigen 40 Jahr alten Menschen bemerkte; die alten Leute waren sämmtlich getödtet.

Aus dem nämliche Grunde schneiden die Australier einem todten Feinde den rechten Daumen ab; „sie glauben, wenn der„selbe nicht mehr im Stande ist, den Speer zu werfen oder den „Dowack zu führen, so könne sein Geist ihnen auch keinen erheb„lichen Schaden zufügen" [2]). Wir finden einen ähnlichen Glauben bei einigen Negervölkern. [3])

---

[1]) Wilke's Exploring Expedition, condensed edition, p. 211.
[2]) Oldfield, Trans. Ethn. Soc., N.S., vol. III, p. 287.
[3]) Wuttke, Gesch. der Menschh., Bd. I, S. 107.

In Dahomey schickte der König seinem verstorbenen Vater beständig Nachrichten durch Boten zu, welche zu diesem Zwecke erschlagen wurden.[1]) Der nämliche zuversichtliche Glaube, welcher diese That veranlaßt, söhnt die Boten mit ihrem Schicksale aus. Sie werden die Zeit vorher gut behandelt und ihr Tod ist ein schneller und schmerzloser, daher können wir versichert sein, daß sie demselben heiter und zufriedenen Sinnes entgegen gehen und ihn nicht als ein Unglück betrachten.

„Der nordamerikanische Indianer kennt,“ sagt Schoolcraft, „keine Todesfurcht.“ Er scheut sich nicht das Land zu betreten, wo ihn, wie er von Kindesbeinen an vernahm[2]), nur Freuden und keine Heimsuchungen erwarten.

Der Japanese begeht einen Selbstmord wegen der allergeringfügigsten Ursache, und in China findet ein reicher zum Tode verurtheilter Verbrecher meistens für eine kleine Summe einen Mann, der die über ihn verhängte Strafe bereitwillig auf sich nimmt.

Die niederen Rassen haben keine Vorstellung von der Schöpfung; auch bei den etwas weiter vorgeschrittenen Völkern ist eine solche anfangs sehr unvollständig. Die Götter der Wilden sind nur ein Theil der Welt und nicht die Erschaffer derselben, und selbst dann, wenn diese Idee in ihrem Gemüthe erwacht, so äußert sie sich eigentlich nicht als die Vorstellung von einer Schöpfung, sondern vielmehr als von einem Emporhebens des bereits vorhandenen Landes aus den Tiefen des ewigen Meeres.

Die Abiponen besaßen keine derartige Sagen. Als Yehoalay von Dobritzhoffer[3]) darum befragt ward, erwiederte er: „mein „Vater, unsere Großväter und Urgroßväter ließen die Erde Erde „sein; sie forschten nur nach den Ebenen, welche ihnen das beste „Gras und das klarste Wasser für ihre Pferde zu liefern vermochten. Sie beunruhigten sich nicht um das, was im Himmel „geschah, und suchten nie zu erforschen, wer der Schöpfer und „Regierer der Sterne sei.“

In seinem Berichte über die californischen Indianer sagt

---

[1]) Burton's Dahome, vol. II, p. 25.

[2]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 68.

[3]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 59.

Pater Baegert[1]): „Ich fragte sie häufig, ob sie sich niemals die „Frage vorgelegt hätten, wer der Schöpfer und Erhalter der „Sonne, des Mondes, der Sterne u. s. w. sei; aber stets „schickten sie mich nach Hause mit der Antwort „vara“, d. h. in „ihrer Sprache: nein.“

Die Chipewyans[2]) glaubten, die Erde habe zuerst aus einer Wasserkugel bestanden, aus welcher der große Geist das Land emporgehoben habe. Die Lenni Lenape[3]) erzählen, Manitu sei im Anfange auf dem Wasser umhergeschwommen und habe die Erde aus einem Sandkorne gemacht, sodann formte er einen Mann und eine Frau aus einem Baume. Die Mingo und Ottawwaw glauben, daß eine Ratte aus dem Grunde des Wassers ein Sandkorn heraufgeholt und auf diese Weise das Land hervorgebracht habe. Die Crees[4]) hatten nie über die Entstehung der Erde nachgedacht.

Stuhr, welcher, wie Müller versichert, ein gründlicher Forscher war, berichtet, daß die Sibirier keine Vorstellung von einem Schöpfer hatten; und als Burchell eine derartige Frage an die Bachapin-Kaffern richtete, „versicherten ihm diese, daß jedes Ding „durch sich selbst entstehe, und daß Bäume und Pflanzen vermöge „ihres eigenen Willens hervorwüchsen.“[5]) Nach den von Callaway mitgetheilten Berichten ist anzunehmen, daß die Zulu-Kaffern ebenfalls keine Schöpfungssage besitzen. Casalis sagt das Nämliche. Er erzählt: „sämmtliche Eingeborenen, an die wir eine „solche Frage richteten, sagten nur, es sei ihnen nie in den Sinn „gekommen, daß die Erde und der Himmel das Werk eines unsichtbaren Wesens sein könne.“[6]) Dasselbe gilt von den Hottentotten.

Auch die Australier hatten ebenfalls keine Sagen über die Schöpfung. Nach der polynesischen Mythologie bestanden Himmel und Erde von Anfang an.[7]) Die letztere war jedoch anfangs von Wasser bedeckt, bis Mawe die Insel Neu-Seeland mit Hülfe

---

[1]) *Loc. cit.*, p. 390.
[2]) Dunn's Oregon, p. 102.
[3]) Müller, Gesch. d. Amer. Urrelig. S. 107.
[4]) Franklin's Journey to the Polar Sea, vol. 1, p. 143.
[5]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 550.
[6]) The Basutos, p. 238.
[7]) Polynesian Mythology, p. 1. Shortland, *loc. cit.*, p. 35.

eines wunderbaren Angelhakens emporzog.[1]) Dieser Angelhaken war aus dem Unterkiefer des Muri-rangawhenna gefertigt und ist gegenwärtig das die südliche Spitze der Hawkes-Bay bildende Cap. Die Tonganer[2]) und Samoaner[3]) haben eine sehr ähnliche Erzählung. Sie behaupten, sämmtliche Inseln seien durch Tangaloa heraufgezogen; „allein die Schnur sei unglücklicherweise ge„rissen; er habe in Folge dessen seine Absicht nur theilweise aus„führen können und daher sei das Land bis auf den heutigen „Tag zerstückt. Die Eingeborenen zeigen ein etwa zwei Fuß „breites Loch im Felsen, welches denselben ganz durchbohrt, und „in welchem Tongaloa's Angelhaken gehaftet hat. Es wird „überdieß erzählt, daß Tuitonga diesen berühmten Haken noch bis „vor wenigen Jahren besessen habe".

Was Tahiti betrifft, so bemerkt Williams[4]), „daß die Frage „nach dem Ursprung der Götter und ihrem Bestehen vor der Bil„dung der Erde selbst den eingeborenen Priestern als ein unauf„lösliches Räthsel erscheine". Sogar im Sanskrit finden wir kein einziges Wort für „Schöpfung" und ferner kommt keine derartige Idee im Rigveda, im Zendavesta oder im Homer vor.

Als der Kapuziner-Missionar Merolla[5]) bei der Königin von Singa im westlichen Afrika sich erkundigte, wer die Welt erschaffen habe, antwortete sie ohne Zögern: „meine Vorfahren". „Ge„nießt dann Ihre Majestät," fragte der Kapuziner weiter, „die „nämliche Macht wie Ihre Vorfahren?" „Gewiß," entgegnete „sie; „ja, ich habe noch mehr als sie; denn außer dem Vielen, „was sie besaßen, bin ich noch die unumschränkte Herrscherin „des Königreichs Matamba!" Diese Bemerkung zeigt, wie un„klar ihr die Bedeutung des Ausdruckes „erschaffen" war. Die Neger in Guinea glaubten, daß der Mensch von einer großen schwarzen Spinne[6]) erschaffen sei. Die Bongos von Sudan hatten keine Ahnung von dem Walten eines Schöpfers.[7]) Andere

---

[1]) Shortland, loc. cit., p. 45.
[2]) Mariner, *loc. cit.*, vol. I, 284.
[3]) Hale, U.S. Exp. Exp. p. 25.
[4]) Polynesian Researches, vol. II, p. 191.
[5]) Pinkerton's Voyages, vol. XVI, p. 305.
[6]) *Ibid.*, p. 459.
[7]) Schweinfurth. Im Herzen von Afrika. Band II, p. 306 engl. Ausgabe.

Negervölker besitzen, übrigens richtigere Anschauungen, doch sind diese wahrscheinlich dem Einflusse der Missionare zuzuschreiben.

Die Kumis von Chitagong erzählen, ein bestimmter Gott habe die Erde, die Bäume und die Kräuter erschaffen; darauf „sei es ihm in den Sinn gekommen, einen Mann und „eine Frau aus Lehm zu bilden; aber jedesmal, wenn er nach „vollendetem Werke eingeschlafen sei, wäre eine große Schlange „herbeigekrochen und habe diese beiden Gestalten verzehrt". [1]) Als der Gott allnächtlich sein Werk vereitelt sah, schuf er einen Hund, welcher die Schlange vertrieb und dadurch die Entstehung des Menschen ermöglichte.

Es ist außerdem eine höchst überraschende Thatsache, daß die niederen Religionsformen fast nie das Gebet bedingen. Uns scheint dasselbe ein nothwendiger Theil der Religion. Es beruht jedoch auf einem Glauben an die Güte Gottes, welche, wie wir sahen, von den Wilden noch nicht erkannt zu werden pflegt.

Von den Hottentotten sagt Kolben: „Es steht fest, daß sie nie „zu einem ihrer Götter beten oder jemals gegen irgend einen „Sterblichen ein Wort über den Zustand ihrer Seele oder ein „zukünftiges Leben äußern". „Selbst diejenigen Neger," sagt Bosman, „welche eine dunkle Ahnung von einer höhern Gottheit „haben, beten nicht zu derselben und bringen ihr auch keine „Opfer dar, denn sie sagen: Gott ist zu hoch erhaben über uns; „er ist zu groß, um sich sorgend zu uns herabzulassen oder an „die Menschheit zu denken". [2])

Die Mandingoes betrachten nach Park die Gottheit „als ein „so fernes, so hoch erhabenes Wesen, daß es vergeblich wäre sich „einzubilden, die schwachen Bitten der unglücklichen Sterblichen „vermöchten ihren Willen zu ändern und die Absichten ihrer nie „irrenden Weisheit zu beeinflussen". [3])

Ihre Ansichten scheinen jedoch nicht sehr fest zu stehen, denn Parker erzählt, sie hätten auf seine Fragen über die Religion und die Unsterblichkeit der Seele meistens erwidert: „das weiß kein Mensch!" „Die unbefleckten Afrikaner," sagt Livingstone, „glau„ben, daß der große Geist über den Sternen wohne, aber sie

---

[1]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong p. 90.

[2]) Bosman, *loc. cit.*, p. 493.

[3]) Park's Travels, vol. I, p. 267.

beten nie zu ihm." [1]) „Weder die Eskimos noch die Tinneh-Indianer," sagt Richardson „beten, so viel ich in Erfahrung bringen „konnte, zu dem „Kitsche Manito", dem großen Geiste, oder dem „Herrn des Lebens". [2]) In Schoolcraft's Indian Tribes berichtet Prescott ebenfalls, daß die nordamerikanischen Indianer nicht zum großen Geiste beten. [3]) Die Karaiben glaubten, der gute Geist sei „so überaus gut, daß er sich nicht einmal an „seinen Feinden räche, und es sei daher nicht nothwendig, ihm „irgend welche Ehrenbezeugungen oder Gebete darzubringen". [4])

„Die Todas vom Nili-Gerri-Gebirge beten nicht," sagt Metz. „Selbst bei den Priestern sah ich nie ein anderes Zeichen der „Ehrfurcht, als das beim Betreten des heiligen Kuhstalles übliche „Emporheben der rechten Hand zur Stirn und die einzigen an „ein Gebet erinnernden Worte, die ich sie je aussprechen hörte, „lauteten: „Möge Alles wohl sein." [5])

Tomochichi, der Häuptling der Yamacraws (Nordamerika), gab dem General Ogletarpe [6]) einen eigenthümlichen Grund an, weshalb er die Bitte um irdische Wohlfahrt für unnütz erachte. Er behauptete, „das Flehen um eine besondere Segnung habe den „Anschein, als wolle der Mensch Gott beeinflussen; und sei er „dazu im Stande, so müsse derselbe ein äußerst schwaches Wesen „sein. Er für sein Theil sei davon überzeugt, daß Alles, was „in der Welt geschähe, zweckmäßig sei, daß Gott aus freien „Stücken jedem Einzelnen Gutes erzeige, ohne das große Ganze „zu beeinträchtigen, und daß es unsere Pflicht sei, in Alles, was „da kommen möge, uns zu fügen und zufrieden jede uns besonders „erwiesene Wohlthat hinzunehmen".

Den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und Religion werde ich in einem späteren Capitel erörtern. In diesem Abschnitte möchte ich nur bemerken, daß die den menschlichen Leidenschaften unterworfenen, ja häufig als blutdürstige Ungeheuer geschilderten

[1]) Zambesi, p. 147.
[2]) Richardson's Boat. Journey, vol. I, p. 44.
[3]) Prescott, Schoolcraft's Indian Tribes, vol. III, p. 226.
[4]) Tertre's History of de Caribby Islands, p. 278.
[5]) Tribes of de Neilgherries, p. 27.
[6]) Jones, Antiquities of the Southern Indians, p. 421.

Götter der niederen Rassen ein Verbrechen mit nachsichtigem Auge ansehen, so lange ihre Feste und Opferspenden* nicht darunter leiden. Hieraus folgt, daß alle diese niederen Rassen keine Vorstellung von einem Geiste haben, der dem Satan entspricht. Insofern ihre Götter böse sind, könnte man sie freilich so nennen; aber die Haupteigenschaft des Satans ist die eines Versuchers, und daher kann bei einer naturgemäßen Entwicklung diese Anschauung nicht eher entstehen, als bis die Sittlichkeit der Religion einverleibt ist.

So habe ich mich denn bemüht, die allmähliche Entwicklung der Religion bei den niederen Rassen nachzuweisen.

Die Wilden halten ihre Götter kaum für mächtiger als sich selbst; sie sind böse, nicht gut; sie werden durch Opferspenden, nicht durch Gebete besänftigt; sie sind keine Schöpfer; sie sind weder allwissend noch allmächtig; sie belohnen nicht die Guten und bestrafen nicht die Bösen; weit davon entfernt, den Menschen die Unsterblichkeit zu verleihen, gelten sie selbst nicht einmal immer für unsterblich.

Wo die materiellen Grundbedingungen der Civilisation sich ohne irgend einen entsprechenden Zuwachs an wissenschaftlicher Erkenntniß entwickelten, wie z. B. in Mexiko und Peru, da führte eine richtigere Auffassung der göttlichen Macht, der jede beglückende Einsicht in das Wesen der Gottheit fehlte, zu einer Religion des Schreckens, welche schließlich zu einer entsetzlichen Geißel für das Menschengeschlecht ausartete.

Allmählich jedoch erweiterte eine ausgedehntere Kenntniß der Naturgesetze das Gemüth des Menschen. Anfangs meinte er, die Gottheit habe die Erde gebildet, indem sie dieselbe aus dem Wasser erhob und sie zu einer Wohnstätte für Menschen bereitete; später entstand die Annahme, daß das Land sammt dem Wasser durch göttliche Kraft erschaffen sei. Nachdem er alle Geister für böse gehalten, erhob er sich zu einem Glauben, der nicht nur böse sondern auch gute Geister umfaßte; nach und nach ordnete er die erstern den letztern unter und betete nur die guten als Götter an, während die bösen zu Dämonen herabsanken. Von einer auf Geister sich beschränkenden Vorstellung kam er allmählich zu der Erkenntniß, daß er eine Seele habe; schließlich brachte er diese Ueberzeugung in Verbindung mit dem Glauben an eine wohlwollende und gerechte Gottheit und verknüpfte dadurch die

Sittlichkeit mit der Religion. Es ist dies ein Schritt, dessen Bedeutung kaum genugsam gewürdigt werden kann.

So sehen wir denn die Religion mit der wachsenden Civilisation fortschreiten. Die Australier haben eine dunkle Vorstellung von einem boshaften, hassenswerthen, aber schwachen und nur im Dunkeln gefährlichen Wesen. Der Gott der Neger ist mächtiger, aber nicht minder hassenswerth; derselbe ist allerdings unsichtbar, aber dem Schmerz zugänglich; sterblich wie der Mensch, kann er von demselben vermöge einiger Zaubermittel zum Sclaven erniedrigt werden. Die Götter der Südsee-Insulaner sind theils gut, theils böse; im Ganzen ist von den letzteren mehr zu befürchten als von den ersteren zu hoffen. Sie bildeten das Land, waren aber keine eigentliche Schöpfer, denn die Erde und das Wasser bestand vor ihnen; sie bestrafen weder die Bösen, noch belohnen sie die Guten. Die Thaten der Menschen beobachten sie nicht und beanspruchen doch, obgleich sie einerseits nicht durch Zaubermittel und andererseits nicht durch Gebete zu beeinflussen sind, einen Theil der Ernte oder der Beute ihrer Verehrer.

Es scheint darnach, daß jede Erweiterung der Wissenschaft, das heißt, jeder Zuwachs an positivem durchdachtem Wissen eine Veredlung der Religion bewirkt. Auch beschränkt sich dieser Fortschritt nicht auf die niedrigen Rassen. Selbst im vergangenen Jahrhundert reinigte die Wissenschaft die Religion im westlichen Europa durch die Ausrottung des dunklen Glaubens an Hexerei, welche tausend und aber tausend Hinrichtungen bewirkt hatte und wie ein schwarzes Bahrtuch auf dem Christenthum des Mittelalters ruhte.

Der unberechenbare Dienst, welchen die Wissenschaft der Religion und der Humanität geleistet hat, fand bisher nicht die Anerkennung, die er verdiente. Die Wissenschaft wird noch immer von manchen ausgezeichneten, aber engherzigen Männern für eine Feindin der Religion gehalten, während sie doch in Wirklichkeit nur eine Gegnerin der religiösen Irrthümer ist. Allerdings richtet sich ihr Einfluß nicht nur gegen alle die, welche unvereinbare Behauptungen unter dem Vorwande eines Religionsgeheimnisses aufstellen, sondern auch gegen jeden nicht ganz reinen Gottesbegriff. Die Zeit naht jedoch, wo man allgemein anerkennen wird, daß die wahre Religion nicht nur keine Feindin an der Wissenschaft hat, sondern daß sie ohne dieselbe unmöglich bestehen kann,

und wenn wir uns die mannigfaltige Gestaltung des Christenthums vergegenwärtigen, wie sie bei den verschiedenen Völkern zum Ausdruck kommt, so werden wir unwillkürlich zu der Erkenntniß gedrängt, daß die Erhabenheit und somit auch die Wahrheit ihres religiösen Glaubens stets eine directe Beziehung hat zu der Stellung, die sie der Wissenschaft und den großen unser Weltall regierenden Naturgesetzen gegenüber einnehmen.

Achtes Capitel.

Der Charakter und die Sittlichkeit.

Die Berichte, welche wir über den Charakter der wilden Rassen besitzen, sind widersprechend und ungenügend. Gar häufig ist von Reisenden ein herbes Urtheil gefällt, das offenbar unbegründet war. So z. B. behauptete der unglückliche La Perouse, welcher nur einen einzigen Tag auf der Osterinsel verlebte, „die „dortigen Eingeborenen seien so verderbt, wie es die Umstände „nur immer erlaubten". [1]) Dagegen erhielten die Freundschaftsinsulaner ihren Namen von Capitän Cook wegen der großen Güte und Gastlichkeit, mit der sie ihn empfingen. Doch war bekanntlich diese Freundlichkeit eine geheuchelte. Die Eingeborenen beabsichtigten, ihn in Sicherheit zu wiegen, damit sie um desto besser ihre Absicht, sich des Schiffes zu bemächtigen und die Mannschaft zu ermorden, ausführen könnten. Dieses Vorhaben wurde nur durch einen glücklichen Zufall vereitelt; doch hatte Capitän Cook nie die leiseste Ahnung, daß eine derartige Gefahr über seinem Haupte schwebe.

Manchmal finden wir sogar bei dem nämlichen Schriftsteller widersprechende Berichte. So versichert z. B. Ellis [2]), der berühmte Missionar der Südseeinseln, der Charakter der Tahitier „sei trotz der anscheinenden Milde ihrer Gemüthsart und der „heiteren Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung entsetzlich verderbt, und

---

[1]) **La Perouse's Voyage, English edition, vol. II, p. 327.**

[2]) **Polynesian Researches, vol. II, p. 25.**

„noch nie sei ein Theil des Menschengeschlechtes durch brutale „Ausschweifungen und sittliche Verkommenheit so tief gesunken, „wie dies isolirte Volk.“ Und doch erzählt er von eben diesen Insulanern noch im nämlichen Buche, daß sie ein überaus großes Verlangen nach Bibeln getragen hätten. „Am Tage der Ver„theilung,“ sagt er, „kamen die Eingeborenen aus weiter Ferne her„beigewandert, und der Platz, wo die Exemplare ausgegeben „wurden, war buchstäblich überfüllt. Auch in unsern Häusern „wurden wir mit Bitten überhäuft; es war unmöglich, die Leute „zurück zu weisen, so groß war ihre Begierde.“ Unter diesen Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß Capitän Cook und mehrere andere Seefahrer ihnen nicht nur viele gute, sondern auch viele tadelnswerthe Eigenschaften zugeschrieben haben.

Auch die Kalmücken haben eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren. Pallas sagt: „Il m'a paru infiniment meil„leur que ne l'ont dépeint plusieurs de nos historiens voya„geurs. Il est infiniment préférable à celui des autres peuples „nomades. Les Kalmouks sont affables, hospitaliers et francs; „ils aiment à rendre service; ils sont toujours gais et enjoués, „ce qui les distingue des Kirguis, qui sont beaucoup plus „flegmatiques. Telles sont leurs bonnes qualités; voici les „mauvaises. Ils sont sales, paresseux et fort rusés; ils abu„sent très-souvent de ce dernier défaut“.[1]) Die Ureinwohner von Indien sind, wie Hunter[2]) nachgewiesen hat, ebenfalls von einigen Berichterstattern mit dunkeln und von andern dagegen mit lichten Farben geschildert.

Mariner's ausgezeichneter Bericht über die Lebensweise der Tonganer veranschaulicht uns in treffender Weise, wie schwer es ist, eine richtige Vorstellung von dem Charakter eines, einer ganz anderen Rasse angehörenden und auf einer durchaus verschiedenen Civilisationsstufe stehenden Volkes sich zu bilden. Er schildert die Tonganer als treue[3]), folgsame[4]), gehorsame Kinder[5]), zärt-

[1]) Voyages, vol. I, p. 499.

[2]) Comparative Dictionary of the Non-Aryan Languages of India and High Asia, pp. 5, 9.

[3]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 155.

[4]) P. 154.

[5]) P. 155.

liche Eltern [1]), gütige Ehemänner [2]), bescheidene, sittsame Frauen [3]) und treue Freunde. [4])

Andrerseits scheinen sie ein sehr unentwickeltes Sittlichkeitsgefühl gehabt zu haben. „Ihre Sprache enthielt keine Ausdrücke „für Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit, für Grausamkeit oder „Menschlichkeit." [5]) „Diebstahl, Rache, Raub und Mord galten „nicht unter allen Umständen für Verbrechen." Sie hatten keine Vorstellung von einer zukünftigen Belohnung oder Bestrafung. Auch hielten sie es nicht für Unrecht, ein Schiff zu überfallen und die Mannschaft meuchlings zu ermorden. Die Männer waren grausam, heimtückisch und rachsüchtig. Die Ehe konnte je nach dem Belieben des Mannes aufgelöst werden [6]), in Hinsicht der unverheiratheten Frauen galt die Keuschheit nicht als Tugend, obgleich man es nicht für schicklich hielt, daß ein Mädchen allzu häufig ihren Liebhaber wechselte. Doch soll im Ganzen [7]) diese unserem Gefühle im hohem Grade widerstrebende Denkart durchaus nicht den Eindruck einer verwerflichen Lebensweise gemacht haben. „Die Frauen waren zärtliche, aufmerksame Mütter und die Kinder „gut erzogen." Beide Geschlechter schienen mit ihrem gegenseitigen Verhältniß sehr zufrieden zu sein; sie waren glücklich „und häusliche Streitigkeiten kamen fast nie vor." Wegen des beabsichtigten Verrathes von Capitän Cook dürfen wir sie nicht zu streng beurtheilen. Selbst im nördlichen Europa hielt man noch lange Zeit hindurch alles Strandgut für eine rechtmäßige Beute des Finders, waren doch die Fremden mit den Küstenbewohnern durch keine bürgerlichen oder verwandtschaftlichen Bande verknüpft und die Idee des natürlichen Rechtes noch sehr unentwickelt. [8])

Vergegenwärtigen wir uns endlich, abgesehen von anderen Schwierigkeiten, noch die uns durch die Sprache entgegentretenden Hemmnisse, so werden wir uns nicht wundern, daß uns der Charakter der wilden Rassen von den verschiedenen Reisenden gar

---

[1]) P. 179.
[2]) P. 179.
[3]) P. 170.
[4]) P. 152.
[5]) P. 148.
[6]) P. 167.
[7]) P. 177.
[8]) Siehe **Montesquieu, Esprit des Lois, vol. II, p. 199.**

häufig in widersprechender Weise geschildert wird. Wie schwer ist es, einen einzelnen Menschen richtig zu beurtheilen, geschweige denn ein ganzes Volk. Ja, in der That, die von einem Reisenden ausgesprochene lobende oder tadelnde Bemerkung hängt eben so sehr von dem Charakter des Schreibenden als von dem des Volkes ab.

Im Ganzen glaube ich jedoch behaupten zu dürfen, daß sowohl das Leben wie das Eigenthum in wilden Gemeinschaften ungleich gefährdeter sind als in civilisirten; und obgleich die Schuld eines Mordes oder eines Diebstahls unter verschiedenen Umständen sehr verschieden beurtheilt werden muß, so bleibt doch für den leidenden Theil das Ergebniß das nämliche.

Galbraith, der als indianischer Agent lange Jahre unter den Sioux (Nord-Amerika) lebte, schildert sie folgendermaßen [1]: „Sie sind fanatisch, barbarisch und außerordentlich abergläubig. „Die meisten Laster halten sie für Tugenden; durch Diebstahl, „Verrath, Raub und Todtschlag erlangen sie Ansehen und Ehre; „und jedem jungen Indianer wird von Jugend auf gelehrt, daß „ein Mord eine äußerst verdienstvolle That sei. Bei Tänzen und „Gelagen rühmen sich die Krieger ihrer Diebereien, Ueberfälle und „Schandthaten; und das heißeste oder vielmehr das einzige Verlangen eines angehenden Helden richtet sich auf die Erwerbung „einer Feder, dem Ehrenzeichen für eine mit oder ohne Beihülfe „von Genossen ausgeführte Ermordung eines menschlichen Wesens, „ob diese einen Mann, eine Frau oder ein Kind betraf, ist gleichgültig; und hat er einmal seine erste „Feder" erworben, so ruht „er nicht, bis eine große Zahl derselben seine Mütze schmückt, „denn die Tapferkeit eines Indianers wird nach der Menge seiner „Federn beurtheilt".

Auf Tahiti wurden nach Angabe der Missionare „nicht „weniger als zwei Drittel der Kinder von ihren Eltern getödtet." [2]) Ellis fügt hinzu: „Während meines langen Aufenthaltes auf der „Insel lernte ich keine einzige Frau kennen, welche zur Zeit der „Idolatrie nicht ihre Hände mit dem Blute ihrer Nachkommen „befleckt hatte". Nott macht die nämliche Bemerkung. Die Mädchen wurden häufiger getödtet als die Knaben, weil man sie weder beim Fischfang noch im Kriege verwerthen konnte.

---

[1]) Ethn. Journal, 1869, p. 304.

[2]) Polynesian Researches, vol. I, pp. 334, 340.

Wallace behauptet, daß die Wilden ihrer einfachen Sittenlehre eben so eifrig Folge leisten, wie wir der unsrigen; wenn dieselbe ihnen Raub und Todtschlag gestattet, so liegt darin allerdings eine Art von Entschuldigung für ihre Handlungsweise, aber kein Trost für den darunter leidenden Theil.

Als wissenschaftliche Frage ist jedoch der verhältnißmäßige Charakter der verschiedenen Rassen minder interessant als der sittliche Zustand der niederen Rassen an und für sich genommen.

Wallace behauptet in dem Schlußcapitel seines interessanten Werkes „on the Malay Archipelago": „Die civilisirten Gemein„schaften haben sich allerdings in Betreff ihrer geistigen Fähig„keiten hoch über den Zustand der Wildheit emporgehoben; in „sittlicher Beziehung sind sie jedoch nicht in gleichem Maße fort„geschritten". Ja, er geht sogar noch weiter. „Bei einem voll„kommenen socialen Zustande," sagt er, „muß das Sittengesetz „bis in seine kleinsten Details hinein von jedem Einzelnen ver„standen werden; er bedarf bei einem solchen keines anderen Be„weggrundes, als die freien Regungen seiner eigenen Natur, um „diesem Gesetze zu gehorchen. Und merkwürdiger Weise finden „wir bei den Menschen, die auf einer sehr niedrigen Stufe der „Civilisation stehen, eine Annäherung an diesen vollkommenen „socialen Zustand," und dann fügt er hinzu: „es ist nicht zu viel „gesagt, wenn man behauptet, daß die Masse unserer Bevölkerung „überhaupt noch nicht das Sittengesetz der Wilden überschritten „hat, sondern in vielen Fällen sogar unter dasselbe hinab„gesunken ist".

Dies halte ich nicht nur für vollständig unrichtig, sondern hege vielmehr die Meinung, daß der Mensch in sittlicher Beziehung größere Fortschritte gemacht habe als in materieller und geistiger; denn während selbst die niedrigsten Wilden materielle und geistige Fähigkeit erlangten, so fehlt ihnen doch fast jede Spur von Sittlichkeitsgefühl; freilich bin ich mir sehr wohl bewußt, daß ich durch diese Aeußerung gar vielen bedeutenden Autoritäten widerspreche.

So z. B. sagt Lord Kames: „Es ist eine unbestreitbare That„sache [1]), daß jeder Mensch mit einem mehr oder weniger stark „ausgeprägten Gefühl für Recht und Unrecht ausgestattet ist";

[1]) History of Man, vol. II, p. 9; vol. IV, p. 18.

und nachdem er zugegeben hat, daß die verschiedenen Rassen sehr verschiedene Sittlichkeitsbegriffe besitzen, fährt er fort: „Diese „Thatsachen zeugen nicht gegen das Vorhandensein eines allgemein „verbreiteten Sittlichkeitsgefühls; sie beweisen nur, daß dasselbe „weder zu allen Zeiten noch in allen Ländern in gleicher Voll„kommenheit auftrat".

Hume äußert die nämliche Meinung in sehr bestimmten Worten. Er sagt: „Selbst der Mensch, dessen Empfindungsver„mögen im höchsten Grade schwach ist, muß häufig durch gute „und böse Beispiele erschüttert werden, und selbst dann, wenn „seine Vorurtheile noch so tief eingewurzelt sind, kann es ihm doch „nicht entgehen, daß seine Mitmenschen gleichen Eindrücken zugäng„lich sind."[1]) Ja, er behauptet sogar: „Diejenigen, welche das wirk„liche Vorhandensein der sittlichen Unterscheidungskraft bezweifeln, „gehören zu der Reihe der verblendeten Kritiker; auch ist es nicht „denkbar, daß ein vernünftiges Wesen jemals im Ernste glauben „kann, daß alle Eigenschaften und Handlungen in gleicher Weise „zu einem Anspruch auf die allgemeine Liebe und Achtung be„rechtigen".

Locke dagegen stellt das Dasein der angeborenen Begriffe in Frage und schließt sein Capitel über diesen Gegenstand mit folgenden Worten[2]): „Man muß mir vor allen Dingen die Kenn„und Merkzeichen nennen, durch welche ich die echten angeborenen „Begriffe von den andern unterscheiden kann, damit ich trotz der „großen Menge der angeblich angeborenen Ideen in einem so „wesentlichen Punkte mich vor Irrthümern schützen kann. Sobald „das geschehen ist, werde ich mit Freuden diese segensreichen Lehr„sätze anerkennen; aber bis dahin sei mir ein bescheidener Zweifel „gestattet, denn ich muß leider gestehen, daß die, stets als ein„zigster Beweis angeführte, allgemeine Ueberzeugung nicht im „Stande ist, meine Ansicht zu beeinflussen und mich von dem „Vorhandensein irgend eines angeborenen Begriffes zu überzeugen. „Aus dem bereits Gesagten erhellt, denke ich, hinlänglich, daß es „keine, bei der gesammten Menschheit übereinstimmend vorkom„menden und auch in Folge dessen keine angeborenen Begriffe „giebt".

---

[1]) Hume's Essays, vol. II, p. 203.

[2]) On the Human Understanding, book I, ch. 3, sec. 2.

Wir wollen nunmehr untersuchen, ob nicht uns die wilden Rassen selbst eine Antwort auf diese hochwichtige Frage zu geben vermögen. Wallace schildert uns in lichten Farben das Leben einiger von ihm selbst beobachteten wilden Horden. „Jedes Mitglied," sagt er, „berücksichtigt gewissenhaft die Rechte seiner Genossen, und „selten oder nie findet eine Beeinträchtigung dieser Rechte statt. „In einer solchen Gemeinschaft sind fast Alle einander gleich. Es „fehlen jene großen Unterschiede, welche durch Erziehung und „Unwissenheit, Reichthum und Armuth, Herrschaft und Knechtschaft „bedingt werden und die ein Ergebniß unserer Civilisation sind; „es fehlt ferner jene weitverzweigte Theilung der Arbeit, welche „allerdings einerseits den Wohlstand fördert, doch auch andrerseits „widerstrebende Interessen in's Leben ruft; es fehlt schließlich jener „unselige Wetteifer und Kampf um das Dasein oder um den „Reichthum, welcher ein nothwendiges Uebel der civilisirten „Länder ist."

Aber wird hierdurch bewiesen, daß diese Wilden auf einer sittlich hohen Stufe stehen? Wird hierdurch bewiesen, daß sie überhaupt ein Sittlichkeitsgefühl besitzen? Sicherlich nicht. Denn, wenn das der Fall wäre, so müßten wir auch in gleicher Weise den Krähen, Bienen und den meisten anderen schaarenweis zusammen lebenden Thieren ein höheres Sittlichkeitsgefühl zuschreiben, als dem civilisirten Menschen. Ich will in der That nicht behaupten, daß die Ente oder die Biene kein Sittlichkeitsgefühl besitzen; doch sind wir sicherlich nicht im Stande, das Vorhandensein eines solchen nachzuweisen. Durch die eben angeführte Stelle hat Wallace darauf hingedeutet, daß die Veranlassung zum Verbrechen in einer kleinen Gemeinschaft weit seltener auftritt, als in volkreichen Ländern. Doch ist das Unterlassen von verbrecherischen Handlungen, noch keine Tugend und eine bloße Schuldlosigkeit ohne Versuchung kein Verdienst.

Ueberdies sind in einer kleinen Gemeinschaft alle Mitglieder einander verwandt, und die verwandtschaftliche Zuneigung giebt ihnen den Anschein der Tugendhaftigkeit. Aber obgleich Eltern- und Kindesliebe von großer Sittlichkeit zu zeugen scheinen, so haben doch beide Eigenschaften einen durchaus andern Ursprung und einen wesentlich anderen Charakter. Eine Sache thun, die recht ist, oder eine Sache thun, weil sie recht ist, das ist keineswegs das Nämliche.

Wir pflegen meistens den Vierfüßlern und Vögeln keine sittlichen Gefühle zuzuschreiben, und doch ist bei diesen Thieren in der Regel das Gefühl der Mutter zu ihren Jungen besonders stark ausgebildet. Ihrer Kleinen wegen setzt sich dieselbe bereitwillig jeder Unannehmlichkeit aus und nimmt zu ihrem Schutze den Kampf mit jedem Widersacher auf.

Kein Anhänger der Darwin'schen Lehre wird darüber erstaunt sein; weiß er es doch, daß von Generation zu Generation jedesmal die Mütter, in welchen dies Gefühl am stärksten ausgebildet war, die meiste Aussicht hatten, ihre Jungen groß zu ziehen. Dies ist jedoch kein Sittlichkeitsgefühl im eigentlichen Sinne des Wortes; und wahrlich, die Frau wäre eine kaltherzige Mutter, welche ihr Kind nur deshalb hegt und pflegt, weil sie es für recht hält.

Das Verwandtschaftsgefühl und das Sittlichkeitsgefühl werden in der That gar häufig von den Reisenden verwechselt; doch besitzen wir einige eingehende Berichte, welche uns zeigen, daß der sittliche Zustand der Wilden in Wahrheit viel tiefer steht, als man in der Regel annimmt.

So versichert uns z. B. Dove: „Den Tasmaniern fehlen alle „sittlichen Begriffe und Empfindungen".

Eyre sagt von den Australiern: „Sie haben Sittlichkeitsgefühl „für das, was an und für sich recht und zweckmäßig ist; sie ent„scheiden die Schicklichkeit einer That nur durch die Frage, ob sie „durch Zahl oder Körperkraft befähigt sind, der Rache ihrer be„leidigten oder gereizten Nebenmenschen zu trotzen". [1])

Ridley [2]) erzählt uns, daß es ihm ungemein schwer geworden sei, „den australischen Völkerschaften den Begriff der Sünde klar „zu machen; er konnte ihnen denselben nur durch die Umschreibung „Nyeane kaunngo warawara" veranschaulichen".

„Das Wort Gewissen," sagt Burton, „ist im östlichen Afrika „unbekannt; der Ausdruck „Reue" bedeutet nichts Anderes als „das Bedauern wegen einer nicht zur Ausführung gelangten „Missethat. Der Raub erhebt zum angesehenen Manne; der Mord

---

[1]) Discoveries in Central Australia, vol. II, p. 384.

[2]) Queensland. p. 442.

„zum Helden; je entsetzlicher, je heimtückischer die mitternächtliche „That verübt wird, desto besser.“ [1])

Die Yoruba-Neger an der Westküste Afrikas sind nach den Berichten des nämlichen Reisenden [2]) „sinnlich und grausam; sie „haben keine Spur von dem, was der gebildete Mensch sein Ge- „wissen nennt“. Doch muß ich hinzufügen, daß einige andere diesen Stamm betreffenden Berichte dieser Behauptung zu widersprechen scheinen.

Neighbors erzählt: „Bei den Comanchen von Texas werden „keine besonderen Handlungen als Verbrechen betrachtet; jeder „verfährt vielmehr nach eigenem Ermessen, bis ihm irgend ein „Mächtigerer — vielleicht ein allgemein beliebter Häuptling — „Einhalt thut. Sie versichern, der große Geist habe ihnen bei „ihrer Erschaffung das Vorrecht eines freien unbehinderten Ge- „brauches ihrer individuellen Fähigkeiten gestattet“. [3])

Die Kacharis besaßen, nach Dalton, „in ihrer Sprache keine „Worte für Sünde, Frömmigkeit, Gebet und Reue“. [4])

Casalis, [5]) der dreiundzwanzig Jahre in Südafrika verlebte, sagt, die Sittlichkeit der Kaffern hänge von ihrer socialen Ordnung ab; jeder politische Umschwung habe eine vollständige Auflösung der sittlichen Zustände zur Folge, welche nur durch die Wiederherstellung alter Einrichtungen gehoben werden könne. Daraus folgt, daß sie, obgleich ihre Sprache nicht nur Ausdrücke für die meisten Tugenden, sondern auch für die meisten Laster enthält, doch die sittliche Eigenschaft derselben nicht recht begriffen haben. Ich muß übrigens gestehen, daß dieses Zeugniß nicht sehr zuverlässig ist, da Casalis noch im nämlichen Capitel eine Bemerkung macht, welche mit der eben erwähnten kaum vereinbar ist.

Aehnliche Berichte haben wir über Mittelafrika. So vernachlässigen z. B. die Eingebornen in Jenna [6]) und den umliegenden Bezirken nach dem Tode eines Häuptlings die Befolgung der Gesetze;

---

[1]) Burton's First Footsteps in East Africa, p. 176.
[2]) Abeokuta, vol. I, p. 303. Siehe auch vol. II, p. 218.
[3]) Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, p. 131.
[4]) Des. Ethn. of Bengal, p. 85.
[5]) The Basutos, p. 300.
[6]) R. and J. Lander's Niger Expedition, vol. I, p. 96.

es treten Anarchie, große Unruhen und eine allgemeine Verwirrung ein und bis zur Ernennung eines Nachfolgers ruht alle Arbeit. Die Stärkeren unterdrücken die Schwachen und verüben alle nur denkbaren Verbrechen, ohne dafür von einer Behörde zur Verantwortung gezogen werden zu können. Das Privateigenthum wird nicht mehr geachtet, und so kann eine glückliche, blühende Stadt binnen kurzer Zeit allen Schrecknissen der Verödung preisgegeben werden. Livingstone [1]) erwähnt eine ähnliche Sitte bei den Banyai, einem am Flusse Zambesi wohnenden Stamme, und der nämliche Zustand pflegte auch auf den Sandwichinseln einzutreten. [2])

Die Tonganer oder Freundschafts-Insulaner waren in vielen Beziehungen sehr vorgeschritten, und doch berichtet Mariner [3]), daß wir „nach einer genauen Prüfung ihrer Sprache keine Worte „finden, welche einer der höheren Eigenschaften des menschlichen „Geistes genau entsprechen, wie z. B. Tugend, Gerechtigkeit, „Menschlichkeit, oder andererseits Laster, Ungerechtigkeit Grausam„keit u. s. w. Sie haben freilich Ausdrücke für diese Begriffe; „doch beziehen sich dieselben auch auf leblose Dinge. Um einen „guten oder tugendhaften Mann zu schildern, würden sie sagen: „„tangata lillé“, ein guter Mann, oder tangata loto lillé, ein „Mann mit einem guten Herzen; aber das Wort lillé, gut, läßt „sich (was bei unserem „tugendhaft“ nicht der Fall ist) auch auf „eine Art, ein Canoe oder irgend einen anderen Gegenstand an„wenden; ferner haben sie kein anderes Wort für Menschlichkeit „Gnade u. s. w. als afa, was eigentlich nur Freundschaft bedeutet „und bei herzlichen Begrüßungen benutzt wird“.

Campbell erwähnt, daß die Soors, einer der indischen Urstämme, „die uns als ein kleiner, unansehnlicher, sehr schwarzer „Menschenschlag geschildert werden, und welche, wie die Santals, „von Natur harmlose, friedliche, fleißige Leute sind, ebenfalls kein „Sittlichkeitsgefühl besitzen“. [4])

Die südamerikanischen Indianer von Gran Chaco sollen, nach der Angabe der Missionare, keinen Unterschied zwischen Recht und

[1]) Travels in South Africa, p. 624.
[2]) Waitz, Anthropologie, fortgesetzt von Gerland. IV, S. 203.
[3]) Tonga Islands, vol. II, p. 147.
[4]) G. Campbell, The Ethnologie of India, p. 37.

Unrecht machen; sie hegen daher keine Furcht oder Hoffnung in Betreff einer gegenwärtigen oder zukünftigen Strafe oder Belohnung; auch haben sie keine Angst vor irgend einer übernatürlichen Macht, die sie sich durch Opfer oder abergläubische Feierlichkeiten geneigt machen möchten.[1])

Und in der That entsinne ich mich durchaus keines Beispieles, daß ein Wilder jemals ein Zeichen von Reue geäußert hat; auch kenne ich nur einen einzigen Bericht, in dem es heißt, daß ein den niederen Rassen angehörender Mann, ein Fidschianer, der seine Mutter zu tödten beabsichtigte, Herrn Hunt als Grund seines Vorhabens angab, „er thue es, weil es recht sei.“[2])

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Religion auf die verschiedenen Rassen, mit Ausnahme der sehr entwickelten, keine sittlichen Begriffe erweckt. Werden doch den Göttern selbst fast stets böse Eigenschaften zugeschrieben.

Auf den Fidschi-Inseln[3]) deuten die Namen derselben ihre Charaktereigenthümlichkeit an. So sagt uns z. B. Williams: „Ndauthina stiehlt vornehme, schöne Frauen im Dunkeln oder „beim Fackellicht. Kumbunavanna ist der Unruhstifter, Mbatimona „der Gehirnverzehrer, Ravuravu der Mörder und Mainatavasara „hat seine Freude am Blutvergießen und Gemetzel“.

In Peru wird jedes Laster durch einen besonderen Gott vertreten.[4])

Der Charakter der griechischen Götter ist bekanntlich nichts weniger als sittlich. Solche Wesen waren nicht geeignet, die Guten zu belohnen oder die Bösen zu bestrafen. Es kann uns daher nicht überraschen, daß Sokrates keinen Zusammenhang zwischen der Ethik und der Religion erkannte und daß Aristoteles die Sittenlehre von der Götterlehre trennte. Auch wird es uns nicht befremden, daß wir selbst dann, wenn die Zuversicht an ein zukünftiges Leben in dem gebildeten Geiste erwacht ist, dieselbe anfangs nicht mit dem Glauben an Lohn oder Strafe verknüpft finden.

Die Australier besaßen trotz ihres höchst unklaren Geister-

---

[1]) The Voice of Pity, vol. IX, p. 220.
[2]) Wilkes' Voyage, p. 95.
[3]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 218.
[4]) Garcilasso de la Vega, vol. I, p. 124.

glaubens und troß der Annahme, daß sie nach dem Tode zu weißen Menschen würden und sie daher zu sagen pflegten: „Fällt der Schwarzmann nieder, springt der Weißmann auf", doch keine Vorstellung von einer ewigen Vergeltung.[1]) Auch die Guineaneger glauben nicht an eine ihren guten und bösen Thaten entsprechende Behandlung im Jenseits.[2]) Andere Negervölker haben freilich aufgeklärtere Ansichten über diesen Punkt.

Die Tahitier glauben an die Unsterblichkeit der Seelen „oder „vielmehr an ihre Fortdauer in getrennten Wohnstätten; sie „nehmen zwei Orte der Glückseligkeit an, die in einigen Beziehungen „unserm Himmel und unserer Hölle entsprechen. Den besseren „Wohnsitz nennen sie „Tavirua l'erai", den andern „Tiahobu". „Der Eintritt in dieselben wird jedoch nicht nach der Lebensweise, „sondern nur durch den Rang des Hingeschiedenen bestimmt; der „erste dient zur Aufnahme von Häuptlingen und vornehmen „Leuten, in den anderen kommen die den niederen Ständen ange„hörenden Eingeborenen. Die guten und schlechten Thaten eines „Menschen üben keinen Einfluß auf sein zukünftiges Dasein aus „und kommen auch niemals zur Kenntniß der Götter".[3])

Die Bewohner von Tonga und Nukahiva halten die Häuptlinge für unsterblich, die geringen Leute dagegen nicht.[4]) „Die Tonganen," sagt Mariner, „glauben nicht an eine Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode".[5])

Williams[6]) erzählt uns, „daß die Fidschianer ein Unrecht „je nach dem Range des Uebelthäters streng oder milde be„urtheilen. Ein von einem Häuptlinge begangener Mord gilt für „minder strafwürdig, als ein unbedeutendes, von einem geringen „Manne verübtes Vergehen. Nur wenige Verbrechen gelten als „tadelnswerth, z. B. Diebstahl, Ehebruch, Menschenraub, Zauberei, „Verletzung eines Tabu, Mißachtung eines Häuptlings und „Verrath." An einer anderen Stelle sagt der nämliche Schrift-

---

[1]) Voyage of the „Fly", vol. II, p. 22.

[2]) Bosman, *loc. cit.*, p. 401.

[3]) Siehe Cook's Voyage round the World in Hawkesworth's Voyages, vol. II, p. 239.

[4]) Klemm, Bd. IV, S. 351.

[5]) Tonga Islands, vol. II, pp. 147, 18. Hale, U. S. Exp. Exp. p. 38.

[6]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 28.

steller[1]), „daß der Glaube der Fidschi-Insulaner an ein zukünf-„tiges Leben jeden Gedanken an eine sittliche Vergeltung in Form „eines Lohnes oder einer Strafe ausschließe". „Die Religion der „Fidschianer," sagt Seemann, „enthält keine Lehre von einem ge-„trennten Aufenthaltsorte der Guten und Bösen; sie kennt nichts, „was unserm Himmel oder unserer Hölle entspricht."[2]) Die Sumatraner hatten nach Marsden's Angabe allerdings „eine Vor-„stellung von einem Jenseits, doch galt ihnen dasselbe nicht als „Ort der Wiedervergeltung; vielmehr hielten sie die Unsterblichkeit „für das Vorrecht des reichen und nicht des guten Menschen. Ein „Eingeborener von einer der weiter ostwärts liegenden Inseln „behauptete einst mit großer Aufrichtigkeit, daß nur vornehme „Leute in den Himmel kommen könnten; es sei unmöglich, daß „ein Armer dort Zutritt erlange".[3])

Die Bewohner der Bintang-Insel[4]), „welche an eine Vor-„herbestimmung glaubten, versicherten, jeder Besitz, gleichviel auf „welche Weise er erworben sei, zeuge von einer Berechtigung; auch „machen sie sich kein Gewissen daraus, ihren Herrscher durch Ab-„setzung oder Mord seines Eigenthums zu berauben, und ihre „Handlungsweise durch die Behauptung zu entschuldigen, daß eine „so wichtige Angelegenheit, wie das Leben eines Königs, in Gottes „Hand stehe, daß sie seine Werkzeuge seien und daß gegen seinen „Wunsch und Willen ihre Absicht nie zur Ausführung gelangt „sein würde. Hieraus erhellt, daß ihre religiösen Anschauungen „stark genug waren, jedes sittliche Gefühl aus ihrem Herzen zu „verdrängen".

Die Kukies von Chittagong „haben keine Vorstellung von „einem Himmel oder einer Hölle, einer Bestrafung für böse oder „einer Belohnung für gute Handlungen".[5]) Forsyth macht eine ähnliche Bemerkung in Bezug auf die Gönds.[6]) Nach Bailey be-saßen die Veddahs von Ceylon ebenfalls „keine Vorstellung von „einem Lohne oder einer Strafe nach dem Tode".[7])

[1]) *Ibid*, p. 243.
[2]) Seemann's Mission to Viti, p. 400.
[3]) Marsden's History of Sumatra, p. 289.
[4]) *Ibid.* p. 412.
[5]) Rennel, citirt in Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 110.
[6]) Highlands of Central India, p. 145.
[7]) Trans. Ethn. Soc N.S. vol. II, p 300.

Die Hos in Mittelindien „glauben, daß die Verstorbenen zu „„Bhoots“ oder Geistern werden; diese Veränderung umfaßt „jedoch keine Belohnung oder Bestrafung“.[1])

In seiner Schilderung der Südafrikaner sagt Kolben[2]), „die „Hottentotten glauben, wie ich bereits in dem vorhergehenden „Capitel bemerkte, an die Unsterblichkeit der Seele. Doch so weit „ich in Erfahrung zu bringen vermochte, denken sie nicht, daß „damit irgend eine Belohnung oder Bestrafung verbunden sei“.

Warner berichtet: die Kaffern wissen „nicht das Mindeste „von einem zukünftigen Leben, das sie je nach ihrem sitt„lichen Verhalten in eine glückliche oder unglückliche Lage ver„setzt“.[3])

In Dahomey giebt es, nach Burton[4]), „keinen Glauben, der „eine Belohnung oder eine Bestrafung im Jenseits lehrt, und der „nach Annahme der semitischen Animisten die auf Erden statt„findende Gleichheit der Guten und Bösen aufhebt. Derjenige, „der hier der rächenden Hand entgeht, ist dort drüben in Sicher„heit“.

Auch bei den Mexikanern[5]) und Peruanern[6]) hatte die Religion nichts mit der Sittlichkeit zu schaffen, und in einigen anderen Theilen Amerikas wird angenommen, „daß der Zustand „eines Menschen nach seinem Tode nicht durch seinen Lebenswandel, „sondern durch seinen Rang bedingt wird“.[7])

„Bei den nordamerikanischen Indianern,“ sagt Tanner, „vernehmen wir selten eine Aeußerung, die uns zu der Annahme „berechtigt, daß sie die zukünftige Welt als einen Ort der Ver„geltung betrachten.“[8])

Bei den sibirischen Stämmen herrscht die Ueberzeugung, daß die Götter diejenigen belohnen, die ihnen Huldigungen oder Opfer-

[1]) Dalton, Trans. Ethn. Soc. 1868, p. 38.
[2]) History of the Cape of Good Hope, vol. I, p. 314.
[3]) Maclean's Compend. of Kaffir Laws and Customs, p. 78.
[4]) Mission to Dahome, vol. II, p. 157.
[5]) Müller, Geschichte der amer. Urreligionen. S. 565.
[6]) Ebend. S. 410. Aber siehe Prescott vol. I, p. 83.
[7]) Ebend. S. 139. Siehe ferner S. 289. 565.
[8]) Tanner's Narrative, p. 369.

spenden darbringen; daß ihnen aber das sittliche Verhalten der Menschen gleichgültig ist. [1])

Die Araber und Afghanen versichern, daß der Meineidige nach einem falschen Schwure auf der Stelle unglücklich werde. [2])

Ich glaube in der That, daß man nach alledem wohl behaupten darf, daß den niederen Rassen der Begriff von Recht und Unrecht aber nicht der des gesetzlichen Rechtes fehlt. Dies führte zu den Seite 334 erwähnten merkwürdigen Ergebnissen.

Die Thatsache, daß es Rassen giebt, die jedes sittlichen Gefühles ermangeln, steht im Widerspruch mit den Ansichten, die ich hegte, als ich anfing, mich der Erforschung des Lebens der Wilden zu widmen, und nur allmählich und zögernd entschloß ich mich zu ihrer Annahme. Ich kam indessen zu dieser Ueberzeugung nicht nur durch einzelne Aussagen der Reisenden, sondern auch durch die große Uebereinstimmung ihrer Berichte und besonders durch das auffallende Fehlen von Reue und Gewissensbissen bei den niederen Rassen.

Im großen Ganzen scheint mir daher das Sittlichkeitsgefühl mit dem allmählichen Wachsthum eines Volkes sich zu vertiefen.

Aeußere Umstände üben natürlich einen großen Einfluß auf den Charakter aus. Wir bemerken jedoch häufig, daß der Besitz einer Tugend durch einen entsprechenden Fehler aufgewogen wird. So sind z. B. die nordamerikanischen Indianer tapfer und großmüthig, aber zugleich auch grausam und rücksichtslos. Ueberdies wird bei den ältesten Rechtszuständen niemals der Beweggrund der Handlung berücksichtigt; und diese Thatsache zeigt, daß die Moralität selbst in bedeutend vorgeschrittenen Gemeinschaften nur schwache Wurzeln zu fassen vermochte. Einige Beispiele, welche angeführt sind, um den bedeutenden Gegensatz der den verschiedenen Rassen eigenen Tugendbegriffe zu veranschaulichen, scheinen mir mehr von einem mangelnden als von einem falsch geleiteten Urtheil zu zeugen. Ich glaube z. B. nicht, daß Diebstahl und Mord jemals für Tugenden gehalten worden sind. In einem barbarischen Zustande verhalfen sie allerdings dem Betreffenden zu einer an-

---

[1]) Müller, Descr. de toutes les Nations de l'Empire de Russe, Pt. III, p. 146.

[2]) Klemm, Culturgeschichte, Band IV, S. 190. Masson, Journeys in Balochistan etc., vol. II, p. 258.

gesehenen Stellung, und da das Sittlichkeitsgefühl nicht vorhanden war, so riefen sie keine verdammende Beurtheilung hervor. Ich kann indessen nicht annehmen, daß derartige Handlungen für „recht" galten, wenngleich sie eine Art von Ehrfurcht, ja sogar Bewunderung erweckt haben mögen. Betrachteten doch auch die Griechen die List des Odysseus als ein Zeichen seines Scharfsinns, aber sicher nicht als eine Tugend an und für sich.

Aus welcher Quelle entsprang denn das Sittlichkeitsgefühl? Viele Gelehrte erklären es für einen instinctiven, dem Menschengeiste eingepflanzten Urtrieb. Spencer [1]) dagegen behauptet: „Die sittlichen Begriffe sind das Ergebniß von Erfahrungen auf „dem Gebiete der Nützlichkeit; allmählich vervollkommnet und weiter „vererbt, haben sie jetzt der bewußten Erfahrung gegenüber eine „durchaus selbständige Stellung erhalten. Gerade in der näm„lichen Weise entstand der von jedem vernünftigen Menschen erfaßte „Begriff vom Raume aus den vervollkommneten, zusammengefaßten „Erfahrungen unserer sämmtlichen Vorfahren, welche jedem ein„zelnen Menschen ihre allmählich entwickelte geistige Organisation „vermachten, und gerade wie dieser Begriff, welcher zu seiner „näheren Bestimmung und Vervollständigung nur der persönlichen „Erfahrung bedarf, zu einer Kategorie des Denkens geworden ist, die „ohne Frage der Erfahrung gegenüber eine durchaus selbständige „Stellung einnimmt, so glaube ich auch, daß die von allen ver„gangenen Generationen des Menschengeschlechtes auf dem Gebiete „der Nützlichkeit gesammelten und zusammengefaßten Erfahrungen „entsprechende Umgestaltungen hervorgerufen haben, welche durch „Uebertragung und Vermehrung in uns zu instinctiven sittlichen „Begriffen, — zu Regungen wurden, die bei guten und schlechten „Handlungen anklingen, ohne auf der Grundlage einer individuellen „Erfahrung von dem, was nützlich, das heißt dem Einzelnen „nützlich ist, zu ruhen".

Ich kann mich mit keiner dieser beiden Ansichten ganz einverstanden erklären. Die sittlichen Gefühle sind gegenwärtig ohne Zweifel instinctiv; aber wenn die niederen Rassen keine besitzen, so können sie es ursprünglich nicht gewesen sein und dürfen daher auch nicht als dem Menschen eigene Naturtriebe angesehen werden.

---

[1]) Bain's Mental and Moral Science, p. 722.

Eben so wenig unterschreibe ich die entgegengesetzte Theorie. Während ich vollständig mit Spencer annehme, daß im Menschengeschlechte sich früher und noch jetzt gewisse fundamentale sittliche Begriffe entwickeln, so halte ich es doch mit Hutton für sehr zweifelhaft, daß dieselben, wie Spencer sich ausdrückt, „das Ergebniß der auf „dem Gebiete der Nützlichkeit (d. h. der Nützlichkeit in Betreff der „einzelnen Menschen) angesammelten Erfahrungen sind".

Wenn es einmal festgestellt ist, daß eine bestimmte Art des Verhaltens dem einzelnen Menschen unter allen Umständen Nutzen bringt, so wird dasselbe eher „klug" als „tugendhaft" genannt. Der Begriff der Tugend bedingt den der Versuchung, und eine Versuchung zeugt von dem Gefühle, daß eine bestimmte Handlung dem einzelnen Menschen auf Kosten Anderer oder im Widerspruch mit der gesetzlichen Gewalt Nutzen bringen werde. Es ist allerdings richtig, daß Gefühle, welche von Geschlecht zu Geschlecht fort wirkten, eine stets zuversichtlicher werdende Ueberzeugung hervorrufen können, doch ist es nicht ersichtlich, wie hierdurch der Unterschied zwischen „recht" und „nützlich" erklärt werden kann.

Und doch ist die Nützlichkeit in gewissem Sinne, in naturgemäßer und unbewußter Weise zur Grundlage der Sittenlehre erwählt; Hutton, wenn ich ihn recht verstehe, bezweifelt dies. Er sagt.[1]) „Die Ehrlichkeit z. B. muß jedenfalls in den Augen „unserer Vorfahren nicht nur viele unglückliche, sondern auch viele „glückliche Folgen nach sich gezogen haben, und bekanntlich zeigten die „alte Griechen ihre Bewunderung für die List und Verschlagenheit „des Odysseus in unverhohlener uud offenkundiger Weise, daß sie „der Unehrlichkeit glückliche Folgen zuschrieben".

Dies Beispiel scheint mir trefflich in umgekehrter Weise anwendbar zu sein. Was ihre eigene Person betraf, so war die Ehrlichkeit natürlich für unsere Vorfahren, sowohl mit „glücklichen" als auch mit „unglücklichen" Folgen verknüpft; für ihre Nebenmenschen konnte sie jedoch nur glückliche Folgen haben. Daher wurde, während die Erkenntniß, daß „Ehrlichkeit am längsten währt", wie Hutton richtig bemerkt, erst viel später zur Geltung kam, als das dringende Gebot, sie als heilige Pflicht anzuerkennen, die Ehrlichkeit als eine Tugend bezeichnet, sobald den Menschen

[1]) Macmillan's Magazine, 1869, p. 271.

die Heiligkeit einer jeden Verpflichtung klar ward. Sobald Verträge zwischen einzelnen Personen oder Gemeinschaften geschlossen wurden, lag es im Interesse jedes Einzelnen, daß sein Gegenpart ehrlich war. Jeder Verstoß dagegen ward streng gerügt. Gerade darum, weil die Ehrlichkeit manchmal unglückliche Folgen nach sich zieht, wird sie als eine Tugend betrachtet. Hätte sie allen Theilen von jeher nur unmittelbare Vortheile gebracht, so würde man sie den „nützlichen" und nicht den „guten" Eigenschaften eingereiht haben; ihr würde dann gerade das wesentliche Merkmal fehlen, das sie zu dem Rang einer Tugend erhebt.

Oder nehmen wir die Ehrfurcht vor dem Alter. Wir finden selbst in Australien Gesetze — wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, — welche den Greisen stets den besten Theil von Allem zuschreiben. Die alten Männer benutzen natürlich jede Gelegenheit, den jungen diese Gebräuche einzuprägen; sie loben diejenigen, welche sie erfüllen, und tadeln die, welche sie außer Augen lassen. Daher wird die Sitte streng befolgt. Ich sage nicht, daß sie sich dem Gemüthe des Australiers als heilige Pflichten einprägten, doch glaube ich, daß dies im Laufe der Zeit geschehen sein würde.

Denn wenn eine Rasse in geistiger Beziehung einige Fortschritte gemacht hat, so wird sie den Unterschied zwischen solchen Handlungen erkennen, welche der Einzelne seines eigenen unmittelbaren Vortheils wegen ausübt, und solchen, welche demselben keinen Nutzen bringen und doch aus irgend welchen anderen Gründen gethan werden müssen. Hieraus entsteht dann der Begriff von Recht und Pflicht im Gegensatz zu dem der bloßen Nützlichkeit.

Daß unsere Begriffe von dem, was recht ist, mehr aus den in unserer Jugend empfangenen Lehren als aus vererbten Anschauungen entspringen, erkennen wir deutlich, sobald wir uns die in unserm eigenen Lande bestehenden verschiedenen Sittengesetze vergegenwärtigen. Ja, sogar in ein und demselben Menschen bestehen gar häufig einander widerstrebende Grundsätze in unharmonischer Verbindung.

Schließlich müssen wir uns noch daran erinnern, daß bei uns die Religion und die Sittlichkeit in engster Verbindung stehen. Die uns als selbstverständlich erscheinende Auffassung von der Heiligkeit der Pflicht konnte erst dann erwachen, als die Religion sittlich ward. Und dies geschah nicht eher, als bis man anfing, die Götter als wohlthätige Wesen zu verehren. Sobald dies jedoch der Fall war, kam man naturgemäß zu der Ueberzeugung,

daß sie die ihren Anbetern nützlichen Handlungen belohnen, die schädlichen dagegen bestrafen würden. Dieser Schritt war von unberechenbarem Segen für das Menschengeschlecht, da jene Scheu vor unsichtbaren Mächten, welche bis dahin unfruchtbare Ceremonien und Opfer in's Leben gerufen hatte, die sittlichen Gefühle mit einer Heiligkeit und in Folge dessen auch mit einer Kraft beseelte, die sie bis dahin noch nicht besessen hatte.

Die Autorität scheint mir daher die Quelle, und die Nützlichkeit, wenngleich nicht in dem von Spencer angenommenen Sinne, die Richtschnur der Tugend zu sein. Hutton sagt jedoch in dem Schlußparagraph seiner interessanten Schrift: „Wenn dies der „Fall wäre, so würde im Laufe der Zeit irgend ein sittliches „Grundgesetz dem Menschengeiste sich so tief eingeprägt haben, wie „das geometrische Gesetz, demzufolge eine gerade Linie den kürzesten „Weg zwischen zwei Punkten bildet". Ich halte das nicht für nothwendig. Ein Kind, dessen Eltern zwei Völkern entstammen, welche ganz verschiedene Sittengesetze haben, kann sehr wohl ein tiefes Sittlichkeitsgefühl besitzen, ohne eine genaue Erkenntniß in Betreff der einzelnen sittlichen Pflichten zu zeigen. Und das trifft auch bei uns zu. Unsere Vorfahren haben schon seit vielen Geschlechtern ein Gefühl dafür gehabt, daß einige Handlungen recht und andere unrecht sind, und doch haben sie zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes Sittengesetz gehabt. Daher haben wir, wovon Jeder, der Kinder hat, sich überzeugen kann, ein tief eingewurzeltes Sittlichkeitsgefühl, ohne eine bis in's Einzelne ausgeführte Sittenlehre zu besitzen. Kinder haben ein tiefes Gefühl für Recht und Unrecht und können doch nicht stets genau und instinctiv angeben, welche Handlungen recht und welche unrecht sind.

Neuntes Capitel.

Die Sprache.

Obgleich zu verschiedenen Zeiten berichtet worden ist, daß einige wilde Stämme jeglicher Sprache entbehren, so scheinen doch diese Aussagen sämmtlich unverbürgt und a priori höchst unwahrscheinlich zu sein.

Wenigstens besitzen von den uns bis jetzt bekannten Rassen selbst die niedrigsten eine, wenn auch unvollkommene Sprache, die durch viele Zeichen ergänzt zu werden pflegt. Ich glaube jedoch nicht, daß diese letztere Sitte in Folge der bei den uncivilisirten Völkern herrschenden Wortarmuth entstand, sondern vielmehr durch den Umstand hervorgerufen ward, daß in allen von Wilden bewohnten Gebieten die Zahl der Sprachen eine sehr bedeutende ist, und daher eine Unterhaltung mittelst Zeichen erhebliche Vortheile gewährt.

James sagt z. B. in seiner „Expedition to the Rocky Mountains" von den Kiawa-Kaskaia-Indianern: „Diese Stämme „können sich, trotz ihres beständigen wechselseitigen Verkehrs und „obgleich sie sämmtlich unter dem Einfluß des Bärenzahn stehen, „keine mündlichen Mittheilungen machen, weil keiner des andern „Sprache kennt; daher sieht man gar häufig zwei Mitglieder der „verschiedenen Horden, auf der Erde sitzend, mit Hülfe der Zeichen„sprache sich auf das Lebhafteste unterhalten. Die Kunst, Ge„danken auf diese Weise auszutauschen, verstehen sie aus dem „Grunde, und das Spiel ihrer Hände wird nur nach langen „Zwischenräumen durch ein Lächeln, oder durch die Beihülfe eines

„articulirten Wortes aus der, bis zu einem beschränkten Maße „unter ihnen gebräuchlichen Sprache der Krähen-Indianer unter„brochen".[1]) Auch Fischer[2]) sagt in seiner Schilderung der Comanchen und der denselben benachbarten Stämme, daß sie „eine „allen Indianern und Hausirern verständliche Zeichensprache „besitzen, die sie außerdem stets anwenden, wenn sie unter sich „sind. Unterhalten sich die Männer mit einander in ihren Woh„nungen, so sitzen sie auf ihren Fellen nach Art der Türken mit „kreuzweis untergeschlagenen Beinen und sprechen und machen so „viele Zeichen zur Bekräftigung des Gesagten mit den Händen, „daß sie weder von einem Blinden, noch von einem Tauben ver„standen werden könnten. Angenommen z. B., ich begegnete einem „Indianer, und wollte ihn fragen, ob er sechs mit Rindern be„spannte Wagen mit drei mexikanischen und drei amerikanischen „Fuhrleuten und einem Reiter gesehen habe, so würde ich folgende „Zeichen machen: — Ich zeige auf ihn und meine damit „du", „deute dann auf seine Augen und sage dadurch „sehen", erhebe „darauf sämmtliche Finger der rechten Hand, sowie den Zeige„finger der linken, um die Zahl „sechs" zu veranschaulichen; be„schreibe ferner zwei Kreise, indem ich die Spitzen der beiden „Daumen und Zeigefinger vereinige, halte meine Hände vom „Körper ab, und suche durch eine Bewegung der Handgelenke das „Rollen der Wagenräder nachzuahmen, um einen Wagen anzu„deuten, und bezeichne nunmehr durch das Emporhalten der Hände „zu beiden Seiten des Kopfes die Hörner der Rinder. Dann „hebe ich drei Finger auf und bewege dabei meine rechte Hand „vom Kinn abwärts bis zur Mitte der Brust, was „Bart" be„deutet, und veranschauliche in dieser Weise die „drei Mexikaner". „Eine nochmalige Erhebung dreier Finger, wobei ich mit der „rechten Hand von links nach rechts, quer über die Stirn streiche, „bedeutet „drei weiße Stirnen" oder „Bleichgesichter". Sodann „halte ich meinen einen Zeigefinger in die Luft, um einen einzelnen „Mann anzudeuten, schiebe dabei den Zeigefinger der linken „zwischen den Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, was „einen auf einem Pferde sitzenden Menschen anzeigt, und ahme

[1]) James, Expedition to the Rocky Mountains, vol. III, p. 52.
[2]) Trans. Ethn. Soc. 1869, vol. I, p. 283.

„durch ein Auf- und Abwärtsbewegen der Hände das Laufen des „Pferdes nach. Auf diese Weise sage ich zum Indianer: „Du „sahst sechs Wagen, Hornvieh, drei Mexikaner, drei Amerikaner „und einen Mann zu Pferde?" Wenn er darauf einen Zeige- „finger emporhält und denselben schnell wieder zur Erde senkt, so „lautet seine Antwort: „Ja". Wenn er ihn aber hin und her „bewegt, etwa in der Art, wie wir den Kopf zu schütteln pflegen, „so bedeutet das „Nein". Zu dieser Geberdenunterhaltung ist „ungefähr die nämliche Zeit erforderlich, wie zu einer mündlichen". — Die Sprache der Buschmänner soll gleichfalls so viele Zeichen erfordern, daß diese Wilden im Dunkeln sich nicht verstehen würden; wollen sie zur Nachtzeit etwas berathen, so sind sie gezwungen, sich um ihre Lagerfeuer zu versammeln. In gleicher Weise erzählt Burton: „Die Arapahos in Nordamerika, deren „Sprache sehr wortarm ist, können im Finstern sich nur schwer „verständlich machen. Soll ein Fremder ihr „Wau, Wau" be- „greifen, so müssen sie stets das Feuer wieder anschüren". [1])

Morgan erwähnt als Beispiel, daß ein bereits seit drei Jahren vermähltes Paar nur durch die Zeichensprache mit einander verkehrt habe; der Mann war ein Schwarzfuß-Indianer, die Frau eine Ahahnelin, und keines von Beiden verstand auch nur eine Silbe von der Sprache des Andern. [2])

Ein sehr interessanter Bericht über diesen Gegenstand mit besonderer Rücksicht auf die unter den Taubstummen übliche Zeichensprache findet sich in Tylor's „Early History of Man". Doch stehen die Zeichen, ogleich sie in einer für Unbewanderte wahrhaft überraschenden Weise den Gedankenaustausch vermitteln können, doch jedenfalls bedeutend unter den Stimmlauten, die, wie schon erwähnt, zu diesem Zweck von allen bis jetzt bekannten Rassen angewandt werden.

Jede Sprache, mit Ausnahme der bei den allerniedrigsten Rassen vorkommenden, besitzt, so unvollkommen sie auch sein mag, doch einen solchen Reichthum an Ausdrücken und eine so künstlich zusammengefügte Grammatik, daß wir uns nicht über diejenigen wundern können, welche ihr einen göttlichen und wunderbaren Ursprung zugeschrieben haben. Ja, wir dürfen sogar ihrer Ansicht

[1]) City of the Saints, p. 151.
[2]) System of Consanguinity, p. 227.

beipflichten, aber freilich nur in dem Sinne, wie man auch von einem Schiffe oder einem Palaste das Nämliche sagen kann: Diese Bauwerke sind menschlich, insofern der Mensch sie bildete; sie sind göttlich, denn die Vorsehung gab dem Menschen die Kunst, sie zu schaffen. [1])

Renan [2]) macht einen Unterschied zwischen dem Ursprung der Worte und dem der Sprache, und sagt im Hinblick auf den letzteren: „Je persiste donc, après dix ans de nouvelles études, à envi„sager le langage comme formé d'un seul coup et comme sorti „instantément du génie de chaque race“, eine Theorie, welche die Mehrheit der menschlichen Species bedingt. Ohne Zweifel ist der bei manchen sehr tief stehenden Völkern vorkommende künstliche Bau und die unbestreitbare grammatische Vollkommenheit der Sprache sehr überraschend, doch dürfen wir nicht vergessen, daß die Sprache der Kinder regelrechter zu sein pflegt, als die der Erwachsenen. Ein Kind sagt z. B.: „Ich gehte, ich kommte, guter, am gutsten u. s. w.“ Ueberdies zeigt das Fortbestehen eines complicirten grammatischen Systems zur Genüge an, daß ein solches den wilden Rassen naturgemäß und nicht etwa ein Ueberrest aus einer civilisirten Zeit ist. Pflegt doch die Civilisation auf die Vereinfachung der grammatischen Formen hinzuwirken.

Auch dürfen wir keineswegs annehmen, daß ein verwickelter Bau der Sprache den Beweis für ihre Vortrefflichkeit, oder auch nur für ihre Vollständigkeit liefert. Im Gegentheil, derselbe entsteht gar oft aus dem mühevollen Bestreben, irgend einen bedeutenden Mangel zu ersetzen. Schon Adam Smith wies darauf hin, daß „das Verbum „sein“ das allerabstracteste und metaphy„sischeste Zeitwort sei, und seine Entstehung daher unmöglich in

[1]) Lord Monboddo bestreitet die Auffassung, daß die Sprache eine Offenbarung sei, und sagt, man möge deswegen nicht von ihm denken, daß er dem in unserer heiligen Schrift enthaltenen Berichte über den Ursprung unserer Species keine Beachtung gezollt habe, und fügt dann hinzu: „Doch kommt es mir als Gelehrter oder Grammatiker nicht zu, nachzuforschen, ob dieser Bericht allegorisch zu verstehen ist, wie einige Theologen meinen“. Er vergißt indessen, daß die Behauptung, die Sprache sei ein Wunder, dem ausdrücklichen Zeugnisse des alten Testamentes widerspricht; heißt es doch daselbst: „Und Gott brachte die Thiere zu Adam, um zu sehen, wie er sie nennete, denn wie der Mensch jedes lebendige Wesen nennen würde, so sollte es heißen“.

[2]) De l'Origine du Langage, p. 16.

„eine sehr frühe Zeit fallen könne". Er glaubt, daß das Fehlen desselben das Gewirre der Conjugationen herbeigeführt habe. „Als es jedoch ersonnen war," fügt er hinzu „und es sämmtliche Zeiten „und Aussageweisen der anderen Zeitwörter besaß, war es in Ver„bindung mit dem Participium Perf. Pass. im Stande, die ganze „passive Form zu vertreten, und auf diesen Theil der Conjugation „den nämlichen vereinfachenden Einfluß auszuüben, den die An„wendung der Präpositionen auf die Declinationen hervorgebracht „hatte".[1]) Er weist ferner darauf hin, daß dieselbe Bemerkung sich auch anwenden lasse auf das possessive Verbum „ich habe", welches die active Form in gleicher Weise beeinflusse wie das Zeitwort „ich bin" die passive. Aus der Entstehung dieser beiden Verba sei dem Menschengeschlechte eine Erleichterung des Gedächtnisses und eine in unbewußter, aber höchst wirksamer Weise ausgeführte Vereinfachung der Grammatik erwachsen.

In der englischen Sprache wird dieses Princip weiter ausgedehnt; die Engländer benutzen nicht nur die Hülfswörter „to have" und „to be", sondern auch noch mehrere andere z. B.: do, did; will, would; shall, should; can, could; may, might.[2]) Adam Smith irrte sich in der Annahme: daß jede Sprache[3]) das Verbum „sein" enthalte; im Gegentheil der verwickelte Bau der nordamerikanischen Sprachen ist hauptsächlich durch das Fehlen dieses Zeitwortes hervorgerufen. Dieses Hülfsverb fehlt auch in den meisten der übrigen amerikanischen Sprachen; die Folge davon ist, daß die Indianer fast sämmtliche Adjectiva und Substantiva in Verba verwandeln und sie durch alle Tempora, Personen und Modi conjugiren.[4])

Auch die Eskimos ersetzen das Fehlen der Adverbia durch die Conjugation der Verba. Sie haben besondere Endungen für: besser, selten, kaum, gewiß u. s. w. Daher konnte ein Wort entstehen wie: aglekkigiartorasuarniarpok, d. h. „er geht eilig fort und versucht zu schreiben".[5])

---

[1]) Smith's Moral Sentiments, vol. II, p. 426.

[2]) *Loc. cit.*, p. 432.

[3]) *Loc. cit.*, p. 426.

[4]) S. Gallatin, Trans. Amer. Antiq. Soc., vol. II, p. 176. Hale, U. S. Exp. Exp., p. 549.

[5]) Crantz, Hist. of Greenland, vol. I, p. 224.

In vielen Fällen sind übrigens die grammatischen Formen sehr sparsam vertreten. Die Sprache von Akra und Fanti besitzt nach Wuttke[1]) nur sechs Conjugationen, keine Adverbien oder Präpositionen, nur ein Geschlecht, keine Comparative, und keine passive Form; die der Hottentotten soll kein Hülfszeitwort enthalten.[2]) Die Sprachen der civilisirten Rassen enthalten eine fast zahllose Menge von Worten. Die chinesische enthält z. B. 40,000; Todd's Ausgabe von Johnson's Wörterbuch 58,000; Webster's Wörterbuch 70,000 und das von Flügel über 65,000.[3]) Die große Mehrzahl derselben können jedoch von gewissen Urworten oder Wurzeln abgeleitet werden, deren Zahl eine sehr geringe ist. Das Chinesische umfaßt ungefähr 450, das Hebräische kann auf 500 zurückgeführt werden, und Müller bezweifelt, ob das Sanskrit mehr Wurzeln aufzuweisen habe. D'Orsey versichert sogar, daß der Sprachschatz eines gewöhnlichen Feldarbeiters nicht mehr als 300 Worte umfasse.

Max Müller bemerkt[4]): „Diese Entdeckung hat das Pro„blem des Sprachursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen „schwärmerischen Schilderungen, welche stets den Beweisversuchen, „für den göttlichen Ursprung der Sprache voranzugehen pflegten, „jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger „von jenem wundervollen Werkzeug vernehmen, welches Alles, „was wir sehen, hören, schmecken, fühlen und riechen, auszudrücken „vermag; welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches „den erhabensten Gefühlen unserer Seele Form, und den kühnsten „Träumen unserer Einbildungskraft Körper giebt; welches in „genauer Gedankenperspective Vergangenheit, Gegenwart und Zu„kunft zusammen zu gruppiren, und über alle Dinge die wechselnden „Farben der Gewißheit, des Zweifels, der Zufälligkeit auszugießen „vermag".

Dies ist freilich kein neuer, sondern der von den Philologen des letzten Jahrhunderts allgemein angenommene, durch neuere Forschungen befestigte Standpunkt.

---

[1]) Geschichte der Menschheit, Band I, S. 158.

[2]) Lichtenstein, Travels in South Africa, vol. II. p. 371.

[3]) Saturday Review Nov. 2, 1861. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Band I, S. 311.

[4]) *Loc. cit.*, p. 310.

Bei Erforschung des Ursprunges dieser Wurzelwörter müssen wir uns vergegenwärtigen, daß die meisten derselben sehr alt und durch den Gebrauch abgeschliffen sind. Dies erhöht die Schwierigkeit der Aufgabe.

Nichts desto weniger giebt es einige Klassen von Worten, deren Ursprung nicht zweifelhaft sein kann. Viele Thiernamen, wie Kukuk, Krähe, Kibitz u. s., w. sind augenscheinlich durch eine Nachahmung der Thierlaute entstanden. Jedermann wird zugeben, daß solche Worte, wie: knittern, knattern, krachen, schnurren, brummen, summen, zischen, platschen u. s. w., durch die Versuche hervorgerufen worden sind, das charakteristische Geräusch, welches die betreffenden Gegenstände verursachen, wiederzugeben. [1])

Dasselbe gilt von den unarticulirten menschlichen Lauten: schluchzen, stöhnen, seufzen, winseln, ächzen, lachen, husten, weinen, schreien, kreischen, gähnen.

Ferner erinnere ich an die von Thieren ausgestoßenen Töne: gackern, glucken, kollern, quacken, zwitschern, zirpen, girren, kreischen, krächzen, krähen, schnattern, wiehern, miauen, schnurren, kläffen, bellen, brüllen, heulen, — oder das Zusammenstoßen von harten Körpern: klappen, pochen, klopfen, knacken, schnappen, klapsen, krachen, schmatzen, dreschen, patschen, stampfen, stoßen, schüttern; ferner: rasseln prallen, plätschern, spritzen, brechen, knarren, prügeln, schellen, schnappen, klingen, rauschen, puffen, plumpen, brausen, trommeln, zischen, rasseln, pfeifen, gillen, murmeln, plätschern.

Dann giebt es Töne, die gewisse Bewegungen und Handlungen andeuten, wie: schwirren, wirbeln, sausen, pusten, zischen, fliegen, flattern, fluthen, klappern, prasseln, knarren, purzeln, rasseln, sprudeln, plätschern, krabbeln, tröpfeln, rauschen, rollen, schmettern u. s. w.

Viele Worte für Schneiden, sowie die geschnittenen, oder zum Schneiden gebräuchlichen Werkzeuge sind offenbar ähnlichen Ursprungs. Im Englischen kommt z. B. der Laut sh-r in Verbindung mit jedem Vocale vor. Share ist ein abgeschnittener Theil; shear ein zum Schneiden oder Mähen übliches Instrument, shire

[1]) Wedgwood, Introduction to Dic. of English Etymologie. Farrar, Origin of Language, p. 89. Siehe ferner Wedgwood's Origin of Language. — Dies Werk hatte ich leider noch nicht gelesen, als ich dies Capitel schrieb. —



ein Theil eines Landes, shore eine Grenzscheide zwischen Land und See, und in Kent außerdem als eine Grenzlinie zwischen zwei Feldern gebräuchlich, und a shower bedeutet eine Anzahl getrennter Theile. Im Deutschen haben wir ebenfalls bezeichnende Worte mit „S", z. B.: schneiden, schlitzen, schnitzeln, scheeren, scheiden, sticheln, stechen, spalten, sowie Schnitt, Schlitz, Schmarre, Schramme, Scheere, Schwert, Schild, Spalt, Stich.

Eine andere wichtige Wortklasse verdankt offenbar ihre Entstehung den unwillkürlich ausgestoßenen menschlichen Ausrufungen. Der Laut: oh, ah, bewirkt im Englischen das Wort woe, (im Lateinischen vae), wail, ache, und im Griechischen ἄχος.

Die tiefen englischen Kehllaute ugh bildeten ugly, häßlich, huge, ungeheuer, und hug, der Ausschlag.

Von dem eine Verachtung oder Eigendünkel ausdrückenden pr. oder prut entstand proud, dünkelhaft, pride, der Stolz, u. s. w. Aus fie (pfui) ward fiend, Satan foe, der Feind, feud, die Fehde, foul, schmutzig, gemein, (lateinisch putris, französisch puer), filth, der Schmutz, fulsome, ekelhaft, fear, die Furcht.

Von dem durch ein Schmatzen mit den Lippen oder Schnalzen mit der Zunge entstehenden Lauten erhalten wir γλυκύς, dulcis, lick, lecken. Das Verbum like (mögen), welches anfangs nur für Eßwaaren angewandt ward, wird jetzt freilich auch für andere Dinge gebraucht. Turner erwähnt, daß die Eingeborenen von Tanna, denen er einige Beile schenkte, mit den Lippen geschnalzt, und bei geschlossenem Munde den Laut „click, clack" hervorgebracht hätten, um ihre Bewunderung für die schöne Gabe an den Tag zu legen.[1])

Unter diesen Umständen halte ich die oben erwähnten Worte für Abkömmlinge von Wurzeln, die einen onomatopöischen Ursprung haben. Auch sehe ich zu meiner Befriedigung, daß Prof. Max Müller in dem zweiten Bande seiner Vorlesungen über die Sprache[2]) den Wunsch äußert, nicht als ein Gegner dieser Theorie angesehen zu werden, obgleich es ihm gegenwärtig von geringer Bedeutung sei, ob man die Wurzeln „phonetische, onomatopöische oder interjectionale Typen" nenne.

---

[1]) Nineteen Years in Polynesia, p. 55.

[2]) Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache II, S. 87.

Man muß freilich gestehen, daß eine große Menge von Begriffen nicht so leicht, oder so naturgemäß durch entsprechende Laute veranschaulicht werden können, und daß die abstracten Ausdrücke selten in so einleuchtender Weise wie die eben erwähnten hergeleitet werden können. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß erstens die Abstracta in den niedrigsten Sprachen fehlen, und daß zweitens die meisten Wörter durch den Gebrauch ungemein abgenutzt und durch die Verschiedenheit der Aussprache umgeändert sind. Selbst bei den gebildetsten Völkern genügen wenige Jahrhunderte, um große Veränderungen hervorzubringen; wie können wir denn annehmen, daß es Wurzeln giebt (mit Ausnahme derer, die durch ihre stets einleuchtende Zweckmäßigkeit vor wesentlichen Veränderungen geschützt wurden), welche ihren Urlaut rein erhielten in dem unermeßlichen Zeitraum, der seit dem Ursprung der Sprache verflossen ist! Außerdem kann es Jedem, der dem Gespräche von Kindern oder Schülern mit Aufmerksamkeit lauscht, nicht entgangen sein, wie Spitznamen, welche oft unbedeutenden oder sogar eingebildeten Eigenthümlichkeiten ihre Entstehung verdanken, nachgesprochen werden und allgemeine Anerkennung finden. Also selbst dann, wenn Wurzelwörter mit geringer Veränderung sich erhalten hätten, würden wir doch häufig über ihren Ursprung im Unklaren sein.

Ohne daher mit Farrar anzunehmen, daß unsere sämmtlichen Wurzelwörter durch Onomatopöie entstanden, so bin ich doch der Ansicht, daß sie auf die nämliche Weise, wie die Spitznamen und die neuen Slang-Ausdrücke der Gegenwart entsprungen sind. Diese bilden sich bekanntlich gar häufig durch eine so gesuchte, wunderliche und weit hergeholte Gedankenverbindung oder Klangnachahmung, daß wir nicht einmal im Stande sind, den Ursprung von Wörtern nachzuweisen, die bereits zu unseren Lebzeiten aufgekommen sind. Daher können wir uns nicht wundern, daß die Entstehung der Wurzelworte, die Tausende von Jahren zählen, in sehr vielen Fällen verloren oder wenigstens nicht mehr mit Sicherheit zu bestimmen ist.

Ferner werden die am häufigsten, und besonders von Kindern gebrauchten Worte selbstverständlich meistens durch die einfachsten und leichtesten Laute dargestellt. So haben wir z. B. in Europa Papa und daddy, Mama und baby, Puppe, Amme u. s. w. Mehrere Gelehrte haben freilich Pater und Papa von der Wurzel

pa, erhalten, und Mater, Mutter, von ma, machen, abgeleitet, und diese Annahme ist von den Vertretern völlig verschiedener Theorien gebilligt, wie z. B. von Pictet, Renan, Müller und offenbar auch von Farrar.

Max Müller sagt: „Daß der Name Vater in jener frühen „Periode geprägt wurde, beweist, daß der Vater die Sprößlinge „seines Weibes als seine eigenen anerkannte; denn nur so hatte „er ein Recht, den Titel „Vater" zu beanspruchen. Vater ist von „einer Wurzel „Pa" abgeleitet, welche nicht zeugen, sondern be„schützen, unterhalten und ernähren bedeutet. Der Vater, als „Erzeuger, hieß im Sanskrit ganitár, als Beschützer und Unter„stützer seiner Nachkommenschaft aber hieß er pitár. Aus diesem „Grunde werden im Veda beide Namen zusammen gebraucht, um „den vollen Begriff von „Vater" zu bezeichnen. So sagt der „Dichter:

Dyaús me petâ genitâ
Jovis mei pater genitor
Ζεὺς ἐμοῦ πατὴρ γενετήρ.

„In ähnlicher Weise wird mâtar, Mutter, mit ganitâ, genitrix „verbunden und dies zeigt, daß das Wort mâtar bald seine ety„mologische Bedeutung verloren haben und ein Ausdruck der Ver„ehrung und der Liebkosung geworden sein muß. Bei den ältesten „Ariern hatte mâtar die Bedeutung: Macher, von ma, gestalten." [1])

Ich werde nunmehr zeigen, welche Ausdrücke für Vater und Mutter in verschiedenen anderen, nicht vom Sanskrit abgeleiteten Sprachen vorkommen. [2])

Afrika.

Sprache	Vater	Mutter
Filham	Papai	Inya [3])
Bola (Nordwest-Afrika)	Papa	Ni

[1]) Beiträge zur vergleichenden Mythologie, 1856, S. 14.

[2]) Als dies Capitel geschrieben und das hier angeführte Verzeichniß bereits zusammengestellt war, erhielt ich eine von Clarke angefertigte, in den Proc. of the Philological Soc., vol. VI. erschienene Uebersetzung einer denselben Gegenstand betreffenden Abhandlung von Prof. Buschmann. Das Original befindet sich in der Zeitschrift der Berliner Akademie für das Jahr 1852.

[3]) Koelle's Polyglotta Africana.

Sprache	Vater	Mutter
Sarar	Paba	Ne
Pepel	Papa	Nana
Biafada	Baba	Na
Baga	Bapa	Mana
Timne	Pa	Kara
Mandenga	Fa	Na
Kabunga	"	"
Toronka	"	"
Dsalunka	"	"
Kankanka	"	"
Bambara	"	Ba
Kono	"	Ndé
Vei	"	Ba
Soso	Fafe	Nga
Kisekise	"	"
Tene	Fafa	"
Dewoi (Guinea)	Ba	Ma
Basa	"	Ne
Gbe	"	De
Dahome	Da	Noe
Mahi	" auch Dadye	"
Ota	Baba	Iya
Egba	"	"
Idsesa	"	"
Yoruba	"	"
Yagba	"	"
Eki	"	"
Dsumu	"	"
Oworo	"	"
Dsebu	"	"
Ife	"	Yeye
Ondo	"	Ye
Mose (Hoch-Sudan)	Ba	Ma
Gurma	"	Na
Sobo (Niger-District)	Wawa	Nene
Udso	Dada	Ayo
Nupe	Nda	Nna
Kupa	Dada	Mo

Sprache	Vater	Mutter
Esitako	Da	Na
Musu	Nda	Meya
Basa	Ba	Nno
Opanda	Ada	Onyi
Igu	"	Onya
Egbira	"	"
Buduma (Central-Afrika)	Bawa	Ya
Bornu	Aba	"
Munio	Bawa	"
Nguru	"	Iya
Kanem	Mba	"
Karebare	Baba	Nana
Ngodsin	"	"
Doai	"	Aye
Basa	Ada	Am
Kamuku	Baba	Bina
Songo (Südwest-Afrika)	Papa	Mama
Kiriman (Südost-Afrika)	Baba	Mma
Bidsogo	"	Ondsunei
Wun	"	Omsion
Gadsaga	"	Ma
Gura	Da	Nye
Banyun	Aba	Aai
Nalu	Baba	Nya
Bulanda	"	Ni
Limba	Papa	Na
Landoma	"	Mama
Barba	Baba	Inya
Timbuktu	"	Nya
Bagrmi	Babi	Kunyun
Kadzina	Baba	Ua
Timbo	"	Nene
Salum	"	Yuma
Goburu	"	Inna
Kano	"	Ina
Yala	Ada	Ene
Dsarawa	Tada	Nga
Koro	Oda	Ma

Sprache	Vater	Mutter
Yasgua	Ada	Ama
Kambali	Dada	Omo
Soa (Arabische Gruppe)	Aba	Aye
Wadai	Abba	Omma
Malenba	Tata	Mamma [1])
Embomma	Taata	Mama
Kaffir	Ubaba	Umame [2])

Nicht-arische Völker von Europa und Asien. [3])

Sprache	Vater	Mutter
Türkisch	Baba	Ana
Georgisch	Mama	Dada
Mandschu	Ama	Eme
Javanisch	Bapa	Ibu
Malayisch	"	Ma [4])
Siamesisch (Thibet)	Dhada	"
Thibetanisch	Pha	Ama
Serpa (Nepal)	Aba	"
Murmi "	Apa	Amma
Pakhya "	Babai	Ama
Leptscha (Sikkim)	Abo	Amo
Bhutani	Appa	Ai
Dhimal (Nordost-Bengalen)	Aba	Ama
Kocch	Bap	Ma
Gakro	Aba	Ama
Birmanisch (Birma)	Ahpa	Ami
Mru	Pa	Au
Sak	Aba	Anu
Talaing (Siam)	Ma	Ya
Ho (Mittel-Indien)	Appu	Enga
Santhali	Baba	Ayo
Uraon "	Babe	Ayyo
Gayeti "	Baba	Dai

[1]) Tuckey's Narrative.
[2]) Morgan, Systems of Consanguinity.
[3]) Hunter, Dic. of Non-Aryan Languages of India, etc.
[4]) Crawford's Malay Dictionary and Grammar.

Sprache	Vater	Mutter
Khond	Abba	Ayya
Tuluva (Süd-Indien)	Amme	Appe
Badagar „	Appa	Avve
Irular „	Amma	„
Cinghalesisch	Appa	Amma
Chinesisch	Fu	Mu
Karen	Pa	Mo [1])

Insulaner.

Kingsmill	Tama	Mama
Neu-Seeland	Pa-Matuatana	Matua wahina
Tonga-Inseln	Tamny	Fae
Errub (Nord-Australien)	Bab	Ama
Lewi's Murray-Insel	Baab	Hammah

Australien

Jajowrong (N.-W.-Australien)	Marmuk	Barbuk
Knenkorenwurro „	Marmak	Barpanoruk
Burapper „	Marmuk	Barbuk
Taungurong „	Warredu	Barbanuk
Boraipar (Süd-Australien)	Murmme	Parppe
Murrumbidgi	Kunny	Mamma
West-Australien	Mammun	Ngangan
Port Lincoln	Pappi	Maitya

Eskimos.

Eskimos (Hudsonsbay)	Atata	Amama
Tschuktschen (Asien)	Atta	?

Die amerikanischen Sprachen scheinen auf den ersten Blick der von mir aufgestellten Ansicht zu widersprechen; bei näherer Prüfung ist dies jedoch nicht der Fall, da die Aussprache der Lippenlaute vielen amerikanischen Stämmen sehr schwer fällt. So

[1]) Morgan, Syst. of Consanguinity.

erzählt La Hontan (und das ist durch Gallatin bestätigt [1]), daß den Huronen die Lippenlaute fehlen, und daß er vier Tage mit dem erfolglosen Versuche zugebracht habe, einem diesem Stamme angehörenden Indianer die Aussprache des b, p und m beizubringen. Auch die Irokesen sollen keine Lippenlaute anwenden. Garcilasso de la Vega sagt: der peruanischen Sprache fehlen die Buchstaben b, d, f, g, s und x. Dem Aztekendialekt mangelten die Lettern: b, d, f, g, r und s. [2]) Die Indianer vom Port au Français hatten nach Lamanon keine b, d, f, j, p, v und x. [3]) Trotzdem finden wir selbst in Amerika Dialekte, deren Namen für Vater den überall anderswo gebräuchlichen Ausdrücken ungemein ähneln, das ersehen wir aus folgendem Verzeichniß:

Sprache	Vater	Mutter
Costanos (Nordwest-Amerika)	Ah Pah	Ah nah
Tahkali "	Apa	"
Tlatskanai "	Mama	Naa
Nasqually "	Baa	Sogo
Nutka "	Api	Una
Athapasken (Canada)	Appa	Unnungcul
Omahas (Missouri)	Dadai	Jhong
Menitaries	Tantai	Jka
Choctaws (Mississippi)	Aunkke	Iskeh
Karaiben	Baba	Bibi
Quichua	Yaya	Mama
Uainamben (Amazonen)	Pay	Ami
Cobeu "	Ipaki	Ipako
Tucano "	Pagui	Maou
Tariana "	Paica	Naca
Baniwa	Padjo	Nadjo
Barre	Mbaba	Memi
Muysea	Paba	Guuira

Erkennen wir hieraus, daß die leichtesten Laute, die selbst ein Kind hervorzubringen vermag, fast auf der ganzen Erde für Vater und Mutter angewandt werden; vergegenwärtigen wir uns

[1]) Trans. Am. Antiq. Soc., vol. I, p. 236.
[2]) Buttle's Geschichte der Menschheit, B. I, S. 279.
[3]) Gallatin, *loc. cit.*, p. 68.

ferner, daß die Wurzel ba oder pa, sowohl „Kind" als „Vater" bedeutet und daß die beiden Wurzeln pa und ma in verschiedenen Erdtheilen noch andere nahe Verwandtschaften in sich schließen; und machen wir schließlich noch die Bemerkung, daß in einigen Ländern die Bedeutung dieser Laute vertauscht ist, wie z. B. in Georgien, wo mama für Vater und dada für Mutter, in Tuluva wo amme für Vater und appe für Mutter, in Chilian, wo papa für Mutter, in Tlatskanai, wo mama für Vater, in Madurese, wo mama für Vater, ambu oder babu für Mutter, und bei einigen australischen Stämmen, wo die Silbe mar in den Bezeichnungen für Vater und bar für Mutter vorkommt, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Sanskrit-Verbum Pa, beschützen, von Pa, Vater, stammt, und nicht umgekehrt.

Es giebt wohl kaum ein interessanteres Studium, als die Erforschung des allmählichen Wachsthums unserer gegenwärtigen Sprache aus ihren Urwurzeln. Mein Freund, Professor Max Müller, hat in seinen Vorlesungen über die Sprache diesen Gegenstand mit großem Scharfsinn behandelt; und so verführerisch es auch sein mag, so liegt es doch nicht in meiner Absicht, ihm auf dieses Gebiet der Wissenschaft zu folgen. In Betreff der Bildung der Urwurzeln spricht er keine bestimmte Meinung aus. Die von ihm mit dem Namen Pah-pah- und Bau-wau-Theorie [1]) bezeichneten Auffassungen zurückweisend (die doch eigentlich nur Eine Lehre veranschaulichen), sagt er: „Die durch eine, nach den Grundsätzen der „vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache „uns dargebotene Theorie steht jenen Ansichten schroff gegenüber. „Wir gelangen schließlich zu Wurzeln, und jede derselben drückt „eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus". Nun fragt es es sich, wie wurden diese Wurzeln erwählt? Wie kam es, daß bestimmte Dinge durch bestimmte Töne veranschaulicht wurden?

Aber hierauf giebt uns Müller keine Antwort. Allerdings sagt er: „Nichts würde interessanter sein, als aus historischen Ur„kunden den genauen Hergang kennen zu lernen, wie eigentlich der „erste Mensch seine ersten Worte zu lallen begann, und dadurch „für immer alle Hypothesen über den Ursprung der Sprache zum „Schweigen zu bringen. Aber diese Kunde ist uns auf ewig ent-

[1]) Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. I. S. 326.

„zogen, und wenn dem anders wäre, würden wir doch wahrschein-
„lich ganz unfähig sein, jene Urereignisse in der Geschichte des Men-
„schengeistes zu verstehen". [1])

Noch in seinem letzten Capitel sagt er [2]): „Ich bemerke mit
„Schrecken, daß mir nur noch wenige Minuten übrig bleiben, um
„die allerletzte unsere Wissenschaft betreffende Frage zu erörtern,
„nämlich die: Wie kam der Laut dazu, einen Gedanken aus-
„drücken? Wie wurden Wurzeln zu Zeichen allgemeiner Ideen?
„Wie wurde die abstracte Idee des Wissens durch „mâ", die Idee
„des Denkens durch „man" ausgedrückt? Wie kam gâ dazu,
„gehen, stâ stehen, sad sitzen, dâ geben, mar sterben, char wan-
„deln, kar thun zu bedeuten? Ich werde darauf so kurz wie mög-
„lich zu antworten versuchen. Die 400 bis 500 Wurzeln, welche
„als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien
„zurückbleiben, sind weder Interjectionen, noch Schallnachahmungen;
„sie sind lautliche Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur
„innewohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie bestehen, wie
„Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato
„hinzufügen sollten, daß wir, wenn wir sagen durch die Natur,
„damit meinen, durch göttliches Wirken. Es giebt ein Gesetz,
„welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß
„jeder Körper, der in Bewegung versetzt wird, unter gewissen Be-
„dingungen einen Schall erregt. Jede Substanz hat ihren eigen-
„thümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger voll-
„kommene Structur der Metalle aus ihren Schwingungen schließen,
„aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem
„Naturklange fragte. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders
„als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die
„Erschütterung des Körpers verschieden ist. Ebenso war es mit
„dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken
„der Natur. Auch der Mensch erregt Klänge. Der Mensch war
„in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein
„mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Inter-
„jectionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie aus-
„zudrücken; er besaß auch das Vermögen, seinen abstracten Vor-
„stellungen einen besser, feiner artikulirten Ausdruck zu geben.

[1]) Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. I., S. 299.
[2]) Ders. Bd. I., S. 338.

„Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, eben so unwiderstehlich, „wie jeder andere Instinct. So weit als die Sprache das Er„zeugniß jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an".

Diese obgleich mit Müller's bekannter Beredsamkeit gegebene Antwort erschließt meinem Verständnisse kein klares Bild. Auf der andern Seite scheint es mir, daß wir jedenfalls wenigstens über einige Wurzeln, wie ich bereits nachwies, einen hinreichenden Aufschluß besitzen. Max Müller [1]) räumt allerdings ein, daß es einige Namen giebt, welche offenbar durch eine Klangnachahmung entstanden sind, z. B. Kukuk. Dann fügt er jedoch hinzu: „Aber „Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel „fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, außer dem einen Gegen„stande, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen. „Wenn Sie an die Fülle von Ableitungen zurückdenken, welche aus „der einzigen Wurzel spac, spähen, hervorwuchsen, so werden Sie „den großen Unterschied zwischen der Fabrikation eines solchen „Wortes wie Kukuk und dem echten, natürlichen Wachsthum der „Wörter sogleich bemerken". Ich habe jedoch bereits nachgewiesen, daß derartige Wurzeln keineswegs unfruchtbar, sondern im Gegentheil äußerst fruchtbar sind; auch muß ich daran erinnern, daß die Sprachen der Wilden einen großen Mangel an abstracten Ausdrücken haben.

In der That sind die Vokabularien der verschiedenen Rassen besonders interessant wegen der werthvollen Aufschlüsse, die sie uns über den Zustand der betreffenden Völker liefern. So gewähren uns z. B. die Sprachen, die kein einziges Liebeswort besitzen, ein gar trauriges Bild von dem sittlichen und verwandtschaftlichen Leben mancher Stämme.

Dalton [2]) erzählt, daß die Hos in Mittelindien keine zärtlichen Ausdrücke kennen. Der Algonkin-Sprache, einer der reichsten in Nordamerika, fehlt das Zeitwort „lieben", und als Elliot im Jahre 1661 die Bibel übersetzte, sah er sich genöthigt, ein diesem Zwecke entsprechendes Wort zu prägen. Die Tinneh-Indianer jenseits des Felsengebirges besaßen keinen Ausdruck für „theuer" und „geliebt". „Ich versuchte dies," sagt General Lefroy „Nanetten

---

[1]) Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Bd. I, S. 315.
[2]) Trans. Ethn Soc. N.S. II, p. 27.

„deutlich zu machen, indem ich ihr Ausdrücke wie ma chère femme, „ma chère fille vorsagte. Als sie mich schließlich verstand, erwiderte „sie mit großem Nachdruck: „I disent jamais ça; i disent ma femme, „„ma fille".“ Die Kalmücken und einige der Südsee-Insulaner sollen kein Wort für „danke" haben. Lichtenstein[1]) sagt in seiner Schilderung der Buschmänner, ein schlagender Beweis von ihrem Mangel an Civilisation ist der Umstand, „daß sie keine Eigen-„namen haben, und auch nie das Bedürfniß empfinden, durch ein „solches Mittel ihre Nebenmenschen von einander zu unterscheiden". Plinius[2]) giebt uns einen ähnlichen Bericht über einen nord-afrikanischen Stamm. Freycinet[3]) versichert ebenfalls, daß bei einigen australischen Stämmen den Weibern keine Namen beigelegt werden. Ich gestehe, daß ich diese Behauptungen in Frage stelle und das scheinbare Fehlen der Namen dem sonderbaren, bereits auf Seite 203 erwähnten Aberglauben zuschreiben möchte, in Folge dessen die Wilden vor jedem Fremden ihre wahren Namen zu verheimlichen suchen. Die brasilianischen Stämme hatten nach Spix und Martius besondere Bezeichnungen für jeden einzelnen Körpertheil und für sämmtliche ihnen bekannte Thiere und Pflanzen; doch fehlten ihnen alle Ausdrücke für „Farbe", „Ton", „Geschlecht", „Art", „Geist" u. s. w.

Bailey[4]) erwähnt, daß die Sprache der Veddahs (Ceylon) sehr beschränkt sei: „Sie enthält nnr Worte für die am meisten „in die Augen fallenden Naturgegenstände, so wie für die dem „Volke im Laufe des Tages vor Augen kommenden Dinge; ja sie „ist so roh und unentwickelt, daß die allergewöhnlichsten Begeben-„heiten häufig nur durch die wunderlichsten Umschreibungen berichtet „werden können".

In den Kocch-, Bodo- und Dhimel-Sprachen finden sich keine einheimischen Worte für: Stoff, Geist, Raum, Gefühl, Vernunft, Bewußtsein, Menge Grad, u. s. w.[5]) Bei den Bongo von Mittelafrika „scheinen die gewöhnlichsten unserer abstracten Begriffe, wie

[1]) Vol. I, p. 119; II, p. 49.

[2]) Nat. Hist., l. v. s. VIII.

[3]) Vol. II, p. 749.

[4]) Trans. Ethn. Soc. N. S., vol. II, p. 289. Siehe auch p. 300.

[5]) Essay on the Kooch, Bodo and Dhimal Tribes, by B. H. Hodgson, Esq., p. II. Siehe ferner Hunter's Annals of Rural Bengal, p. 113.

„Geist, Seele, Hoffnung u. s. w. absolut zu fehlen; die Erschei-
„nung lehrt, daß auch andere Negersprachen in dieser Hinsicht von
„der Natur nicht reicher bedacht waren". [1])

Nach den Berichten der Missionäre haben die Feuerländer „keine Worte für abstracte Begriffe". In den nordamerikanischen Sprachen „kommt eine so allgemeine Bezeichnung wie „Eiche" nur „ausnahmsweise vor". So hat z. B. die Choctaw-Sprache einzelne Namen für die schwarze, die weiße und die rothe Eiche, aber kein Gattungswort für eine „Eiche" und noch viel weniger für einen Baum.

Die Tasmanier haben ebenfalls keinen Gesammtausdruck für „Baum", wohl aber einen Eigennamen für jede einzelne Pflanzenart; „auch können sie keine Eigenschaften wie z. B.: hart, weich, „kalt, lang, kurz, rund u. s. w. ausdrücken".

Martius sagt in seiner Schilderung der Coroados (Brasilien): „man sucht bei ihnen vergeblich nach solchen Worten wie: Pflanze, „Thier, und die noch abstracteren Bezeichnungen wie: Farbe, Ton, „Geschlecht, Art u. s. w. Eine solche Begriffsverallgemeinerung „findet sich bei ihnen nur bei den häufig angewandten Infinitiven „der Verba: gehen, essen, trinken, tanzen, sehen, hören u. s. w. „Sie haben keine Ahnung von den Naturkräften und Gesetzen und „können sie daher auch nicht durch Worte bezeichnen. [2])

Auffallend ist, daß die wilden Rassen gar häufig keine Ausdrücke für die verschiedenen Farben haben.

Den interessantesten Abschnitt in der Erforschung der Sprachen umfaßt wohl das Zahlensystem; liefert es uns doch durch die sicherlich unbestreitbare Thatsache, daß viele uncivilisirte Völker unfähig sind, ihre eigenen Finger, ja nicht einmal die an Einer Hand zu zählen, den schlagendsten Beweis von dem außerordentlich niedrigen Geisteszustand dieser Menschen.

Nach Lichtenstein konnten die Buschmänner nur bis zwei zählen. Spix und Martius berichten das Nämliche von den brasilianischen Wood-Indianern. Die Eingebornen vom Cap York zählen folgendermaßen:

---

[1]) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Band I, S. 340.
[2]) Spix and Martius, Travels in Brasil, vol. II, p. 253.

Eins	Netat
Zwei	Naes
Drei	Naes-netat
Vier	Naes-naes
Fünf	Naes-naes-netat
Sechs	Naes-naes-naes.

In Betreff der am unteren Murray wohnenden Völkerschaften sagt Beveridge: „Ihre Zahlwörter beschränken sich auf zwei, sie „heißen: ryup und politi. Das erste bedeutet „eins", das zweite „„zwei". Um fünf auszudrücken, sagen sie ryup murnangin, d. h. „eine Hand; um zehn auszudrücken politi murnangin, d. h. zwei „Hände". [1]) In der That kann kein Australier bis fünf zählen. Ihr fünftes Zahlwort bezeichnet eine unbestimmte Menge. Die Dammaras brauchen nach Galton's Angabe nur die drei ersten Numeralien. Derselbe Reisende liefert uns einen so eingehenden und zugleich so belustigenden Bericht von den Schwierigkeiten, welche ein Dammara beim Sprechen und Rechnen zu überwinden hat, daß ich nicht umhin kann, die betreffende Stelle hier anzuführen. „Wir mußten uns," sagt er [2]), „auf unsere dammara„nischen Führer verlassen, deren Begriffe von Zeit und Entfernung „leider höchst unklar waren; außerdem besitzen diese Eingebornen „keine Comparative in ihrer Sprache, so daß man sie nicht fragen „kann: „welcher Weg ist länger, der bereits zurückgelegte, oder der „„noch vor uns liegende?" sondern sagen muß: „der zurückgelegte „„Weg war lang; ist der vor uns liegende kurz?" Die Antwort „dann lautet nicht etwa: „er ist etwas oder bedeutend länger", son„dern einfach, „es ist so", oder „es ist nicht so." Auch haben sie „einen sehr mangelhaften Begriff von der Zeit. Wenn man sagt: „„Gesetzt, wir brechen bei Sonnenaufgang auf, wo wird die „Sonne stehen, wenn wir ankommen?" so bezeichnen sie die un„wahrscheinlichsten Punkte am Himmel, obgleich sie sich ein wenig „für Astronomie interessiren und sogar einigen Sternen Namen „gegeben haben. Ein Mittel, die Tage zu unterscheiden, haben „sie nicht, sondern rechnen nur nach einer Regenzeit oder einer

[1]) Trans. of the R. S. of Victoria, vol. VI, p. 151. Lang's Queensland, p. 433.

[2]) Galton's Tropical South Africa, p. 213.

„Kastanienzeit. Will man wissen, wie viel Tagereisen es erfordert, „um irgend einen beliebigen Ort zu erreichen, so tritt Einem der „Mangel an Zahlbegriffen höchst hinderlich entgegen. Die Dam= „mara haben vielleicht mehr Numeralien in ihrer Sprache, wen= „den aber nie eine höhere Zahl als die „drei" an. Wollen sie „vier ausdrücken, so nehmen sie ihre Finger zu Hülfe, die ihnen „ein eben so unzureichendes Rechenwerkzeug sind, wie die Rechen= „kugeln eines englischen Schulknaben. Wie sollten sie die Fünf „finden? Sämmtliche Finger veranschaulichen die Einer, und so „bleibt ihnen keine Hand zum Greifen und Abzählen frei. Doch „verlieren sie selten einen Ochsen; sie bemerken den Verlust eines „solchen nicht an der verminderten Zahl der Heerde, sondern an „dem Fehlen eines ihnen bekannten Thieres. Beim Tauschhandel „muß jedes Schaf einzeln bezahlt werden. Hat man z. B. aus= „gemacht, daß man für ein Schaf zwei Bündel Tabak geben soll, „so würde es den Dammara vollständig verirren, wollte man ihm „zwei Schafe nehmen und ihm dafür vier Bündel einhändigen. „Ich that es einst, und sah, wie der betreffende Mann zwei Bündel „gesondert hinlegte und dann auf eins der beiden zu verkaufenden „Schafe blickte. Als er sich davon überzeugt hatte, daß dasselbe „richtig bezahlt sei, und zu seiner Ueberraschung entdeckte, daß er „noch zwei Bündel, und somit den genauen Betrag für das andere „Schaf in der Hand hielt, stiegen Zweifel in ihm auf; das konnte „nicht mit rechten Dingen zugehen; er betrachtete daher auf's Neue „die zwei ersten der erhaltenen Bündel, wanderte in höchster Be= „stürzung und Verwirrung von einem Schafe zum andern, und „wollte sich schießlich nicht eher auf den Handel einlassen, als bis „man ihm zwei Bündel in die Hand gelegt und das eine Schaf „fortgetrieben, und ihm dann die zwei anderen Bündel gegeben „und wiederum ein Schaf entfernt hatte. Wenn ein Dammara „mit dem Zählen beschäftigt ist, so ist sein Geist vollständig in „Anspruch genommen; kauft man ihm z. B. eine Kuh für zehn „Bündel Tabak ab, so spreizt er seine großen Hände auf der „Erde aus und läßt sich ein Bündel auf jeden Finger legen. Er „packt dann den Tabak zusammen; der ansehnliche Haufen erfreut „ihn, und der Tausch ist abgeschlossen. Wünscht man nun eine „zweite Kuh zu handeln, und wiederholt zu diesem Zwecke das „nämliche Verfahren, legt ihm aber jedesmal nur ein halbes „Bündel Tabak auf die einzelnen Finger, so wird er das nicht gleich

„bemerken, sondern erst nach geraumer Zeit die Täuschung ent-
„decken und sich dann beschweren.

„Als ich einstmals einen Dammara beobachtete, der sich,
„neben mir stehend, mit einer Berechnung abquälte, fiel mein
„Blick auch auf Dinah, meinen Hund, der sich in gleicher Noth
„mit meinem guten Freunde befand. Sie beschnüffelte nämlich
„ihre sechs neugebornen Hündchen, welche ihr zwei-, dreimal fort-
„genommen waren, und empfand nun eine peinliche Ungewißheit,
„ob sie noch alle vorhanden seien oder ob eins fehle. Sie ließ
„ihre Augen in unruhiger Bewegung vor- und rückwärts über die
„kleine Schaar hinschweifen und konnte doch zu keinem befrie-
„digenden Ergebniß gelangen. Sie hatte offenbar die unklare
„Absicht, sie zu zählen, aber die Aufgabe war zu groß für ihr
„Gehirn. Wie die zwei — der Hund und der Mensch — so
„neben mir standen, fiel der Vergleich nicht eben zu Gunsten des
„letzteren aus".

Auf der ganzen Erde werden die Finger als Rechenhülfs-
mittel benutzt, und obgleich die Zahlworte der meisten Rassen so
sehr durch den Gebrauch abgeschliffen sind, daß ihre ursprüngliche
Bedeutung nicht mehr zu entdecken ist, so giebt es doch noch manche
wilde Völkerschaften, deren Numeralien den durch die Finger ver-
anschaulichten Ziffern entsprechen.

Ein Beispiel hiervon führte ich bereits an. In Labrador
bedeutet Tallek, eine Hand, zugleich fünf, und die Zahl zwanzig
heißt außerdem noch „beide Hände und Füße".

Die grönländischen Eskimos [1]) sagen, wenn sie zwanzig an-
geben wollen: „ein Mensch" und meinen damit: „so viel Finger
und Zehen, wie ein Mensch hat". Wollen sie eine noch höhere
Zahl ausdrücken, so fügen sie noch einige Finger hinzu; statt
hundert würden sie demnach „fünf Menschen" sagen. Meistens
sind sie aber keine so gewandten Rechenmeister; alle Zahlen über
zwanzig nennen sie in der Regel „zahllos". Fügen sie der be-
treffenden Zahl ein Substantiv bei, so bedienen sie sich eines
andern Wortes; sie sagen dann: „innuit pingasut, drei Menschen".
Auch bei den Koluscheс heißt das Wort hka, zwanzig, eigentlich „ein
Mensch", und das für vierzig, tach hka, „zwei Menschen". [2])

[1]) Crantz, Hist. of Greenland, vol. I, p. 225.
[2]) Erman, Zeitschrift für Ethnologie 1871. S. 217.

In seiner Schilderung der Ahts sagt Sproat [1]): „Eigenthüm-„lich ist, daß das für die Eins übliche Wort auch bei der Sechs „und Neun und das für zwei gebräuchliche bei der Sieben und „Acht wiederkehrt. Die Ahts-Indianer nehmen beim Zählen die „Finger zu Hülfe. Sie heben dabei, wenn sie nicht durch den „Verkehr mit civilisirten Menschen eines Bessern belehrt sind, stets „die Hände mit aufwärts gerichteter Innenseite empor und spreizen „die Finger auseinander; sobald sie einen beim Zählen berührt „haben, biegen sie ihn um. Sie beginnen mit dem kleinen Finger. „Dieser veranschaulicht: eins. Sechs besteht aus fünf (einer „ganzen Hand) und eins; das erklärt, warum ihr Wort für sechs „auch die Eins umfaßt. Sieben besteht ferner aus fünf (einer ganzen „Hand) und zwei; daher schließt ihr Ausdruck „Sieben" auch die „Zwei in sich. Haben sie schließlich auch noch den achten Finger ein-„gebogen, so bleiben natürlich von beiden Händen nur der Zeige-„finger und der Daumen ausgestreckt. Nun bedeutet in der Sprache „der Ahts die Zahl acht, atlah, zugleich auch zwei. Ich glaube, der „Grund hiervon ist folgendermaßen zu erklären: acht ist zehn (beide „Hände) weniger zwei. — Ist der neunte Finger auch noch um-„gebogen, so ist nur noch ein einziger ausgestreckter Finger vor-„handen. Durch die Zahl neun drücken sie auch zugleich tsowwauk „oder eins aus; denn neun ist zehn (beide Hände) weniger eins". [2])

Die Zamuca- und Muysca [3])-Indianer haben eine sehr be-schwerliche, aber ganz eigenthümliche Art des Zählens. Statt fünf sagen sie „Hand fertig", statt sechs „einer der andern Hand", und meinen damit „eine Hand und einen Finger". Zehn veran-schaulichen sie durch den Ausdruck „beide Hände fertig"; auch sagen sie wohl statt dessen „quicha", d. h. Fuß. Elf heißt „Fuß-eins", zwölf „Fuß-zwei", dreizehn „Fuß-drei" u. s. w.; — zwanzig heißt „Füße fertig" oder auch wohl „ein Mensch", weil derselbe zehn Finger und zehn Zehen, also zwanzig dieser zum Zählen geeigneten Glieder besitzt.

Das bei den Jaruroes übliche Wort für vierzig heißt noenipume, d. h. zwei Menschen; es besteht aus noeni, zwei, und canipune, Menschen.

[1]) Scenes and Studies of Savage Life, p. 121.
[2]) *Loc. cit.*, pp. 121, 122.
[3]) Humboldt's Personal Researches, vol. II, p. 117.

In seiner Schilderung der Eingebornen von Guiana erzählt Brett[1]): „Ein zweiter Punkt, in dem die verschiedenen Völker-„schaften übereinstimmen, ist ihre Weise des Zählens. Die ersten „vier Zahlen werden durch die einfachen, bereits in meinem Ver-„zeichnisse angeführten Worte ausgedrückt. In Arawâk sagt man „für abar-dakabo „meine eine Hand". Dann folgt eine Wieder-„holung: abar timen, biam timen, u. s. w. bis zur Neun. Biam-„dabako, „meine beiden Hände", ist zehn. Für zehn bis zwanzig „brauchen sie die Zehen (kuti oder okuti), z. B.: abar-kuti-bana, „elf, biam-kuti-bana, zwölf, u. s. w. Die Zwanzig bezeichnen „sie mit: abar-loko, d. h. ein Loko oder Mensch. Dann zählen „sie weiter nach Menschen oder Stiegen; um unter anderen die „Zahl fünf und vierzig zu veranschaulichen, bedienen sie sich der „umständlichen Umschreibung: biam-loko-abar-dakabo tajeago, „das heißt „zwei Menschen und eine Hand". Für alle höheren „Zahlen, z. B. für hundert oder tausend fehlen, ihnen die Aus-„drücke". Das karaibische Wort für zehn heißt chonnoucabo raim, was ebenfalls wörtlich übersetzt „die Finger beider Hände" bedeutet; für zwanzig lautet es chonnougouci raim, d. h. „die Finger und Fußzehen". [2])

Die Coroados [3]) pflegen sich auf das Zählen der Fingergelenke zu beschränken; sämmtliche Zahlen über drei nennen sie „viel".

Nach Dobritzhoffer sagen die Guaranies, sobald man von ihnen verlangt, daß sie vier Gegenstände zusammenzählen sollen: ndipapahaci, ndipapahai, „sie sind zahllos". [4]) Auch die Abiponen [5]) haben eigentlich nur für die drei ersten Einer bestimmte Worte: „Iñitára, eins, Iñoako, zwei, Iñoaka yekaini, drei; sie „bilden die folgenden Zahlen durch künstliche Zusammensetzungen; „sie sagen z. B. geyenk ñatè, die Zehen eines Kasuar, und drücken „dadurch, — denn dieser Vogel hat drei nach vorne und eine nach „hinten gerichtete Zehe, — die Zahl vier aus; nèenhalek, ein „prächtiger Pelz, dessen Flecken fünf verschiedene Farben zeigen, „bezeichnet die Zahl fünf; hanám begem, die Finger einer Hand, „bedeutet fünf, lanám rihegem, die Finger beider Hände, zehn;

[1]) Brett's Indian Tribes of Guiana, p. 417.
[2]) Tertre's History of de Caribby Islands.
[3]) Spix and Martius. Travels in Brazil, vol. II, p. 255.
[4]) History of the Abipones, vol. II, p. 171.
[5]) *Loc. cit.*, p. 169.

„lanám rihegem cat gracherhaka anamichirihegem, die Finger „und Zehen beider Hände und Füße, zwanzig".

Bei den Malayen und in ganz Polynesien lauten die für fünf üblichen Worte ima, lima oder rima. In Bali versteht man unter lima auch eine Hand; das Nämliche ist bei den Bugis, Mandhar und Endé-Sprachen der Fall; im Makasar-Dialect heißt sie liman, im Sasak ima, im Bima rima und im Sembawa limang.[1])

In der Mpongwe-Sprache heißt „tyani" oder „tani" fünf und „ntyame" Hand.[2]) Die Kussa-Kaffern machen von ihren Zahlwörtern selten Gebrauch. Lichtenstein vermochte nie herauszufinden, ob sie eigentlich ein Wort für acht besitzen; nur wenige waren im Stande über zehn zu zählen und die meisten kannten nicht einmal ein einziges Zahlwort. Nichtsdestoweniger bemerkten sie es sofort, wenn ein Stück aus ihrer mehrere hundert Thiere umfassenden Heerde fehlte[3]); sie kennen nämlich jedes einzelne Thier an seiner Gestalt, meint Galton, und daher entgeht ihnen nicht so leicht eins. Bei den Zulu bedeutet „tatitisupa" sechs, wörtlich „nimm den Daumen", d. h. „wenn du die Finger der einen Hand durchgezählt hast, so erfasse den Daumen der zweiten Hand". „Die Betschuanen," sagt Lichtenstein, „pflegen die Zahlen „durch das Emporhalten der Finger zu veranschaulichen, ohne sie „bei Namen zu nennen; viele kennen dieselben überhaupt nicht, „und bedienen sich daher stets der betreffenden Zeichen. Es er„forderte daher große Ausdauer, ihre Zahlwörter in Erfahrung „zu bringen. Die Worte für fünf und neun vermochte mir „Niemand anzugeben. Bis elf können selbst die allergescheitesten „Eingebornen nicht zählen, und welche Benennungen für die „höheren Zahlen vorhanden sind, kann ich vollends nicht sagen."[4])

Sogar in unsrer Muttersprache hat das Wort five, deutsch fünf, einen ähnlichen Ursprung; ist es doch aus dem griechischen *πέντε* entstanden, welches wiederum eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit dem persischen pendji besitzt; und pentcha heißt, wie Humboldt bereits nachwies, im Persischen „eine Hand".[5])

---

[1]) Raffles's History of Java. Appendix F.

[2]) Grammar of the Mpongwe Language, 1847.

[3]) Lichtenstein, vol. I, p. 208. Siehe ferner den Anhang.

[4]) *Loc. cit.*, vol. II, App.

[5]) Personal Researches, London 1814, vol. II, p. 116.

Hieraus entsprang sicherlich die Vorliebe für unser Decimalsystem, welches sonst keine erheblichen Vortheile hat; ja in der That würden sowohl die Acht wie auch die Zwölf in mancher Hinsicht zweckmäßiger sein; die erstere läßt sich durch zwei und die dadurch gewonnene Zahl abermals durch zwei theilen, während die Zwölf durch sechs, vier, drei und zwei dividirt werden kann. Wegen unserer zehn Finger gab man jedoch der Zehn den Vorzug.

Die angeführten Beispiele scheinen mir daher äußerst lehrreich, sie geben uns einen Aufschluß über die Entstehung der Zahlwörter; belehren uns über den eigentlichen Grund des Decimalsystems und liefern uns ein wenn auch betrübendes, so doch höchst wichtiges Zeugniß von dem tiefen Schlaf, der das Geistesvermögen der niederen Rassen umfangen hält.

Zehntes Capitel.

Rechtszustände.

Die Sitten und Gesetze der niederen Rassen habe ich bereits erörtert, soweit sie die Religions- und Verwandtschaftsbegriffe betreffen; es giebt jedoch noch einige andere Punkte, deren Erwägung mir wünschenswerth erscheint. Das Entstehen und die Entwickelung des gesetzlichen Rechtes bilden in der That nicht nur einen der interessantesten, sondern auch einen der wichtigsten Abschnitte in der Geschichte des Menschengeschlechtes. Es ist durchaus nicht wesentlich, wie Goguet richtig bemerkt[1]): „**de savoir le „nombre des dynasties et les noms des souverains qui les com- „posoient; mais il est essentiel de connoître les loix, les arts, „les sciences et les usages d'une nation que toute l'antiquité „a regardée comme un modèle de sagesse et de vertu. Voilà „les objets que je me suis proposés, et que je vais traiter avec „le plus d'exactitude qu'il me sera possible**“. Ein volles Verständniß der bei den gebildetsten Völkern herrschenden Rechtszustände können wir jedoch nur erlangen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Sitten der roheren Gemeinschaften lenken, denen sie ihren Ursprung verdanken, und durch welche sie in so hohem Grade beeinflußt worden sind.

Es ist daher sehr zu bedauern, daß wir keine eingehendere Kunde von den Sitten und Gesetzen der wilden Rassen besitzen.

---

[1]) **De l'Origine des Loix, des Arts, et des Sciences, vol. I, p. 45.**

Zu der Zeit, als Goguet sein berühmtes Werk veröffentlichte war unsere Kenntniß allerdings noch lückenhafter als jetzt.

Doch nimmt es mich Wunder, daß er, ungeachtet der vorhandenen Beweise und trotzdem er einer der ersten Gelehrten war, der darauf hinwies, daß der Zustand der jetzigen Wilden uns manchen Aufschluß über das Leben unserer Vorfahren in uralten Zeiten [1]) liefern könne, die monarchische Regierungsform für die älteste und verbreitetste hielt. [2]) „C'est, sans contredit," sagt er, „le plus anciennement et le plus universellement établi."

Eine sorgfältigere Erforschung der uns über die niederen Rassen vorliegenden Thatsachen würde seine Ansichten wahrscheinlich auch noch in einigen anderen Punkten umgestaltet haben. Er behauptet z. B. [3]): „Il n'est pas difficile de faire sentir „par quelles raisons le gouvernement monarchique est le pre„mier dont l'idée a dû se présenter. Il étoit plus aisé aux „peuples, lorsqu'ils ont pensé à établir l'ordre dans la société, „de se rassembler sous un seul chef, que sous plusieurs: la „royauté est d'ailleurs une image de l'autorité que les pères „avoient originairement sur leurs enfants: ils étoient dans „ces premiers tems les chefs et les législateurs de leur fa„mille."

Doch erwähnte ich bereits in einem früheren Kapitel dieses Werkes, daß bei den niedrigsten Rassen die Familie keineswegs so vollkommen organisirt war.

Grey [4]) sagt in seiner Schilderung der Australier: „Die Ge-

---

[1]) Goguet sagt von einigen Rassen, welche selbst heute noch des Schreibens unkundig sind: „pour constater leurs ventes leurs achats, leurs emprunts, „etc., ils emploient certains morceaux de bois entaillés diversement. On les „coupe en deux: le créancier en garde une moitié, et le débiteur retient „l'autre. Quand la dette ou la promesse est acquittée, chacun remet le „morceau qu'il avoit par devers lui", p. 26. Diese Art des Buchführens beschränkt sich nicht auf wilde Rassen; sie ward bis zum Anfang dieses Jahrhunderts von der englischen Regierung angewandt, und ich selbst besitze eine solche Rechnung, welche dieselbe im Jahre 1770 der ostindischen Compagnie schickte und die bis vor zehn Jahren im indischen Hause aufbewahrt ist; sie betrifft eine Summe von 24,000 *l.*, welche durch einen mit vierundzwanzig gleichmäßigen Einschnitten versehenen Holzstab veranschaulicht wird.

[2]) Ebend., vol. I, p. 9.

[3]) Ebend., vol. I, p. 10.

[4]) Grey's Australia, vol. II, p. 222.

„setze dieses Volkes sind durchaus nicht auf einzelne abgeschlossene „Familien anwendbar, sondern eignen sich nur zur Aufrechterhal-„tung der Ordnung in einem Kreise von mehreren Familien; sie „können daher nicht wohl eine Reihe von Geboten gewesen sein, „die der erste Vater seinen Kindern ertheilte. Auch können wir „sie nicht als Gebote ansehn, die ein Verein von ersten Vätern „den betreffenden Kindern gab; denn sie sind, wenigstens zum „Theil, so eingerichtet, daß ihre Anhänger sich nicht aus ihrem „barbarischen Zustande zu erheben vermögen".

Ferner sagt Goguet [1]): „les loix du mariage ont mis un „frein à une passion qui n'en voudroit reconnoître aucun. Elles „ont fait plus: en déterminant les degrés de consanguinité qui „rendent les alliances illégitimes, elles ont appris aux hommes „à connoître et à respecter les droits de la nature," was durchaus nicht der Fall ist. Ich wies bereits darauf hin, daß sogar Maine die in seinem ausgezeichneten Werke [2]) ausgesprochenen Ansichten wenigstens in einigen Beziehungen geändert haben würde, wenn er den Sitten, Gebräuchen und Gesetzen der Wilden größere Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Aber obgleich das Werden und die Entwickelung des eigentlichen Rechtes ungleich höheren Rassen, als den hier beschriebenen angehören, so besitzen doch, wie ich bereits erwähnte, sogar die niedrigsten wilden Rassen Gesetze.

Diejenigen, welche sich nicht eingehend mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, nehmen in der Regel an, daß der Wilde vor seinen civilisirten Brüdern wenigstens den einen Vorzug einer ungleich größeren persönlichen Freiheit genieße.

Es giebt keinen stärkeren Irrthum. Der Wilde ist nirgends frei. Ueberall auf der ganzen Erde sehen wir ihn im täglichen Leben durch eine Reihe von umständlichen und häufig höchst unbequemen, mit Gesetzeskraft ausgestatteten Sitten, eigenthümlichen Vorrechten und widersinnigen Verboten beeinflußt. Diese letzteren betreffen gewöhnlich die Frauen, die Vorrechte dagegen die Männer; ja jede ihrer Lebensäußerungen wird durch zahllose Regeln beschränkt, die freilich ungeschrieben, aber darum nicht minder bindend sind.

„Die Sitte," sagt Schweinfurth, „quält und peinigt das

---

[1]) *Loc cit.*, p. 20.

[2]) Ancient Law.

„arme Menschengeschlecht in den fernen Wildnissen von Afrika „eben so sehr, wie in dem großen Gefängnisse der Civilisation.“ [1])

In seiner Schilderung der Australier berichtet Lang [2]): „An„statt, wie man Anfangs glauben sollte, eine vollkommene per„sönliche Freiheit zu genießen, werden sie von einer Anzahl Regeln „und einer Reihe von Gebräuchen beherrscht, welche wohl die „grausamste Tyrannei bilden, die jemals auf unsrem Erdboden „bestand. Sie beugen nicht nur den Willen, sondern auch das „Eigenthum und das Leben der Schwachen unter die Herrschaft „des Starken. Dies System zielt darauf hin zum Nachtheil „der Schwachen und Jungen und besonders zum Schaden der „Frauen, Alles und Jedes in die Hand der Kräftigen und Be„jahrten zu legen. Ihre Regeln verbieten die beste Nahrung, die „besten Stücke, die besten Thiere u. s. w. den Frauen und jungen „Leuten und weisen sie den Alten zu. Die Frauen gelten als „das rechtmäßige Eigenthum der Alten und Mächtigen. Einige „von ihnen besitzen vier bis sieben Weiber, während die jungen „Männer, welche keine Schwestern zum Austausch haben oder nicht „stark und muthig genug sind, um zu verhindern, daß man ihnen „dieselben ohne eine entsprechende Entschädigung nimmt, nie zu „einem Weibe gelangen“.

Bei den Mbayas in Südamerika dürfen die verheiratheten Frauen kein Ochsen-, kein Capibara- und kein Affenfleisch essen; und den unverheiratheten ist es verboten, ein Thier oder einen Fisch zu berühren, welcher über einen Fuß lang ist. „Les Chartreux „mêmes ne sont pas venus à ce point d'austérité.“ [3])

„Die Annahme,“ sagt Grey [4]), „daß der Mensch in einem „wilden Zustande die Freiheit des Denkens und Handelns genieße, „ist im hohen Grade irrthümlich.“

Auf Tahiti [5]) war „den Männern gestattet, das Fleisch des „Schweines, der Vögel, verschiedener Fische, der Kokosnüsse und „der Platanen zu verzehren. Sie konnten von allen Speisen, die „den Göttern dargebracht wurden, essen; wogegen die Frauen bei

[1]) Im Herzen von Afrika, Band I, S. 410, engl. Ausgabe

[2]) Aborigines of Australia, p. 7. Eyre, *loc. cit.*, vol. II, p. 385. Siehe die Anmerkungen.

[3]) Azara's Voyage dans l'Amér. Meridionale.

[4]) Grey's Australia, vol. II, p. 217.

[5]) Polynesian Researches, vol. I, p. 222.

„Todesstrafe dieselben nicht durch ihre Nähe verunreinigen durften. „Das Feuer, auf welchem die Nahrung der Männer gekocht wurde, „galt für heilig und durfte nicht von den Frauen benutzt werden. „Die Berührung der Körbe, in welchen die Vorräthe der Männer „aufbewahrt wurden, und das Betreten der Häuser, in denen die- „selben ihre Mahlzeiten einnahmen, war ihnen mit Androhung „der nämlichen grausamen Strafe untersagt. Daher wurden die „für die Frauen, Töchter u. s. w. bestimmten geringen Eßwaaren „auf einem entlegenen Feuer gekocht, in besonderen Körben auf- „bewahrt und in tiefster Einsamkeit in einer eigens zu diesem „Zwecke errichteten Hütte verzehrt".

Der Bischof von Wellington sagt: „Es ist eine höchst irrige „Annahme, zu glauben, daß die Neuseeländer ein Volk ohne Gesetz „und Ordnung seien. Sie sind und waren Sclaven des Gesetzes, „der Regel und des Herkommens". [1])

Der Kopf eines Häuptlings galt für besonders heilig, und Shortland giebt einen belustigenden Bericht von einem unglück- lichen Kinde, „welches deshalb vernachlässigt wurde, weil sich lange „Zeit Niemand fand, der vornehm genug war, ihm sein Haar zu „schneiden und sein Gesicht zu waschen". [2])

Wenn Wilde manche Handlungen, die uns als im hohen Grade verbrecherisch erscheinen, keiner Beachtung werth halten, so betrachten sie dagegen andere, die wir für ganz geringfügig er- klären, als äußerst tadelnswerth.

Die am Yukon-Flusse wohnenden Eingebornen von Russisch- Amerika „haben einen Aberglauben in Betreff der Thierknochen; „sie werfen dieselben nicht in's Feuer, übergeben sie auch nicht „den Hunden; sie bewahren dieselben vielmehr in ihren Hütten „oder Vorrathslöchern auf. Als sie unsre Sorglosigkeit in dieser „Beziehung bemerkten, behaupteten sie, in Folge unsres Verfahrens „würden sie kein Glück beim Fangen und Jagen haben. Auch „pflegen sie ihre abgeschnittenen Haare oder Fingernägel nicht „fort zu schaffen, sondern sie zu behalten und häufig büschelweise „auf die Bäume zu hängen". [3])

---

[1]) Trans. Ethn. Soc. 1870, p. 367.

[2]) Traditions of the New Zealanders, p. 108.

[3]) Whymper, Trans. Ethn. Soc., N. S., vol. II, p. 174.

Die Mongolen [1]) halten es für ein Unrecht, ein Feuer zu berühren, Fleisch mit einem Messer aus dem Topfe zu nehmen oder in der Nähe des Heerdes Holz zu spalten; sie glauben, daß hierdurch die Kraft des Feuers gemindert werde. Es gilt ferner für sündhaft, eine Peitsche krumm zu biegen oder Pfeile mit derselben zu berühren, junge Vögel zu tödten, Branntwein auf die Erde zu gießen, ein Pferd mit dem Zügel zu schlagen oder einen Knochen mit einem anderen zu zerbrechen. Tylor [2]) hat bereits nachgewiesen, daß genau die nämlichen Verbote in Amerika vorkommen.

Manche Regeln der Wilden sind äußerst vernünftig. So berichtet z. B. Tanner, daß die auf dem Kriegspfade wandelnden Algonkin-Indianer nicht auf der kahlen Erde sitzen dürfen, sondern stets ein wenig Rasen oder Buschwerk unter sich legen müssen. Auch haben sie sich möglichst vor nassen Füßen zu schützen; können sie es nicht vermeiden, durch einen Schlamm oder durch einen Fluß zu waten, so müssen sie ihre Kleider trocken erhalten und ihre Beine beim Betreten des Landes mit Laub oder Gras trocken reiben. [3]) Andere Gesetze haben keinen so einleuchtenden Grund. Die kleinen Trinkschalen sollen z. B. in der Mitte mit einem Zeichen versehen sein. Vor dem Fortgehn haben sie die eine Seite derselben zum Munde zu führen, bei der Rückkehr die andere. Die Gefäße müssen außerdem nach der Heimkunft fortgeworfen oder in einen Baum gehängt werden.

Jagdvölker haben in der Regel höchst practische das Wild betreffende Gesetze. Bei den Grönländern verlangt es das Jagdrecht, daß der Seehund, der von einem Jäger getroffen ist und mit dem in seinem Fleische haftenden Wurfspieß entkommt, nachher aber durch einen anderen Mann erlegt wird, dem ersten Verfolger gehört. Ist jedoch der Seehund mit der Harpune und der Blase getroffen und dabei die Schnur gerissen, so verliert der Jäger sein Anrecht. Findet ein Eingeborner einen todten, von einer Harpune durchbohrten Seehund, so behält er das Thier, giebt die Waffe dagegen dem Eigenthümer zurück. Erlegen auf einer Renthierjagd mehrere Jäger gemeinsam ein Wild, so gehört es dem, dessen Pfeil

---

[1]) Astley's Coll., vol. IV, p. 548.
[2]) Early History of Man, p. 186.
[3]) Tanner's Narrative, p. 123.

dem Herzen am nächsten eingedrungen ist. Die Pfeile tragen sämmtlich Abzeichen, so daß kein Zwist entstehen kann; seit der Einführung der Gewehre hat jedoch schon mancher Streit stattgefunden. Derjenige, welcher ein Stück Treibholz findet (ein im hohen Norden äußerst werthvoller Gegenstand), kann sich dasselbe aneignen, indem er zum Zeichen seiner Besitzergreifung einen Stein auf dasselbe legt. Dann wird es von keinem anderen Grönländer berührt werden.

Bei den Khonds haben die Jäger „das allgemein anerkannte „Recht, ein Wild innerhalb oder außerhalb ihres Gebietes so „lange zu verfolgen, bis sie es erlegt oder gefangen haben; nur „müssen sie dann den Dorfbewohnern, auf deren Grundbesitz sie „das Thier tödteten, einen Theil des Fleisches abtreten". [1])

Ferner sind die bei den Wilden üblichen Begrüßungsformeln, Festlichkeiten, Verträge und Unterhandlungen nicht nur nicht formlos, sondern im Gegentheil sehr umständlich und ceremoniös.

Eyre erzählt: „In Australien beobachten die Eingebornen der „verschiedenen Stämme beim gegenseitigen Verkehr eine außer„ordentliche Förmlichkeit". [2])

Mariner liefert einen ausführlichen Bericht von den weitschweifigen Ceremonien der Tonganer und „ihrer genauen Berück„sichtigung der Rangeintheilung". [3]) Der König [4]) bekleidete keineswegs die höchste Stellung. Der Tuitonga, der Veachi und mehrere andere Häuptlinge standen über ihm. In der That bedeutet der Titel Tuitonga eigentlich König von Tonga; doch hatte, da man ihn für göttlich oder doch wenigstens für einen Abkömmling der Götter hielt, die ihm dargebrachte Huldigung im Laufe der Zeit einen vollständig religiösen Charakter angenommen. Er war so heilig, daß manche Worte nur ihm allein zur Verfügung standen.

Nach dem Tuitonga und Veachi kamen die Priester; die bürgerliche Gesellschaft aber bestand aus fünf Rangklassen: dem Könige, den Edlen, den Matabules, den Muas und den Tuas. Das

---

[1]) Campbell's Wild Tribes of Khondistan, p. 41.
[2]) Discoveries in Australia, vol. II, p. 214.
[3]) Tonga Islands. vol. II, pp. 185, 199, 207.
[4]) *Loc. cit.*, vol. II, p. 79.

Kind ward der Rangklasse der Mutter zugezählt, falls dieselbe eine Edle war, wogegen bei den Matabules die Erbfolge auf den ältesten Sohn überging.

Bei den Micronesiern wurde ebenfalls auf den Rangunterschied ein großes Gewicht gelegt. Auf Banabe, einer der Karolineninseln, gab es drei Stände, und man versichert, „daß ein Mitglied „des einen Standes nicht einmal in der Schlacht mit einem einer „anderen Klasse angehörenden Manne kämpfen würde“.[1])

Auffallend ist, daß die Anrede in dritter Person nicht nur in Tonga, sondern auch in mehreren anderen Ländern als ein Zeichen der Hochachtung gilt. Der König von Tonga redet den Tuitonga „Ho egi Tuitonga,“ d. h. wörtlich übersetzt: „Dein „Herr Tuitonga“ an, wobei das besitzanzeigende Fürwort Dein „oder Euer anstatt mein benutzt wird; übersetzen wir das Wort „egi durch Gnaden oder Hoheit, so wird diese Redeweise uns „an das bei uns übliche „Eure Hoheit, Eure Gnaden, Ihro „Majestät“ erinnern. Die Bezeichnung ho egi wird nur bei der „Ansprache eines hochstehenden Häuptlings, von einem Gott nur „bei einer öffentlichen Rede gebraucht. Ho egi! bedeutet ferner „Ihr Häuptlinge! wie man aus dem Anfange von Finow's An„sprache ersieht“.[2])

In Samoa soll der Unterschied zwischen den höflichen Redensarten und der im täglichen Leben üblichen Sprechweise noch stärker hervortreten als in Tonga.[3]) Beim Sprechen mit einem Manne wird dort ebenfalls stets der Plural angewandt. Turner erzählt, als er auf seinem Pferde sitzend zum ersten Mal auf diese Weise angeredet sei, habe er, mit dieser Sitte unbekannt, sich einigermaßen beleidigt gefühlt. Er habe natürlich angenommen, der Eingeborne stelle ihn und sein Pferd auf die nämliche Stufe.[4])

Auf den Fidschiinseln erfordert die Höflichkeit, daß jeder geringe Mann, der einen Häuptling fallen oder ausgleiten sieht, sofort das Nämliche thut, damit es nicht den Anschein habe, als ob er geschickter oder gewandter sei wie sein Vorgesetzter. Doch

---

[1]) Hale's U. S. Expl. Exped. p. 83.
[2]) Mariner, vol. II, p. 142.
[3]) Hale's U. S. Expl. Exp. p. 286.
[4]) Nineteen Years in Polynesia, p. 340.

hat ihm der Häuptling für diese Aufmerksamkeit eine entsprechende Belohnung zu zahlen. [1])

Die Egbas, ein Negerstamm von West-Afrika, welche, wie Burton [2]) erzählt, „einen außergewöhnlichen Ueberschuß an Schwatz„haftigkeit und Zeit besitzen, haben eine bei den verschiedenartigsten „Gelegenheiten anwendbare Menge von Begrüßungen und Dank„sagungen ersonnen. Z. B. Oji re, bist du gesund erwacht? Akwaro, „guten Morgen! Akuasan, guten Tag! Akwale, guten Abend! „Akware, sagt man zu einem Müden, Akushe, zu einem Ar„beitenden, Akurin, (von rin, wandern) zu einem Reisenden, Akule, „zu einem, der sich daheim befindet, Akwalejo, zu einem Fremden, „Akwatijo zu einem nach langer Abwesenheit Heimkehrenden, Aku„rajo, zu einem Trauernden, Akujiko, zu einem Sitzenden, Akudaro, „zu einem Stehenden, Akuta, zu einem Verkaufenden, Wolebe (sei „achtsam), zu einem, dem man begegnet u. s. w. Das unterwürfige „Shashtanga oder Niederfallen der Hindus ist ebenfalls eine all„gemein verbreitete Sitte. Es geschieht auf mannigfaltige Weise; am „häufigsten sieht man die Eingebornen nach Fortlegung ihrer Bürde „ein, zwei oder drei Mal mit den Händen klatschen, dann auf alle „Viere sich niederlassen, den Boden mit dem Leibe und der Brust, der „Stirn und den beiden Seiten des Gesichtes berühren, die Erde „küssen, sich halb erheben, die Arme kreuzen und schließlich, nach„dem sie abermals Mutter Hertha begrüßten, sich aufrecht hin„stellen. — Der Geringere bezeigt diese Huldigung den Vor„nehmeren, der Sohn der Mutter, der jüngere dem älteren „Bruder, und ich selbst sah mich genöthigt, meinem kleinen moha„medanischen Diener zu verbieten, eine Stellung anzunehmen, in „welcher ein Mensch nur zu seinem Schöpfer reden sollte. Diese „Huldigung bringen sie in der Regel einmal täglich bei der ersten „Begegnung dar; derartige Begegnungen finden jedoch so häufig „statt, daß der Betreffende von vierundzwanzig Stunden min„destens eine vergeudet. Gleichstehende knieen oder hocken vor „einander und schnippen nach der den Westafrikanern eigenthüm„lichen in jedem Stamme verschiedenartig auftretenden Sitte mit „den Fingern".

---

[1]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 89.
[2]) Burton's Abeokuta, vol. I, p. 113.

Besonders überrascht war Livingstone [1]) „über die große „Förmlichkeit, welche die Bewohner von Balonda an den Tag „legen. Sobald ein geringer Mann einem höherstehenden auf der „Straße begegnet, so wirft er sich sofort auf die Kniee und reibt „sich Arme und Brust mit Staub ein. Dann klatscht er fort- „während mit den Händen, bis der Große vorübergegangen ist".

„Was die heiligen Handlungen auf Tahiti [2]) betrifft, so wurden „dieselben selbst dann, wenn die den Göttern dargebrachten Opfer- „spenden bedeutend und kostspielig gewesen waren und die lang „ausgedehnte Ceremonie fast ihr Ende erreicht hatte, für null und „nichtig erklärt, wenn der dienstthuende Priester ein einziges Wort „bei den üblichen Gebeten ausgelassen oder an eine falsche Stelle „gesetzt hatte. Durch die geringfügigste Unachtsamkeit war das „Gebet „hai" oder ungültig; es mußte ein neues Opfer zugerichtet „und die Handlung von Anfang an wiederholt werden."

Auf den Fidschiinseln [3]) werden „die Staatsgeschäfte mit er- „müdender Umständlichkeit verrichtet. Alte Formeln werden auf's „genaueste befolgt, und Neuerungen finden keinen Eingang. Das „ungemein häufig angewandte tactmäßige Zusammenschlagen der „Hände und die gedämpften Ausrufungen verleihen diesen Ver- „handlungen ein eigenthümliches Gepräge. Fischbein und andere „Gegenstände werden niemals ausgetauscht oder verschenkt ohne „Anwendung folgender Formel: „A! woi! woi! woi! A! woi! „woi! woi! A tabua levu! woi! woi! A mudua, mudua, mudua!" (Händeklatschen!) Bei näherer Erwägung wird uns ein solches Verfahren ganz naturgemäß erscheinen. In Ermangelung einer schriftlichen Urkunde hängt die Bestätigung eines Vertrages lediglich von der Aussage der Zeugen ab; daher ist es nothwendig, jede Uebereilung, die leicht eine Vergeßlichkeit zur Folge haben könnte, zu vermeiden und darauf hinzuwirken, daß die Handlung einen möglichst tiefen Eindruck auf die Anwesenden mache.

Die Römer legten ebenfalls auf äußere Formalitäten und Ausdrücke einen Werth, der uns übertrieben vorkommt. Z. B. sagt Ortolan: „Celui qui dira vignes (vites) parce qu'il plaide „sur des vignes, au lieu de dire arbores, terme sacramental de

[1]) Travels in South Africa, p. 296.
[2]) Ellis's Polynesian Researches, vol. II, p. 157.
[3]) Williams Fiji and the Fijias's, vol. I, p. 28.

„la loi, perdra son procès“.[1]) Unter den Kaisern kam jedoch dies Formwesen bedeutend in Abnahme.[2])

Gehen wir nunmehr zur Eigenthumsfrage über, so sagt Goguet[3]): „La première loi, qu'on aura établie, aura été pour „assigner et assurer à chaque habitant une certaine quantité „de terrain. Dans le temps où le labourage n'étoit point en-„core connu, les terres étoient en commun. Il n'y avoit ni „bornes ni limites qui en réglassent le partage, chacun prenoit „sa subsistance où il jugeoit à propos. On abandonnoit, on „reprenoit successivement les mêmes cantons, suivant qu'ils „étoient plus ou moins épuisés: cette manière de vivre n'a „plus été practicable quand l'agriculture a été introduite. Il „fallut alors distinguer les possessions et prendre les mesures „nécessaires pour faire jouir chaque citoyen du fruit de ses „travaux. Il étoit dans l'ordre que celui qui avoit semé du „grain fût sûr de le recueillir, et ne vît pas les autres pro-„fiter des peines et des soins qu'il s'étoit donnés. De là sont „émanées les loix sur la propriété des terres, sur la manière „de les partager et d'en jouir.“

Dieselbe Ansicht wird auch von andern Gelehrten vertreten. Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß der Grundbesitz eine Bedingung und eine nothwendige Folge des Ackerbaus ist. Im Gegentheil, er besteht sogar bei Jägervölkern. Doch pflegt auf dieser Culturstufe das betreffende Land nicht dem Einzelnen, sondern dem ganzen Stamme anzugehören. Die nordamerikanischen Indianer hatten wenigstens durchschnittlich keinen privaten Grundbesitz. Es wird uns daher im ersten Augenblick befremden, daß bei den in vieler Beziehung weit tiefer stehenden Australiern[4]), jede „männliche Person ein eigenes Stück Land hat, dessen Grenze sie „genau anzugeben weiß. Dieses Besitzthum wird den Söhnen „vom Vater schon bei dessen Lebzeiten zugewiesen und erbt sich in „fast regelrechter Weise fort. Der Mann darf sein Stück Land „nach Belieben verschenken oder vertauschen; eine Frau erbt jedoch „nie; auch hat der erstgeborne Sohn keinerlei Rechte und Vor-

[1]) Ortolan's Justinian, vol. I, p. 519.

[2]) *Loc. cit.*, p. 354.

[3]) *Loc. cit.*

[4]) Eyre, Discoveries in Australia, vol II, p. 207. Siehe ferner Lang in Grey's Australia, vol. II, p. 232.

„theile vor seinen übrigen Brüdern". Ja, noch mehr als das; auf einige Bezirke, die sich durch Reichthum an Gummi u. s. w. auszeichnen, haben zur Zeit der Ernte, aber nur dann, eine Anzahl Familien ein anerkanntes Recht. [1]) Sogar das Wasser der Flüsse wird von einigen australischen Stämmen mit Beschlag belegt. Das Betreten eines fremden Eigenthums in der Absicht des Jagens betrachten die Australier als ein Verbrechen, das womöglich mit dem Tode gebüßt werden muß. [2])

Diese Verschiedenheit der Verhältnisse beruht in dem Umstande, daß die Indianer fast ganz auf die Jagd angewiesen sind, während ein Australier sich von Beutelratten, Würmern, Insecten, Wurzeln u. s. w. nährt. Die Ersteren würden daher, falls ihr Land in viele Privatgüter zerfiele, trotz des vielleicht in nächster Nähe vorhandenen Wildes, dem Hungertode preisgegeben sein, wogegen der Letztere auf seinem eigenen Grund und Boden hinreichenden Unterhalt findet.

In Polynesien [3]), wo, wie z. B. in Tahiti, „dem Ackerbau „eine große Sorgfalt zugewandt wird, hat jeder Theil des Landes „seinen bestimmten Eigenthümer; ja sogar die verschiedenen Bäume „haben ihren eigenen Herrn uud häufig gehört ein solcher nicht „dem Manne, dem der Boden eignet, auf dem er erwuchs".

Uebrigens finden wir durchaus nicht bei jedem ackerbautreibenden Volke die Sitte des persönlichen Grundbesitzes. In den russischen „Mirs" oder Communal-Dörfern galten nur bewegliche Güter als Privateigenthum; die Ländereien gehörten allen Gemeindegliedern gemeinsam. [4])

Auf Neuseeland gab es dreierlei Arten des Grundbesitzes [5]): „Stamm-, Familien- und Privatgüter. Die dem einzelnen „Stammesgenossen gebührenden Rechte waren häufig sehr aus„gedehnt und durch Wechselheirathen verwickelt. Die Aalgräben „galten als persönliches Eigenthum. Die Kinder erhielten unmittel„bar nach ihrer Geburt ein Anrecht auf einen Theil des Familien„vermögens". Shortland behauptet jedoch, „das Oberhaupt der

[1]) **Grey's Australia, vol. II, p. 298.**

[2]) ***Loc. cit.*, p. 236.**

[3]) **Ellis's Polynesian Researches, vol. II, p. 362. Dieffenbach, vol. II, p. 114.**

[4]) **Faucher, in Systems of Land Tenure, p. 362, *et seq.***

[5]) **Taylor's New Zealand and its Inhabitants, p. 384.**

„Familie besitze das Recht, seine Habe ganz nach Belieben unter „seine männlichen Nachkommen und Verwandten zu vertheilen“.[1]) Wahrscheinlich äußert sich diese Sitte nicht bei allen Stämmen in der nämlichen Weise.

Manchmal ist eine Strecke Landes nur für eine bestimmte Zeit im Jahre[2]) Privateigenthum und ist in den übrigen Monaten ein Gemeingut des Stammes. So verdanken z. B. die englischen Lammas-Ländereien ihren Namen dem Umstande, daß sie bis zu der meistens am Lammas-Tage (Petrikettenfeier, 1. August) stattfindenden Ernte Privatleuten gehörten und nach Ablauf dieser Zeit bis zum kommenden Frühling als Gemeindewiesen benutzt wurden. Dieselben wurden selten gedüngt, und da die einzelnen Theile häufig außerordentlich klein waren, so hätte es große Mühe gekostet, die genauen Grenzlinien während der Zeit der gemeinsamen Benutzung im Gedächtniß zu behalten; es war daher ungleich bequemer, alljährlich eine neue Theilung vorzunehmen.

In einigen Theilen Rußlands „erlischt nach Ablauf einer „beliebigen Zeit das Eigenthumsrecht der einzelnen Dorfbewohner; „das Land wird der Behörde abgetreten und auf's neue unter „die betreffenden Familien mit Berücksichtigung der jedesmaligen „Kopfzahl vertheilt. Sobald diese Wiederbelehnung stattfindet, „können sich nach wie vor die Rechte der Familien sowie der einzelnen Mitglieder in mancherlei Weise verzweigen und fortpflanzen, „bis eine abermalige Theilung eintritt“.[3])

Solche Communal-Dörfer findet man übrigens keineswegs nur in Rußland, und Maine hat kürzlich auf die große, zwischen den noch heute in Indien bestehenden Dorfgemeinschaften und den alten teutonischen Ackerbaudörfern in Deutschland und England herrschende Aehnlichkeit hingewiesen.[4]) Daß ähnliche Einrichtungen in Irland bestanden, zeigen die „Brehon Laws“ (alte unter Eduard III. aufgehobene irische Gesetze), über welche uns Maine ebenfalls eine Abhandlung zu liefern denkt, die ohne Zweifel ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß dieses Gegenstandes sein wird.

---

[1]) Shortland's Traditions etc., of the New Zealanders, p. 273.

[2]) Nasse, On the Agric. Comm. of the Middle Ages. Veröffentlicht von dem Cobden Club. 1871.

[3]) Maine's Ancient Law, p. 267.

[4]) Village Communities in the East and West, 1871.

Den Berichten zufolge, sollen die ältesten slavonischen Gesetze von dem Grundsatz geleitet sein, daß das Besitzthum der Familien nicht für ewige Zeiten getrennt bleiben müsse. Selbst noch heute wird in mehreren Bezirken von Servien, Croatien und östreichisch Slavonien das ganze Land von den Dorfbewohnern bebaut und der Ertrag alljährlich getheilt.

Auch in Peru gehörte der sämmtliche Grundbesitz dem Staate; ein Mal im Jahre fand eine neue Belehnung statt; für jedes neugeborne Kind ward eine Strecke Landes bewilligt, wobei der einem Knaben zugewiesene Antheil doppelt so groß war, wie der eines Mädchens.[1])

Nach Diodorus Siculus überwiesen die Celtiberier alljährlich das Land einzelnen Personen, damit dieselben es zum allgemeinen Wohle bebauten, worauf der Betrag in Speicher gesammelt und von Zeit zu Zeit unter die Bedürftigen vertheilt wurde.[2])

Der Grundbesitz bedingt nicht immer ein Verkaufsrecht. „Wir „vergessen nur zu leicht," sagt Campbell[3]), „daß der Grundbesitz „als übertragbare kaufmännische Waare, die, wie jedes Stück „Vieh, von Hand zu Hand gehen kann, keine alterthümliche „Einrichtung, sondern eine entschiedene Neuerung ist, die nur in „einigen wenigen sehr vorgeschrittenen Ländern Eingang fand."[4]) „Man darf wohl behaupten," fügt er hinzu, „daß in Indien vor „der englischen Herrschaft die Ländereien nicht als verkäufliche „Güter angesehen wurden und daß nur bestimmte Arten der ge„nauer begründeten Rechtsansprüche bis zu einem gewissen Grade „durch Verpfändung erledigt werden konnten. Daß man zur Til„gung einer Privatschuld ein Grundstück mit Beschlag belegen „oder verkaufen könne, dieser Gedanke war noch nie einem Ein„gebornen in den Sinn gekommen."

Noch viel weniger verleiht der Grundbesitz unter allen Umständen die Befugniß einer testamentarischen Verfügung. Es ist viel-

---

[1]) Wuttke's Geschichte der Menschheit Band V. Seite 328. Prescott, vol. I, p. 44. Einen etwas anders lautenden Bericht liefert uns Polo de Ondegardo, Rites and Laws of de Incas, p. 162.

[2]) Lord Kames' History of Man, vol. I, p. 93.

[3]) Systems of Land Tenure, p. 151.

[4]) *Loc. cit.*, p. 171.

mehr eine Thatsache, daß die Bestimmung des letzten Willens, als gesetzliches Verfahren, einen sehr späten Ursprung hat.

Manchmal scheint angenommen zu werden, daß das Anrecht auf ein Vermögen mit dem Leben des ersten Besitzers stirbt. Auf Vanua Levu, einer der Fidschi-Inseln, ist der Tod eines Häuptlings das Zeichen zur allgemeinen Plünderung; die nächsten Verwandten eilen in das Sterbehaus und eignen sich alles darin Befindliche an. [1])

Auf Seite 334 erwähnte ich bereits den Zustand der vollständigen Gesetzlosigkeit, welche in einigen Theilen Afrikas und auf einigen polynesischen Inseln in der zwischen dem Tode des Herrschers und der Ernennung seines Nachfolgers liegenden Zeit eintritt.

Man sagt, bei den Grönländern sei es früher Sitte gewesen, daß die Eingebornen das Eigenthum eines Mannes, der keine erwachsenen Kinder hinterließ, für herrenlos erklärten. Jeder nahm, was ihm beliebte oder wenigstens, was er erlangen konnte, ohne die geringste Rücksicht auf die unglückliche Wittwe und ihre Kinder zu nehmen. [2])

Bei dieser Gelegenheit möchte ich meine Leser ganz besonders auf das die älteste Geschichte der testamentarischen Erbfolge behandelnde Capitel in Maine's Werk aufmerksam machen. Er erinnert uns in demselben daran, daß nach unseren Begriffen der Kernpunkt eines Testamentes drei Eigenschaften umfaßt; es kommt erst nach dem Tode des Betreffenden zur Geltung, kann geheim gehalten und endlich umgestoßen werden. Doch erlangte im römischen Rechte das Testament nur langsam und allmählich diese charakteristischen Merkmale; auf den tieferen Culturstufen gab es keine Testamente.

In Athen war das Recht, ein Testament aufzusetzen, durch Solon eingeführt; dasselbe trat jedoch nur bei kinderlosen Leuten in Kraft. „Den Barbaren im Norden des römischen Reiches war," sagt Maine [3]) „nach ihrer eigenen Aussage der Begriff „des Testamentes völlig fremd; die sachkundigsten Gelehrten stim„men darin überein, daß diejenigen Abschnitte ihrer geschriebenen

---

[1]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 187.

[2]) Crantz's History of Greenland, vol. I, p. 192.

[3]) *Loc. cit.*, p. 172.

„Gesetzbücher, welche die von ihnen in ihren ursprünglichen Hei-„mathsstätten und Ansiedelungen an der Grenze des römischen „Reichs befolgten Sitten enthalten, auf keine derartigen Einrich-„tungen hinweisen."

Auch die Erforschung der alten deutschen Rechtszustände enthüllt uns ausnahmslos das eine Ergebniß, daß der alte Kern der Gesetzsammlung keine Spur einer testamentarischen Anordnung enthält. [1])

Auch den Hindus waren Testamente vollständig unbekannt. [2])

Es wird uns daher überraschen, bei den Australiern die Sitte zu finden, „daß jedes Familienhaupt seinen Grundbesitz in gleich-„mäßige Theile scheibet, die er seinen Söhnen als ihr zukünftiges „Erbtheil zeigt; so daß ein australischer Knabe schon im Alter von „vierzehn bis fünfzehn Jahren das Stück Land genau bezeichnen „kann, welches ihm einstmals zufällt. Sterben die männlichen „Glieder einer Familie aus, so erben die männlichen Kinder der „Tochter das Land ihres Großvaters". [3])

Auch auf Tahiti [4]) waren Testamente (doch wohl nur, falls keine Kinder vorhanden waren) an der Tagesordnung. „Doch „bezogen sie sich nicht nur auf den Grundbesitz, sondern auch auf „alles übrige Eigenthum. In Ermangelung der Buchstaben, „konnte kein schriftliches Testament aufgesetzt werden; daher pflegte „ein vermögender Mann zur Zeit einer Erkrankung alle Familien-„mitglieder und vertrauten Bekannten um sich zu versammeln und „ihnen Anweisungen über die nach seinem Tode zu veranstaltende „Theilung seiner Habe zu geben. Die Erfüllung dieses Wunsches „galt als heilige Pflicht und ward meistens mit großer Gewissen-„haftigkeit ausgeführt".

Unsere Art des Testamentmachens verdanken wir hauptsächlich den Römern. Anfangs wurden freilich auch die römischen Testamente, wenn wir diese Vermächtnisse so nennen dürfen, weder im Geheimen, noch im Voraus angefertigt; auch konnten sie nicht umgestoßen werden. Im Gegentheil, sie wurden öffentlich, vor

---

[1]) **Maine's Ancient Law, p. 196.**

[2]) ***Loc. cit.*, p. 193. Campbell in Systems of Land Tenure, p. 177.**

[3]) **Eyre's Australia vol. II, p. 236.**

[4]) **Ellis' Polynesian Researches, vol. II, p 362.**

wenigstens fünf Zeugen aufgesetzt; sie traten ferner sofort in Kraft und konnten nicht umgeändert werden. Daher wurden sie wohl nur unmittelbar vor dem Tode gemacht. Vermuthlich hatten nur Personen, denen Leibeserben fehlten, das Recht, ein Testament zu machen. In Athen fand diese Beschränkung jedenfalls statt; doch dürfen wir annehmen, daß auch in Rom das Testament nicht als ein Mittel galt, Jemanden zu enterben oder eine gleichmäßige Theilung des Vermögens zu bezwecken.

Unter diesen Umständen mag es uns im ersten Augenblick befremden, daß die Römer den Verlust des testamentarischen Vorrechtes als ein großes Unglück zu betrachten pflegten, und die Verwünschung, es möge jemand Intestat sterben, als ein schlimmer Fluch angesehen ward. Eine Erklärung hierfür finden wir in ihren Verwandtschaftsbegriffen; da die Kinder Sclaven waren, und als solche kein Eigenthum verwalten durften [1]), so hegte der Vater natürlich den Wunsch, seine Lieblingssöhne freizusprechen; war dies geschehen, so gehörten sie nicht mehr zur Familie und waren in Folge dessen keine rechtmäßigen Erben. Nach dem Tode eines römischen Bürgers ging daher das Vermögen, war kein Testament vorhanden, auf die unfreien Kinder und nach ihnen auf die nächsten Verwandten väterlicherseits über; daher veranlaßte den Römer das nämliche Gefühl, welches ihn bewog, seinen Sohn freizusprechen, auch zur Aufsetzung eines Testamentes; starb er ohne Vermächtniß, so bewirkte die Freisprechung des Sohnes zugleich dessen Enterbung.

Der Wendepunkt in der Geschichte des römischen Testamentes scheint in die Zeit gefallen zu sein, wo man es nicht mehr für nothwendig erachtete, daß der rechtmäßige Erbe der Kundgabe des letzten Willens beiwohne. Wann dies zum ersten Male unter gesetzlicher Anerkennung geschah, ist nicht genau nachzuweisen, doch war diese Sitte zur Zeit des Gajus, welcher während der Herrschaft der Antonine lebte, in Kraft; gleichzeitig ward auch die Unumstößlichkeit der Testamente aufgehoben [2]); ja, sogar schon unter Hadrian war ein Testament ungültig, sobald ein postumus

---

[1]) Maine's Ancient Law II, p. 180.

[2]) Tomkins' and Lemon's Commentaries of Gajus, com. II, sec. CXIIV.

suus, d. h. ein nach der Aufsetzung des letzten Willens geborenes Kind, zur Welt kam. [1])

In manchen Ländern wurden in Ermangelung der Testamente die Rechte der Kinder durch Bräuche gewahrt, welche denen der russischen Communal-Dörfer glichen, wo die Kinder unmittelbar nach ihrer Geburt ein Anrecht auf einen Theil des Grundbesitzes haben. Uebrigens beschränken sich derartige Ansprüche nicht nur auf einen gemeinschaftlichen Grundbesitz. Bei mehreren Völkern haben die Kinder ein gesetzlich anerkanntes Recht auf einen Theil der väterlichen Güter, sind keine Nachkommen vorhanden, so wird der letzte Wille durch eine Adoption bekundet; die derselben zugelegte Bedeutung erwähnte ich bereits; sie erklärt uns zum Theil die von den niederen Rassen gehegten unrichtigen Verwandtschaftsbegriffe.

Bei den Hindus [2]) erhält jeder Sohn unmittelbar nach der Geburt ein Recht auf einen Theil der väterlichen Ländereien; ohne seine Zustimmung können dieselben nicht verkauft werden; nach erlangter Volljährigkeit kann er sogar gegen den Willen seines Vaters, und falls dieser seine Zustimmung giebt, gegen den Willen der übrigen Geschwister seinen Erbtheil beanspruchen; bei der Theilung hat der Vater nichts vor seinen Kindern voraus; doch werden ihm zwei Theile zugeschrieben, wogegen sie nur jeder einen erhalten. Das Gesetz der alten deutschen Stämme lautete auffallend ähnlich; das Allodialgut oder die Domaine der Familie war das gemeinsame Eigenthum des Vaters und der Söhne. Nach dem alten deutschen Recht waren die Kinder die Miteigenthümer des väterlichen Vermögens, und das Familiengut konnte nur mit allgemeiner Zustimmung veräußert werden. Diese Anschauung erklärt offenbar die merkwürdige, in vielen Theilen Polynesiens vorkommende Sitte, daß der Sohn einen höheren Rang einnimmt, als sein Vater, und daß manchmal sogar, wie z. B. in Tahiti und auf den Marquesas-Inseln, der König abdankte, sobald ihm ein Sohn geboren wird, und die Landeigenthümer, die selbstständige Benutzung ihrer Güter einbüßten und von nun an

---

[1]) *Loc. cit.*, com. II, sec. CXLIII.
[2]) **Maine's Ancient Law, p. 228.**

nur als Vormünder der jugendlichen Grundbesitzer angesehen wurden. [1])

Die Basutos besitzen ein streng durchgeführtes Erstgeburtsrecht; schon bei Lebzeiten des Vaters erlangt der älteste Sohn eine bedeutende Macht über das väterliche Eigenthum und seine jüngeren Geschwister. [2])

Das nämliche Princip herrscht, verbunden mit einer durch die weiblichen Glieder bestimmten Erbfolge, auf den Fidschi-Inseln, woselbst es unter dem Namen Vasu bekannt ist. Dieses Wort bedeutet ursprünglich Neffe oder Nichte; ist aber jetzt nur als Ausdruck gebräuchlich für das außerordentliche Vorrecht des Neffen, sich nach Belieben das seinem Onkel gehörende oder unter dessen Obhut stehende Eigenthum anzueignen. [3]) Dies ist eine der merkwürdigsten Einrichtungen der auf den Fidschi-Inseln üblichen Tyrannei. Nimmt ein Häuptling eine noch so angesehene Stellung ein, sobald er einen Neffen hat, hat er einen Herrn; ein Auflehnen gegen diese Sitte kommt Keinem in den Sinn. Ja, der seinem Onkel feindlich gegenüberstehende Thakonauto versorgte sich sogar aus den Vorrathskammern seines Feindes mit dem erforderlichen Schießbedarf.

Vielleicht entstand der merkwürdige Brauch, den Vater nach seinem Kinde zu nennen, aus einer solchen Sitte; wird z. B. in Australien [4]) dem ältesten Kinde eines Mannes ein Name beigelegt, so wird dem Vater der Name des Kindes ebenfalls verliehen; Kadlitpinna, der Vater von Kadli; die Mutter heißt dann Kadlingangki, die Mutter von Kadli, von Ngangki, einer Frau. Diese Sitte herrscht fast auf dem ganzen Festlande. Bei den Betschuanen von Süd-Afrika erhalten die Eltern ebenfalls den Namen des Kindes. Frau Livingstone's ältester Knabe hieß Robert, in Folge dessen nannten die Eingebornen sie nach der Geburt des Kindes stets Ma-Robert, die Mutter von Robert. [5]) Auf Madagaskar ist es ebenfalls Sitte, die Eltern nach ihrem ältesten Kinde zu benennen. [6])

---

[1]) Ellis' Polynesian Researches, vol. II, pp. 346, 347, Waitz fortgesetzt von Gerland, vol. VI, pp. 210, 215, 219.

[2]) Casalis' Basutos, p. 179.

[3]) Fiji and the Fijians, vol. I, p. 34.

[4]) Eyre, *loc. cit.*, vol. II, p. 325.

[5]) Livingstone's Travels in South Africa, p. 126.

[6]) Sibree's Madagascar and its People, p. 198.

In Amerika finden wir den nämlichen Brauch.[1]) Bei den Kutschin „wird der Vater nach seinem Sohne oder seiner Tochter „benannt und nicht, wie es bei uns der Fall ist, der Sohn nach „seinem Vater". Der Eigenname des letzteren wird durch die Anhängung der Silbe „tee" gebildet. Bekommt z. B. Que-ech-et einen Sohn, den er Sah-neu nennt, so heißt er hinfort Sah-neu-tee und sein erster Name geräth in Vergessenheit.

In vielen Theilen Sumatras[2]), besonders in Passum-mah, „wird der Bezeichnung Vater der Name des ältesten Kindes an- „gehängt, wie z. B.: Pa-Ladin oder Pa-Rindu (Pa steht für Bapa, „Vater); der Betreffende büßt durch die Erlangung dieses Namens „seinen eigentlichen bis dahin geführten Namen ein. Dies ist eine „eigenthümliche Sitte, die gewiß weniger naturgemäß ist, als die „unsrige, der zufolge der Sohn den Namen des Vaters erhält. „Es ist übrigens nicht üblich, dem jungen Manne einen Galar „bei der Hochzeit zu verleihen, wie dies bei den Rejangs geschieht, „die sich nur hin und wieder der Filionymik bedienen und dieselbe „dann gelegentlich, wie bei „Radin-pa-Chirano" mit dem Galar „zu verbinden pflegen. Die Frauen verändern niemals den bei „der Geburt erhaltenen Namen; nur werden sie häufig aus Höf- „lichkeit nach ihrem ältesten Kinde „ma si ano, die Mutter des So „und So", genannt; doch ist das mehr eine zuvorkommende Re- „densart als ein eigentlicher Name".

In der Regel fällt die Hinterlassenschaft dem ältesten Sohne zu oder wird gleichmäßig unter alle Kinder vertheilt; doch erzählt Duhalde, bei den Tartaren erhalte der jüngste Sohn die gesammte Erbschaft, weil die älteren nach erreichter Volljährigkeit das väter- liche Zelt zu verlassen und als Aussteuer eine beliebige Anzahl Vieh mitzubekommen pflegen. Arbousset sagt: „nach den Rechts- „begriffen der Kaffern muß der Nachfolger eines Häuptlings aus „dessen jüngeren Söhnen erwählt werden, da die zwei ältesten „nicht für wählbar gelten".[3]) In Nord-Australien sind, nach Macgillivray[4]), beide Geschlechter erbberechtigt; doch erhält das jüngste Kind am meisten. Anderson berichtet, bei den Schans

---

[1]) Jones, Smithsonian Report, 1866, p. 326.

[2]) Marsden's History of Sumatra, p. 286.

[3]) Tour to the N.E. of de Cape of Good Hope, p. 149.

[4]) Voyage of the Rattlesnake, vol. II, p. 28.

und Kakhyens von West-Yunan komme der Nachlaß ebenfalls auf den jüngsten Sohn.[1]) Eine ähnliche Sitte herrschte nicht nur bei den Mrus vom Arrawak-Gebirge[2]), sondern auch in einigen Bezirken Englands unter dem Namen „Borough English". [3])

Außerdem giebt es viele Völker, wo, wie bei den Hindus, der Erstgeborne ein Anrecht auf das vom Vater verwaltete Amt, sowie auf seine politische Stellung, doch nicht auf den ausschließlichen Besitz seines Vermögens hat.

Die Singphos[4]) haben eine eigenthümliche Sitte. „Der „älteste erhält die Ländereien und den Titel, der jüngste die be„weglichen Güter; die übrigen Brüder werden, falls welche vor„handen sind, von der Theilung ausgeschlossen und bleiben wie „bei Lebzeiten des Vaters im Gefolge des Häuptlings oder Familien„hauptes."

Bei den niederen Rassen bekümmern sich die Häuptlinge nur dann um ein verübtes Verbrechen, wenn es ihre eigene Wohlfahrt oder die des ganzen Stammes zu beeinträchtigen droht. Die Gerechtigkeitspflege, sagt Du Tertre[5]), „wird bei den **Karaiben** „nicht vom Häuptlinge oder einer Behörde ausgeübt; daher ver„schafft sich der Beleidigte jedesmal selbst von seinem Gegner die „Genugthuung, die ihm die Leidenschaft eingiebt oder zu der ihn „seine Kraft berechtigt. Die übrigen Stammesgenossen betheiligen „sich in keiner Weise an der Bestrafung des Schuldigen; und „wenn einer der Eingebornen eine Beleidigung oder Beschädigung „erduldet, ohne sich dafür zu rächen, so sinkt sein Ansehn in der „allgemeinen Achtung und er wird verspottet als ein furchtsamer, „feiger Mensch".

Im alten Griechenland gab es keine Beamten, deren Pflicht es war, die Frevler zu verfolgen.[6]) Selbst im Fall eines Mordes ergriff der Staat nicht die Initiative; das war die Sache der Hinterbliebenen. Auch wurden die Angeklagten nicht bis zur

---

[1]) Expedition to Western Yunan, pp. 117, 131.

[2]) Lewin's Hill Tracts of Chittagong, p. 194.

[3]) Wren Hoskyns in Customs of Land Tenure, p. 104.

[4]) Dalton's Descr. Ethn. of Bengal, p. 13.

[5]) History of the Caribby Islands, p. 316. Labat giebt einen ähnlichen Bericht, Voyage aux Isles de l'Amérique, vol. II, p. 83. Azara, Voyage dans l'Amér. Min., vol. II, p. 16.

[6]) Goguet, vol. II, p. 69.

Fällung des Urtheilspruches in Haft genommen; daher pflegten sie in der Regel zu entfliehen, sobald sie Ursache hatten, zu befürchten, daß derselbe ungünstig ausfallen werde.

„Wird ein nordamerikanischer Indianer [1]) erschlagen, so hat „nur die Familie des Ermordeten das Recht, seinen Tod zu „ahnden; die einzelnen Mitglieder versammeln und berathen sich „und treffen dann ihre Bestimmungen. Die Häuptlinge der Stadt „oder der Völkerschaft haben kein Wort bei der Angelegenheit zu „sprechen." In der That müssen wir annehmen, daß der Zweck der gesetzlichen Verordnungen anfangs nicht die Bestrafung des Uebelthäters, sondern vielmehr die Zügelung und Beschränkung der von der beschädigten Partei ausgeübten Rache betraf.

Die Grenzen der gesetzlichen Rache (wenn ich diesen Ausdruck anwenden darf) sind häufig selbst bei solchen Völkern genau bestimmt, wo wir eine derartige Regelung am wenigsten erwarten. In West-Australien [2]) kann z. B. „ein Uebelthäter sein Unrecht „tilgen, indem er sich aus freien Stücken einer Speerstrafe „unterwirft. Es ist dann allen beschädigten Personen gestattet, „ihm an genau angegebenen Körpertheilen, z. B. der Hüfte, der „Lende, dem Beine und unter dem Arme, eine Speerwunde bei„zubringen. Die mit der Lanze zu durchbohrende Stelle ist für „jedes Verbrechen eine verschiedene, und häufig sieht man, wie der „Eingeborne, welcher eine Beinwunde verdient zu haben glaubt, „dem Gekränkten das betreffende Glied sofort zur Verwundung „darbietet". Die zu verletzende Stelle ist für jeden Fall so genau bezeichnet, daß derjenige, welcher aus Nachlässigkeit oder böser Absicht die angegebenen Grenzen überschreitet und z. B. statt dessen die Schenkelschlagader trifft, seinerseits dem nämliche Strafrechte verfällt. Diese Sitte scheint nicht in Süd-Australien zu bestehen; in Neu-Süd-Wales kommt sie dagegen ebenfalls vor. [3])

Beispiele wie diese werfen offenbar ein helles Licht auf die Entstehung des Begriffes „Eigenthum". Der thatsächliche Besitz bedarf natürlich keiner Erklärung. Sobald indessen irgend welche Gesetze erlassen wurden, welche die Art und Weise der Rache

[1]) Trans. Amér. Antiq. Soc., vol. I, p. 281.
[2]) Sir G. Grey's Australia, vol. II, p. 243.
[3]) Eyre's Exp. into Central Australia, vol. II, p. 389.

regelten, oder sobald der Häuptling es der Mühe werth hielt, die um einen Besitz entstehenden Streitigkeiten zu schlichten und auf diese Weise sein eigenes Ansehen vergrößernd, die Zwistigkeiten zu entscheiden, welche das allgemeine Wohl des Stammes beeinträchtigten, so hatte das natürlich zur Folge, daß sich aus dem Begriffe des bloßen Besitzes die Idee des Eigenthums entwickelte.

Da nun ein Verbrechen anfangs als eine persönliche, nur den beleidigten und den beleidigenden Theil betreffende Angelegenheit aufgefaßt wurde, um welche sich die übrigen Stammesgenossen nicht zu kümmern hatten, so konnte es unter allen Umständen — und betraf es auch einen Mord — durch die Auszahlung einer Summe Geldes gesühnt werden, deren Höhe den Forderungen der beleidigten Partei entsprach. Dies Reugeld ward nach dem Umfange des zugefügten Schadens berechnet und stand in keiner Beziehung zu dem Verbrechen als Verbrechen. Weil nun die Folgen einer Beschädigung stets die nämlichen bleiben, mag dieselbe, wie z. B. in Betreff eines Mordes, durch einen unglücklichen Zufall oder eine böse Absicht herbeigeführt sein, so pflegte man auch in beiden Fällen stets die nämliche Strafe anzuwenden.[1]

So entstand das englische Verbum to pay, zahlen, welches von dem lateinischen pacare, beschwichtigen oder besänftigen, abstammt.

Bei den Kaffern [1]) „macht das Gesetz keinen Unterschied „zwischen einem vorbedachten, böswilligen, einem in einer leidenschaftlichen Erregung, oder einem in Folge der Blutrache begangenen Mord. Der Betreffende wird bestraft, weil er das „Gesetz eigenmächtig handhabte; er hatte unter keinen Umständen „ein Recht dazu; selbst dann nicht, wenn er eine That der Wiedervergeltung übte. Dagegen scheint ihr Gesetz keine Entschädigung „zu fordern im Fall einer klar zu Tage liegenden, unabsichtlichen „Beschädigung des Eigenthums; betrifft jedoch diese Verletzung den „Körper des Menschen, und zieht sie namentlich schlimme Folgen „nach sich, so gehört sie unter die Rubrik der von der Behörde „zu strafenden Vergehen und kann daher auch nur vom Häuptling erlassen und nur durch dessen Vermittlung ohne Entrichtung eines Strafgeldes als getilgt angesehen werden". [2])

[1]) Kaffir Laws and Customs, p. 110. Siehe ferner p. 60.

[2]) Ebend. p. 67. Siehe ferner p. 113.

Die Römer dagegen begründeten jeden Anspruch auf eine Entschädigung auf das Vorhandensein einer Culpa; sie sagten, wo keine Culpa vorliege, könne auch keine Vergütung verlangt werden. Dies führte zu sehr mißlichen Folgen, wie Kames [1]) durch die Anführung folgender Stelle nachweist: „Labeo scribit, si cum vi „ventorum navis impulsa esset in funes anchorarum alterius, „et nautæ funes præcidissent; si, nullo alio modo, nisi præcisis „funibus, explicare se potuit, nullam actionem dandam;" L. 29, §. 3, ad leg. Aquil. „Quod dicitur damnum injuria datum „Aquilia persequi sic erit accipiendum, ut videatur damnum „injuria datum quod cum damno injuriam attulerit; nisi magna „vi cogente, fuerit factum. Ut Celsus scribit circa eum, qui „incendii arcendi gratia vicinas ædes intercidit: et sive per„venit ignis, sive antea extinctus est, extimat legis Aquiliæ „actionem cessare". L. 49, §. 1, eod. Das heißt auf deutsch: „Labeo schreibt: wenn ein Schiff durch die Gewalt des Sturmes „auf die Ankertaue eines anderen getrieben worden ist und die „Schiffsmannschaft in Ermangelung eines anderen Befreiungs„mittels die Taue gekappt hat, so finde keine Klage statt". „In „gleicher Weise führt Celsus als Beispiel einen Mann an, der „um einer Feuersbrunst Einhalt zu thun, ein Nachbargebäude „niedergerissen hat; hier, glaubt er, falle aus dem Aquilianischen „Gesetze die Klage weg, möge nun das Feuer wirklich bis zu dem „Hause des Nächstwohnenden sich erstreckt haben oder vorher ge„löscht worden sein."

Es scheint mir jedoch, daß selbst im römischen Recht ursprünglich das entgegengesetzte und ungleich häufiger vorkommende Princip geherrscht habe. In dieser Vermuthung wurde ich durch die große Verschiedenheit der Strafen bestärkt, welche die alten Gesetze über einen auf der That ertappten oder einen nach dem Verlauf einer erheblichen Zeit aufgefundenen Verbrecher verhängten. Bei den alten Römern und mehreren anderen Völkern wurden die Diebe in „sofort ergriffene" (manifest) und nicht sofort ergriffene (non manifest) getheilt. Der sofort ergriffene, d. h. auf der That ertappte oder doch jedenfalls noch im Besitz von gestohlenen Gütern gefundene Dieb ward nach dem Gesetz der zwölf Tafeln der Sclave

[1]) **History of Man, vol. IV, p. 34.**

des Beraubten; war er bereits ein Sclave, so erlitt er den Tod. Der nicht sofort ergriffene dagegen war nur verpflichtet, den doppelten Werth der gestohlenen Gegenstände zu vergüten. In späteren Zeiten ward die ungemein strenge Strafe, welche den sofort ergriffenen Dieb betraf, gemildert; doch mußte er immerhin noch den vierfachen Werth der entwendeten Sachen ersetzen und somit noch einmal so viel zahlen, als der nicht sofort ergriffene Dieb.

Denselben Grundsatz befolgten die nordamerikanischen Indianer.[1]) Auch die germanischen und angelsächsischen Gesetzbücher gestatten die Tödtung eines auf der That ertappten Diebes. So folgte das Gesetz den alten Principien der persönlichen Rache und nahm sich bei der Feststellung der Strafe das Maaß von Rache zur Richtschnur, welches unter den vorliegenden Umständen höchst wahrscheinlich von der beschädigten Person angewandt sein würde.[2])

Nach Williams[3]) brachten die Südseeinsulaner höchst selten einen Diebstahl vor ihren König oder Häuptling; sie pflegten sich vielmehr für das ihnen zugefügte Unrecht selbst zu entschädigen. Dieses Recht der Wiedervergeltung war übrigens gesetzlich anerkannt, „denn obgleich die betreffende Partei sie vollständig ausplünderte, „so durften sie sich doch nicht ihrer zu erwehren suchen; hätten sie „es gethan, so würde die ganze Bevölkerung des Bezirkes denen „beigestanden haben, die nach dem anerkannten Brauche das Recht „der Züchtigung besaßen. Auf die Weise wurden bei ihnen in der „Regel die kleineren Diebereien bestraft".

Mit Körperverletzungen verhielt es sich ähnlich. Bei den Angelsachsen war das Wehrgeld oder Reugeld offenbar ein Ersatz für die persönliche Rache. Jeder Körpertheil, sogar die Zähne, Nägel und Haare, hatten einen gesetzlich anerkannten Werth. Ja, die für die letzteren zu zahlende Summe war eine unverhältnißmäßig hohe. Der Verlust des Bartes erforderte zwanzig Schillinge, während der Bruch des Schenkelbeins schon durch zwölf Schillinge vergütet werden konnte. Ueberhaupt scheint eine Beeinträchtigung der äußeren Erscheinung ungemein hoch angeschlagen worden zu sein; das Ausschlagen eines Vorderzahnes ward mit sechs Schil-

[1]) Trans. Amer. Antiq. Soc., vol. I, p. 285.
[2]) Siehe Maine, *loc. cit.*, p. 378.
[3]) Polynesian Researches, vol. II, p. 369, 372.

lingen berechnet, wogegen die Verletzung einer Rippe nur auf drei geschätzt ward. Betraf die Beschädigung einen Sclaven, so fiel das Reugeld seinem Herrn zu.

Die Höhe des für einen Ermordeten zu entrichtenden Strafgeldes schwankte je nach dem Range des Betreffenden. Alle diejenigen, welche nicht zur königlichen Familie gehörten oder das Amt eines Eldermanns bekleideten, zerfielen in drei Klassen; der Twyhind-Mann oder Ceorl war nach dem Gesetz der Mercia auf zweihundert Schillinge; der Sixhind-Mann auf sechshundert Schillinge und ein königlicher Thane auf zwölfhundert Schillinge veranschlagt.[1])

In Irland konnte sich ein Mörder durch ein Straf- oder Reugeld von der Todesstrafe loskaufen; diese Summe ward, wie das auch in anderen Ländern geschah, zwischen den Hinterbliebenen des Erschlagenen und dem Richter getheilt.[2])

Bei den Gebirgsvölkern von Nord-Aracan ward jede Beleidigung und Verletzung durch ein Reugeld vergütet, deren Betrag durch langjährige Gewohnheit bestimmt und stets mit großer Strenge eingefordert ward.[3]) Bei den Kirgisen durften die Hinterbliebenen eines Erschlagenen dem Mörder eine bestimmte Anzahl Pferde u. s. w. als Entschädigung abfordern; für eine Frau oder ein Kind ward nur halb so viel gezahlt wie für einen Mann. Auch die Verletzung eines Gliedes berechtigte zu einer Vergütung; der Preis eines Daumen war auf hundert, der eines kleinen Fingers auf zwanzig Schafe angesetzt.[4])

Auch von der Gerechtigkeitspflege der Kaffern[5]) heißt es: „Da ihr solche Strafen wie Verbannung, Einkerkerung und kör- „perliche Züchtigung fremd waren, so mußte das Vermögen des „Volkes einen Ersatz für alle der Gerechtigkeit geschlagenen Wun- „den liefern. Diese Strafgelder wurden jedoch jedesmal dem „Häuptlinge ausgezahlt.[6]) Die dieser Sitte zu Grunde liegende

---

[1]) Hume, p. 74. Hallam, Cons. Hist. of England, vol. I, p. 272.
[2]) Hallam, *loc. cit.*, vol. III, pp. 341, 357.
[3]) St. John, Journ. Anthrop. Institute, 1872, p. 240.
[4]) Descr. de toutes les Nat. de l'Emp. de Russe, Pt. I, p. 148.
[5]) Kaffir Laws and Customs, p. 36.
[6]) Ebend. p. 35.

„Idee ist, daß die Güter eines Mannes sein persönliches Eigen-
„thum, sein Körper dagegen das Eigenthum des Häuptlings seien.
„In Folge dessen zieht ein schwer verwundeter Mann niemals
„einen Nutzen aus dem also gezahlten Gelde. Eines ihrer Sprich-
„wörter lautet: „Kein Mensch kann von seinem eignen Blute
„trinken".

Die Härte der ältesten Gesetzbücher und die ihnen eigenthüm-
liche Gleichförmigkeit der Strafbestimmungen sind wahrscheinlich
eine Folge der nämlichen Ursache. Ein gereizter Mann pflegt das
Maß der ihm gebührenden Rache nicht mit ruhiger Kaltblütigkeit
abzuwägen; und daher dürfen wir annehmen, daß da, wo in
irgend einem Stamme ein Häuptling, seiner Zeit voraus eilend,
sich bestrebte, ein Volksrecht an Stelle der Privatrache treten zu
lassen, dasselbe auch so eingerichtet wurde, daß die beschädigte
Partei unter allen Umständen lieber die Hülfe des Gesetzes anrief,
als sich auf ihre eigene Kraft verließ. Sie würde das natürlich
nicht gethan haben, wenn die vom Gesetz bestimmte Entschädigung
ungleich geringer ausgefallen wäre, als die ihr nach dem herkömm-
lichen Gebrauch zukommende.

Als später an Stelle der Geldbuße eine Strafe trat, ward
anfangs der nämliche Grundsatz befolgt und dabei der Unterschied
der Absicht übersehen. Ja, so lange ist die Bedeutung derselben
unterschätzt, daß noch gegenwärtig, — obgleich sie nunmehr von
unseren Gerichtsbehörden gewürdigt wird, — doch noch, wie
Baine [1]) nachweist, „von vielen Völkern, ja von civilisirten
„Menschen, der Geistesstörung ein sittliches Brandmal ange-
„heftet wird".

Hierbei werden wir wie bei so manchen anderen Begriffen
und Ansichten noch durch den Zustand beeinflußt, in welchem in
lang entschwundener Zeit unsere Vorfahren sich befanden. Wie
derselbe beschaffen war, versuchte ich in diesem Werke anzudeuten;
ich ging dabei von der Ueberzeugung aus, daß die ältesten Geistes-
stufen, welche die Menschheit durchschritten hat, durch das Leben
der jetzigen oder kürzlich ausgestorbenen Wilden veranschaulicht
werden. Ich hege die feste Zuversicht, daß die Geschichte des
Menschengeschlechtes im Großen und Ganzen einen Fortschritt be-

[1]) Mental and Moral Science, p. 718.

findet. Doch behaupte ich damit keineswegs, daß jedes Volk unbedingt vorwärts schreitet; im Gegentheil, die meisten niederen Rassen sind jetzt fast stationär; auch unterliegt es keinem Zweifel, daß viele derselben rückwärts gingen, doch pflegen solche Rassen in der Regel im Aussterben begriffen zu sein, während die stationären Völker nicht an Kopfzahl zunehmen; wogegen bei den fortschreitenden Nationen eine rasche Vermehrung stattfindet, so daß die weniger entwickelten Rassen stets von denselben zurückgedrängt werden.

Obgleich ich also keinen Augenblick bezweifle, daß es Völker giebt, welche rückwärts schreiten, so glaube ich doch, daß dieser Fall nur ausnahmsweise eintritt. Die in diesem Werke niedergelegten Beweise und Thatsachen berechtigen uns, glaube ich, mit vollem Recht zur Aufstellung folgender Schlußfolgerungen:

Die jetzigen Wilden sind nicht die Nachkommen civilisirter Vorfahren.

Der Mensch befand sich ursprünglich in einem Zustande des äußersten Barbarismus.

Aus demselben haben sich mehrere Rassen vermöge eigener Kraft emporgeschwungen.

Diese Annahmen sind, nach meiner Meinung, das Ergebniß streng wissenschaftlicher Forschungen. Wir werden sie um so freudiger anerkennen, da sie uns eine ermuthigende Aussicht in die Zukunft erschließen.

In dem Schlußcapitel meiner „Vorgeschichtlichen Zeit' bestrebte ich mich mit voller Anerkennung der Reize des Lebens der Wilden die unberechenbaren Vortheile hervorzuheben, die wir genießen. An dieser Stelle möchte ich nur noch hinzufügen, daß wir, falls die Geschichte des Menschengeschlechtes von einem Verfalle zeugt, jede Hoffnung auf eine einstige Veredlung fahren lassen müssen; war dieselbe dagegen eine stetig fortschreitende, so dürfen wir uns der Zuversicht hingeben, daß die Zukunft der Vergangenheit entsprechen wird; daß sich die Segnungen der Civilisation nicht nur auch auf andere Länder und andere Völkerschaften erstrecken werden, sondern daß sie auch in unsrem eigenen Vaterlande nach und nach zur allgemeinen, gleichmäßigen Geltung kommen; so daß uns nicht mehr stets Landsleute vor die Augen treten, die in unsrer Mitte ein schlimmeres Leben führen, als die

Wilden, und welche weder die Vortheile und wahren, wenngleich einfachen Freuden genießen, die das Leben der niederen Rassen schmücken, noch die weit höheren und weit edleren Annehmlichkeiten sich zu verschaffen wissen, welche im Bereich des civilisirten Menschen liegen.



Anhang.

Ueber den Urzustand des Menschen.

Erster Theil. [1])

Unmittelbar neben den verschiedenen Ansichten über die Entstehung des Menschengeschlechtes machen sich zwei einander widerstreitende Auffassungen über den Urzustand des Menschen oder des ersten diesen Namen verdienenden Wesens geltend. Viele Gelehrte sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Mensch zuerst ein vollständiger Wilder war, und daß der Lauf der Geschichte, im großen Ganzen genommen, ein Fortschreiten auf dem Wege zur Civilisation ist, obgleich einzelne Völker zeitweise — ja sogar mitunter Jahrhunderte hindurch — stehen geblieben oder sogar rückwärts gegangen sind. Andre Männer von nicht geringer Bedeutung haben einen schnurstracks entgegengesetzten Standpunkt eingenommen. Sie behaupten, daß der Mensch von Anfang an das gewesen sei, was er jetzt ist, daß er vielleicht in Künsten und Wissenschaften unerfahrener war als wir, daß aber seine geistige Begabung der unsrigen nicht nachstand. In ihren Augen sind die Wilden die verkommenen Nachkommen ungleich höher stehender Vorfahren. Unter den neueren Trägern dieser Theorie war Dr. Whately, der verstorbene Erzbischof von Dublin, einer der hervorragendsten.

---

[1]) Derselbe umfaßt den Hauptinhalt einer zu Dundee vor der British Association gehaltenen Vorlesung.

Er äußert seine Ansicht in folgenden Worten [1]):

„Kein Grund berechtigt uns zu der Annahme, daß jemals „eine menschliche Gesellschaft ohne Zuthun fremder Hülfe aus der „tiefsten Barbarei zu einem Zustand, der die Bezeichnung „Civi-„lisation" verdient, sich erhoben hat oder erheben kann. Der „Mensch ist ursprünglich kein Wilder gewesen. Macht irgend eine „Gemeinschaft durch eigene Kraft Fortschritte in der Civilisation, „so wird sie jedenfalls von einem Zustande ausgegangen sein, der „hoch über dem eigentlichen Barbarismus stand; denn aus diesem, „scheint es, haben die Menschen sich nie durch sich selbst erhoben „und können es auch nicht."

„Die alten Germanen," fährt er fort, „welche Korn bauten — „obwohl ihr Ackerbau wahrscheinlich auf einer sehr niedrigen Stufe „stand — welche nicht nur zahlreiche Hornviehheerden hatten, „sondern auch Thiere zur Arbeit verwandten und sogar bei Kriegs-„zeiten Reiterei benutzten, können nicht mit Fug und Recht zu den „„Wilden" gerechnet werden; wollen wir es aber doch thun (denn „es ist nicht der Mühe werth, sich um den Ausdruck zu streiten), „so muß ich zugeben, daß in diesem Sinne die Menschen durch „eigene, ununterstützte Kraft vom wilden zum civilisirten Zustande „sich weiter entwickeln konnten und es auch wirklich gethan haben." Diese Beschränkung der Bezeichnung „wild" auf die allerniedrigsten Vertreter des Menschengeschlechtes macht ohne Zweifel Whately's Theorie haltbarer, indem sie die Schwierigkeit, entscheidende Gegenbeweise herbeizuschaffen, vermehrt. Der Erzbischof drückt sich in der That überall in seiner Schrift so aus, als müsse es leicht sein, die zur Widerlegung seiner Theorie erforderlichen Belege beizubringen, falls wirklich jemals ein Stamm von Wilden durch eigene Kraft zu einer Culturstufe sich emporgeschwungen habe. Die Art jedoch, wie er den Fall der Mandanen, eines nordamerikanischen Indianerstammes, behandelt, zeigt in schlagender Weise die Unrichtigkeit seiner Annahme. Dies unglückliche Volk soll entschieden civilisirter gewesen sein, als die umwohnenden Indianer. Da es ihm an Bildung überlegene Nachbarn besaß, so hat man es als ein Beispiel von Wilden angeführt, welche sich durch eigene Kraft und ohne fremde Hülfe zur Civilisation erhoben. Dieser Behauptung gegenüber fragt Dr. Whately:

---

[1]) Whately, Political Economy, p. 68.

1) „Woher wissen wir, daß diese Mandanen dem nämlichen „Geschlechte entstammten, als ihre Nachbarn?

2) „Wer sagt uns ferner, daß ihr Standpunkt nicht die ur„sprüngliche Höhe bezeichnet, von der die anderen herabgesunken „sind?

3) „vorausgesetzt, daß die Mandanen sich wirklich aus dem „Zustande der Wildheit erhoben haben, wer beweist uns, daß sie „diesen Schritt nicht mit Hülfe von Ausländern vollbrachten, „welche sie vielleicht, — wie der Mango Capac von Peru — lange „vor der Zeit des Columbus aus civilisirterem Lande kommend, „besuchten?"

Setzen wir indessen zur leichteren Erörterung der Frage für einen Augenblick den Fall, daß die Mandanen oder ein anderes beliebiges Volk ursprünglich wild waren und sich selbst civilisirten, so würde es doch gerade durch die Natur der Sache unmöglich sein, die Belege zu liefern, die Dr. Whately verlangt. Ich bezweifle nicht, daß er die feste Zuversicht hegt, „daß wir bei keinem wirklich „wilden Stamme durch die Auffindung auch nur eines einzigen „authentischen Schriftstückes den Beweis erhalten, daß derselbe „ohne die belehrende, unterstützende Hülfe eines bereits gebildeten „Volkes zu einem civilisirten Zustande sich emporgeschwungen habe". Gehen wir von dem Vordersatz aus, daß wirkliche Wilde keine Schriftzeichen kennen, und stellen wir es als erste Bedingung hin, daß ihnen nie ein solches Culturproduct vor Augen gestellt ward, so ist das Vorhandensein einer solchen Urkunde natürlich eine Unmöglichkeit; sie würde schon allein durch ihre Existenz ihren Werth entkräften.

An einer anderen Stelle sagt der Erzbischof Whately: „Wäre „das ganze Menschengeschlecht oder ein Theil desselben der Selbst-„Civilisation fähig, so dürften wir in beiden Fällen mit Recht „erwarten, das wirkliche Vorkommen eines solchen Ereignisses ent„weder durch eine schriftliche oder mündliche Ueberlieferung oder „durch ein Denkmal beglaubigt zu finden". Aber das ist irrig. Das Vorhandensein derartiger schriftlicher Ueberlieferungen wäre ja gerade wegen der aufgestellten Hypothese eine Unmöglichkeit. Die mündlichen aber sind kurzlebig und unzuverlässig. Wie aber durch ein „Denkmal" das wirkliche Vorkommen eines zur Selbst-Civilisation fähigen Stammes bewiesen werden könnte, ist mir — muß ich bekennen — durchaus unverständlich. Wie müßte ein solches

Denkmal beschaffen sein, um dem Erzbischof als Beleg dafür zu gelten, daß seine Erbauer wild waren und vermöge eigener Kraft und ohne eine Beeinflussung höher stehender Ausländer sich gefördert haben?

„Aber," sagt Whately, „wir wissen aus Reiseberichten, daß „verschiedene, in getrennten Theilen der Erde wohnende, wilde „Stämme, welche zu mehreren Malen nach Ablauf bedeutender „Zeiträume von Europäern besucht worden sind, und die sonst in „keinem Verkehr mit civilisirten Menschen standen, allem Anschein „nach, in dem nämlichen barbarischen Zustande beharrten." Zur Erläuterung dessen führt er als einziges Beispiel die Neuseeländer an, die, als Tasman im Jahre 1642 ihr Land entdeckte, bereits eben so weit entwickelt waren, wie hundertsiebenundzwanzig Jahre später, als Cook sie besuchte. Wir sind gewohnt, einen so raschen Fortgang um uns her zu erblicken, daß wir zu vergessen pflegen, eine wie kurze Spanne Zeit ein Jahrhundert in der Geschichte des Menschengeschlechtes bildet. Halten wir selbst an der herkömmlichen Zeitrechnung fest, so ist es ersichtlich, daß, wenn eine beliebige Rasse sechstausend Jahre brauchte, um sich aus dem Zustande äußerster Wildheit zu der niedrigen Culturstufe der Australier zu erheben, ein einziges ferneres Jahrhundert keine bedeutenden Veränderungen hervorbringen wird. Manches Fischerdorf an der englischen Küste befindet sich noch fast in der nämlichen Verfassung, in der es sich vor hundertsiebenundzwanzig Jahren befand. Ueberdies möchte ich den Einwand erheben, daß Whately in Folge seiner eigenen Definition des Ausdruckes „Wilde" die Neuseeländer von dieser Bezeichnung ausgeschlossen hat. Bebauten sie doch den Boden und besaßen Hausthiere. Sie errichteten ferner kunstreiche Befestigungen und ausgezeichnete Canoes und waren keineswegs in einem Zustande äußersten Barbarismus. Auch muß ich betonen, daß ein so kurzer Besuch, wie der von Tasman, nur einen geringen Einblick in das eigentliche Leben eines Volkes gewähren kann. Ich bin jedoch um so weniger geneigt, die durch Erzbischof Whately aufgestellte Behauptung in Frage zu ziehen, weil die Thatsache, daß viele Völker noch jetzt wirklich stationär sind, in Wahrheit wohl ein Beweis gegen die Lehre vom Rückschritt, aber nicht gegen die Theorie vom Fortschritte ist. Die civilisirten Völker sind, nach meiner Ansicht, die Nachkommen von Vorfahren, welche einst Wilde waren. Die Gegner behaupten,

daß die Wilden, die Nachkommen gebildeter Nationen, auf ihren jetzigen Standpunkt herabgesunken seien. Nun giebt aber Erzbischof Whately zu, daß die civilisirten Völker fortschreiten, während die Wilden stehen bleiben; und merkwürdiger Weise scheint er diesen Umstand als einen Beleg für die ganz unhaltbare Behauptung anzusehen, daß der Unterschied zwischen beiden nicht durch das allgemein zugegebene Fortschreiten des einen Völkercomplexes hervorgerufen wird, sondern dem Rückwärtsgehen derer zuzuschreiben ist, die er selbst als stationär bezeichnet. Die Täuschung ist eine begreifliche und gleicht der, welcher wir Alle zu Zeiten beim Hinaussehen aus einem schnell dahinsausenden Bahnzuge unterworfen sind; Wald und Feld scheinen unseren Blicken zu entfliehen, und doch wissen wir, daß wir uns bewegen, während unsre Umgebung stillsteht.

Nun ist aber die Frage aufgeworfen worden: „War der „Mensch bei seinem ersten Auftreten auf die selbständige Ausübung „seiner natürlichen körperlichen und geistigen, dem Neuholländer „und dem Europäer gemeinsamen Fähigkeiten angewiesen, wie „kommt es dann, daß der letztere nicht auf derselben Stufe, wie „der erstere steht"? Meine Antwort lautet folgendermaßen: Erstens besitzt der Australcontinent weder Getreidearten noch Hausthiere, die mit Nutzen gezähmt werden könnten, und zweitens finden wir sogar in der nämlichen Familie unter Kindern, die demselben Elternpaar entstammen, die allerverschiedensten Anlagen; die nämliche Nation umfaßt Familien, deren Mitglieder sich durch feine Bildung auszeichnen, und andere, deren Zugehörige sämmtlich mit mehr oder minderem Rechte „Verbrecher" genannt werden können. Doch richtet sich jene Frage, wie des Erzbischofs vorangegangene Behauptung, — wenn sie überhaupt einen Nutzen hat — gegen seine eigne Ansicht. Sie gleichen beide einem australischen Bumerang, welcher auf den Werfer zurückspringt. Der Erzbischof glaubt an die Einheit des Menschengeschlechtes und behauptet, daß der Mensch ursprünglich (in einem gewissen Sinne) civilisirt gewesen sei. „Woher kommt es dann," möchte ich ihn fragen, „daß der Neuholländer nicht auf gleicher Stufe mit dem Europäer steht?" An einer andern Stelle citirt er zur Unterstützung seiner Ansicht einen Ausspruch, den Smith, ehemaliger Präsident der Universität New-Jersey gethan. Derselbe sagt, daß der Mensch, „falls „er als ein Waisenkind der Natur nackt und hülflos in den wilden

„Wald gesetzt sei, umgekommen sein würde, ehe er gelernt habe, seine „unmittelbarsten und dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. An„genommen aber, daß er, auf irgend eine Weise mit der Vollkraft „seiner körperlichen Fähigkeiten ausgestattet, in's Leben trat, wie „lange Zeit würde er dann bedurft haben, ehe er den rechten Ge„brauch von seinen Gliedern hätte machen oder sie zum Baum„erklettern u. s. w. anwenden können!" Genau dasselbe läßt sich jedoch von dem Gorilla und dem Chimpanse sagen, und diese werden wir schwerlich aus diesem Grunde für die verkommenen Sprößlinge civilisirter Vorfahren halten.

Nachdem wir so in ganz kurzen Umrissen die von Erzbischof Whately ausgesprochenen Ansichten erwogen haben, werde ich nunmehr, — ebenfalls mit wenigen Worten, — einige Thatsachen nachweisen, die, wie ich glaube, die von mir vertretene Auffassung unterstützen.

Erstens will ich mich bemühen, zu zeigen, daß selbst bei den Wilden Fortschritte bemerkbar sind.

Zweitens werde ich darthun, daß bei den allercivilisirtesten Nationen noch Spuren ursprünglicher Wildheit sich finden.

Der Erzbischof nimmt an, daß die Menschen anfänglich aus Hirten und Ackerbauern bestanden. Wir wissen jedoch, daß die Australier, die Nord- und Südamerikaner und verschiedene andere mehr oder minder wilde Völker, welche Länder bewohnten, die für unsere Hausthiere und zum Anbau unseres Getreides sich vorzüglich eignen, vollständig unbekannt mit diesen beiden Culturmitteln waren. Es ist meiner Meinung nach unwahrscheinlich, daß eine menschliche Gesellschaft, die einst aus Ackerbauern und Hirten bestand, so leichter und vortheilhafter Ernährungsquellen sich gänzlich entäußern sollte, und es ist noch undenkbarer, daß, falls wir Usher's engbegrenzte Chronologie annehmen, alle auf einen solchen Wechsel hinweisenden Traditionen verloren gegangen sein sollten. Und selbst dann, wenn im Lauf der Zeit die Nachkommen der jetzigen Colonisten etwa in Amerika oder Australien in einen solchen Zustand der Barbarei versänken, so würden doch wahrscheinlich wilde, von den importirten abstammende Viehheerden in jenen Gegenden zu leben fortfahren, und wenn diese ausgestorben sein sollten, so würden noch Gerippe von ihrer ehemaligen Existenz Kenntniß geben, während bekanntlich kein einziger Knochen von einem gezähmten Schaf oder Ochsen in Australien oder Amerika

gefunden ist. Dieselbe Behauptung läßt sich ferner auf das Pferd anwenden; denn das fossile Pferd von Südamerika gehört nicht zu unserer gezähmten Rasse. Das Nämliche gilt auch von den Pflanzen. Wir wissen freilich nicht, ob irgend welche von unseren cultivirten Getreidearten in wildem Zustande fortdauern würden; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß das in einer vielleicht modificirten Gestalt der Fall sein würde. Wir besitzen indeß viele Pflanzen, die sich dem Vordringen des Menschen anschließen. Durch ihre Uebersiedlung haben sie der Flora Südamerikas, Australiens und Neuseelands ein fast eben so verändertes Aussehen verliehen, wie die Ankunft der Weißen der Bevölkerung dieser Länder. Die Maories besitzen ein trauriges Sprichwort. Es heißt: „Wie die eingeborene Ratte von der ausländischen überwältigt, „die einheimische Fliege von der europäischen verdrängt und das „neuseeländische Farrenkraut vom Klee erstickt wird, so hört auch „der Maorie auf zu sein, sobald der weiße Mensch erscheint".

Eine äußerst interessante, diesen Gegenstand betreffende Abhandlung von Dr. Hooker, dessen Autorität Niemand in Frage ziehen wird, findet sich in der Natural Review für 1864. „Auf „dem Australcontinent und Neuseeland," sagt er, „vollbringt „das geräuschvolle Gewoge englischer Einwanderer nicht sichrer sein „Werk als die leise eindringende Fluth englischen Unkrauts, wel„ches in jährlich wachsender Zahl von Gattungen, Arten und „Exemplaren den unbebauten, noch nie vom Pflug berührten Boden „überwuchert. Bei Gelegenheit dieses Themas sagt ein unge„mein thätiger neuseeländischer Botaniker, der Correspondent „W. T. Locke Travers Esq. F. L. S., in einem Schreiben „von Canterbury: „Die in diesem Lande stattfindende überaus „„rasche Verbreitung europäischer und ausländischer Pflanzen „„würde Sie in Erstaunen setzen. Zu beiden Seiten aller durch „„die Ebenen führenden Hauptwege wächst in üppiger Fülle ein „„Polygonum (aviculare), Kuhgras genannt. Die Wurzeln „„desselben erstrecken sich bis zu einer Tiefe von zwei Fuß, und „„die Pflanze selbst nimmt einen Flächenraum von vier bis fünf „„Fuß Durchmesser in Anspruch. Das Ampferkraut (Rumex „„obtusifolius oder Rumex crispus) wird in jedem Flußbette ge„„funden und verbreitet sich derartig in die Thäler der Berg„„ströme, bis diese zu bloßen Giesbächen werden. Die Gänse„„distel überwuchert das ganze Land und wächst auf's herrlichste

„„in einer Höhe von fast sechstausend Fuß. Die Wasserkresse „„vermehrt sich solchergestalt in unsren stehenden Gewässern, daß „„sie dieselben vollständig auszufüllen droht.““ Die spanische Artischoke liefert ein zweites interessantes Beispiel der nämlichen Thatsache. Wir dürfen daher mit Sicherheit annehmen, daß die Fauna und Flora vom Australcontinent, Neuseeland und Südamerika, falls dieselben von einer Ackerbau oder Viehzucht treibenden Bevölkerung bewohnt gewesen wären, uns fast unabweisbar die nämliche Thatsache aufdrängen und zur Zeit ihrer Entdeckung einen durchaus anderen Charakter getragen haben würden.

Wir dürfen es außerdem als einen allgemeinen Lehrsatz hinstellen, daß in einem Lande, das nur des Metalls unkundige Wilde inne haben, noch niemals metallne Waffen oder Werkzeuge aufgefunden sind. Die Thongefäße liefern einen noch schlagenderen Beweis. Dieselben sind unverwüstlich; wo man sich ihrer bedient, pflegen sie im Ueberfluß vorhanden zu sein, und außerdem besitzen sie zwei Eigenschaften, die ihnen in den Augen des Urgeschichtsforschers einen hohen Werth verleihen. Sie sind nämlich einestheils leicht zerbrechlich und andererseits schwer zu vernichten. Zudem sind ihnen in den meisten Fällen Beerdigungsreste beigesellt. Es ist daher eine bedeutsame Thatsache, daß sowohl auf dem Australcontinent wie auf Neuseeland und den polynesischen Inseln keine einzige Thonscherbe aufgefunden ward. Es scheint mir außerordentlich unwahrscheinlich, daß eine Völkerschaft, die einmal die so leichte und nützliche Kunst der Töpferei kennen lernte, dieselbe vergessen sollte. Und das Nämliche läßt sich noch auf mehrere andere Künste und Handwerke anwenden. Ich will nur zwei derselben erwähnen, obgleich ich diese Zahl um ein Beträchtliches erhöhen könnte. Die Kunst des Spinnens und des Bogenführens sind manchen wilden Völkerschaften vollständig unbekannt, und doch würden beide von einer menschlichen Gesellschaft, in der sie sich einmal einbürgerten, schwerlich wieder aufgegeben werden. Einen ferneren Beweis bietet der in diesen Ländern stattfindende Mangel an allen architektonischen Ueberresten. Der Erzbischof Whately behauptet allerdings, daß dieser Umstand seine Ansicht unterstütze; doch ist das Fehlen von Monumenten in einem Lande keineswegs ein Zeichen von Civilisation, sondern von Barbarismus.

Auch der geistige Zustand der Wilden redet auf's Nachdrücklichste gegen die Theorie vom „Rückschritt“. Die Religionen der

niederen Rassen scheinen nicht nur an Ort und Stelle entstanden zu sein, sondern es giebt auch, — wie wir bereits sahen [1]), nach Aussage vieler glaubwürdiger Zeugen, wie Kaufleute, Gelehrte, Seefahrer und Missionare, — manche Völkerschaften, die überhaupt jeglicher Religion ermangeln. Dieser Fall findet sich vielleicht nicht ganz so häufig, als behauptet wird, daß er jedoch zum öfteren vorkommt, dafür haben wir eine sichre Bürgschaft. Nun ist es aber nicht wohl denkbar, daß ein Volk, welches einmal eine Religion besaß, derselben vollständig verlustig gehen kann. Sie verknüpft sich so eng mit den Hoffnungen und Befürchtungen der Menschen, übt einen so bedeutenden Einfluß auf die meisten Gemüther aus und gewährt in ihrer höheren Entwickelung einen so großen Trost in sorgenvollen und kranken Tagen, daß, und davon bin ich fest überzeugt, keine Nation ihrer sich je wieder entäußern würde. Ueberdies ruft sie eine ganze Klasse von Menschen in's Leben, deren eigenes Interesse die Aufrechthaltung ihrer Macht und Autorität erfordert. Finden wir demnach ein Volk, welches gegenwärtig keine Religion besitzt, so dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß sie ihm von jeher gefehlt hat.

Das Wesen der bei den niederen Rassen vorkommenden Religionen berechtigt uns, wie ich bereits an einer anderen Stelle nachwies [2]), zu der nämlichen Schlußfolgerung. Es ist mir ungemein lieb, daß ein so gründlicher Forscher wie Bagehot die von mir angeführten Beweise als genügend anerkennt. „Wahrlich," sagt er [3]), „wenn alle urzeitlichen Menschen übereinstimmend — oder auch nur die überwiegende Mehrzahl derselben — eine Religion ohne abergläubische Befürchtungen gehabt hätten, so würde keine Religion, — oder doch mindestens kaum eine Religion auf Erden, — mit abergläubischen Befürchtungen in's Leben getreten sein."

Auch ist es nicht denkbar, wie eine Rasse, welche die Vorstellung von einem Himmel bewahrte, die von einer Hölle verlieren konnte, falls sie dieselbe je besessen.

Ich werde nunmehr einige wenige Fälle anführen, wo sich bei wilden Völkern ein Fortschritt bemerkbar machte; obgleich das Zusammentreffen zweier Rassen in der Regel eher eine Erniedrigung

---

[1]) Siehe Seite 269 und die vorgeschichtliche Zeit, II. Band, Seite 273.

[2]) Siehe Seite 323.

[3]) Physics and Politics, p. 133.

als eine Erhebung der tieferstehenden zur Folge hat. Nach Mc Gillivray haben die Australier von Port Essington, welche früher wie alle ihre Landsleute nur Rinden-Canoes besaßen, diese gänzlich abgeschafft und benutzen gegenwärtig aus ausgehöhlten Baumstämmen gezimmerte Boote, die sie den Malayen abkaufen. Die Bewohner der Andamanen-Inseln haben vor Kurzem Ausleger eingeführt Die Bachapins hatten, als Burchell sie besuchte, neuerdings angefangen, Eisenarbeiten anzufertigen. Nach einem Bericht von Burton haben die Wajiji-Neger in letzter Zeit Messing bereiten gelernt. Auf Tahiti war, als Capitän Cook daselbst landete, der größte Morai oder Grabmal der Insel für die damals regierende Königin errichtet. Dies Inselvolk hatte außerdem grade zu ebenderselben Zeit den Kannibalismus abgeschafft.

Die Eingebornen von Celebes, deren Bambushütten gar häufig umgeweht wurden, machten die Entdeckung, daß sie durch einige an den Seiten der Hütte angebrachte krumme Balken dieselbe vor dem Umfallen bewahren können. „Sie wählen demgemäß die krummsten, „die sie finden können; aber sie kennen die Erklärung dieser Vor„kehrung nicht und sind auch nicht auf den Gedanken gekommen, „daß gerade Pfähle, die in schräger Richtung befestigt sind, die„selbe Wirkung haben, und dem Gebäude Festigkeit verleihen „würden." [1])

Sha-gwaw-ku-sink, ein Ottawwaw, welcher am Anfange dieses Jahrhunderts lebte, führte zum ersten Mal den Getreidebau bei den Ojibbeways ein. [2]) Ueberdies sprechen gewisse Thatsachen für sich selbst. Einige Indianerstämme hatten Kartoffelanpflanzungen. Da die Kartoffel eine amerikanische Pflanze ist, liefert sie uns somit den Beweis von einem Fortschritt, den diese wilden Stämme machten. Ferner hatten die Peruaner das Lama gezähmt. Diejenigen, welche nicht an die Einheit des Menschengeschlechtes glauben, würden wahrscheinlich den Einwand erheben, daß die Peruaner von Anfang an gezüchtete Lamas besaßen. Der Erzbischof Whately würde jedoch nicht diese Richtung einschlagen. Er würde jedenfalls zugeben, daß die ersten Bewohner von Peru weder Lamas noch — den Hund vielleicht ausgenommen — andere Hausthiere hatten.

[1]) Wallace's Malay Archipelago citirt in Tylor's „Anfänge der Cultur. In deutscher Uebersetzung von Spengel und Poske. I. Band, S. 62.
[2]) Tanner's Narrative, p. 180.

Das Rindenzeug der Polynesier ist ein zweiter hierher gehörender Fall. Einen ferneren, sehr starken Beleg liefert der Bumerang der Australier. Diese Waffe ist keinem anderen Volke bekannt. [1]) Wir können sie nicht für ein Ueberbleibsel urzeitlicher Civilisation halten. sonst würde sie gegenwärtig nicht auf eine einzige Rasse beschränkt sein. Aus dem nämlichen Grunde können die Australier sie nicht von civilisirten Nachbarn erhalten haben. Sie bietet daher, wie mir scheint, recht eigentlich den erwünschten Beleg und ist ein deutlicher Beweis von einem Fortschritt, — der, so klein er sein mag, doch immerhin von einem Volke gemacht wurde, das der Erzbischof sicherlich zu den „richtigen Wilden" gerechnet haben würde. Die Cherokesen liefern ein bemerkenswerthes Beispiel von einer bedeutenden Weiterentwicklung; sie sind in der That die einzigen unter den nordamerikanischen Jägerstämmen, welche wirkliche Ackerbauer geworden sind. Schon im Jahre 1825 besaßen sie bei einer Bevölkerung von 14,000 Seelen 2,923 Pflüge, 7,683 Pferde, 22,500 Stück Hornvieh, 46,700 Schweine und 2,566 Schafe. Sie hatten 49 Mühlen, 69 Schmiedewerkstätten, 762 Webestühle und 2,486 Spinnräder. Ferner hielten sie sich Sclaven und hatten zu diesem Zwecke in Carolina 700 Neger gefangen. Ja einer von ihnen, ein Mann, Namens Sequoyah, erfand ein Schriftsystem, welches in Betreff der Cherokesensprache praktischer als das unsrige ist. Die cherokesische Sprache enthält nämlich zwölf Consonanten und fünf Vocale, zudem den Nasenlaut „ung". Indem Sequoyah diese zwölf Consonanten mit den sechs Vocalen multiplicirte und die einzeln vorkommenden Selbstlauter hinzufügte, dabei jedoch das Zeichen für die in dieser Sprache nicht vorkommende Silbe „mung" ausließ, erhielt er siebenundsiebzig Schriftzeichen, denen er noch acht, die Laute s, ka, hna, nah, ta, te, ti, tla vertretende Buchstaben beigesellte, wodurch er eine Gesammtsumme von fünfundachtzig Lettern erzielte. Dies Alphabet ist, wie bereits erwähnt, dem unsrigen vorzuziehen. Allerdings enthält es eine größere Anzahl Buchstaben; sind diese aber einmal erlernt, so kann der Schüler sofort lesen. Ein Kind soll nach dieser Me-

[1]) Mit einer zweifelhaften Ausnahme. Die alten Egypter benutzten zur Vogeljagd einen krummen Stab; doch hatte derselbe keineswegs die runde Form und die nämliche Art des Fluges wie der australische Bumerang. Wilkinson's Ancient Egyptians, vol. I, p. 235.

thode nur weniger Wochen bedürfen, wogegen dasselbe mit Hülfe gewöhnlicher Buchstaben zwei Jahre erfordern würde. Daß dies Alphabet sich jedoch nicht auf andere Sprachen anwenden läßt, ist einleuchtend.

Die unvollkommenen, von anderen Völkern ersonnenen Ersatzmittel, wie der Wampum der nordamerikanischen Indianer, die Bilderschrift und der Quippu von Mittel-Amerika, müssen als einheimische Erzeugnisse angesehen werden. Die Idee zu dem von Mahomed Doalu, einem Neger des Vei-Landes in Westafrika, zusammengestellte Schriftsystem ist wahrscheinlich den Missionaren entlehnt, doch selbständig ausgearbeitet. Das kann man von anderen Fällen nicht behaupten. Denken wir z. B. an die Mexikaner. Selbst angenommen, daß dieselben von einem urzeitlich civilisirten Volk abstammten und allmählich vollständig den Gebrauch und die Erinnerung an Buchstaben verloren hatten, — und das ist meiner Meinung eine höchst unwahrscheinliche Annahme, — so müssen wir doch jedenfalls ihre Bilderschrift als ein echt amerikanisches Produkt gelten lassen. Sogar dann, wenn, was durchaus unglaublich ist, eine aus Buchstaben gebildete Schrift gänzlich in Vergessenheit gerathen sollte, ist es nicht anzunehmen, daß sie durch die ihr in jeder Beziehung untergeordnete Bilderschrift verdrängt wurde. — Hätten die Mexikaner ihre Civilisation nicht ihrer eigenen allmählichen Entwicklung, sondern dem Einfluß einiger europäischen Ankömmlinge verdankt, welche die Ungunst des Wetters oder die Sucht nach Abenteuern an ihre Küste verschlug, so würden nicht nur ihre Schrift, sondern auch andere Dinge die unverkennbaren Anzeichen eines solchen Einflusses verrathen. Haben wir auch keine geschichtlichen Belege dafür, daß die Civilisation von Amerika eine aus eigener Kraft hervorgegangene war, so liefert uns doch gerade die Schrift vielleicht schlagendere Beweise, als es ein geschichtliches Zeugniß vermöchte. Dieselbe Schlußfolgerung läßt sich aus den von den Wilden für Zahlen angewandten Worten ziehen. Es will mir durchaus nicht in den Sinn, daß irgend ein Volk, welches bis zur Zehn zählen lernte, jemals wieder eine so leichte und zugleich nützliche Kenntniß verlernen sollte. Und doch können, wie ich bereits nachgewiesen habe, nur wenige, ja vielleicht keine von denen, die der Erzbischof Whately „Wilde" nennt, soweit rechnen.

In vielen Fällen, wo das Zahlensystem gegenwärtig nicht

mehr auf der allerunterſten Stufe ſteht, trägt es das Gepräge einheimiſchen, neuern Urſprungs. Bei den civiliſirten Nationen iſt die Herleitung der Numeralien ſchon ſeit Langem durch die allmähliche Umgeſtaltung, welche die Zeit auf alle Worte, beſonders auf die häufig angewandten und vor der Buchdruckerkunſt entſtandenen bewirkte, unkenntlich geworden. Und wären die Numeralien der Wilden die Ueberbleibſel ehemaliger Civiliſation, gleichſam die aus dem allgemeinen Schiffbruch geretteten Balken und Trümmer, ſo würden ſie durch das ſtete Abnutzen und Abſchleifen im beſtändigen Gebrauche ſo ſehr gelitten haben, daß ihre Abſtammung dunkel und vollſtändig unnachweisbar geworden ſein würde; ſtatt deſſen iſt ſie aber oftmals und beſonders bei ſolchen Völkern, deren arithmethiſche Kenntniſſe am tiefſten ſtehen, vollkommen klar und einleuchtend. Dieſe Numeralien ſind folglich neuern Datums, denn ſie ſind unverdorben; — und ſie ſind einheimiſchen Urſprungs, denn ſie beſitzen in der Sprache des Stammes, der ſie gebraucht, eine offenbare Bedeutung.[1])

Ferner fehlen, wie ich bereits nachgewieſen habe[2]), in manchen wilden Sprachen Bezeichnungen für Farbe, Ton, Baum u. ſ. w. — Es ſind wohl Ausdrücke vorhanden für jede einzelne Farbe, jede einzelne Baumart, allein keine für die Geſammtidee. Ich kann mir unmöglich ein Volk vorſtellen, das ſolche Worte einmal beſaß und dann wieder vergaß.

Noch mehr Belege derart ließen ſich den Sprachen der Wilden entnehmen und ſolche Schlußfolgerungen fallen mehr in's Gewicht, als die Schilderungen der Reiſenden über die bei den Wilden üblichen Gegenſtände. Nehmen wir z. B. an, ein früherer Seefahrer habe bei einem von ihm entdeckten Volke das Fehlen irgend einer Kunſt oder Kenntniſſe erwähnt, wogegen neuere Reiſende die Eingebornen im Beſitz derſelben fanden. Die meiſten Leute würden unter ſolchen Umſtänden Bedenken tragen, dies als den deutlichen Beweis eines Fortſchrittes anzuerkennen; ſie würden ſich vielmehr der Anſicht zuneigen, daß die ſpäter eingetroffenen Europäer, vielleicht durch den Zufall begünſtigt, Dinge bemerkten, die ihre Vorgänger überſahen. Dies iſt kein hypothetiſcher Fall.

---

[1]) Siehe das achte Capitel Dieſe Schlußfolgerung würde endgültig ſein, würden nicht in allen Sprachen von Zeit zu Zeit neue Worte geprägt.

[2]) Achtes Capitel.

Frühere spanische Seefahrer versichern, daß die Ladronen-Insulaner nicht mit dem Nutzen des Feuers vertraut waren; während neuere sie dagegen mit demselben vollständig bekannt fanden. In Folge dessen hat man beinah einstimmig angenommen, daß die Eingebornen nicht etwa inzwischen einen Fortschritt gemacht hätten, sondern daß die Spanier sich geirrt haben müßten; und da ich selbst diese Meinung hege, habe ich diesen Fall nicht als einen Whately's Behauptung widerlegenden Beweis angeführt. Ich beziehe mich hier jedoch auf denselben, um zu zeigen, wie schwer es halten würde, eine unter den Wilden stattgefundene wesentliche Verbesserung selbst dann darzuthun, wenn diese wirklich eingetreten wäre. Die der Sprache entnommenen Argumente sind keinen derartigen mißtrauischen Bedenken unterworfen; sie berichten vielmehr selbst ihre Lebensgeschichte und stellen es uns frei, unsere Schlüsse zu ziehen.

Ich werde mich nun in kurzen Worten auf einige Beobachtungen berufen, welche darauf hinzudeuten scheinen, daß sich selbst die allercivilisirtesten Nationen einstmals in einem Stadium der Wildheit befanden. Nicht nur in ganz Europa, nicht nur in Italien und Griechenland, — sondern sogar in der sogenannten Wiege der Cultur: in Palästina, Syrien, Egypten und Indien sind Spuren eines Steinalters entdeckt. Man könnte mir vielleicht einwenden, daß diese nur die Bruchstücke von Steinmessern seien, welche bekanntlich, als das Metall bereits seit geraumer Zeit durchgängig zu weltlichen Zwecken seine Verwendung fand, noch bei religiösen Handlungen eine Rolle spielten. Mit derselben Berechtigung könnte man jedoch die in England ausgegrabenen Elephantenzähne durch die Vermuthung erklären, daß dieselben einstmals Thieren angehörten, welche die Römer muthmaßlich mit herübergebracht hätten. Aber weshalb bedienten sich die jüdischen und egyptischen Priester der Steinmesser? Offenbar deshalb, weil dieselben einstmals allgemein üblich gewesen waren und sie ein Gefühl der Pietät zurückhielt, die bis dahin unbekannte Masse zu heiligen Zwecken einzuführen.

Doch drängen sich uns noch andere Beobachtungen auf, wie z. B. die allmähliche Vervollkommnung des zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte bestehenden Verhältnisses und die Entwicklung der richtigen Verwandtschaftsbegriffe uns in hohem Grade auf die nämliche Schlußfolgerung hinweisen.

Unter den Publicationen des Nova Scotian Institute of Natural Science befindet sich eine interessante Schrift, in der Haliburton die Einheit des Menschengeschlechtes durch die allgemeine Verbreitung bestimmter abergläubischer, mit dem Niesen zusammenhängender Gebräuche nachzuweisen sucht. „Sobald es einmal fest„gestellt ist,“ sagt er, „daß eine große Menge unbegründeter „Gewohnheiten, — d. h. solcher, die nicht naturgemäß zu allen „Zeiten jedem Menschen in den Sinn kommen müssen — überall „beobachtet werden, so kommen wir zu dem Ergebniß, daß dieselben „urzeitliche Gebräuche sein müssen, welche, aus einer gemeinsamen „Quelle entspringend, sich weiter vererbten, und wenn sie das „thaten, ihren Ursprung einer Zeit verdanken, die der Zerstreuung „des Menschengeschlechtes voranging.“ Ein Gebrauch, der uns zu einer solchen Schlußfolgerung berechtigte, müßte natürlich ganz unbestreitbar ‚unbegründet“ sein. Die Annahme, daß zwei mal zwei vier ist, das Decimalsystem der Zahlenkunde und dergleichen übereinstimmende Kenntnisse beweisen natürlich nichts; doch bezweifle ich entschieden das Vorhandensein eines allgemeinen, ja über die ganze Erde verbreiteten Gebrauches, der unverkennbar das Gepräge innerer Zusammenhanglosigkeit trägt. In der That erscheinen uns manche Dinge aus der Luft gegriffen, unbegründet und befremdend, weil unsere Verhältnisse durchaus anders sind, als die, welche sie in's Leben riefen. Vieles scheint einem Wilden naturgemäß, was uns absurd und unerklärlich dünkt.

Haliburton führt als seinen schlagendsten Beleg den Gebrauch an, beim Niesen einer Person „Helf Gott“ zu sagen oder einen ähnlichen Ausruf zu thun. Er zeigt, daß diese Sitte, von der ich zugebe, daß sie uns auf den ersten Augenblick sowohl wunderlich als unbegründet erscheint, uralt und weit verbreitet ist. Sie wird von Homer, Aristoteles, Apulejus, Plinius und den jüdischen Rabbinern erwähnt und ist in Kurdistan, in Florida, auf Otaheiti und den Tonga-Inseln üblich.

Sie ist jedoch durchaus nicht unbegründet und darf nicht mit in diese Abtheilung gestellt werden. Der Glaube an unsichtbare Wesen ist unter den Wilden allgemein verbreitet; und während sie es nicht für nothwendig halten, das ihnen zu Theil gewordene Gute zu erklären, so schreiben sie jedes Mißgeschick der Ungunst solcher geheimnißvollen Wesen zu. Viele Wilden halten eine Erkrankung für eine Besessenheit. Sind sie unwohl, so nehmen sie

nicht an, daß ihre Organe afficirt sind, sondern glauben, daß ein Dämon sie verzehre; daher versuchen ihre Medicinmänner nicht das Leiden zu vertreiben sondern den bösen Geist auszusaugen. Einige Stämme besitzen einen eigenen Gott für jeden Schmerz. Die Australier glauben nicht an einen natürlichen Tod. Stirbt ein Mensch, so halten sie es für eine ausgemachte Sache, daß er durch Zauberei umgekommen sei, und es fragt sich nur, wer der Uebelthäter war. Nun werden Leute, die auf diesem geistigen Standpunkte stehen — und wir wissen, daß fast jede menschliche Gesellschaft diese Entwicklungsstufe duchschreitet oder durchschritten hat, — natürlich wähnen, daß eine niesende Person von einem unsichtbaren Wesen angegriffen und geschüttelt werde; eben so natürlich ist es, daß sie unwillkürlich einen ihrem Peiniger an Macht überlegenen Geist anzurufen suchen. —

Haliburton giebt zu, daß das Niesen für „eine Vorbedeutung nahender Gefahr" angesehen wird; es gilt jedoch für mehr als das, und erscheint dem Wilden als ein unumstößlicher Beweis davon, daß der Niesende von einem böswilligen Geiste besessen sei. Offenbar ist daher dieser Fall, auf den er so großes Gewicht legt, durchaus kein „unbegründeter Gebrauch" und erfüllt daher die gestellten Bedingungen nicht. Beiläufig gesagt, hat Herr Haliburton noch einige andere Belege angeführt, von denen die meisten unter dem Nachtheile, zu viel beweisen zu sollen, leiden.

So spricht er unter Anderem von einer in oder um November stattfindenden Feierlichkeit zu Ehren der Verstorbenen. Derartige Todtenfeste sind sehr verbreitet, und da es ungleich mehr Völker giebt, die solche Gedenktage haben, als Monate im Jahre sind, so ist es nur natürlich, daß dieselben in mehreren Fällen auf die nämliche Zeit treffen müssen. Aber Herr Haliburton fährt fort und sagt: „Die Spanier waren natürlich nicht wenig erstaunt, als die heid„nischen Peruaner, während sie am 2. November eine feierliche „Allerseelenmesse lasen, ebenfalls ihre jährliche Erinnerungsfeier „zu Ehren der Abgeschiedenen veranstalteten". Dies merkwürdige Zusammentreffen würde jedoch nicht nur beweisen, daß ein solches Fest, wie er behauptet, bereits vor der Zerstreuung (welche Haliburton offenbar für ein plötzliches Ereigniß und nicht für einen allmählichen Vorgang hält) gefeiert wurde, sondern auch darthun, daß die Vorfahren der Peruaner zu jenem Zeitpunkte hinreichend civilisirt waren, um einen Kalender anzufertigen und ihre Nach-

kommen im Stande sind, denselben unverändert und von Kind auf Kindeskind bis am heutigen Tage fortzuführen. Dies war jedoch bekanntlich nicht der Fall. Ferner sagt Haliburton: „In Schott-„land wie in Mittelafrika kommt in fast ganz gleichartiger Weise „der Aberglaube vor, daß nicht nur die Geister der Todten, son-„dern auch die lebender Menschen die Gegend unsicher machen, „außerordentlich beschwerlich und lästig sein und gelegentlich „durch eine silberne Flintenkugel getödtet werden können". Hier haben wir doch jedenfalls ein Beispiel, das uns auf den ersten Blick die Bezeichnung „unbegründet" zu verdienen scheint; soll jedoch durch dasselbe bewiesen werden, daß dieser Aberglaube bereits vor der Zerstreuung des Menschengeschlechtes herrschte, so würde dadurch gleichzeitig der damalige Gebrauch silberner Flintenkugeln dargethan werden. Dies Beispiel ist übrigens ungemein interessant, weil es zeigt, „daß die nämlichen Ideen in verschie-„denen Ländern ihren Ursprung nicht etwa einer Zeit vor der „Zerstreuung des Menschengeschlechtes verdanken", sondern vielmehr, durch die ursprüngliche Gleichartigkeit des Menschengeistes hervorgerufen werden. Während ich nicht glaube, daß die übereinstimmenden Gebräuche verschiedener Völker, „aus einem gemeinsamen Urquell entspringend, sich weiter vererbten", oder unbedingt urzeitlich sein müssen, so gelten sie mir doch jedenfalls als ein Beweis für die Einheit des Menschengeschlechtes, worunter, — wohl verstanden, — nicht unumgänglich die Abstammung von einem einzigen Paare zu verstehen ist.

Andrerseits bemühte ich mich darzuthun, daß manche Anschauungen, die auf den ersten Blick unbegründet und unerklärlich scheinen, auf naturgemäße Weise bei sehr fern von einander wohnenden Völkern entstehen, sobald dieselben die nämliche Entwickelungsstufe erreichen, und man daher eine überaus große Vorsicht anwenden muß, ehe man in Folge solcher Gebräuche oder Anschauungen auf einen besonderen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Rassen schließen darf.

Anhang.

Zweiter Theil.[1])

In einer Versammlung der British Association zu Dundee hatte ich die Ehre, eine Abhandlung über den Ursprung der Civilisation und den Urzustand des Menschengeschlechtes vorzutragen, in welcher ich mehrere, von dem verstorbenen Erzbischof zu Dublin geäußerte Meinungen und Behauptungen zu widerlegen suchte. Die von mir vertretenen Ansichten stießen derzeit auf keinen erheblichen Widerspruch; die damaligen Präsidenten der ethnologischen und anthropologischen Gesellschaft sprachen mir ihre Beistimmung über die Ergebnisse meiner Forschungen aus und die British Association ließ meinen Vortrag in extenso drucken. Derselbe ward jedoch nachträglich des Längeren vom Herzog von Argyll[2]) angegriffen, und da Seine Gnaden mich in einigen Punkten gar seltsam mißverstanden und in anderen meine Ansichten (natürlich unabsichtlich) falsch dargestellt haben, und der Gegenstand überdies ein hohes Interesse besitzt, so beeile ich mich, seiner Kritik einige Einwendungen entgegen zu stellen. Die Schrift des Herzogs enthält vier Capitel: 1) Einleitung, 2) der Ursprung des Menschengeschlechtes und 3) und 4) der Urzustand desselben.

Weder diese noch meine früheren Abhandlungen beabsichtigen

[1]) Den Hauptinhalt dieses Theiles bildet eine Vorlesung, die ich im Jahre 1869 zu Exeter in einer Versammlung der British Association gehalten habe.

[2]) Good Words March., April, May and June 1868. Später als Buchausgabe veröffentlicht.

eine Erörterung der beiden Fragen, welchen die erste Hälfte seiner Betrachtungen gewidmet ist. Ich möchte nur bemerken, daß der Herzog bei seinem Angriff auf Professor Huxley's Vorschlag, die Bimana und Quadrumana unter eine Ordnung zu vereinigen, ein gewagtes Argument anwendete; denn sobald der Mensch wegen seiner hervorragenden geistigen Ueberlegenheit über die Quadrumana eine Ordnung oder gar Classe für sich bildet, so bleibt es fernerhin unmöglich, alle Menschen einer einzigen Species oder gar Gattung zuzurechnen. Der Herzog irrt, wenn er meint, daß die im Thierreiche vertretenen geistigen Kräfte und Naturtriebe uns Belege liefern, welche mit Leichtigkeit auf andere Verhältnisse sich anwenden lassen. Im Gegentheil, wir finden daselbst in der nämlichen Ordnung, ja sogar in der nämlichen Familie Gattungen mit den allerverschiedensten Fähigkeiten und Naturtrieben. So stellt z. B. der gelehrte englische Hymenopterologist Friedrich Smith die Honigbienen, die Hummel und den Parasiten Apathus in dieselbe Unterfamilie der Apidäen. Es scheint daher vom zoologischen Standpunkt aus unlogisch, den Menschen wegen seiner höheren, geistigen Begabung von anderen Primaten zu trennen und doch trotz der geistigen Verschiedenheit der einzelnen Rassen die specifische Einheit des Menschengeschlechts beizubehalten.

Da es jedoch nicht in meiner Absicht liegt, den Ursprung des Menschengeschlechtes näher zu beleuchten, so gehe ich ohne Weiteres zum dritten Capitel des herzoglichen Werkes über, zu dessen Anfangsworten ich mir Glück wünschen darf. Meine Abhandlung hat nämlich den Herzog davon überzeugt, „daß Whately's Schrift [1]), „so stark sie in manchen Punkten ist, doch an mehreren Stellen „einen Angriff ermöglicht, so daß nunmehr die Frage, im Ganzen „genommen, einer wesentlich veränderten Behandlung bedarf und „von einem vollständig neuen Standpunkte aus betrachtet werden „muß. Keineswegs halte ich es mit dem verstorbenen Erzbischof für „eine ausgemachte Sache," fährt er an einer anderen Stelle [2]) fort, „daß sich ein wilder Stamm niemals aus eigener Kraft zur „Ausübung der mechanischen Künste erhoben hat". „Die Unter„stützung," fügt er hinzu [3]), „welche der Mensch von seinem

[1]) Good Words 1868, p. 156.
[2]) Ibid. June, p. 386.
[3]) P. 392.

„Schöpfer erhielt, bestand vermuthlich nur in der Mitgabe eines „so wunderbar ausgestatteten Körpers und Geistes, daß ihm das „Denken ein Naturtrieb und das Erfinden eine Nothwendigkeit „war.“

Die Befriedigung, welche mir diese Einleitungsworte gewähren, wird jedoch geschwächt durch die Entdeckung, daß der Herzog die von ihm für unhaltbar erklärte Ansicht des Bischofs in Wirklichkeit mit einigen geringfügigen Abweichungen bestehen läßt und sie unter dem Mantel der Unklarheit reproducirt. Was Whately „Belehrung“ nennt, bezeichnet er als Naturtriebe und behauptet, der Mensch habe durch dieselben alle zu seinem ersten Auftreten nothwendigen Bedingungen besessen. Er gesteht allerdings zu, daß Affen Steine zum Nüsseknacken benutzen, und könnte noch ferner hinzugefügt haben, daß sie Stöcke auf ihre Angreifer schleudern. Doch sagt er: „Zwischen diesen ersten Anzeichen geistiger Wahrnehmung und „dem nächsten Schritt (dem Auswählen und Formen eines Werk„zeuges zu einem bestimmten Zweck) zeigt sich eine Kluft, welche die „ganze unermeßliche Entfernung, die zwischen dem Menschen und dem „Thiere liegt, darthut.“ Ich kann der Meinung des Herzogs nicht beipflichten; er thut das freilich nicht einmal selbst. Sagt er doch noch auf der nämlichen Seite: „Das Schwingen eines Stockes ist „höchst wahrscheinlich eine angeborene, instinctartige Handlung, und „der Uebergang von derselben bis zum Werfen eines Stockes und „dem Gebrauch von Wurfspießen ist ein leichter und natürlicher.“

Er fährt darauf folgendermaßen fort: „So einfach diese „Handlungen sind, so deuten sie doch auf verborgen ruhende Geistes„und Körperkräfte, welche jener großartigen Entfaltung fähig sind, „die wir bei den zur höchsten Vollkommenheit gebrachten industriellen „Künsten bemerken. Diese Handlungen bergen die instinctiven Be„griffe von der Unveränderlichkeit der Naturerscheinungen und die „Fähigkeit des Denkens, welche dem Menschen die Ueberzeugung ver„leiht, daß ein unter gewissen Bedingungen eingetretenes Ereigniß „sich unter den nämlichen Einflüssen stets wiederholen wird“. „Aus diesen und andern Gründen,“ sagt er, „habe ich Whately's „Ansicht nie viel Gewicht beigelegt.“ Dies sind allerdings bedeutende Zugeständnisse, welche auf ein vollständiges Verlassen des Whately'schen Standpunktes hinauslaufen.

Der Herzog bemerkt mißfällig, daß der Erzbischof von Dublin die Ausdrücke „Civilisation“ und „Barbarismus“ nicht erklärt

habe. Derselbe hat jedoch, wie mir scheint, seine Meinung besser durch Beispiele erläutert, als es durch eine Begriffsbestimmung hätte geschehen können; auch scheint dem Herzog aus diesem Unterlassen keine wirkliche Schwierigkeit entstanden zu sein, und es ist jedenfalls merkwürdig, daß er ebenfalls die Erklärung dieser Worte versäumt und sich also das nämliche Versehen zu Schulden kommen läßt, das er Whately vorwirft. In Wirklichkeit würde es allerdings unmöglich sein, den complicirten Organismus, den wir „Civilisation" nennen, mit wenigen Worten zu erklären oder in gedrängter Kürze den Unterschied zwischen einem civilisirten und einem barbarischen Volke anzugeben. Die Grenzen der Civilisation lassen sich schon deshalb unmöglich festsetzen, weil wir der Lösung unsrer Aufgabe noch sehr fern sind und das uns zu Theil gewordene Gute noch nicht in vollem Maße auszunutzen und die schöne Welt, in der wir leben, noch nicht ganz zu genießen verstehen.

Was den Barbarismus betrifft, so bemerkt der Herzog, „an „dieser Stelle ziele sein Bestreben nur darauf hin, uns darzuthun, „daß kein nothwendiger Zusammenhang zwischen einer völligen „Kindheit in der Erkenntniß und dem äußersten Barbarismus „bestehe, denn dieser letztere Ausdruck bezeichne, wenn er überhaupt „eine klar ausgeprägte Bedeutung besitze, nicht nur den geistig, „sondern auch den sittlich niedrigsten Zustand". Ich sehe mich gezwungen, diesen merkwürdigen Satz Wort für Wort zu verneinen. Es herrscht allerdings ein ungemein enger Zusammenhang zwischen der Erkenntniß und der Civilisation. Erkenntniß und Barbarismus können nicht gleichzeitig bestehen — Erkenntniß und Civilisation sind untrennbar.

Ferner besitzt der Ausdruck „äußerster Barbarismus" entschieden eine klar ausgeprägte Bedeutung, doch keinenfalls die, welche ihm der Herzog beigelegt hat. Der sittlich niedrigste und der geistig niedrigste Zustand, die er für unzertrennlich hält, sind nach meiner Ansicht überhaupt unvereinbar. Sittlichkeit schließt Verantwortlichkeit in sich und ist folglich nicht ohne Einsicht denkbar. Ein Thier ist weder sittlich noch unsittlich. Der Wilde steht nicht nur häufig, sondern fast immer unter der Herrschaft der Laster, allein man darf ihm daraus keinen Vorwurf machen. (Corruptio optimi pessima est.) Je höher aber die geistige Kraft steht, je schärfer das Erkenntnißvermögen ausgebildet ist, um so

größer ist die sittliche Verkommenheit dessen, der die erste vergeudet und die zweite mißbraucht.

Im Ganzen kommen wir, denk' ich, zu der Schlußfolgerung, daß ein wildes Volk, trotz seiner größeren Lasterhaftigkeit, schuldloser ist, als ein civilisirtes. Das erstere befindet sich weder in einem sittlich niedrigen Zustande, noch vermag es, sich der edleren Tugenden zu befleißigen.

In dem ersten Theile dieser Abhandlung legte ich ein besonderes Gewicht auf die Thatsache, daß wir sogar bei den civilisirten Nationen Spuren von ehemaligem Barbarismus finden. Der Herzog behauptet dagegen, daß uns diese Spuren durchaus nicht zu der Vermuthung, ja nicht einmal zu der Annahme berechtigen, daß der Barbarismus der Urzustand des Menschengeschlechtes gewesen sei. Er sagt, daß alle derartigen Gebräuche eben so gut aus dem Mittelalter als aus der Urzeit stammen könnten, und fährt folgendermaßen fort: „Und doch läuft diese Voraussetzung durch Sir John „Lubbock's sämmtliche Argumente. Jeder brutale oder rohe Ge„brauch gilt ihm als eine Hinterlassenschaft aus der Urzeit des „Menschengeschlechtes. Er läßt dabei die offenbaren Anzeichen, „welche bestätigen, daß viele dieser Sitten nicht nur vielleicht, „sondern unbedingt das Ergebniß eines sittlichen Verfalles sind, „gänzlich außer Acht".

Höchst angenehmer Weise erspart mir der Herzog die Mühe einer Rechtfertigung, denn schon im folgenden Satze geräth er mit sich selbst in Widerspruch und zeigt dadurch deutlich, daß ich den mir zur Last gelegten Fehler nicht beging. Seine Beweisführung lautet: „Nehmen wir z. B. den Kannibalismus. — Sir John „Lubbock scheint zuzugeben, daß diese entsetzliche Sitte keine urzeit„liche war". Er bezeugt also in dem nämlichen Augenblicke, in dem er beweisen will, daß ich alle brutalen Gebräuche für urzeitlich halte, der Wahrheit gemäß, daß ich den Kannibalismus nicht als eine uranfängliche Einrichtung betrachte. Ist das nicht ein merkwürdiges Widerrufen seiner Behauptung?

Mit besonderer Betonung hebt der Herzog hervor, daß die Sitte, „die Braut mit Gewalt heimzuführen", jedenfalls nicht urzeitlichen Ursprungs sei. Warum das von seinem Standpunkte aus nicht der Fall sein kann, sagt er uns nicht, und doch wäre, falls er mit dem Worte „Urzeit" eine Periode von längerer Dauer bezeichnet, von großem Interesse, zu wissen, was ihn zu dieser

Schlußfolgerung veranlaßt. In Wirklichkeit paßt dies Beispiel jedoch nicht hierher, da ich ja gerade darzuthun versuchte, daß der „Ehe mit Raub" eine weit barbarischere Sitte voranging. Ich möchte daher noch einmal nachdrücklich aussprechen, daß ich keineswegs alle brutalen Gebräuche für urzeitliche ansehe. Die Menschenopfer rechne ich zum Beispiel nicht zu denselben.

Ich behaupte vielmehr, daß sich in dem äußeren und inneren Leben der verschiedenen Rassen eine bestimmte Stufenfolge nachweisen läßt, und daß gewisse Sitten, von denen viele, aber nicht alle, roh sind, und welche sich in civilisirten Gemeinschaften erhielten, uns eine Seite aus dem Buche der Vorzeit enthüllen und mehr durch ihre Einfachheit als durch ihre Brutalität, obgleich manche derselben allerdings diese Bezeichnung verdienen, eine Kunde von ehemaligem Barbarismus geben. Ferner sei ein Rückwärtsschreiten von der Buchstabenschrift zum Quippu oder den Hieroglyphen unwahrscheinlich, auch werde kein Volk jemals den Feuerdrehbogen aufgeben, um sich das Feuer durch Reiben mit der Hand anzuzünden.

Da der Herzog glaubt, daß der Urzustand des Menschengeschlechtes ein civilisirter war, so erklärt er demnach das Dasein wilder Völker durch die Bemerkung, daß dieselben nichts Andres als „der Auswurf der Menschheit und die Nachkommen schwacher in „die Wälder und auf die Felsen zurückgetriebener Stämme seien". Bis auf die geschichtliche Zeit behauptete jedoch „dieser Auswurf des Menschengeschlechtes" ganz Nord- und Südamerika, Nordeuropa, den größten Theil Afrikas, den umfangreichen australischen Continent, bedeutende Strecken Asiens und die schönen Inseln des Stillen Oceans. Ueberdies bestanden die großen Erdtheile, ehe sie die Menschenhand umschuf, entweder aus ausgedehnten Ebenen, wie Haideplätzen, Niederungen, Prairien und Tundras, oder einzig und allein aus „Wäldern und Felsen". Und gerade diese letzteren übten, wie sich nachweisen läßt, einen besonders wirksamen Einfluß auf ihre Bewohner aus. Die Besitzer großer Ebenen erheben sich dagegen selten über den Hirtenstand. In Amerika ward die höchste Culturstufe nicht in den fruchtbaren Thälern, längs den Ufern des Mississippi oder des Amazonenstromes, sondern in dem waldigen und felsigen Mexiko und Peru erreicht. Schottland selbst liefert den schlagenden Beweis, daß Wälder und Felsen mit einer hohen Blüthe der Civilisation vereinbar sind.

Meine Ansicht von der Art, wie, und den Ursachen, weshalb sich das Menschengeschlecht über die Erde verbreitete, weicht wesentlich von der des Herzogs ab. Er nimmt offenbar an, daß neuentdeckte Landstriche durch eine schwache, von mächtigeren Stämmen zurückgedrängte Bevölkerung besetzt wurden. Und das halte ich für einen entschiedenen Irrthum. Betrachten wir beispielsweise das englische Inselreich. Man glaubt zuweilen, daß die Celten von den Sachsen nach Wales und Cornwales getrieben seien. Bekanntlich aber waren beide Grafschaften bereits lange vor der Landung der Sachsen bevölkert. Auch auf das übrige England paßt die Behauptung von der Zurückdrängung der Celten keineswegs. Dieselben wurden vielmehr entweder ausgerottet oder vermischten sich mit den Sachsen.

Die allmähliche Verbreitung des Menschengeschlechtes ist nach meinem Dafürhalten nicht durch einen, auf irgend ein beliebiges Volk ausgeübten, äußeren Zwang, sondern durch innere Nothwendigkeit und die zunehmende Bevölkerung hervorgerufen. Friedliche, nicht feindliche Mächte, -- der Wohlstand und nicht das Unglück bewirkte diese Ausdehnung. Ich glaube entschieden, daß die Gründer neuer Colonien wie heute so auch früher thatenlustige, energische Männer waren. Ihre Triebfedern hießen Hoffnung und Muth, doch nicht Furcht und Verzweiflung. Man kann sie mit mancherlei Ausdrücken bezeichnen, allein man kann ihnen nie nachsagen, daß sie „der Auswurf der Menschheit" waren.

Der Herzog beruft sich mit besonderem Nachdruck auf Amerika. „Leben nicht," fragt er, „die niedrigsten und rohesten Bewohner „unsres Erdballes an den äußersten Enden der großen Continente „und auf den entlegenen Inseln, die jenen Opfern der Gewalt „und des Unglücks einen letzten Zufluchtsort boten? Die neue „Welt" ist derjenige Erdtheil, welcher vom höchsten nördlichen bis „zum tiefsten südlichen Breitengrade das meiste bewohnbare Land „besitzt. Im äußersten Norden sind es die Eskimos oder das „Innuitenvolk, welches unter namenlosen Beschwerden, ja umgeben vom ewigen Eise des Polarmeeres ein menschliches Dasein „fristet. Und welch' ein Dasein! Bei einer Temperatur von siebzig „Grad unter dem Gefrierpunkte sitzt der Innuitenjäger vor einem „Eisloche und harrt Stunde um Stunde auf das Erscheinen eines „Seehundes. Und hat er endlich seine Beute erhascht, so findet er „einen hohen Genuß an einem Mahl von ungekochtem Blut und

„Speck. Ein civilisirter Mensch kann sich kaum einen Begriff „von dem elenden und in mancher Hinsicht wirklich thierischen „Leben bilden, das dieses Volk in den langen arctischen Winter-„nächten führt."

Der Frage des Herzogs stelle ich ein entschiedenes „Nein" entgegen, denn es ist nicht wahr, daß die am wenigsten civilisirten Völker dem Mittelpunkte der großen Erdtheile am fernsten wohnen, und es ist ferner nicht richtig, daß diese Behauptung vornehmlich auf Amerika paßt. Die Eingebornen von Brasilien, welche ein fast beispiellos fruchtbares, von einer üppigen Vegetation umgebenes, von majestätischen Strömen bewässertes und mit einem Ueberfluß an thierischem Leben versehenes Land besaßen, standen doch unstreitig tiefer, als die Eskimos [1]), die der Herzog so sehr gering schätzt und bedauert. Er könnte sich diese mitleidigen Regungen sparen. [2]) Auch bei uns unterwirft sich jeder Jagdfreund bereitwillig den größten Strapatzen, und wird das Waidwerk vollends zu einem wirklichen Beruf, so erhält es einen erhöhten Reiz, den es nie besitzt, so lange man es als Liebhaberei betreibt.

„Erheben wir uns," sagt Herr Hill [3]), „täglich drei oder vier „Mal von einer reichlich besetzten Tafel, so sind wir weder kör-„perlich noch geistig in der rechten Verfassung, die wahren Freuden „der Jagd zu genießen. Unseren erschlafften Lebensgeistern fehlt „jener kräftige Sporn zum Handeln, den uns nur der Hunger mit „der Aussicht auf eine Befriedigung des leeren Magens zu geben „vermag. Ich entsinne mich noch sehr wohl der Zeit, wo mein „Unterhalt von dem Erfolg meines Gewehres abhing und ich da-„durch einen Vorgeschmack von dem Reiz empfand, den das Leben „eines Wilden besitzt (denn jeder Stand hat seine Licht- und „Schattenseiten). Nun erst begriff ich die freudige Ausdauer des „keineswegs stumpfen, sondern aufgeweckten Indianers."

Dr. Rae stellt die Eskimos über die Indianer „Trans. Ethn. Soc. 1866". Anfänglich hielt Martius selbst die Brasilianer für verkommene Menschen; spätere Forschungen führten ihn jedoch zu der entgegengesetzten Ansicht. Siehe „Nature" 1874, pp. 146, 204.

---

[1]) Siehe Martius, p. 77.

[2]) Wenn der Herzog behauptet, daß an der Küste des Eismeeres weder Ackerbau noch Viehzucht möglich sei, so vergißt er für den Augenblick die Bewohner von Lapland und Sibirien.

[3]) Travels in Siberia, vol. II, p. 288.

Das Leben eines Eskimos ist nach den Berichten unserer Polarreisenden durchaus nicht so beklagenswerth wie der Herzog annimmt. Capitän Parry z. B. gewährt uns mit folgenden Worten einen Einblick in eine Eskimohütte: „Wir hatten nur einige Male „Gelegenheit, ihre Gastfreiheit auf die Probe zu stellen, und hatten „dabei allen Grund, zufrieden zu sein. Die besten Speisen und die „beste Wohnstätte, die sie hatten, standen uns zu Diensten und die „Art ihrer Aufmerksamkeit äußerte sich in einer Weise, wie sie „Gastfreundschaft und eine gute Erziehung vorzuschreiben pflegen. „Wir werden die zuvorkommende Freundlichkeit, mit der uns die „Frauen anboten, uns unsere Kleider auszubessern und uns Schnee „zum Trinken zu schmelzen, nicht so leicht vergessen und sprechen „ihnen daher unsre Bewunderung und Achtung unverhohlen aus. „Als ihr Gast verlebte ich nicht nur einen behaglichen, sondern auch „genußreichen Abend. Denn als die Frauen arbeiteten und sangen, „die Männer schweigend ihre Angelschnüre ausbesserten, die Kinder „vor der Thür spielten, und der Topf über der Flamme einer hell- „leuchtenden Lampe brodelte, vergaß ich eine Zeit lang, daß sich „dies Bild eines häuslich-glücklichen Stilllebens in einer Eskimo- „hütte entfaltete, und ich kann aufrichtig mit Cartwright versichern, „daß ich keine Menschen kenne, denen ich, so lange ich unter ihrem „Dache wohnte, meine Person und mein Eigenthum ruhiger hätte „anvertrauen mögen, als den Eskimos."

Dr. Rae [1]), der viel Gelegenheit hatte, sich ein umfassendes Urtheil zu bilden, sagt, daß die östlichen Eskimos „mäßige, gesetzte, treue" Leute seien, die ihr eigenes Besitzthum vorsorglich verwalten, und das ihnen anvertraute Gut Anderer auf's Beste zu hüten verständen. In geselliger Hinsicht sind sie ein lebenslustiges, fröhliches, gesprächiges Volk, welches den Verkehr mit Landsleuten und Fremden sucht und mit den letzteren bei freundlicher Behandlung bald im besten Einvernehmen steht. Gegen ihre Angehörigen betragen sie sich musterhaft. Der Eskimo ist ein gehorsamer Sohn, ein guter Gatte und ein freundlicher Vater. Die Kinder sind in ihrer Jugend gelehrig .... Die Mädchen besitzen Puppen; das Anfertigen von Kleidern und Schuhen für dieselben gewährt ihnen Freude und Beschäftigung. Die Knaben spielen mit kleinen Bogen und Speeren, ... wachsen sie heran, so bezeigen sie den Eltern

[1]) Trans. Ethn. Soc. 1866, p. 138.

eine große Ergebenheit .... Waisenkinder werden bereitwillig adoptirt und, bis sie für sich selbst zu sorgen im Stande sind, trefflich verpflegt. Dr. Rae schließt seine Schilderung mit den Worten: „Je genauer ich mit den Eskimos bekannt ward, um so „günstiger gestaltete sich die Meinung, die ich von ihnen hegte".

Ferner beschreibt Hooper [1]) die zu den Tusken gehörenden asiatischen Eskimos folgendermaßen. „Als wir Mulduyahr's Wohn„ort erreichten, fanden wir Capitän Moore behaglich einquartirt. „Für seinen Comfort und seine Bequemlichkeit war bestens gesorgt. „Wasser und Fleisch hingen, — zum Mittagsmahl bereit, über den „Lampen. Sie hatten Lagerstätten aus Thierhäuten bereitet und „die Vorhänge aufgezogen, um frische Luft einzulassen; unser Ge„päck stellten sie uns still und sorgfältig zu und wir genossen nach „Herzenslust die in keiner Weise drückende Gastfreundschaft, da wir „nicht, wie Löwen bei der Fütterung, von einer Menge Gaffern „beobachtet wurden. Auch belästigte uns Niemand durch zudringliche „Betteleien, welche den guten Ruf von der offenbar hohen Stel„lung, die Metea im Stamme einnahm, hätte schmälern können."

Kein genügender Grund berechtigt uns zu der Annahme, daß die Eskimos jemals gebildeter waren als gegenwärtig. Der Herzog ist freilich der Ansicht, daß sie vermuthlich, ehe sie durch Kriege und Wanderungen (ein etwas seltsamer Ausdruck) zurückgedrängt wurden, als Nomaden von Schaf- und Viehzucht lebten, und behauptet kühn, „daß dies Volk durch das eisige Klima seines Wohn„ortes in den traurigen Zustand versetzt sei, in dem es sich gegen„wärtig befinde". Diese Annahme scheint mir um so weniger gerechtfertigt, als die südlich von den Eskimos lebenden Rothhäute und Tinneh-Indianer weit roher und ungesitteter sind.

Ich bin der Meinung, daß die großen Continente bereits von einer stark ausgedehnten, wenn auch dünnen Bevölkerung bewohnt waren, als sich das Menschengeschlecht noch nicht über den Standpunkt erhoben hatte, den gegenwärtig die niedrigsten Wilden einnehmen; und obgleich ich durchaus nicht glaube, daß die augenblicklich vorhandenen, mannigfaltigen Culturstufen sich durch eine jetzt existirende Beschaffenheit des Landes erklären lassen, so liefern uns dieselben doch unzweifelhaft Zeugnisse über

[1]) The Tents of the Tuski, p. 102.

die von den verschiedenen Rassen erreichten stark von einander abweichenden Bildungsgrade.

Im Hinblick auf den langsamen Entwicklungsgang der australischen Ureinwohner erlaubte ich mir die Bemerkung, „daß Neu-Holland keine zur Domestication passenden Getreidearten und Thiere besessen habe", worauf der Herzog entgegnet: „Sir John „Lubbock äußerte in Erwiderung auf Whately's Behauptung, der „niedrige Zustand dieser Eingebornen sei durchaus kein Beweis für „ihre Unfähigkeit, sich vermöge eigener Kraft fortzubilden, da ihr „Land, welches keine zu geeigneter Domestication passenden Thiere „oder Getreide hervorbrachte, ihnen das zur Fortentwicklung noth-„wendige Material versagte. Aber Sir John Lubbock bedenkt „nicht, daß das nämliche Argument, welches darthut, daß ein „Fortschreiten schlechterdings unmöglich war, gleichzeitig beweist, „daß ein Rückwärtsgehen nothwendigerweise erfolgen mußte. Ge-„statteten die beschränkten Hülfsquellen des Landes einem wilden „Stamme keine Fortbildung, so folgt daraus, daß ein denselben „Bedingungen unterworfenes halbcivilisirtes Volk seinem Verfall „unabwendbar entgegen gehen mußte. Und da die Eingebornen, „falls wir nicht für Van Diemensland einen eignen Adam und „eine eigne Eva annehmen wollen, ursprünglich aus Gegenden „gekommen sein müssen, wo es sowohl Korn als Hausthiere gab, „so ist daraus ersichtlich, daß der niedrige Zustand der Australier „höchst wahrscheinlich das Resultat eines Verfalles und nicht das „Ergebniß eines urzeitlichen Barbarenthums ist".

Allein meine Ueberzeugung ist, daß ein halbcivilisirtes Volk Hülfsmittel mitgebracht hätte. Der Hund ward doch wohl jedenfalls durch den Menschen in Australien eingeführt und hätten die ersten Ansiedler noch andere Hausthiere besessen, so würden sie dieselben ebenfalls eingebürgert haben. Dieselbe Behauptung läßt sich auf die Pflanzen anwenden. Die Polynesier nahmen nicht nur den Hund, sondern auch die süße Kartoffel und den Yam mit sich von Insel zu Insel, und hätten die ältesten Australier bereits auf einer höheren Stufe gestanden und den Ackerbau gekannt, so würden sie jedenfalls, wenn sie die ebengenannten Vegetabilien nicht besaßen und nicht erlangen konnten, eine andere zur Cultur geeignete Pflanze ausfindig gemacht haben.

Das Nämliche läßt sich in verstärktem Grade von der Töpferei sagen; war den ersten Bewohnern Australiens diese Kunst nicht

fremd, so läßt sich nicht einsehen, weshalb ihnen dieselbe so plötzlich und vollständig abhanden gekommen sein sollte.

Der Herzog scheint allerdings die Ueberzeugung zu hegen, daß eine Degradation der Eingebornen von Van Diemansland (die er offenbar zu der nämlichen Rasse, zu zählen scheint, zu der die wesentlich von ihnen abweichenden Australier nnd Polynesier gehören) unvermeidlich war, trotzdem sie von Gegenden kamen, wo es sowohl Korn als Hausthiere gab. Diese aus seinen Worten sich deutlich ergebende Schlußfolgerung verheißt unsren in Australien lebenden Landsleuten eine überaus traurige Zukunft. Der Standpunkt ist jedoch so entschieden unhaltbar, daß ich es nach dieser kurzen Darlegung für überflüssig halte, noch länger bei diesem Theile der Erörterung zu verweilen. Der Herzog selbst wird doch schwerlich behaupten wollen, daß unsere Colonisten rückwärts gehen müssen, weil die Eingebornen nicht fortschritten. Nichts desto weniger erläutert er seine Ansicht noch eingehender, indem er an einer anderen Stelle sagt: „Unter den von „Sir John Lubbock zu Gunsten seiner Theorie citirten Berichten „findet sich kaum eine Stelle, die nicht in Folge dieses unbestreit„baren Grundsatzes mehr gegen als für seine Auffassung zeugt“. Nun ist aber der Grundsatz, daß da, wo Wilde Wilde blieben, civilisirte Ansiedler nothwendiger Weise zu einem ähnlichen Stadium hinabsinken müssen, nicht allein nicht unbestreitbar, sondern durchaus irrig. Uebrigens erwachte beim Lesen des obigen Satzes die lebhafte Begierde in mir, auf der folgenden Seite zu erfahren, welche Citate ich so grundfalsch aufgefaßt hatte.

Die größte Mehrzahl der über das Leben der Wilden gelieferten Berichte beziehen sich nicht auf den hier verhandelten Punkt, und ich muß daher nicht nur sehr einfältig gewesen sein, sondern es auch ungemein unglücklich getroffen haben, wenn sich unter allen von mir zur Stützung meiner Ansicht aufgestellten Citaten „kaum eineinziges befindet,“ das, richtig gelesen, nicht nur nicht unpassend ist, sondern auch nicht das gerade Gegentheil von dem aussagt, was ich beweisen wollte. Um die Richtigkeit seiner Aussage zu beweiseu, führt der Herzog drei Beispiele an, allein es ist auffallend, daß ich kein einziges von diesen dreien in der bewußten Erörterung oder zu Gunsten der momentan verhandelten Theorie angeführt habe. Wenn meine sämmtlichen Citate meine Auffassung widerlegen, so ist es merkwürdig, daß der Herzog kein

einziges von ihnen als Beleg hervorhebt. Die drei von ihm betonten, meiner vorgeschichtlichen Zeit entnommenen Beispiele scheinen mir falsch angewandt; da jedoch der Herzog andrer Meinung ist und ihm vielleicht mancher Leser beistimmt, so lohnt es sich der Mühe, zu untersuchen, wie er sie anwendet, und zu erforschen, ob sie seine Ansicht wirklich unterstützen. Wie bereits erwähnt, sind es drei an der Zahl.

„Sir John Lubbock," sagt er, „macht uns darauf aufmerk-„sam, daß in einer Höhle an der Nordwestküste Australiens leid-„liche Figuren: Haifische, Delphine, Schildkröten, Eidechsen, Canoes „und mehrere Vierfüßler darstellend, gefunden sind und daß doch „die jetzigen Eingebornen des Landes nicht einmal das anschau-„lichste Bild zu erkennen vermögen und den in der Höhle befind-„lichen Zeichnungen einen diabolischen Ursprung zuschreiben." Dies beweist nichts; denn die australischen Stämme weichen in Bezug auf das Zeichentalent sehr von einander ab, einige von ihnen fertigen noch heute rohe Zeichnungen an, die den obenbeschriebenen gleichen.

Zweitens sagt er: „Sir John Lubbock behauptet nach einer „Stelle aus Cook's Reisen, daß die Tasmanier keine Canoes be-„saßen. — Allein ihre Vorfahren haben doch unmöglich die See-„fahrt zur Insel zu Fuß zurücklegen können". Dieses Argument würde gleichzeitig darthun, daß das Känguru und der Ameisenigel civilisirte Vorfahren gehabt haben müssen, denn beide sind in Australien wie in Tasmanien heimisch, und es würde auch ihren Ureltern unmöglich gewesen sein, die Seefahrt von einem Lande zum anderen „zu Fuß" zurückzulegen. Obgleich der Herzog das hohe Alter unsres Geschlechtes zugiebt, so scheint er doch die geologischen Veränderungen, welche seit dem Erscheinen des Menschen stattgefunden haben, nicht in Anschlag zu bringen.

Das dritte und letzte von ihm angeführte Beispiel betrifft die Hochland-Eskimos, welche weder Waffen kannten noch eine Vorstellung vom Kriege hatten. Des Herzogs Betrachtung lautet folgendermaßen: „Kein Wunder, die armen Leute! Waren sie doch „in Gegenden zurückgedrängt, wohin ihnen ein kräftigeres Volk „wohl schwerlich zu folgen Neigung hatte. Daß jedoch ihre Väter „einst die Bedeutung des Krieges und das Recht des Stärkeren „kannten, dafür liefert uns die Wohnstätte der Kinder den schlagendsten „Beweis". Es ist vielleicht begreiflich, daß das Oberhaupt eines bedeutenden Hochland-Stammes ein Volk bedauert, welches einst

die Bedeutung des Krieges und das Recht des Stärkeren kannte und gegenwärtig keinen Nachbar besitzt, mit dem es kämpfen oder den es berauben kann. Ein Flachländer wird jedoch niemals allen Ernstes einen solchen Umschwung der Verhältnisse für ein beklagenswerthes Ereigniß oder für ein Zeichen von Verkommenheit erklären.

In meiner ersten Abhandlung zog ich einen Beweis aus den verschiedenen Religionsstufen der verschiedenen Rassen und berührte somit einen Gegenstand, den Tylor seitdem in einer der „Royal Institution" gehaltenen Vorlesung auf's Trefflichste erörtert hat. Die lange nach der Einführung des Metalls noch zu heiligen Zwecken übliche Benutzung von Feuersteinmessern scheint mir zu den Gebräuchen zu gehören, die Herr Tylor passender Weise „Ueberlebsel" nennt. Dasselbe gilt von der Methode des Feueranzündens. Ein Brahmane wird nie eine auf gewöhnliche Weise entstandene Flamme zum Opfer anwenden. Er bedient sich hier wieder, oder bleibt vielmehr bei der veralteten Weise, sie durch Drehung eines hölzernen Bogens zu erzielen; dabei schiebt ein Priester eiligst den Strang auf und nieder, während ein zweiter aufmerksam des Augenblickes harrt, wo sich der heilige Funke zeigt.

Ferner berief ich mich auf die Religionslosigkeit einiger wilden Rassen und kam hierbei, wie der Herzog richtig bemerkt, zu der Ueberzeugung, daß dies wahrscheinlich ihr Urzustand gewesen sei, da ein Volk, welches einmal in dem Besitz einer Religion war, dieselbe niemals wieder verlieren kann.[1])

Diese Schlußfolgerung erfüllte den Herzog mit „Staunen". „Im Gegentheil," sagt er, „es ist gerade ein charakteristisches „Merkmal der menschlichen Natur, daß sie im Stande ist, ihre „religiösen Erkenntnisse einzubüßen, den Wahrheiten der Religion „abtrünnig zu werden und die Pflichten die sie uns vorschreibt, „zu vernachlässigen. Selbst dann, wenn unter Religion nur ein „dunkles Gefühl von übernatürlichen, unsichtbaren Mächten ver„standen wird, so kann sie, wie wir wissen, nicht nur verloren „gehen, sondern sogar von feingebildeten Menschen höhnisch ver„leugnet werden." Trotz dieses Ausspruches sagt der Herzog noch auf der nämlichen Seite: „die grausamsten, wildesten Sitten, die

---

[1]) Es bedarf sicherlich nicht der Erwähnung, daß ich mit diesen Worten nicht die Möglichkeit eines Wechsels, sondern eines vollständigen Verlustes der Religion bezweifle.



„es giebt, sind dem Einflusse der Religion zuzuschreiben. Und
„wenn die Menschen beliebig ihren Glauben abstreifen oder auch
„nur den Wunsch hegen könnten, sich einer Religion zu entledigen,
„die wie ein Alp auf ihrer Brust liegt, so würde es ungleich mehr
„religionslose Völker geben, als es der Fall ist. Aber die Religion
„läßt sich nicht wie ein Kleid des Nutzens, der Schönheit oder der
„Annehmlichkeit wegen ab- und anlegen".

Dies ist auch meine Ansicht. Ein Mensch kann eben so wenig seine religiösen Ueberzeugungen willkürlich aufgeben oder ändern, als er ein Haar seines Hauptes weiß oder schwarz machen oder seiner Länge eine Elle zusetzen kann. Ich bestreite keineswegs, daß es einzelne geistig bedeutende, vollkommen atheistische Männer gegeben hat; aber wenn der Herzog damit sagen will, daß alle feingebildeten Menschen sich in der Regel oder häufig ihrer Religion entäußern oder sie gar höhnisch verleugnen, so muß ich offen gestehen, daß ich eine derartige Meinung mit Bedauern zurückweisen und nicht zu der meinigen machen kann. Soviel ich weiß, liegt auch kein authentisches Beispiel vor, das uns zur Annahme einer solchen Ansicht berechtigt, und soweit meine eigenen Erfahrungen reichen, ist mir keine solche Tendenz aufgestoßen. Es ist allerdings wahr, daß es von den Tagen des weisen Sokrates an Männer gegeben hat, die, ihrem Zeitalter vorauseilend, gewisse Dogmen und bestimmte Mythen für unwahr erklärten; allein der Herzog von Argyll wird sicher nicht einen Wunsch nach Reformation mit einem höhnischen Verleugnen der ganzen Religion verwechseln. Einige Philosophen mögen sich geweigert haben, ein Gebet um Segen auszusprechen; doch waren sie auch die Ersten, welche dem Unfug der Zauberei den Krieg erkärten; sie mögen die Materie als den Urstoff betrachtet haben, allein sie haben doch sicher nicht mit den Rothhäuten geglaubt, daß das Land erschaffen ward, während das Wasser von Anfang an existirte; auch glaubt jetzt niemand wie die Südsee-Insulaner, daß der Adel unsterblich sei und die Bürgerlichen nicht. Und wenn es „ein besonders charakteristisches Merkmal der menschlichen Natur" giebt, so zeigt sich dasselbe gerade in der allmählichen Verbreitung des religiösen Lichtes und dem stetigen Zunehmen der reineren Gottesbegriffe.

Die niedrigsten Wilden besitzen nicht einmal eine Ahnung von einem göttlichen Wesen. Die etwas weiter vorgeschrittenen betrachten die Gottheit als einen zu fürchtenden Feind, dem man mit

Erfolg Widerstand zu leisten vermöge und der von dem Listigen hinter's Licht geführt und von dem Starken besiegt werden könne. So vertreiben zum Beispiel die Nicobar-Insulaner ihre Gottheit durch Vogelscheuchen, und ein Neger schlägt seinen Fetisch, wenn seine Gebete keine Erhörung finden. Sobald ein Stamm civilisirter wird, nehmen seine Götter eine höhere Stellung ein, aber noch immer bleibt ihre Macht begrenzt; der eine regiert das Meer, der zweite das Land, der dritte beherrscht die Ebnen, der vierte die Berge u. s. w. Die mächtigsten zeichnen sich durch Grausamkeit und Ungerechtigkeit aus. Sie verlangen demüthige Huldigungen und blutige Opfer. Nur wenige Rassen sind bis zu Anschauung eines allmächtigen, gütigen Gottes vorgedrungen.

Allem Anscheine nach haben die Australier die am wenigsten ausgebildeten Religionsbegriffe. Sie beschränken sich auf einen bloßen gedankenlosen Glauben an die Existenz geheimnißvoller Wesen. Der eingeborne Australier, der einen Alp oder einen Traum hat, bezweifelt nicht die Wirklichkeit dieser Erscheinungen, und da die Wesen, die ihn im Schlafe besuchen, nicht von seinen Freunden und Verwandten gesehen werden, so hält er sie für unsichtbar.

Im Fetischdienst ist dies Gefühl methodisch geordnet. Der Neger bemüht sich, einen Sclaven aus seinem Gotte zu machen. Folglich ist ein Cultus dieser Art fast das Gegentheil von Religion. Er steht zu derselben in dem nämlichen Verhältniß wie die Alchemie zur Chemie oder die Astrologie zur Astronomie und zeigt, wie grundverschieden unsre Gottesbegriffe von denen wilder Völker sind. Ein Neger nimmt keinen Anstand, einen störrigen Fetisch zu züchtigen und verbirgt ihn unter seinem Gewande, sobald derselbe seine Thaten nicht beobachten soll. Alladin's allbekannte Wunderlampe ist in der That eine treffliche Veranschaulichung eines Fetisch.

Eine etwas höhere Stufe ist die, auf welcher die Superiorität mächtigerer Götter vollständiger anerkannt wird. Jedes Ding wird ohne Ausnahme verehrt: Thiere, Pflanzen, ja selbst leblose Gegenstände. Um eine Erklärung für die Verehrung der Thiere zu finden, dürfen wir nicht vergessen, daß ihre Namen häufig auf Personen übertragen wurden. Die Kinder und Nachfolger eines Mannes, der Bär oder Löwe hieß, pflegten diesen Namen zu ihrem Geschlechtsnamen zu machen. In Folge dessen ward das betreffende Thier anfangs in Ehren gehalten und später angebetet. Es

läßt sich nachweisen, daß diese Art der Religion zu ein oder der anderen Zeit fast auf der ganzen Welt existirte.

„Der Totem," sagt Schoolcraft, „ist ein Symbol vom Namen des Vorfahren, gewöhnlich irgend ein Säugethier, ein Vogel oder sonst ein Geschöpf aus dem Thierreiche, welches, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, die Stelle eines Familiennamens einnimmt."

Seine ungemeine Wichtigkeit „entspringt aus dem Umstande, „daß die betreffenden Personen ihre Abstammung in directer Linie „von ihm ableiten. Nicht der persönliche Name, gleichviel wie „derselbe auch immer lauten mochte, sondern der Totem war es, „der durch den Grabstein oder Abjecating, welcher die Beerdigungs„stätte zierte, der Nachwelt aufbewahrt blieb. Man hat auf diese „Weise einzelne Familien nachweisen können, wenn sie zu Horden „oder Stämmen angewachsen waren, und da die Vermehrung der„selben in Nordamerika sehr beträchtlich war, so ist dadurch die Arbeit „des Ethnologen wesentlich verringert". Der Totemismus beschränkt sich übrigens nicht auf Amerika. Im mittleren Indien tödten und essen die Mondah, die Eindhi oder Araon, die Mihra oder der Kalstamm die Fische nicht, deren Namen sie führen. Die Falken-, Krähen- oder Reiherstämme verschonen ebenfalls die betreffenden Vögel. Nach Latham sagt Livingstone, daß die Unterabtheilungen des Bitschuanastammes ebenfalls durch Thiernamen bezeichnet werden, und daß die einzelnen so gebildeten Sippen das Thier, nach dem sie heißen, nie anrühren oder gar von ihm essen würden; auch tragen sie eine Furcht oder Scheu, — ein ila, wie sie sagen, — es zu tödten. [1])

Ja, in der That sind die mehr oder minder hervortretenden Spuren des Totemismus weit verbreitet und gar oftmals mit Eheschließungsverboten verknüpft.

Was die unbelebten Gegenstände betrifft, so dürfen wir nicht vergessen, daß ein Wilder jede treibende, bewegende Kraft für ein Zeichen von Leben hält und ihm daher eine Uhr als ein beseeltes Wesen erscheint. Er verbindet damit den Aberglauben, daß jede fremdartige, außergewöhnliche Sache ein „Heilmittel" sei, und das führt zu der Anbetung unbelebter Gegenstände. Herr Fergusson hat kürzlich das besondere Vorherrschen des Baum- und Schlangencultus darzuthun gesucht. Ich glaube, er hätte für vieles Andere eben so triftige Gründe anführen können. Es scheint klar, daß

[1]) Trans. Ethnologicae Soc. N.S., vol. VI, p. 36.

die solchergestalt angebeteten Dinge weder als Embleme noch als Personificationen betrachtet werden. Man glaubt vielmehr, daß ihnen eine menschliche Seele innewohne, und ist es Sitte, die Weiber und Sclaven eines Hingeschiedenen auf seinem Grabe zu opfern, so werden auch seine Waffen zerbrochen, damit die Geister der letzteren im Verein mit denen der ersteren ihren Herrn in das Jenseits geleiten mögen.

Die allmählich zunehmende Macht der Häuptlinge und Priester führte zum Anthropomorphismus mit seinen Opfern, seinen Tempeln, Priestern u. s. w. Zu dieser Stufe gehört die Idolatrie, die man keineswegs für das niedrigste Stadium halten darf. Schon Salomo [1]) hat ihren Zusammenhang mit der monarchischen Gewalt nachgewiesen:

„17. Desselbigengleichen, welche die Leute nicht konnten unter „Augen ehren, darum, daß sie zu ferne wohnten, ließen sie aus „fernen Landen das Angesicht abmalen und machten ein löbliches „Bild des herrlichen Königs; auf daß sie mit Fleiß heucheln „möchten dem Abwesenden als dem Gegenwärtigen.

„18. So trieb auch der Künstler Ehrgeiz die Unverständigen, „zu stärken solchen Gottesdienst.

„19. Denn welcher dem Fürsten wollte wohl dienen, der „machte das Bild mit aller Kunst auf's Feinste.

„20. Der Haufe aber, so durch solches feine Gemächte gezieret „ward, fing an, den für einen Gott zu halten, welcher kurz zuvor „für einen Menschen geehrt war."

Die Anbetung von Grundbegriffen muß als eine noch höhere, dem naturgemäßen Entwicklungsgange sich einreihende Stufe betrachtet werden.

Vor allen Dingen dürfen wir nie vergessen, daß jedes Religionsstadium aus einem anderen erwachsen ist, und daß längst überwundene Anschauungen noch gegenwärtig auf Kinder und Unwissende ihren Einfluß ausüben. So glaubt ein ungebildeter Mensch bis auf den heutigen Tag an Hexerei, und Feenmärchen cursiren nach wie vor in der Kinderstube.

Es scheint mir, als sei die allmähliche Entwicklung der Religionsbegriffe bei den niederen Rassen ein schlagender Beweis gegen

---

[1]) Weisheit Salomonis, Cap. 14, V. 17—20.

die Ansicht, daß die Wilden die verkommenen Nachkommen civilisirter Vorfahren seien. Der Erzbischof würde den Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Phasen des religiösen Lebens anerkennen, doch würde es ihm sicher schwer fallen, wenn er sich nicht einer ähnlichen Reihenfolge von Gründen, wie die bereits geschilderten, bedienen will, in diesen Phasen das Umsichgreifen eines naturgemäßen Rückschrittes oder Verfalles nachzuweisen, wodurch sich die seltsamen Irrthümer und Ansichten der Wilden deuten und der noch immer in civilisirten Nationen beharrende Glaube an Hexen und andere Ungereimtheiten erklären ließe.

Obgleich der Herzog im allgemeinen ein gerechter Gegner ist, so enthält doch seine Schrift noch eine andere ungerechte Anschuldigung. Er greift nämlich die von fast allen Urgeschichtsforschern anerkannten „Vier Zeitalter" und besonders die beiden, die zwei ältesten Perioden bezeichnenden Ausdrücke „paläolithische und neolithische Periode", aufs schärfste an.

Ich spüre keine Neigung, den Tadel, welchen der Herzog ohne Rücksicht der Person auf die Urgeschichtsforscher wirft, allein auf mich zu nehmen; da ich es aber war, der die beiden streitigen Ausdrücke vorschlug, so will ich einfach die Stelle, in der sie in meiner „vorgeschichtlichen Zeit" zuerst vorkamen, und die Kritik des Herzogs nebeneinander setzen und die aufrichtige Frage an den Leser richten, ob er die vom Herzog erhobene harte Anklage berechtigt findet.

Die Worte des Herzogs lauten folgendermaßen:	Der Wortlaut der Stelle, mit der ich die Ausdrücke vorschlug, ist:
Denn hier muß ich bemerken, daß sich die Urgeschichtsforscher einer Ausdrucksweise bedienen, die, wenn sie auch nicht vollständig falsch ist, doch wenigstens eine genauere Definition und eine stärkere Beschränkung der Bedeutung erfordert, als diese Gelehrten ihr angedeihen lassen. Sie reden von einem älteren (paläolithischen) und einem neueren (neolithischen) Steinalter, einer Bronce- und Eisenzeit. Nun ist es aber überhaupt nicht erwiesen, daß diese Zeitalter jemals existirten. Es scheint allerdings nicht nur möglich, sondern auch sehr	Nach einer sorgfältigen Untersuchung der uns erhaltenen Ueberreste scheint es, als könne man die vorgeschichtliche Archäologie in vier große Perioden zerlegen: 1. Die Zeit der Ablagerungen (der Drift), da der Mensch sich mit dem Mammuth, dem Höhlenbären, dem wollhaarigen Rhinoceros und anderen ausgestorbenen Thieren in den Besitz Europas theilte. Wir können diese Periode die „paläolithische" nennen. 2. Das spätere Steinalter oder die Zeit der polirten Steine; eine Periode, die sich durch schöne, aus Feuerstein oder

wahrscheinlich, daß die meisten Völker in der Entwicklung der Künste ein Stadium durchmachten, wo sie sich, da ihnen der Nutzen des Metalls unbekannt war, Werkzeuge aus Stein anfertigten. Doch ist diese Thatsache nicht einmal auf alle Völker anwendbar. In Afrika scheinen sich keine Spuren einer Zeit zu finden, wo die Eingebornen nicht mit dem Werth des Eisens vertraut waren, und wie mir Sir Samuel Baker sagt, ist das Eisenerz dort so häufig und so leicht schmelzbar, daß sein Nutzen dem rohesten Stamme, falls derselbe Feuer anzuzünden versteht, in die Augen fallen muß. Ferner dürfen wir nicht vergessen, daß es Gegenden giebt, wo Stein eben so schwer und selten zu finden ist als Metall.

Die große alluviale Ebene von Mesopotamien ist ein hierher gehöriges Beispiel. So wissen wir auch, aus den Ruinen der ersten chaldäischen Monarchie, daß gleichzeitig mit der Anwendung von sehr rohen Steinwerkzeugen der Ackerbau und der Handel zu hoher Blüthe gelangen konnten. Dies beweist, daß rohe Steinwerkzeuge keineswegs ein unbedingter Beweis von einem wirklich barbarischen Zustande sind. Und selbst wenn es der Fall wäre, daß der Gebrauch von Steinen jedes Mal dem des Metalles vorausging, so ist es gewiß, daß das nämliche Zeitalter, welches sich in dem einen Theile der Welt als eine Steinperiode äußerte, in anderen Gegenden als Metallzeit auftrat. Die Eskimos und Südseeinsulaner leben oder lebten noch vor Kurzem in einem Steinalter.

aus anderen Steinarten gefertigte Waffen und Werkzeuge auszeichnet, in der wir indessen noch keine Spur von der Verwendung irgend eines Metalles finden, — ausgenommen Gold, das schon frühzeitig ab und an zu Zierrathen verwendet zu sein scheint. Diese Periode können wir die „neolithische" nennen.

3. Das Broncealter, in welchem man Bronce zu Waffen und allerlei Werkzeugen benutzte.

4. Die Eisenzeit. In dieser ward die Bronce durch das Eisen behufs Anfertigung von Waffen, Aexten, Messern u. s. w. verdrängt. Sie ward aber in der Regel noch zu Schmucksachen und häufig zu Schwertgriffen, jedoch nie zu Klingen verwendet.

Im Broncealter, ja sogar in der Eisenzeit bediente man sich noch verschiedener Waffenarten, so daß das bloße Vorhandensein von Steinwerkzeugen an sich noch kein genügender Beweis dafür ist, daß ein etwa vorliegender Fund dem Steinalter angehört. Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte die Bemerkung am Platze sein, daß sich die obige Eintheilung für jetzt nur auf Europa beschränkt, obgleich sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf die benachbarten asiatischen und afrikanischen Landstriche ausdehnen läßt. Was andere civilisirte Länder anbelangt, wie z. B. China und Japan, so wissen wir bis jetzt noch nichts von ihrer vorgeschichtlichen Archäologie. Doch ist es eine Thatsache, daß sich einige Nationen, wie die Feuerländer und Andamanen, jetzt oder noch vor Kurzem in einem Steinalter befanden. —

Wie man sieht, habe ich gerade die beschränkenden Bedingungen angegeben, deren Auslassungen der Herzog tadelt.

Ich möchte nun noch einige Gründe zur Bekräftigung meiner Ansicht hinzufügen. Es sind eine Menge Zeugnisse vorhanden,

die sämmtlich darthun, daß die durch eine Kreuzung verschiedener Varietäten hervorgebrachten Nachkommen wiederum den Typus repräsentiren, dem diese Varietäten entstammten. So weist Tegetmeier nach, daß „eine Kreuzung zweier nicht brütenden Varietäten „(des gemeinen Federviehs) fast ausnahmslos Mischlinge hervor„bringt, welche nicht allein brüten, sondern sogar mit großer Be„harrlichkeit auf ihren Eiern sitzen". Darwin beweist durch mehrere Fälle, daß solche Hybriden oder Bastarde besonders wild und störrig sind; bei dem Maulthier ist das bekanntlich auch der Fall.

Boitard und Corbié berichten, daß sie durch eine Mischung gewisser Taubenarten jedes Mal Junge erzielten, welche die Färbung der wilden Columba livia, der gemeinen Haustaube trügen. Darwin wiederholte das Experiment und fand die Aussage bestätigt.

Das Federvieh lieferte dieselben Resultate. Die ursprüngliche Species des zahmen Huhnes war von röthlicher Farbe, und doch kann man tausende von reinen schwarzen spanischen und reinen weißen Seidenhühnern züchten, ohne daß sich eine rothe Feder zeigt; trotzdem erhielt Darwin, sobald er sie kreuzte, Exemplare mit rothen Federn. Aehnliche Ergebnisse sind mit Enten, Kaninchen und dem Rinde erzielt. Maulthiere haben ebenfalls nicht selten gestreifte Beine.

Darwin prüfte diese Beobachtung in Bezug auf den Menschen. Er sah, daß sich die Mischlingsrassen in einem besonders gesunkenen Zustande befanden und ein wildes Temperament besaßen. „Vor vielen Jahren," sagt er, „noch ehe ich über diesen Gegen„stand nachgedacht hatte, bemerkte ich zu meiner großen Verwun„derung, daß in Südamerika die Menschen complicirter Abstam„mung von Negern, Indianern und Spaniern selten, — gleichviel „in welcher Lage sie sich befanden, — einen guten Ausdruck „hatten. Livingstone, und eine tadellosere Autorität giebt es wohl „kaum, spricht von einer am Zambesi wohnenden Mischlingsrasse, „welche nach Aussage der Portugiesen durch eine auffallende In„humanität sich auszeichnen. Er fügt dann hinzu: „es ist uner„„klärlich, warum eine Halbrasse, wie z. B. die ebengenannten, „„ungleich grausamer ist, als die Portugiesen; doch ist dies un„„zweifelhaft der Fall". — Ein Eingeborner sagte zu Livingstone: „Gott schuf weiße Menschen und schwarze Menschen, der Teufel „aber schuf die Halbrassen.

Wenn zwei Rassen, die beide auf einer niedrigen Stufe stehen, „sich kreuzen, so scheinen die Nachkommen ganz eminent schlecht zu „sein. So schildert der hochherzige Humboldt, der nicht im Ge- „ringsten das Vorurtheil hegte, welches jetzt in England so gang „und gäbe ist, in starken Ausdrücken die schlechte und wilde „Gemüthsart der Zambos oder Mischlingsrassen zwischen Negern „und Indianern, und zu diesem Schluß sind noch verschiedene „andere Forscher gelangt. Aus diesen Thatsachen können wir „vielleicht schließen, daß der herabgekommene Zustand so vieler „Mischlingsrassen einestheils die Folge eines Rückschlags auf den „primitiven und wilden Zustand ist, der durch den Act der Kreu- „zung herbeigeführt wurde, und andrerseits den ungünstigen „moralischen Einflüssen zuzuschreiben ist, denen sie meist ausge- „setzt sind."

Ich gestehe jedoch, daß ich nicht sicher bin, wie viel auf Grund der traurigen Verhältnisse zu setzen ist, in denen sich diese Halb- rassenmenschen befinden. Die Mischlingskinder der Hudsons-Bay- Compagnie-Beamten und der Indianerinnen schienen bei guter Behandlung und zweckmäßiger Pflege ein zuverlässiger, guterzogener Menschenschlag zu sein. [1])

Ferner möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf die zwischen Wilden und Kindern bestehende Gleichartigkeit des Charakters lenken. „Können die Abiponen," sagt Dobritzhoffer [2]), „eine „Sache nicht auf den ersten Blick ergründen, so werden sie bald „des Betrachtens müde und rufen „Oroquinam", das heißt: was „ist denn überhaupt dran? Die Guaranis ziehen, sobald sie stutzig „werden, ihre Augenbrauen in die Höhe und rufen „tupa ciquaa", „d. h. Gott weiß, was dahinter steckt! Weil sie so geringe Ueber- „legungskraft besitzen und so wenig Neigung haben, dieselbe „anzuspannen, so ist es nicht zu verwundern daß sie weder den „Willen noch die Fähigkeit haben, eine Schlußfolgerung zu „ziehen."

Richardson erzählt, daß man „die Dobrig-Indianer trotz des „hohen Lohnes, der ihrer an ihrem Bestimmungsorte erwartete, „nicht zur Beförderung der Briefe anstellen konnte. Ein unbedeu- „tendes Hinderniß, die Aussicht auf ein Mahl von Wildpret oder

[1]) Dunns' Oregon Territory, p. 147.
[2]) Hist. of the Abipones, vol. II, p. 59.

„der plötzliche Einfall, einen Freund zu besuchen, genügten, um „sie für unbestimmte Zeit aufzuhalten.[1]) Le Vaillant[2]) sagt von den Namaquanas, daß sie eben so neugierig wie Kinder seien.

Bourien[3]) schildert die auf den malayischen Inseln wohnenden wilden Stämme und versichert, „den Grundzug ihres Charakters bildet „ein wankelmüthiges, unzuverlässiges, ruheloses Temperament, ver„bunden mit einem feigen, scheuen, mißtrauischen Benehmen; sie „schienen stets zu denken, daß ihnen jede andere Stellung als die, „welche sie augenblicklich inne haben, besser behagen würde. Ihre „Handlungen gehen gleich denen der Kinder selten aus Ueberlegung „hervor; sie handeln nur in Folge momentaner Impulse". Die Thränen der Südsee-Insulaner fließen wie die der Kinder bei jedem geringfügigen Aerger, sind aber eben so schnell vergessen, wie vergossen.

Nach Morgan's Bericht pflegen die Kutschinindianer vom nordwestlichen Amerika „ihr Mißbehagen nicht nur, wenn sie sich „beleidigt glauben, sondern auch bei jedem körperlichen Schmerze „durch Schreien kund zu thun, und diese Angewohnheit haben die „Männer sowohl wie die Frauen, die Alten wie die Jungen". —

Capitän Cook erwähnt, daß Oberea, die Königin von Tahiti, und Tootatah, einer der vornehmsten Häuptlinge, mit zwei großen Puppen sich belustigt hätten.[4]) D'Urville sagt, daß ein neuseeländischer Häuptling, Namens Tauvarya, „wie ein Kind geschrien „habe, weil die Matrosen ihm seinen besten Mantel mit Mehl „bestäubten".[5]) Williams erzählt, daß „auf der Fidschi-Insel „nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer ihre Erregung „durch Schreien kund zu geben pflegen".[6]) Und Burton behauptet sogar, daß bei den Ostafrikanern der Mann häufiger weine, als die Frau.[7])

„Von Gelele bis zu Ruminaka von Karakwah haben alle „Negerkönige im westlichen Afrika eine überaus große Freude an „Kinderspielsachen, Guttaperchaköpfen, Arche Noah's und in der

[1]) Arctic Expedition, vol. II, p. 23.
[2]) Travels in Africa 1776, vol. III, p. 12.
[3]) Trans. Ethn. Soc. N.S., vol. III, p. 78.
[4]) Cook's first Voyage, p. 103.
[5]) Vol. II, p. 398. Siehe ferner Yaté's New-Zealand, p. 101.
[6]) Fiji and the Fijians, vol. II, p. 121.
[7]) Lake Regions, p. 332.

„That an Allem, was einem achtjährigen Kinde — denn ein solches „ist der Neger — wünschenswerth erscheint.“ — [1])

Allein die auffallende Aehnlichkeit zwischen einem Wilden und einem Kinde beschränkt sich nicht nur auf den Charakter im Allgemeinen, sondern äußert sich auch in vielen kleinen Zügen. Die den Kindern eigenthümliche Neigung der Silbenverdoppelung findet sich ebenfalls bei den Wilden. Die ersten tausend Worte in Richardson's englischem Dictionär enthalten bis zu der Vocabel „allege“ nur drei Verdoppelungen, nämlich: adscititions, adventitions und agitator und das letztere Wort kann man wohl kaum so nennen. Die in den wilden Sprachen so häufig vorkommenden Laute fehlen ganz, wie z. B. ahi ahi = Abend, ake ake = ewig, aki aki = Vogel, aniwaniwa = der Regenbogen, anga anga = Uebereinkunft, angi angi = an Bord, aro aro = vorn, aru aru = begehren, ati ati = ausfahren, ava ava = ein Thal oder awanga wanga = Hoffnung.

Die ersten tausend Worte in einem französischen Wörterbuch enthielten nur zwei Verdoppelungen, nämlich anana und assasin, und diese beiden Vocabeln sind ursprünglich einem tieferstehenden Volke entlehnt, und können genau genommen nicht als französische betrachtet werden.

Das Deutsche enthält ferner, — um der Abwechslung wegen die Buchstaben C und D zu nehmen, unter tausend Worten sechs Verdoppelungen; sie heißen Cacadu, Cacao, Cocon, Cocosbaum, Cocosnuß und dagegen, und sind mit Ausnahme des letzten sämmtlich Fremdworte.

Schließlich fand ich unter den ersten tausend griechischen Vocabeln nur zwei Mal eine Silbenwiederholung und eine derselben war das Wort ἀβαρβαρος.

Um einen Vergleich mit den eben gemachten Mittheilungen anstellen zu können, habe ich die Wortverzeichnisse von achtzehn Stämmen durchgesehen und das Ergebniß dieser Forschung auf der beifolgenden Tafel verzeichnet.

[1]) Burton's Dahome, vol. I, p. 326.

Sprachen.	Zahl der durchgesehenen Worte.	Zahl der Verdoppelungen.	Ihr Verhältniß zu tausend.	
Europa				
Englisch	1000	3	3	
Französisch	1000	2	2	beides Fremdworte
Deutsch	1000	6	6	fünf davon Fremdworte
Griechisch	1000	2	2	eins davon ist ἀβαρβαρος
Afrika				
Betschuana	188	7	37	Lichtenstein
Buschmänner. . . .	129	5	38	„
Namaqua (Hottentotten)	1000	75	75	H. Tinball
Mpongwe.	1264	70	60	Snowdon und Prall.
Fulup	204	28	137	Koelle
Mboson	267	27	100	„
Amerika				
Makah	1011	80	79	Smithsonian Contribution 1869
Darien-Indianer . .	184	13	70	Trans. Ethn. Soc., vol. IV.
Objibwa	283	21	74	Schoolcraft
Tupy (Brasilien) . .	1000	66	66	Gonsalvez Diaz
Negroiden				
Brumer Insel . . .	214	37	170	M'Gillivray
Redscar Bucht . . .	125	10	80	„
Louisiade	138	22	160	„
Eroob	513	23	45	Jukes
Lewis Murray Insel .	506	19	38	„
Australien				
Kowrarega	720	26	36	M'Gillivray
Polynesien				
Tonga	1000	166	166	Mariner
Neuseeland	1300	220	169	Dieffenbach

Zu den in diesem Verzeichniß angegebenen afrikanischen Sprachen benutzte ich folgende Quellen:

Zur Betschuanen- und Buschmann-Sprache Lichtenstein's Reisen in Südafrika,

zur Namaqua-Hottentotten-Sprache: Tindall's Grammar and Vocabulay of the Namaqua Hottentot,

zur Mpongwe-Sprache der Gabun: die in New-York erschienene Grammatik der Mpongwe-Sprache, herausgegeben von Snowden und Prall,

zur Fulup- und Mbofon-Sprache: Koelle's „Polyglotta Africana“.

Von den amerikanischen Sprachen entnahm ich:

den Makah-Dialekt Swan's Makah-Dialect (Smithsonian Contribution for 1869),

das Ojibwa-Vocabularium: Schoolcraft's „Indian Tribes“,

das Darien " The Ethnological Society's Transactions, vol. VI, N.S.,

das Tupy-Vocabularium: A Gonsalvez Dias's „Diccionaria da Lingua Tupy, chamada lingua geral dos indegenas do Brazil“.

Diesen Sprachen habe ich noch die auf der Brumer-Insel an der Redscar-Bay, zu Kowrarega und auf den Louisiaden gesprochenen, in M Gillivray's „Voyage of the Rattlesnake“ mitgetheilten Dialecte hinzugefügt. Das Wortverzeichniß der Erroob- und Lewis-Murray-Insulaner verdanke ich Jukes's „Voyage of the Fly“. Schließlich fand ich die Liste der Tonganischen Worte in Mariner's und die der Neuseeländischen in Dieffenbach's Werken. —

Daraus erhellt, daß die vier europäischen Sprachen in tausend Vocabeln durchschnittlich zwei Verdoppelungen enthalten, während die der Wilden von achtunddreißig bis zu hundertundsiebzig schwanken und also im Verhältniß eine Mehrzahl von zwanzig bis achtzig solcher Worte besitzen.

Im Polynesischen und Fidschi-Insulanischen sind sie besonders häufig; das letztere besitzt z. B. sehr viele Namen: wie Somosomo, Rakiraki, Raviravi, Lumaluma u. s. w. — Die am meisten auf Neuseeland gebrauchten Worte heißen: meremere, patoopatoo und kivikivi. Die Silbenverdopplung gilt übrigens allgemein für ein so charakteristisches Merkzeichen wilder Sprachen, daß in Folge dessen sogar der Ausdruck „barbarisch“ entstanden ist.

Die Liebhaberei für Schooß- oder Lieblingsthiere ist bei den Wilden sehr stark ausgebildet. Galton's Schrift über die „Domestication of animals“ [1]) liefert uns manches Beispiel davon.

Unter den unbedeutenderen Aehnlichkeiten muß der Gebrauch der Klapper hervorgehoben werden. Ursprünglich war sie ein geheiligtes, geheimnißvolles Instrument und es ist noch heute

[1]) Trans. Ethn. Soc., vol. III, p. 122.

bei einigen sibirischen Rothhäuten und brasilianischen [1]) Stämmen, während sie bei uns zum Kinderspielzeug herabgesunken ist. So erzählt z. B. Dobritzhoffer von einer Feier, welche die Abiponen zu einer bestimmten Jahreszeit zu Ehren der Plejaden hielten. Die Ceremonie bestand aus einem mit Musik, Tanz und Lobpreisungen der Sterne begleiteten Festschmaus; „in den „Pausen tanzte die das Fest leitende oberste Priesterin und ließ „dabei das Rasseln eines mit Fruchtkernen gefüllten Kürbisses „ertönen. Sie drehte sich auf dem einen Fuße erst rechts, dann „auf dem anderen links herum, ohne dabei auch nur im Geringsten „ihre Stellung zu ändern". [2]) Spix und Martius [3]) beschreiben einen Coroado-Brasilianer folgendermaßen: „In der Mitte der „Versammlung und dem Text am nächsten stand der Häuptling, „welcher wegen seiner Stärke, seiner Schlauheit und seines „Muthes eine gewisse Gewalt über sie erlangt und von Mar„lier den Titel Hauptmann erhalten hatte. In seiner rechten „Hand hielt er die Maraca, die vorher erwähnte Castagnette, die „sie Gringerina nennen. Er klapperte mit derselben und stampfte „dazu mit dem rechten Fuße". Die Congo-Neger hatten eine große Holzklapper, bei der sie zu schwören pflegten. [4]) Die Klapper ist überdies bei den nordamerikanischen Indianern von großer Bedeutung. [5]) Wenn Jemand erkrankt, so holt der Medicinmann seine geweihte Klapper und schüttelt sie über ihm. „Dies ist," sagt Prescott, „ihr Universalmittel gegen alle Erkrankungen." Catlin [6]) versichert ebenfalls, daß „die Klapper eine wichtige Rolle spiele". Einige Stämme haben eine geheiligte Trommel, die der Lappländischen sehr ähnlich ist. [7]) „Wenn ein Indianer leidend ist," erzählt Carver [8]), „so sitzt der Zauberer Tag und Nacht bei „ihm und läßt vor seinen Ohren das Geklapper einer ausgehöhlten, „mit getrockneten Bohnen gefüllten Kürbisschale, Chichiconé ge„nannt, ertönen."

---

[1]) Martius, Von dem Rechtszustande der Urbewohner Brasiliens, S. 34.
[2]) Dobritzhoffer, vol. II, p. 65. Siehe ferner p. 72.
[3]) Travels in Brazil. London 1824, vol. II. p. 234.
[4]) Astley Coll. of Voyages, vol. III, p. 233.
[5]) Prescott in Schoolcraft's Indian Tribes, vol. II, pp. 179, 180.
[6]) American Indians, vol. I, pp. 37, 40, 163 u. s. w.
[7]) Catlin, *loc. cit.*, p. 40.
[8]) Travels, p. 385.

Klemm [1]) bestätigt gleichfalls die hohe Bedeutung, welche die Klapper in ganz Amerika einnimmt, und Staab behauptet sogar, daß sie wie eine Gottheit angebetet werde. [2])

Schoolcraft [3]) hat eine Zeichnung von Oshkabaiwis, dem obersten Medicinmanne der Rothhäute, angefertigt. Derselbe hält eine Klapper in der Hand, es ist dies das gewöhnliche Zeichen seines Ansehns in der amerikanischen Bilderschrift. Ich entsinne mich keines Falles, wo Wilde die Klapper als ein Kinderspielzeug benutzten.

Das Würfeln mit kleinen Geldstücken ferner, welches früher eine heilige und feierliche Sitte war, um dem Schicksal ein Orakel abzulauschen, ist jetzt ein Spiel für Kinder.

Das Nämliche gilt von der Puppe, dem Bastard von einem Kinde und einem Fetisch. Dieselbe stellt die widersprechenden Eigenthümlichkeiten seiner Eltern zur Schau und wird den Erwachsenen vollständig unverständlich. Herr Tylor hat diese Behauptung mit mehreren Beispielen erläutert, und ich möchte daher diejenigen, welche sich für dies Thema interessiren, auf sein ausgezeichnetes Werk verweisen.

Mit dem Tanzen verhält es sich ebenso. Bei uns ist dasselbe eine bloße Belustigung. Den Wilden gilt es als eine wichtige und in einigen Fällen sogar religiöse Handlung. „Soll," sagt Robertson [4]), „eine Unterhandlung zwischen zwei Indianerstämmen „stattfinden, so nähern sich die Botschafter der einen Horde in „feierlichem Tanz und überreichen die Pfeife oder das Zeichen des „Friedens. Die Sachems des anderen Lagers erwiedern dies durch „eine ähnliche Ceremonie. Wird einem Feinde der Krieg erklärt, „so führen diese Wilden einen Tanz auf, der den Zorn, der sie „beseelt, und die Rachbegierde, die sie empfinden, ausdrückt. Wollen „sie den Grimm ihrer Götter besänftigen oder ihre Segnungen „preisen; freuen sie sich der Geburt eines Kindes oder betrauern „sie den Tod eines Freundes, so äußern sie ihre Gefühle ebenfalls durch Tänze, die der Situation entsprechen und ihre Em-

[1]) Culturgeschichte, Band II, S. 172.
[2]) Moeurs des Sauvages américains, vol. II, p. 297.
[3]) Indian Tribes, vol. III, pp. 490—492.
[4]) Robertson's America, vol. IV, p. 133.

„pfindungen wiedergeben. Erkrankt einer der Ihrigen, so gilt ein „Tanz für das zweckmäßigste Heilmittel, und ist er selbst zu „schwach, die Anstrengung einer solchen Bewegung zu ertragen, so „vollzieht sie der Arzt oder Beschwörer in seinem Namen und „meint, seine Regsamkeit werde ihre gute Wirkung auf seinen „Patienten nicht verfehlen."

Allein, wozu solche Beispiele häufen? Jeder, der sich mit diesem Gegenstande eingehend beschäftigt, wird die Richtigkeit meiner Behauptung bestätigen. Hierdurch erklärt sich auch die launenhafte Behandlung, welche so viele weiße Männer von wilden Herrschern erdulden mußten. Den einen Tag wurden sie gehätschelt, den andern gemißhandelt, heute mit Wohlthaten überschüttet und morgen mit Geringschätzung zurückgestoßen oder gar ermordet.

Die ungemeine, in den Anschauungen, der Sprache, den Gewohnheiten und der Gemüthsart sich äußernde Aehnlichkeit zwischen Kindern und Wilden ist, obgleich man sie allgemein zugegeben hat, gewöhnlich nur als eine beiläufige Bemerkung erwogen und in den meisten Fällen als ein wunderbares Spiel des Zufalls und nicht als eine wichtige Thatsache angesehn worden. Und doch besitzt diese Gleichartigkeit aus vielen Gründen ein hohes Interesse. Hätte man sie schärfer in's Auge gefaßt, so wäre von dem Tode des Capitän Cook bis zum Abyssinischen Kriege viel Unglück verhütet. Auch steht diese Frage im engsten Zusammenhange mit der vorliegenden Betrachtung.

Die Annahme, daß die Entwicklnng des Individuums eine Epitome der Entwicklung der Species ist, gewinnt immer mehr Boden bei den Naturforschern und wird uns, wenn sie erst vollständig durchgeführt ist, noch bedeutende Aufschlüsse liefern. Schon jetzt werden viele Thatsachen angeführt, welche die Wahrheit dieses Satzes zum wenigsten höchst wahrscheinlich machen. So zeigen z. B. Vögel derselben oder nah verwandter Gattung, welche sich in ausgewachsenem Zustande wesentlich in der Färbung unterscheiden, so lange sie jung sind, ein auffallend gleichartiges Ansehn. Junge Löwen und Pumas sind häufig gestreift und ein Wallfisch-Fötus besitzt Zähne. Leidy hat nachgewiesen, daß die Milchzähne des Genus Equus den Dauerzähnen des Anchitherium gleichen, während die Milchzähne des Anchitherium wiederum eine

Aehnlichkeit mit dem Zahnsystem des Meiychippus zeigen.[1]) Rütimeyer macht ebenfalls auf diese interessante Erscheinung aufmerksam und fügt hinzu, daß in gleicher Weise die Milchzähne des Equus caballus und noch mehr die des E. fossilis den Dauerzähnen des Hipparion ähneln.[2])

Agassiz hält es, wie Darwin, für ein Naturgesetz, daß die jungen Exemplare jeder Species und Gruppe älteren Formen der nämlichen Gruppe gleichen und Darwin[3]) selbst sagt, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, „daß Thiere zweier oder mehrerer „Gruppen, so sehr sich dieselben auch auf den ersten Blick wesentlich „von einander unterscheiden, doch derselben Urform entstammen und „daher nah verwandt sind, sobald sie ungemein gleichartige embryonische Stadien passiren." Auch Herbert Spencer sagt[4]): „Jedes „Wesen trägt in einer kurzen Spanne Zeit eine Reihe von Veränderungen zur Schau, welche, wenn sie auf eine unermeßlich „große Periode ausgedehnt und nicht in einer einzigen sondern in „mannigfaltigster Weise sich äußernd gedacht wird, uns einen vollkommen klaren Einblick in die organische Entwicklung im Ganzen „gewährt".

Man könnte vielleicht sagen, daß diese Schlußfolgerung die Annahme der Darwinianischen Hypothese bedinge; allein das wäre ein Irrthum. Diese Einwendung würde freilich berechtigt sein, wenn der Mensch verschiedenen Species angehörte; doch kann sie nicht wohl von Gelehrten aufgestellt werden, welche das ganze Menschengeschlecht von gemeinsamen Vorfahren ableiten und das wird in der That von Agassiz, Darwin's unnachgiebigstem Gegner, festgehalten. Von diesem Standpunkte betrachtet, gewinnt die zwischen Wilden und Kindern bestehende Gleichartigkeit für die vorliegende Frage eine hohe, fast entscheidende Bedeutung.

Der Herzog schließt seine Schrift mit der Aeußerung, „daß „sogar der auf der höchsten Stufe der Civilisation stehende Mensch „von seiner Höhe herabsinken, seine Erkenntnisse einbüßen und „seine Religion verlieren könne". Daß dies bei einzelnen Personen der Fall sein mag, will ich gern zugeben; daß es sich aber

---

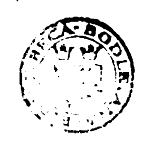
[1]) Proc. Acad. Not. Soc. Philadelphia 1858, p. 26.
[2]) Beiträge zur Kenntniß der fossilen Pferde. Basel 1863.
[3]) Origin of Species, 4. Edition, p. 532.
[4]) Principles of Biology, vol. I, p. 349.

auf das ganze Menschengeschlecht anwenden läßt, kann ich nicht glauben.[1]) Ungleich wahrer und edler erscheinen mir die Schlußworte eines offnen Briefes, den Lord Dunraven an die „Cambrian Archaeological Association" richtete und die folgendermaßen lauten: „Blicken wir rückwärts auf den ganzen Zeitraum, welcher „nach den Ergebnissen urgeschichtlicher Forschung die Geschichte „des Menschengeschlechtes umfaßt, so werden wir unwillkürlich zu „der Ueberzeugung gedrängt, daß das Ganze uns einen einzigen „großartigen Entwicklungsplan enthüllt, dessen Ziel, trotz einzelner „Zeiten des Verfalls, die stets wachsende Civilisation des Menschen „und die allmähliche Entfaltung seiner höheren Fähigkeiten, und „dessen Zweck die fortdauernde Offenbarung der Absichten, Macht, „Weisheit und Güte des allmächtigen Gottes ist".

Ich gestehe daher, daß ich mich, nachdem ich die Beweise des Herzogs von Argyll einer genauen und sorgfältigen Prüfung unterzogen habe, durch keine Gründe veranlaßt fühle, seine traurige Schlußbemerkung zu adoptiren, sondern bei der Ansicht beharre, daß die Geschichte des Menschengeschlechtes, im Ganzen genommen, ein Fortschreiten bekundet und wir in Folge dessen berechtigt sind, der Zukunft voll Hoffnung und Vertrauen entgegen zu gehen.

---

[1]) Der Herzog scheint anzunehmen, daß der erste Mensch, obgleich er in der Ausübung der mechanischen Künste unbewandert war, sittlich und geistig höher oder doch wenigstens eben so hoch stand als seine jetztlebenden Nachkommen, und es ist eigenthümlich, daß er sich trotz der Aufstellung einer solchen Ansicht für einen Vertreter der Orthodoxie hält. Adam wird uns im Gegentheil im ersten Buche Mose nicht nur als nackt und später nothdürftig mit Blättern bekleidet geschildert, sondern es wird uns auch erzählt, daß er nicht einmal im Stande war, der kleinsten Versuchung zu widerstehen, und eine sehr kindische, andromorphistische Vorstellung von Gott besaß. In der That beweisen diese drei Merkmale — seine Lebensweise, sein sittlicher Zustand und seine geistigen Begriffe, — daß Adam das Urbild eines Wilden war.



Anmerkungen.

Seite 62.

Die Stellung der australischen Frauen.[1])

„Fœminæ sese per totam pene vitam prostituunt. Apud plurimas „tribus juventutem utriusque sexus sine discrimine concumbere in usus „est. Si juvenis forte indigenorum cœtum quendam in castris manentem „adveniat, ubi quævis sit puella innupta, mos est, nocte veniente et cu„bantibus omnibus, illam ex loco exsurgere et juvenem accidentem cum „illo per noctem manere, unde in sedem propriam ante diem redit. Cui „fœmina sit, eam amicis libenter præbet; si in itinere sit, uxori in castris „manenti aliquis supplet illi vires. Advenis ex longinquo accidentibus „fœminas ad tempus dare hospitis esse boni judicatur. Viduis et fœminis „jam senescentibus sæpe in id traditis, quandoque etiam invitis et insciis „cognatis, adolescentes utuntur. Puellæ teneræ a decimo primum anno, „et pueri a decimo tertio vel quarto, inter se miscentur. Senioribus mos „est, si forte gentium plurium castra appropinquant, viros noctu hinc „inde transeuntes, uxoribus alienis uti et in sua castra ex utraque parte „mane redire.

„Temporibus quinetiam certis, machina quædam ex ligno ad formam „ovi facta, sacra et mystica, nam fœminas aspicere haud licitum, decem „plus minus uncias longa et circa quatuor lata, insculpta ac figuris di„versis ornata, et ultimam perforata partem ad longam (plerumque e „crinibus humanis textam) inserendam chordam cui nomen „Moo yum„karr", extra castra in gyrum versata, stridore magno et percusso ære

[1]) Eyre's Discoveries etc., vol. II, p. 320.

„facto, libertatem cœundi juventuti esse tum concessam omnibus indicat. „Parentes sæpe infantum, viri uxorum quæstum corporum faciunt. In „urbe Adelaide panis præmio parvi aut paucorum denariorum meretrices „fieri eas licenter cogunt. Facile potest intelligi, amorem inter nuptos „vix posse esse grandem, quum omnia quæ ad fœminas attinent, hominum „arbitrio ordinentur et tanta sexuum societati laxitas, et adolescentes „quibus ita multæ ardoris explendi dantur occasiones, haud magnopere „uxores, nisi ut servos, desideraturos."

Seite 78.

Die Adoption.

„Adjiciendum et hoc, quod post evectionem ad Deos, Juno, Jovis „suasu, filium sibi Herculem adoptavit, et omne deinceps tempus materna „ipsum benevolentia complexa fuerit. Illam adoptionem hoc modo fac- „tam perhibent: Juno lectum ingressa, Herculem corpori suo admotum, „ut verum imitaretur partum, subter vestes ad terram demisit. Quem in „hoc usque tempus adoptionis ritum barbari observant." [1])

Seite 102.

Eine Entschädigung für das Recht der Ehe.

Die Stelle im Augustin lautet:

„Sed quid hoc dicam, cum ibi sit et Priapus nimius masculus, super „cujus immanissimum et turpissimum fascinum sedere nova nupta jubeatur, „more honestissimo et religiosissimo matronarum." [2])

In seiner Beschreibung der babylonischen Sitten sagt Herodot: [3])

Ὁ δὲ δὴ αἴσχιστος τῶν νόμων ἐστὶ τοῖσι Βαβυλωνίοισι ὅδε· δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ Πολλαὶ δὲ καὶ οὐκ ἀξιεύμεναι ἀναμίσγεσθαι τῇσι ἄλλῃσι, οἷα πλούτῳ ὑπερφρονέουσαι, ἐπὶ ζευγέων ἐν καμάρῃσι ἐλάσασαι πρὸς τὸ ἱρὸν ἑστᾶσι·, θεραπηΐη δέ σφι ὄπισθεν ἕπεται πολλή αἱ δὲ πλεῦνες ποιεῦσι ὧδε ἐν τεμένεϊ Ἀφροδίτης κατέαται στέφανον περὶ τῇσι κεφαλῇσι ἔχουσαι θώμιγγος πολλαὶ γυναῖκες· αἱ μὲν γὰρ προσέρχονται, αἱ δὲ ἀπέρχονται· σχοινοτενέες δὲ διέξοδοι πάντα τρόπον ἔχουσι διὰ τῶν γυναικῶν, δι' ὧν οἱ ξεῖνοι διεξιόντες ἐκλέγονται ἔνθα ἐπεὰν ἵζηται γυνή, οὐ πρότερον ἀπαλλάσσεται ἐς τὰ οἰκία, ἤ τίς οἱ ξείνων ἀργύριον ἐμβαλὼν ἐς τὰ γούνατα μιχθῇ ἔξω τοῦ ἱροῦ· ἐμβαλόντα δὲ δεῖ εἰπεῖν τοσόνδε· Ἐπικαλέω τοι τὴν θεὸν Μύλιττα. Μύλιττα δὲ καλέουσι τὴν Ἀφροδίτην Ἀσσύριοι· τὸ δὲ ἀργύριον μέγαθός

[1]) Diodorus, IV, 39.
[2]) Civit. Dei, VI, 9.
[3]) Clio, I, 199.

ἐστι ὅσον ὦν· οὐ γὰρ μὴ ἀπώσηται· οὐ γάρ οἱ θέμις ἐστί· γίνεται γαρ ἱρον τοῦτο τὸ ἀργύριον· τῷ δὲ πρώτῳ ἐμβαλόντι ἕπεται, οὐδὲ ἀποδοκιμᾷ οὐδένα· ἐπεὰν δὲ μιχθῇ, ἀποσιωσαμένη τῇ θεῷ ἀπαλλάσσεται ἐς τὰ οἰκία, καὶ τὠπο τούτου οὐκ οὕτω μέγα τί οἱ δώσεις, ὥς μιν λάμψεαι. ὅσαι μέν νυν εἴδεός τε ἐπαμμέναι εἰσὶ καὶ μεγάθεος, ταχὺ ἀπαλλάσσονται· ὅσαι δὲ ἄμορφοι αὐτέων εἰσί, χρόνον πολλὸν προσμένουσι οὐ δυνάμεναι τὸν νόμον ἐκπλῆσαι· καὶ γὰρ τριέτεα καὶ τετραέτεα μετεξέτεραι χρόνον μένουσι. ἐνιαχῇ δὲ καὶ τῆς Κύπρου ἐστὶ παραπλήσιος τούτῳ νόμος.

Mela [1]) berichtet von den Auzilen, einem andern äthiopischen Stamme:

„Feminis solemne est, nocte, qua nubunt, omnium stupro patere, „qui cum munere advenirent: et tum, cum plurimis concubuisse, maximum „decus; in reliquum pudicitia insignis est.“

In seiner Schilderung der Nasamonen bemerkt Herodot:

πρῶτον δὲ γαμέοντος Νασαμῶνος ἀνδρὸς νόμος ἐστὶ τὴν νύμφην νυκτὶ τῇ πρώτῃ διὰ πάντων διεξελθεῖν τῶν δαιτυμόνων μισγομένην· τῶν δὲ ὡς ἕκαστός οἱ μιχθῇ, διδοῖ δῶρον, τὸ ἂν ἔχῃ φερόμενος ἐξ οἴκου. [2])

Diodor [3]) giebt uns einen sehr ähnlichen Bericht von den Balearischen Inseln.

Der Charakter der Helena.

Der Charakter und die Stellung der Helena sind, glaube ich, bis jetzt noch nicht richtig aufgefaßt. Ja, selbst Gladstone [4]), der treffend bemerkt: „Es wird „Niemandem, der sich aus dem Homer ein Urtheil über Helena bildet, auch nur „im Entferntesten in den Sinn kommen, sie als den Typus eines verworfenen „Frauencharakters hinzustellen“, hat ihr keine gerechte Beurtheilung zu Theil werden lassen. Fährt er doch folgendermaßen fort: „Als sie sich einmal der Sünde preis„gegeben hat, sieht sie sich gekettet von den eisernen Fesseln der Verhältnisse, aus „denen es kein Entrinnen giebt. Doch verschafft sie der Welt, in deren Augen „sie in sittlicher Beziehung so tief sank, wenigstens die Genugthuung, daß eine „verdammende Selbstanklage stets auf ihren Lippen schwebt, und daß sie nicht „den leisesten Versuch macht, die Last der Schande auf die Schultern ihres un„gleich schuldigeren Genossen zu wälzen. Ja noch mehr als das; in der ganzen „Heidenwelt finden wir kaum ein zweites Beispiel von einer selbsterniedrigenden, „selbstverleugnenden Demuth, welches in so hohem Grade den Eindruck christlicher „Reue hervorriefe“.

Andere Gelehrte empfanden die nämlichen Schwierigkeiten. Maclaurin z. B. sagt: „Das Ueberraschendste von Allem ist, daß die Trojaner sie nach dem Tode

[1]) Mela, I, 8.
[2]) Melpomene, IV, 172.
[3]) Diodorus, V, 18.
[4]) Juventus Mundi, p. 507.

„des Paris nicht ausliefern, sondern sie seinem Bruder Deiphobus anvermählen.
„In Betreff dieser Thatsache sagt Chrysostomus wohl nicht mit Unrecht, daß diese
„Handlungsweise völlig unvereinbar mit der Annahme sei, daß die Alten das
„Verhältniß zwischen ihr und Paris für ein verbrecherisches gehalten hätten".

Wir müssen Helena jedoch nach den Anschauungen ihrer Zeit beurtheilen, und ich habe bereits eingehend darauf hingewiesen, daß auf den niederen Culturstufen die Ehe durch Raub eine allgemein anerkannte Sitte war. Hier scheint mir ein solcher Fall vorzuliegen. Bekanntlich wird sie in der Iliade stets die Gattin des Paris genannt. Sie selbst sagt:

„Wäre ich wenigstens doch die Gattin des besseren Mannes" [1])

und ferner:

„Ach mein Gemahl ist jetzo der göttliche Held Alexandros." [2])

Paris selbst sagt von ihr:

„Doch nun hat mich die Gattin mit freundlichen Worten beredet,
Auszugehn in die Schlacht, u. s. w." [3])

Auch Hektor, der so geringschätzend von Paris denkt, und ihm so häufig bittre Vorwürfe macht, betrachtet ihn als verheirathet.

„Paris, nur Held an Gestalt, weibsüchtiger, schlauer Verführer,
„Wärest du nie doch geboren, das wünscht' ich dir, oder gestorben
„Ohne vermählt zu sein [4]) . . . . . .

Helena behandelt er mit verwandschaftlicher Freundlichkeit; im sechsten Gesang sagt er z. B.:

Helena, heiße mich nicht so freundlich sitzen; ich darf nicht,
Denn schon bringt mir das Herz mit Heftigkeit, daß ich den Troern
Helfe, die sehnsuchtsvoll nach mir Abwesenden umschaun.
Aber du muntre den Gatten hier auf, auch treib' er sich selber;
Daß er noch in den Mauern der Stadt mich wieder erreiche. [5])

Selbst der greise Priamus, ob er gleich tief bekümmert ist wegen des verhängnißvollen Krieges, beeifert sich ihr auszusprechen, daß er ihr keine Schuld beimesse:

„Komm doch näher heran, mein Töchterchen, setze Dich zu mir;
Daß du schaust den ersten Gemahl und die Freund' und Verwandten!
Du nicht trägst mir die Schuld; deß sind die Unsterblichen schuldig. [6])

---

[1]) Sechster Gesang, V. 350.
[2]) Vierundzwanzigster Gesang, V. 762.
[3]) Sechster Gesang, V. 37.
[4]) Dritter Gesang, V. 39.
[5]) Sechster Gesang, V. 360.
[6]) Dritter Gesang, V. 163.

Diese Beispiele sind keine Ausnahmen. Im Gegentheil, lautet doch Helena's tiefergreifende Wehklage an Hektor's Leiche [1]):

„Hektor, o Trautester du, mir geliebt vor des Mannes Gebrüdern!
Ach mein Gemahl ist jetzo der göttliche Held Alexandros,
Der mich gen Troja geführt! O, wär' ich zuvor doch gestorben!
Denn mir entflohn seitdem schon zwanzig Jahre des Lebens,
Seit von dannen ich ging, die heimischen Fluren verlassend;
Doch nie hört' ich von dir nur ein Wort im Bösen, noch Unglimpf.
Ja, wenn ein Andrer im Hause mich anfuhr unter den Brüdern
Oder Geschwistern des Manns und stattlichen Frauen der Schwäher,
Oder die Schwäherin auch, denn der Schwäger ist mild wie ein Vater;
Immer besänftigtest du, und redetest immer zum Guten,
Durch dein freundliches Herz und Deine freundlichen Worte.
Drum beweine ich mit dir mich Elende, herzlich bekümmert!
Denn kein Andrer nun in Troja's weitem Gefilde
Ist mir Tröster und Freund; sie wenden sich alle mit Abscheu!
Also sprach sie weinend und mit ihr weinte die Menge."

Selbst in jener gramerfüllten Stunde erregte sie das Mitleid und nicht die Verachtung des Volkes. Allerdings überhäuft sie sich selbst mit Vorwürfen; doch offenbar nicht wegen ihrer Ehe mit Paris, sondern wegen des Unglücks, das sie über die Trojaner gebracht hat.

Ich verweile absichtlich bei diesen Betrachtungen, denn wenn wir uns nicht die Thatsache vergegenwärtigen, daß die Ehe durch Raub eine rechtsgültig anerkannte Art der Vermählung war, die nach den Begriffen der damaligen Zeit den betreffenden Personen und am allerwenigsten dem weiblichen Theil Schande brachte, so können wir meines Erachtens, den Charakter der Helena nicht richtig auffassen, ja die Iliade selbst bleibt uns dann unverständlich. War Helena eine treubrüchige Frau, ein ausgestoßenes, schuldbeladenes Weib, dann sind die Ausdrücke, in welchen Homer sie uns schildert, zum mindesten unangebracht. Er würde dann das Laster gut geheißen haben, weil es mit dem Gewande der Schönheit umhüllt war.

Seite 302.

Anmerkung des Uebersetzers.

Der Psalm wird übrigens in der Ueberschrift als ein Psalm Assaph's, nicht David's bezeichnet. Wie ich höre, setzt die deutsche geschichtliche Forschung seine Abfassung in weit spätere Zeit. Ewald geht bis zur Zeit Königs Josia herab. Hitzig hat mit sehr scharfsinnigen Gründen behauptet, daß er während des babylonischen Exils abgefaßt sei.

---

[1]) Vierundzwanzigster Gesang, V. 760.

Seite 344.

Die große Menge der in Australien herrschenden Gesetze.

Im ersten Augenblick scheint es uns auffallend, daß eine so tiefstehende Rasse, wie die australische, derartige bindende Gesetze und anscheinend verwickelte Gebote besitzt. Bei näherer Betrachtung erkennen wir jedoch, daß dieselben nur Sitten sind, denen ein hohes Alter allmählich Gesetzeskraft verliehen hat; und es ist einleuchtend, daß wir bei einer Rasse, welche geraume Zeit hindurch stationär blieb, stets Sitten finden müssen, welche in dieser Weise durch ihr Alter in einen gleichsam krystallisirten Zustand versetzt wurden.

Sachregister.

A.

D.

G.

H.

J.

J.

K.

L.

M.

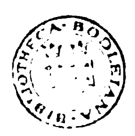
N.

S.

U.

V.

W.



Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.